





Otto Julius Bierbaum / Gesammelte Werke
in zehn Bänden herausgegeben von
Michael Georg Conrad und
Hans Brandenburg
Dritter Band



Otto Julius Bierbaum
Gesammelte Werke

Dritter Band

1 9 2 1

München bei Georg Müller

Otto Julius Bierbaum

Studenten-, Künstler- und Märchengeschichten

O. J. B.

1 9 2 1

München bei Georg Müller

Inhalt

Studentenbeichten 1
Josephine 3
Der Negerkomiker 42
Selbstzucht 60
To-lu-to-lo oder Wie Emil Türke wurde 74
Leberecht der Gestrenge 102
Zwei Äpfel 128
Die falsche Kindbetterin 138
Kaktus 153
Die Schlangendame 181
Das schöne Mädchen von Pao 255
Zäpfel Kerns Abenteuer 397

Studentenbeichten

Josephine

Briefe eines Studenten aus der Festung

I

Mein lieber philologischer Max!

Du willst also durchaus aufs genaueste wissen, wieso, warum und weshalb ich dazu kam, meine juristischen Studien in eine unerlaubte Praxis zu übersetzen, indem ich mein platonisches Verhältnis zum Strafgesetzbuch durch intimere Verbindung mit dem § 205 in eine unstatthafte persönliche Vertraulichkeit verwandelte. Gut, — da ich in Deinem Herzen nicht bloß das zweifelhafte Interesse als „Duellheld" habe, so sollst Du die ganze, herrliche Geschichte in langen Briefen erzählt bekommen. Hol mich der Teufel, — ich habe hier oben überflüssig viel Zeit dazu, denn unausgesetzt juristische Materien zu traktieren und mich während meiner unfreiwilligen passivstrafrechtlichen Praxis zugleich allstündlich in ledernen Theorien zu bewegen, das, weißt Du, bin ich nicht imstande. Ich habe zwar noch Genossen hier oben und zwar zwei Stück, die denselben Paragraphen wie ich ihr Hiersein verdanken, — von denen ist aber der eine trübsinnig und zerknirscht, wie ein Sekundaner, der wegen mangelhafter Ciceropräparation im Karzer sitzt, während der andere vor Heldenstolz über seine stramme Tat in Bälde größenwahnsinnig werden wird. Nur beim Skat, den wir dreie zuweilen spielen (natürlich!), steigt der erstere aus der Tiefe seines Jammers in die Höhe, der andere vom Piedestal seiner Tapferstrammigkeit herab. Aber Du weißt, daß die studentische Hauptbeschäftigung des Skatdreschens niemals zu meinen Lieblingsunterhaltungen gehört hat, und Du wirst demnach verstehen, daß ich nicht immer gern bereit bin, diesen beiden gegensätzlichen Herren als dritter Mann zu zeitweiliger Vermenschlichung zu ver-

helfen. Ich greife deshalb mit Vergnügen zu dem anderen Mittel, mir die Zeit schnellflüssiger zu machen, und ich gedenke so, Deinem Wunsche gemäß, Dir alle die Vorgänge und Vorvorgänge, die mich hierherbrachten, erzählerisch ausgesponnen so nach und nach als leichte Zwischenspeise zu Deinen philologischen Leibesgenüssen zu servieren. Wenn Du genug Demosthenes geschluckt und Dich hinlänglich an den feineren Zulagen kritischer Partikelbetrachtungen gesättigt hast, wird es Dir vielleicht angenehm sein, ein paar Bissen von diesem weder besonders pikanten, noch auch ganz gewöhnlichen Gerichte zu genießen. Du darfst freilich nicht verlangen, daß ich immer bei der Stange bleibe! Ich erzähle keine raffiniert ausgeklügelte Geschichte mit atemhemmenden Spannungen und kunstreich zurechtgemachten Entwicklungen, sondern ich möchte Dir einfach ein Stück aus dem Leben eines deutschen Studenten der heutigen Zeit geben, der, ohne in dem gewöhnlichen studentischen Leben aufzugehen, in fatale Berührung mit ihm kam und so aus eigenem Mittun kennen lernte, was er sonst nur beobachtete. Du weißt ja, daß mich dieses heutige akademische Leben nicht befriedigt. Ich kam auf die Hochschule mit einem fertigen Ideal, das ungefähr auf die vierziger, fünfziger Jahre paßte, und das sich nach einigem Bekanntwerden mit der Wirklichkeit beinahe in Ekel verwandelte. Aber während Du, von ähnlichen Gedanken beeinflußt, es verstandest, Dich einfach hinter Deinen Bücherwall zurückzuziehen, um möglichst bald das stud. phil. von Deiner Visitenkarte verbannen zu können, trieb mich ein mir innewohnender Genußdrang, immer dabei vermischt mit Widerwillen, ins Leben hinein. Zersplittert, kurz und gut, — so wie es vielen akademischen Bürgern geht, deren Idealismus sich an der Tatsächlichkeit zerreibt, weil ihr Wesenskern nicht kräftig genug ist, das Vakuum zwischen Idealität und Realität mit einer vernünftigen Mischung von beiden auszufüllen. Ach was! Laß mich erzählen, klar und wahr, dieses höchst

persönliche Drama, dessen Held und Narr ich in einer Person bin. Es macht mir ein grausames Vergnügen. — — Das Schwierigste bei einer Erzählung scheint mir wahrhaftig der Anfang zu sein. Denn dieser längliche Gedankenstrich da bedeutet für mich eigentlich eine halbe Stunde unaufhörlichen Hin- und Herwandelns in meinem Käfig, wobei ich den Federhalter wie eine Miniaturbalancierstange auf- und abschwenkte, bald auch tiefsinnig zum Fenster hinaus auf den Fluß hinabblickte, während alle Teile meiner Geschichte in kleinen Stücken wie Fetzen durchs Gehirn wehten. Eine ganz niederträchtige Situation. Ich veränderte sie und setzte mich an den Tisch, tauchte die Feder ein und verzierte den Gedankenstrich mit allerhand Arabesken, bis er aussah wie eine Pistole mit zwanzig Drückern und Visieren, was mich dermaßen ärgerte, daß ich ihm die Form eines dicken Ovals gab, — was Du nun wohl jetzt für einen Klex halten wirst.

Diese Erzählung vom Gedankenstrich ist natürlich wieder bloße Verlegenheit. Nein, so gehts nicht weiter. Die ganze Fatalität rührt daher, weil mich die gewöhnlichen Romananfänge geradezu nervös machen, und ich mir einbilde, ich müsse notgedrungen etwas ganz Neues in diesem Genre erfinden. Unsinn! Also: Kannst Du Dich auf meinen letzten Brief vor dieser Affäre erinnern, in dem ich Dir in den überschwenglichsten Tönen erzählte, daß ich mich verliebt hätte? Aber Du kannst es natürlich nicht, denn solcherlei Epistein sind leider nichts Seltenes bei mir gewesen. So will ich Dir denn die Sache des genaueren mitteilen. Ich ersuche Dich aber, diesen Teil meiner Geschichte mit besonderer Andacht zu lesen, wofür ich verspreche, keinerlei Sprünge ins Gebiet der Lyrik zu machen, d. h. in keinem Falle den rhythmischen Teil meines Tagebuchs aus jener Zeit auszubeuten. — Ehe ich meinen Aufenthaltsort gezwungenermaßen hierher verlegte, wohnte ich in Moabit, Berlin NW., etwa vierzig Minuten von der Universität entfernt.

Der Weg, den ich zur Universität zu machen hatte, führte mich teilweise durch eine Partie des Tiergartens und dann über den Königsplatz weg an der Siegessäule vorbei. Das war ein prächtiger Weg. Dieses heitere Grün rechts und links, Vogelsingen in der Frühe, die frische, reine Morgenluft —, mein Gang war ein beständiges inneres Fabulieren mit all den schönen Dingen. Kam dazu, daß um dieselbe Zeit, die mich ins Kolleg rief, auch die Geschäfte in der Stadt sich öffneten, und daß sich also ein dichter Strom von allerlei Berufsleuten mit mir zugleich aus der Vorstadt in das Zentrum ergoß. Naturgemäß interessierte ich mich mehr für den weiblichen Teil dieser Geschäftswanderer. Welche Fülle, geliebter Philologe, und welche Nuancen! Fabrikmädchen in abgeschabten Regenmänteln, die auf plump und primitiv erzeugten Turnüren hinten höckerartig nach oben bogen, mit den magerbleichen Gesichtern des Elends und der Verlebtheit, Nähterinnen, kümmerlich aber zierlicher gekleidet, zur Unterscheidung von jenen mit bedeckten Köpfen und weniger unkultivierten Ponylocken, Konfektioneusen und Verkäuferinnen in allen Schattierungen dieser Klasse. Anfangs machte mir es Spaß, diese Schattierungen in ein System zu bringen, dessen Gesichtspunkte gewisse durchschnittlich immer wiederkehrende Garderobenmerkmale waren, aber bald war all das Geschwemme dieses Riesenstromes der Arbeit unsichtbar für mich durch die eine, die ich auf den verschwiegenen Seiten meines Tagebuchs dessen einsame, fortgetriebene Perle nannte. Sie trug nicht die gebräuchliche Konfektioneusenuniform von mittelloser Eleganz und ausgestopfter Pikanterie; anmutig-geschmackvoll, war sie einfach, aber nicht ärmlich gekleidet; nichts Imitiertes, Gleißendes war an ihr; nett war sie, nett bis in die Spitzen ihrer zierlichen Stiefeletten und bis auf die zierlichen Enden ihres schwarzen Schleiers. Mensch, und was für Augen guckten durch die Maschen dieses Gewebes, was für Lippen lachten darunter her-

vor! Welch feines, kleines neckisches Kinn, welch entzückende Rundung des ganzen frischen Gesichtchens —, ach, es ist mir unmöglich, Dir das zu schildern, ich möchte Dich nur anstecken mit der stürmischen, jubelnden Erregtheit, die mich damals ergriff, und die mich noch heute ihr Photogramm, das Stückchen Pappe, auf das die Sonne ihr Gesicht noch lange nicht schön genug gemalt hat, erfassen und mit quillender Rührung küssen läßt. — Halt! Ich störe Deine Andacht und falle aus dem Epos in die Lyrik, — das soll nicht erlaubt sein, sagte unser Konrektor. — Laß Gnade walten und lies weiter. —

Ich bin wohl eine Woche lang ihren Tritten gefolgt wie ein Hund, der bald vor, bald hinterher laufend seinen Herrn umkreist; ich entdeckte das Geschäft, in das sie ging, und machte bald die weitere Entdeckung, daß sie die etwas blöden Dokumente meiner Verehrung nicht schlecht aufnahm. Sie wandte hin und wieder ihren kleinen Kopf in einer zierlichen Achtelwendung nach hinten, wenn ich vorzog, sie vor mir hergehen zu lassen, und sie sah mir auch bald gerade und klar ins Gesicht, wenn ich vor ihr gehend diplomatisch meinen Gang verlangsamte, um sie von der Seite zu bekommen. Nach hiesigen studentischen Anschauungen betrachtet man so etwas als Zeichen zu erwünschter Annäherung, und ich konnte also, ohne mich zu den professionellen Weiberfängern zu rechnen, die mir ein Greuel sind, wenigstens die Vorbereitungen zum Angriff treffen, d. h. ich begann mit mir ernstlich zu Rate zu gehen, auf welche Weise ich mich der holden Person nähern sollte, die ich in lyrischen Ergüssen natürlich längst duzte, küßte, umarmte usw. Denn es hat nie in meiner Art gelegen, nach Goethes Rezept den Weibern keck entgegen zu gehen —, ich bin liebesfeige bis zur Blödigkeit. Waren das Erwägungen! Welch zierliche Phrasen der Annäherung habe ich zuweilen mühsam gedrechselt, während ich im Kolleg saß und Pandekten hören sollte,

wie habe ich mir die Örtlichkeit unseres ersten Zusammenstoßes strategisch genau überlegt, und wie albern bin ich mir bei alledem beständig vorgekommen. Nichtsdestoweniger war meine Seele wie von einem ganz unerklärlichen, sagen wir: himmlischen Fluidum erfüllt, das in manchen Augenblicken zum Gehirn aufzuwallen schien und mich so selig-heiter machte, daß meine Wirtin sich nicht genug über meine Liebenswürdigkeit wundern konnte. Bunt, wie im „Titan" Jean Pauls sahs in meinem Herzen aus, phantastisch und überschwenglich, voller Frühlingswinde, Rosenlauben, Jasmindüfte und Vogelsang — just wie in einem recht schlechten Gedichte von der säuselnden Observanz. Aber bei all der rosig-nebelhaften Verworrenheit, wie ist sie doch köstlich diese närrische Zeit idealisierenden Liebesträumens, in dem die reale Heldin all der Herzensüberschwenglichkeiten umkleidet wird mit der ganzen Fülle fraulicher Hoheit, Reinheit, Schönheit, Güte und Liebe, die nur jemals eines alten und neuen Dichters Kunst uns lebendig machte.

Tu mir den Gefallen und lache darüber nicht. Diese Jugendeselei scheint mir zu ihrer Zeit doch ungefähr das Beste zu sein von alledem, was die Menschen Glück nennen. Nur die Pöbelmenschheit macht sich darüber lustig; denn gemeine Seelen vermögen sie nicht zu verstehen. Doch wird sie auch oft geheuchelt, weil man ahnt, daß sie ein Zeichen guten Menschentums sei. — Dieser Traumzustand dauerte drei Wochen. Meine Begeisterung ging in Siedehitze über, aber mein Ideal begann es bereits augenscheinlich zu langweilen, von mir platonisch umschwärmt zu werden, wie die Erde vom keuschen, romantischen Mond, und unser Freund Schilde, der medizinische Zyniker, dem ich mein Herzeleid klagte, erklärte mir sehr bündig, daß ich ein ausgewachsenes Kamel wäre, wenn ich nicht binnen vierundzwanzig Stunden „ran ginge". — Mut! Mut! Oh, es war keine leichte Sache! Aber ein schöner Morgen

kam; — die Sonne glänzte auf der goldenen Viktoria der Siegessäule flimmernd in hellster Pracht, fröhliche Frische lag auf all dem traurigen Grün, klar und wolkenlos prangte der Frühlingshimmel über dem Ganzen. (Siehst Du wohl, da hast Du den Romananfang.) Diese Frische und Klarheit allüberall drang mir in die Seele wie ein reinigender Hauch des Mutes. Wie Schlacken fiel es vom Herzen, ein freudiges Kraftgefühl erfüllte und belebte den Körper. Mutter Natur, die ehrwürdige, große Gottheit der freien und mutigen Herzen, war mir Bundesgenossin geworden, der Sonnenstrahl da vom Himmel, das war der Speer der Pallas über dem Haupte Achills, und siehe da, der schritt aus wie ein Held und war guter Dinge (nimm mir den hohen Ton nicht übel, damals klangs so in meinem Innern): „heute erfüllt sichs" war die laute Parole meines Herzens. Da kam sie. Gott, wie war sie schön. Sie war zum ersten Male frühlingshaft gekleidet, und ich sah nun, was mir der Mantel teilweise verhüllt hatte, noch mehr: ihre überaus elastische, reizende Figur. So recht jungfräulich kräftig erschien mir ihre zierliche Büste in der Umhüllung des hellgrauen, flotten Frühlingsjacketts, und ihr frisch gesundes Gesicht sah ich zum erstenmal ohne Schleier. O Du Schriftgelehrter, packe alle Deine Reminiszenzen schöner, junger Weiblichkeit aus dem alten Hellas und Rom und was sonst zusammen und kristallisiere Dir aus ihnen ein möglichst vollkommenes Bild (an Nausikaa darfst Du vorzüglich denken), versuche aber, soweit es in Deinen Archäologenkräften steht, das Bild recht modern zu machen, und vergiß nicht, das Ganze Dir bekrönt zu denken von einem breiten, weißen Strohhut, auf dem sich rote Rosen in zartem Blättergrün emporranken — dann hast Du ungefähr eine Ahnung von der Lieblichkeit, die auf mich zuschritt. Und ich, der Held im Schutze der sonnigen Mutter Natur, wahrlich, ich war wie auf Flügeln, wie mit einer unbegreiflichen Kraft erfüllt; — ich kann es mir

nicht erklären, ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich befand mich plötzlich neben ihr. Doch da verließ mich meine Schutzgöttin, die bekanntlich darauf hält, daß ihre Kinder mit eigenen Kräften tüchtig wirtschaften. Ach, ich wirtschaftete sehr verkehrt; verwünscht banales Zeug stotterte ich heraus, weiß selber nicht mehr was, war überhaupt ganz unbewußt dessen, was ich tat. Zwei Mädchen, die vor uns hergingen, wandten sich plötzlich um, stießen sich an und lachten laut auf. Ich hätte ihnen den Rücken eintreten können, aber ihr höhnisches Lachen brachte mich etwas zur Vernunft, d. h. ich begann jetzt etwas bewußter Entschuldigungsbitten zu stammeln und feierlich zu erklären, daß ich mich augenblicks entfernen würde, falls meine Begleitung unlieb, meine Bitte darum also verfehlt sei. Sie schwieg — eine ganze peinliche Minute lang, die mir vorkam, wie ein ganzes Kolleg über Logik, endlos, unergründlich, gähnend — endlich tat sie ihren kleinen Mund auf und sprach. Jetzt aber, Mensch, Freund, Bester, Liebster, jetzt pack ich Dich bei den Schultern, sehe Dir ins Auge, schüttle Dich und umarme Dich, ja, ich möchte mich mit Dir prügeln in Erinnerung dessen, was diese Worte in mir erregten. O wunderbare Macht einer leisen, aber vollen Frauenstimme, deren gleichgültigste Worte selbst direkt aus dem Herzen zu kommen scheinen, und die wiederum so warm ins Herz tönt, daß man die Augen schließen möchte, um den Zauber voller zu empfinden. Was sie mir sagte? Eigentlich sehr banale Dinge, aber damals Musik für mein Ohr, eine ganze Symphonie für mein Herz: „sie nehme es mir nicht übel, sie angesprochen zu haben, aber ich müßte ihr verzeihen, daß sie anfangs geschwiegen, denn es sei schwer, eine Antwort auf derartige Anreden zu finden, die nicht immer aus achtenswerten Gründen an ein Mädchen gerichtet würden, das zur Stadt ins Geschäft geht". Jetzt begann ich zu reden, wie zehn Demosthenesse auf einmal. Mein Herz explodierte und warf vorderhand eine Unmasse

ähnliche Bemerkungen aus, denen sie mit einem entzückenden Zuge der Aufmerksamkeit folgte. So ging ich mit ihr bis zur Ecke der Friedrichstraße, wo sie mich bat, sie ihren Weg allein fortsetzen zu lassen. Wir verabschiedeten uns, sahen uns, sooft es möglich war, noch gegenseitig um, und ich legte es als herrlichen Beweis gegenseitiger Sympathiekraft aus, daß sich unsere Köpfe just immer zur selben Zeit drehten. — Zwei Stunden Pandekten darauf, während deren ich mein Heft mit unzähligen J verzierte, was sich neben den Offenbarungen des „Interdictum uti possidetis" außerordentlich sinnig ausnahm und woraus Du erkennen magst, daß sie Josephine hieß. — Mit dieser Errungenschaft schließe ich diesen Brief. Du kennst jetzt nicht bloß den Helden meiner Geschichte in seinem genauen Zustande zu Beginne derselben, sondern auch den Vornamen der Heldin. Das ist ein Fortschritt, mit dem ich sehr zufrieden bin, und ich schließe mit dem Bewußtsein, endlich meine Pflicht getan zu haben. Dein Richard.

Nachschrift. Wie ich den Brief überlese, bemerke ich, daß ich vergaß, Dir die Farbe ihrer Haare zu schildern. Das muß nachgeholt werden; denn sie hatte so schöne kastanienbraune, wie ich sie sonst noch nie gesehen. In der Sonne schillerten sie ganz hell, fast wie blonde. Ihre Augen waren braun. Ein eigen tiefer Glanz leuchtete daraus. Denke ich an sie, so schimmern mir fast leibhaftig die dunklen, braunen, lachenden und doch zuweilen so innig ernsten Sterne vor Augen.

II

Hier, mein geduldiger und lieber Max, hast Du den zweiten Brief und das zweite Kapitel. Ob die Einteilung aus „künstlerischen" Gründen geschehen, überlasse ich Deiner philologisch geschulten Kritik. Machs gnädig! Denn wahrlich, ich schreibe unter

erschwerenden Umständen: mein melancholischer Festungsgenosse hat mir eben sechs Gedichte vorgelesen. „Elegien" nennt er sie, und er will darin die Seelenqualen des nagenden Gewissens schildern, mit denen er behaftet zu sein vorgibt, seitdem er einen Gardeleutnant beinahe totgeschossen. Davon ist aber in diesen Gedichten nicht im entferntesten die Rede, denn sie haben überhaupt keinen Inhalt. Man meint, das ganze Herzeleid sei eine metrische Übung, wie sie auf den Gymnasien Mode. Und dabei ist der „Dichter" ein hochaufgeschossener Bengel, der achtmal auf Schläger und zweimal auf Säbel „los" war und nun als Kampfzeichen eine Art eigenen Skalpes mit sich herumträgt, nämlich jenes bekannte Renommistenfell, ein Gesicht, das aussieht, als ob er mit ihm eine ganze Nacht auf einem Rohrstuhl gelegen und so jene unzähligen Riefen davongetragen, von dem seine ganze „Quartseite" durchkreuzt ist. Es ist wunderbar zu sehen und zu hören, wenn von diesen zerhackten Lippen sentimentalische Seufzerverse kommen. Aber ich will Nutzen aus diesen gereimten Reumütigkeiten ziehen und mir den Lyriker à la tartare zum warnenden Beispiel nehmen für meine Erzählung. Ich brauche ja nicht unwahr zu werden, um traurige Dinge zu sagen —: die kommen ganz von selber.

Von dem Tage an, der den Knalleffekt des ersten Briefes bildete, gingen Josephine und ich stets gemeinsam zur Stadt, aber wir verlängerten unser Zusammensein dadurch, daß wir uns nicht erst an der Siegessäule, sondern bereits im Tiergarten selbst, am Schloß Bellevue trafen. Herrliche Gänge. Beide voll frischen Morgengefühls, umhaucht von fröhlicher Frühkühle, in des Tages Tretmühle noch nicht abgemüdet, ohne viel lästiges Bummelvolk um uns herum — so schritten wir stets guter Dinge und immer mit weiteren Umwegen zur Stadt. Mir tat sich ein Himmel auf, muß ich sagen, trotz der abgegriffenen Außenseite dieses Wortes. Wenn sie mir von ihrer rheinischen Heimat erzählte und davon

sprach, was für ein Wildfang sie in ganz jungen Jahren gewesen sei, wenn sie mir Szenen aus ihrem Verkäuferinnentagewerk zum besten gab und mutwilligen Spott über die Ritter mit den Schnabelschuhen beimengte, die mit großer Konsequenz Krawatten bei ihr kauften, wenn im lebhaften Gespräch ihre Wangen sich röteten und ihre lieben Augen so schelmisch und doch so herzensgütig lachten, dann drängte es in mir mit gewaltigem Wehen, und ich hätte sie auf der Stelle in die Arme schließen, in die Höhe heben, küssen, küssen mögen bis zum eigenen Vergehen. Aber sie bewahrte bei alledem eine gewisse, nicht kalte, aber schüchterne oder furchtsame Zurückhaltung, und ihre Hand ruhte regungslos kühl in der meinen, wenn wir uns begrüßten oder verabschiedeten. Auch ich selbst vermochte in Worten ihr nicht zu sagen, was in mir vorging. Solange die Worte nicht ungerufen ungezügelt auf die Lippen schießen, und solange ich mir die Redewendungen noch überlegen muß, in denen ich von diesen schwellenden Herzenskräften reden soll, solange, glaube ich, sind bei mir die Worte noch tönendes Erz und klingende Schelle, und eine „Liebeserklärung" wäre schlaue Lüge. Daher überließ ich mich zumeist dem Zauber ihres Mundes, und wenn ich sprach, so waren es Worte gleichgültiger Art. So wurden wir einander freund in langsamer Entwicklung. Es kommt mir jetzt vor, wie wenn wir uns langsam in ein tausendmaschiges Netz, hin- und herspielend wie arglose Fische, verfangen hätten, bis plötzlich ein Ruck uns eng zusammenschloß in gemeinsame, goldene Gefangenschaft; — Du kannst von diesem Gesichtspunkt aus vielleicht eine wunderbare Erklärung der netten Fabel von Mars und Venus geben. Wann geschah dieser Ruck? Ach es war ein göttlicher Tag! Als ich früh erwachte, saß mir schon im Herzen ein jubelndes Wohlgefühl. Nicht wie sonst tauchte ich manierlich gelassen meine Hände in das Waschbecken, sondern ich fuhr hinein, als wollte ich einen Hechtsprung in den Großen Ozean

riskieren; alles, was an Melodien in meinem Kopf aufgespeichert war, drängte sich heraus auf die Lippen, aber ich sang jegliche Melodien fast auf das einzige Textwort Josephine; meine Pandektenmappe schloß ich unter den Arm, wie wenn es meine gesammelten Gedichte wären in fünfzigster Auflage mit Goldschnitt und zwanzig Seiten lobendem Kritikanhang; meinen Hut stülpte ich mit der Energie eines Betrunkenen auf den Kopf. Draußen lachte mich alles an: der Himmel erschien mir so unergründlich tief und blau, so lachend die Sonne, und der Wind so frisch und heiter wie nie vordem. Selbst die verschlafenen Dienstmädchen, die beim Frühstückholen sonst nicht vergnügt auszusehen pflegen, lachten mir gerade ins Gesicht, — vielleicht lachten sie mich aus, weil ich gar so heiter einherschritt und sie an meiner Nüchternheit zweifelten. Und wie erschien *sie* mir an diesem glücklichen, goldenen Tage! Ich ergriff ihre Hand so fest, daß sie mich erstaunt ansah, und ein seltsames, befriedigtes Lächeln glitt dabei über ihr Antlitz. Ich aber ließ ihre Hand nimmer los, und da drückte sie auch die meine fester. So gingen wir schweigend eine Weile in den Wald hinein. „Wir sind eins, wir sind eins!" so tummelte es in meinem Herzen, aber ich fand keine Worte, und nur mein Auge lag auf ihr gebannt wie von einem flimmernden Scheine. Ist es nur jetzt meine überquellende Empfindung oder war es mir wirklich so: ihre Gestalt erschien mir farbig umrändert, wie ein Bild durch Glas betrachtet, umflossen von einer zitternden, weichen Gloriole. Ihr Auge war gesenkt, ihre Brust ging leise schnell. Da plötzlich schlug sie ihren Blick auf zu mir: wie ein glänzender Lichtwirbel umschlug es mich, meine Augen gingen mir über, und meine Arme umschlangen sie mit einem Male gewaltsam —, mein Mund lag auf dem ihrigen. Mir kommt es vor, als hätte das eine unbestimmte, ewige Frist gedauert, ohne Anfang und ohne Ende, eine Zeit für sich, ganz aus der übrigen heraus. Wie ich zu mir kam, war es

auch wie das Erwachen aus einer Ohnmacht. Wir gingen wortlos nebeneinander her, eng aneinander, wie auf ewig verbunden —, ich hatte sie zu meiner Braut geküßt. Liebreich blickten wir uns ins Auge, aber wie erstaunt. Das Vogelsingen über uns tönte in unseren Herzen wider wie der Nachklang unserer Seligkeit. Gepriesen seien diese kleinen Sänger, die unsere Gedanken ausdrückten, ohne daß wir zu sprechen brauchten. Denn offen gestanden, Worte waren mir jetzt so schwer, wie ehedem trigonometrische Formeln schauderhaften Angedenkens. „Bist du mir böse?" war nach langen Minuten mein erstes Wort —, ein unbegreiflich unsinniges, wie Du behaupten wirst, aber es war eine Eingebung des Himmels. Obwohl ich selbst nicht recht wußte, was es bedeuten sollte, so verstand sie doch den Kern der Frage genau, und das erste trauliche „Du" nun auch aus ihrem Munde leitete ein fröhliches Geständnis ihrer Liebe ein. Du siehst, wie brauchbar, nützlich, ja oft notwendig ein bißchen Unsinn ist. Dank meiner blöden Bemerkung gelangten wir aus den überirdischen Regionen unserer Seligkeit zurück auf die Bahnen gemächlichen Wortaustausches, und im ruhigen Reden floß uns nun gegenseitig die stille, friedliche Bestätigung dessen zu, was wir vorher in Sturm und Taumel uns auf die alte wortlose Mundart der Liebe gesagt hatten.

Von nun an begann eine Zeit engen Zusammenseins. Früh schmiedeten wir die Pläne zu irgendwelchen gemeinsamen Unternehmungen, abends führten wir sie aus. Josephine stand in Berlin allein da. Nichts hinderte sie, sich ganz dem Egoismus meiner Liebe zu widmen. Auch war der letzte Rest jener scheuen Zurückhaltung gewichen, welche mir anfangs an ihr auffiel — rückhaltlos war sie mein eigen, ohne vieles Sträuben und Zieren. Bald kletterten wir zusammen die Treppen meiner Mietskaserne hinauf, und ich führte sie gravitätisch in meine „Gemächer" ein. So benannten wir meine Bude, die aus Stube und Kammer bestand. Der ganze Qualm

von Ungemütlichkeit verflog aus diesen mir sonst so widerlichen Mietsräumen. Sie waltete darin wahrhaftig wie eine Fee. Was sie anfaßte, umgab sich meinen Augen förmlich mit Glanz, und bald erschien mir mein Zimmer, eine jener echten Studentenbuden von abgeschabter Eleganz auf Pump, so lustig und licht und heiter-rein, wie nur irgendeine Gretchenstube. Wie recht hat doch der Kenner verliebter Herzen, Mephistopheles, mit seinem Ausdruck von der Geliebten „Dunstkreis". Abgeschmackte Narren mögen das für zynisch erklären, ich finde es ganz natürlich.

O Du Literaturkundiger! Borge mir ein paar klassische Idyllen zur Schilderung meines Glücks, aber ohne Schalmeienklang und Schafherden natürlich, selbstverständlich auch ohne Postillen und Schlafrock. Josephine entwickelte die herrlichsten Eigenschaften. Sie war meine Geliebte, mein Freund, mein mütterlicher Schutzgeist, meine Frau zu gleicher Zeit. Schüttle nicht Dein philologisch solides Haupt! Es mag im allgemeinen richtig sein, daß die Weiberwirtschaft nach französischem Muster nicht ins Studentenleben paßt, und ich habe Daudets „Sappho" auch gelesen. Aber mein Fall war gesund und gut. Nie habe ich mehr gearbeitet, nie saß ich mehr in dem mir an sich widerwärtigen juristischen Studium. Wenn ich früher an meinem Schreibtisch war und irgendeine Rechtsmaterie mir einzuprägen trachtete, wie schal und gewöhnlich erschien mir da die gezwungene Kost. Nach jedem Satzpunkt erschien mir die Zeit mit diesen Dingen weggeworfen, mein Geist sehnte sich beständig nach einer freieren palaestra musarum, und fast immer war das baldige Ende dieser Beschäftigung, daß ich mir Trost erholte bei irgendeinem Herrscher im Reiche Apolls. (Dieser schöne Ausdruck Dir zuliebe, mein guter Philologe.) Jetzt war mir Josephine die einzige Poesie und die ganze Schönheit. Der Gedanke an sie versüßte mir den hefigen Trank der Rechtsgelahrsamkeit und stärkte mich im Pflichtgefühl; denn es schien

mir, als ob ein wenig Plage des Tages mich erst recht zu den Genüssen des Abends berechtigte. Raffinement verliebter Genußsucht, — aber praktisch in der Tat. Du darfst nun aber beileibe nicht denken, daß wir Hausväterchen und Hausmütterchen, kurzum Lieb-Philisterchen miteinander spielten. Unser Zusammenleben war eine Idylle im stillgemächlichen Sinne eigentlich nur, solange wir unser gemeinsam eingekauftes Abendessen miteinander verzehrten. Da ließ sie es sich freilich nicht nehmen, mit der leisen Geschäftigkeit einer kleinen Hausfrau das Ganze zu ordnen und zu leiten. Was ich mir sonst in einer Papierumschalung heimbrachte, auf einen Teller warf und mit wenig Genuß lesend verzehrte, das arrangierte sie, weiß der Kuckuck mit welchem besonderen weiblichen Sinne für die Ästhetik des Speisetisches, zu einem so liebenswürdigen Ensemble, daß es mir zum Feste wurde, so zu essen. Es war das gemütlich einleitende Vorspiel zur kommenden Hauptaktion. Wir saßen da bei Tische sehr respektvoll voneinander getrennt, tranken uns zeremoniell zu, wie die jungen Leutnants den Herren Vorgesetzten im Kasino und amüsierten uns mit steif nachgeahmten Höflichkeiten. „Dieses chinesische Schwalbennest kann ich Ihnen sehr empfehlen, meine Gnädigste; direkt aus Hongkong, zerfließt wie Vanilleneis auf der Zunge," sagte ich und gab ihr ein Stück rohen Schinken. „Ach nein, ich liebe diese exotischen Genüsse nicht und nehme höchstens mal gerne ein Stück von diesem vorzüglichen sibirischen Steppenhuhn da," entgegnete sie, mir lachend ihre kleinen, weißen Zähne zeigend und eine Scheibe geräucherte Gänsebrust anspießend. Du findest das natürlich kindisch, ich aber sage Dir, es war göttlich, meinetwegen olympisch. Es waren die kleinen Plänkeleien zu dem folgenden Haupttreffen, hartnäckigen Nachtgefechten voll gegenseitiger Aufopferung.

Stopf Dir die Ohren, mein klassischer Odysseus; denn jetzt gedenke ich Dich mit Sirenenklängen von der glatten Bahn Deiner

Syntax zu locken. — Durch die geöffneten Fenster klangen von drüben her abgerissene Harmonien des Konzertes aus dem Ausstellungspark, die dunkle Nacht schaute ernst und weich ins Zimmer. Josephine hatte nach Tisch ein für allemal jenes Möbel meiner Ausstattung in Besitz, das wir stolz und schön „le fauteuil d'amour" benamst hatten. Ich saß neben ihr auf einem weniger „feudalen" Subsellium, das aber den Vorteil hatte, so niedrig zu sein, daß ich bequem meinen Kopf in ihren Schoß legen konnte — auf einer Fußbank nämlich, geradeso, wie ich einst zu Füßen meiner Mutter gesessen, wenn sie mir Lieder vorsang, als Kind. Wie recht hat doch der dicke, melancholische Dänenprinz, wenn er meint, daß es ein schöner Gedanke sei, zwischen — aber halt, ich besinne mich, daß keusche Regisseure diese Stelle stets zu streichen pflegen, und, außerdem, bei mir handelt es sich nicht bloß um Gedanken. Doch Du kannst Dir immerhin die Situation auf unserem fauteuil d'amour so vorstellen, wie jene Szene im Shakespeareschen Stücke, nur pflegte ich mich ein wenig kräftiger in meiner Ophelia Schoß zu drücken. Unvergeßliche Lage! Rückenübergebeugt lag ich wie in einem warmen Neste, über meinen Augen leuchtete ihre weiße Stirn, glänzten entflammt und doch so fraulich-weiß ihre rührend-lieben Augen. Ihre Flechten hatten wir vorher gemeinsam gelöst und nun fluteten sie in braunen, warmen, duftigen Wellen über mich herab, ganz nestwarm mich einhüllend. Selbst wenn ich die Augen schloß, fühlte ich förmlich die Wärme ihres Blickes auf mir ruhen, sah das ganze, liebe Madonnenbild über mir, aber meine aufwärts tastenden Hände fühlten ganz leibhaftig hold die Konturen der warmen, wogenden Brust, und wie eine holde Überraschung des Himmels senkten sich ihre weichen, heißen Lippen auf die meinen. Damals lernte ich, was weltvergessen heiße im Schoße eines Weibes, und wie in nichts Streben und Leben und Wollen versinkt in der Gewährung der Liebe.

Wie war mir früher Antonius schwach und verächtlich erschienen in den Banden der braunen Kleopatra. Jetzt fühlte ich ihren frühlingswarmen Atem mich umhüllen, und alle Stürme meines Innern, all mein Streben, tatkräftig aufzugehen im Wesen des Zeitgeistes, beschwichtigten sich, linde vergehend; ein Streicheln von ihrer kleinen, warm-weichen Hand heilte wie eine segnend aufgelegte Heilandshand allen Schmerz und alles Elend des unruhigen Herzens. Nur eins lebte in meiner Seele, ein rühriges, mächtiges Leben, flammenkräftig und flammenbeweglich, die Leidenschaft zu ihr —, ein überschwengliches Drängen von Geist und Leib, eine brausende, hebende Elementargewalt, der jeder Blutstropfen meiner Adern gehorchte.

Glaube nicht, Du Tiefgelehrter und Vielbelesener, daß Du dieses Mysterium der aufeinander brennenden Menschenleidenschaft irgendwo beschrieben fändest in seiner ganzen gewaltigen Naturwahrheit. All Deine Erotiker, und auch die kühnsten und gemütskräftigsten, — an diesem Problem sind sie alle gescheitert, wie die Philosophen am letzten Grund der Dinge. Ewig streben sie darnach und werden darnach streben, solange ein dichterisches Feuer in einem Menschenherzen loht und drängt zur Nachschaffung menschlichen Lebens in der Kunst; aber sie werden dieses göttliche Symbol des Ursprungs aller Wesen nie in voller Wahrheit in die Sprache fassen können. Aus dem philosophischen Streben nach Erfahrung des Ersten, Ewigen ging für die Schwachen das begrifflose Wort „Gott" hervor, aus dem dichterischen Streben nach Bewältigung des großen Problems der Liebe entstand schließlich unsere saftlose Kastratenlyrik. Die kräftigen Geister aber wenden sich mit Verachtung oder Mitleid von diesen kläglichen Surrogaten ab. Sie, die selbst genossen haben, entweder den ernsten, tiefen Reiz denkenden Sichversenkens in die Welt des Unaufgeklärten, oder die stürmische Vollbewegung der Liebe, sie

können sich nicht genügen lassen an spielenden Verschleierungen und billigem Wortwesen, — ihnen glüht ja die Erinnerung des Genusses, der Wahrheit im Innern als das Heiligste in ihrem Leben. — Aber gibt es solcher Geister viele? Blicke um Dich und siehe zu, was aus der „Liebe" gemacht wird. Verschwommene Rührseligkeit nach Art der schauderhaften Siruplyrik in Goldschnitt, oder schlaugemeine Spekulation der Sinne und des Geldbeutels: Liebesstümper oder Liebesschänder ringsum. Von einem der letzteren soll der nächste Brief handeln, das letzte Kapitel der Geschichte

Deines Richard.

III

„O Liebe, himmelhohe Riesenlohe!" singt der große Ungar Petöfy. Du lebst ja mitten in der modern-philologischen Scheidekunst, lieber Max, die groß darin ist, die alten und neuen Dichter hübsch säuberlich auseinander zu setzen, jede Metapher, jedes Bild mit chemischer Genauigkeit auf seine Bestandteile zu untersuchen, um schließlich ihr gestrenges placet oder displicet abzugeben. Ich empfehle Dir für diese interessante Methode jenes Petöfysche Gleichnis oben — aber Du mußt freilich nicht bloß was gelernt, sondern auch geliebt haben, um es zu beurteilen. Ich für meine Person, der ich weniger gelernt als geliebt habe, muß gestehen, daß das Bild ganz vorzüglich ist. Zumal, wenn man das Ende von Liebe und Feuer bedenkt. Die Flamme des menschlichen Liebesglücks, das jubelnde, brausende Feuer, schau —: entweder sinkt nach mächtigem, glutendem Leben die Riesenlohe gemach in sich zusammen, glimmt still, eine Weile von Asche bedeckt, noch weiter, und dann vergeht sie in Kälte oder aber es fährt ein breiter Wasserstrahl des Schicksals jach in sie hinein, während sie gerade am herrlichsten zum Himmel emporschlägt, und zuckend, prasselnd,

dampfend versinkt sie mit einem Male. Und der Rest? Im ersteren Falle ein reinliches Häuflein ausgebrannter Asche, des Lebens Stürme blasen hinein und raschelnd verstiebt sie; im letzteren eine Pfütze schmutzigen Schlammes. Siehst Du, mein Lieber, mit solchem Bilderwerk erlustiert sich einer, dem es schlecht gegangen im Reiche der goldenen Aphrodite, oder besser gesagt, den man aus diesem Paradiese unzart getrieben, wie einst unser Urelternpaar. Im alten Bild zu bleiben: mein Glück ist mir schleunig verlöscht worden, und der Schlamm ist nicht ausgeblieben.

Um die Mitte des Juli, nachdem wir uns in unsere Liebesidylle recht warm und weich eingelebt hatten, mußte Josephine auf einige Wochen in ihre Vaterstadt zu Verwandten. Das war eine alte Einrichtung, die sich durchaus nicht beiseite schieben ließ. Wir waren auch gar nicht wehleidig angesichts dieser Kunstpause unserer Liebe, denn wir meinten sicher, daß all die Klarinetten und Geigen der Lust um so vergnügter einfallen würden, wenn sie überstanden sei. Wir hielten ein feierliches Abschiedsamt mit einigen hundert Küssen, stellten in gravitätischen Predigten die ganze Sache als selbst auferlegte Kasteiung der sündigen Leiber und Seelen dar, ermahnten uns im schleimigsten Traktätchenstil, recht brav und züchtig zu sein in Gedanken, Worten und Werken, drückten uns dabei, daß es schier lebensgefährlich wurde, — kurz, wir trieben allerlei Possen nach unserer verliebten Art. Aber es war seltsam, — diese Ausgelassenheit war wie verflogen, sobald wir meine Wohnung verlassen hatten. In der Droschke, die uns zum Bahnhof brachte, waren wir schon wortkarg, im Wartezimmer fühlten wir uns beide bedrückt, ängstlich, als wollte sich uns Schlimmes nahen, und als Josephine in den Wagen stieg, vermochte sie ihre Tränen nicht zurückzuhalten. Wir küßten uns noch einmal, ich fühlte die Nässe ihrer Tränen auf meinem Gesichte und hörte ihre Worte: „Bleibe mir immer gut!" Es war mir tiefschmerzlich zumute.

Ihre Hand hielt ich so lange in der meinen, als es möglich war; der Zug bewegte sich fort, unsere Augen ruhten ineinander, so lange er noch zu sehen, und auch als er ganz entschwunden war, blickte ich den Schienenweg entlang. Ein Gefühl von Verlorenheit, Einsamkeit, Leere war in mir. Ich ging nach Hause wie ein Träumender. Ach Gott, wie öde! Ich setzte mich vor den Schreibtisch und blickte ihr Bild an —, verworren zog es in meine Seele. Ich raffte mich gewaltsam auf, verschloß ihr Bild, und dachte mich ins Strafrecht zu stürzen. Aber wie Marlowes Dr. Faustus fand ich jetzt, daß das ein Studium sei, höchstens für einen Lohnknecht gut. Die Paragraphen klapperten mir unendlich widerwärtig in den Sinn . . . „Zuchthaus, Gefängnis, Festung, Ehrverlust, Milderungsgründe" . . . hols der Teufel! — Ich versuchte es nacheinander noch mit der Zivilprozeßordnung und dem Handelsgesetzbuch, aber geradezu ein Haß überkam mich gegen Kontokorrentvertrag, Handelskauf, Tausch und dergleichen — unausstehlich ledern und sündhaft niederträchtig kam mir das alles vor. Ich merkte jetzt, daß ich alles dies in letzter Zeit nur getrieben aus einem Raffinement des Gegensatzes. Vielleicht ging es morgen besser, jetzt fühlte ich mich unfähig für die Materien beider Rechte, ein Trieb nach äußerer Zerstreuung war in mir, wie immer, wenn das leere Herz nichts Eigenes bietet. Gegen zehn Uhr setzte ich mich auf die Stadtbahn, um nach der Friedrichstraße zu fahren. In normalen Verhältnissen vermag diese Fahrt zu zerstreuen — über Straßen hinweg, durch Höfe hindurch, unzählige Lichter von elektrischen, Gas-, Petroleumlampen rechts oder links. Mich brachte das Gewirre noch mehr in Unruhe. Ekelhaft kam mir das alles vor, ich glaubte plötzlich mitten hineinzusehen in eine widerwärtige Wahrheit, die hinter dunkler Maskenlüge steckte.

Es war strömendes, heißes Sommernachtsleben auf dem Fahrdamm, Wagen eng hinter Wagen, gezogen von den unglückseligen

Droschkengäulen Berlins, die gewiß zu den beklagenswertesten Wesen dieser besten aller möglichen Welten gehören. „Ach, wir armen Droschkengäule!" ging es mir durch den Sinn, — aus einem Liede, das ich irgendwo einmal gehört. Mitgeschwommen in dem Strome. Eine kleine Braune mit ganz schwarzen Augen stieß mich wie aus Versehen, sagte pardon und wendete mir ein reizend blasses Gesicht zu. Wie hübsch, dachte ich und wollte schon zu reden beginnen, da packte mich Zorn und Ekel mit einem Male so wild, daß ich in schneller Wendung auf die andere Seite ging. Die Kleine wird wahrscheinlich an Dalldorf gedacht haben. Ich ging hinauf ins Café Bauer, setzte mich auf den Balkon und blickte hinaus auf das wogende Leben da unten. Alles lief da paarweise, wie mir schien. Die aufgedonnerten Weibsbilder mit ihren blödsinnig grinsenden Galanen waren mir unendlich widerwärtig. Sonst freute mich der Strudel; heut konnt ich es nicht mitansehen. Lesen also. — Kostbar, da stand im Feuilleton einer Tageszeitung ein Stück „Berliner Roman". Die Personen waren alle wie Figuren aus Zuckerguß, die man in den Schaufenstern der Konditoreien sieht. Das amüsierte mich eigentlich. Unsere ganz ernsthafte Literatur kommt mir überhaupt furchtbar komisch vor. Aber andauernd konnte ich das Zeug doch nicht lesen. Fort also wieder, irgend etwas sehen, hören, — ach, wie elend leer ich mich fühlte. Eben als ich auf das Trottoir heraustrat, kam mir Freund Rühl entgegengezogen, natürlich mit einer ganzen Bande hinter sich her, — alle betrunken — „wie die Fässer der Danaiden", drückte sich Rühl aus und fragte mich beständig, ob das Wort nicht wundervoll wäre. „Also jetzt wohin?" schrie der kleine Beyer, der kein Frauenzimmer sehen kann, ohne aufgeregt zu werden und im Geiste seine Barschaft zu zählen. „Ich hab nen Vorschlag," brüllte ein mir Unbekannter, „gehn wir wieder mal ins pensionat national zu den kleenen Mächens." Beyer war sofort lebhafter Anwalt für

diese Idee. Rühl protestierte zwar, es gäbe dort ein Gesöff, das nur ein Huren- oder Louismagen vertragen könnte, aber man packte ihn und schleppte ihn mit. Auch ich war in dem wankenden Zuge. Café National — wie lange hatte ich diesen Berliner Weibsenmarkt nicht mehr gesehen. Und an jenem Abend, Josephine eben fort — ich dahin! Wenn ich jetzt daran denke, Max, möchte ich an Vergeltung glauben. Weshalb ging ich denn? — —

Das traurige Bild in dem Lokal berührte mich trüb, — die alte Galerie bemalter Frauenköpfe, — die alte frech und grell aufgedonnerte Bordell-Eleganz, der bekannte Mischgeruch von Parfüm, Kaffee, Zigarren, Menschenschweiß, und natürlich auch der übliche Spießrutenlauf durch die geschäftsmäßig aber nicht sehr höflich sich anbietenden Frauenzimmer. — Endlich vorbei. „Hier, meine Herren," lud der grünlich blasse Kellner ein, „vorzügliche Aussicht hier." Aussicht = Auswahl. „Der Platz ist gut," sagte Rühl, „wir haben drei Riesendamen en vue und nun weiß Beyer wenigstens, in welchen Schoß er sein schwarzes Lockenhaupt zu legen hat. Die berühmte Adelheid ist nämlich drunter. In der Monatsrechnung für seinen Alten steht sie immer mit 20 Mark unter der Rubrik: Theater, Konzerte und Vergnügungen." — „Laß doch in aller Welt dein dummerhaftiges Reden," sagte Beyerchen und setzte sich neben die Dicke. Die übrigen zerstreuten sich bald, und so saß ich denn wieder allein und konnte mit Muße beobachten, in welche Fülle von Schweinerei sich unsere gestrenge Moral auslädt. —

Am Nebentisch, in Gesellschaft einiger mir unbekannter Studenten saß Wimberg, den Du auch kennst, das verkannte Genie, der Don Juan schon in der Schülermütze, der Dienstmädchen poussierte und naiven Seelen geheimnisvolle Geschichten von Lehrersgattinnen erzählte, deren Herzen in seinen Primanerlocken gehangen und im Feuer seiner blödsinnigen Augen zu Butter geschmolzen

waren. Diesen Hund haßte ich von jeher, wie er mich, — er konnte mir auf der Schule nie verzeihen, daß ich ein besseres Deutsch schrieb, als er, und er war mir widerwärtig, wie alle die eingebildeten Krüppelnaturen, die nur das eine verstehen, sich in Szene zu setzen. Aus diesem Häkchen ist ein gewaltiger, klirrender Haken geworden, ein niederträchtiger Lump in Worten und Werken — äußerlich natürlich „feudal". Als wir in der ersten Zeit unseres Studiums noch miteinander verkehrten, wenngleich auch nur förmlich und er lediglich zu dem Zwecke, sich mir ab und zu in einer interessanten Pose zu zeigen, erzählte er mir mit einemmal, er sei ein überzeugter Nihilist und sein Lebenszweck bestehe darin, Verhältnisse mit jungen Witwen anzuknüpfen. Sein Nihilismus war großmäulige Absprecherei, die auf Denkfaulheit beruhte, sein Geschwätz von der in ihn vernarrten Legion junger Witwen war frecher Schwindel. Er betrieb zwar den Frauenfang systematisch mit der schamlosen Konsequenz des durch und durch verdorbenen Halunken, aber er wurde gewöhnlich mit Ohrfeigen heimgeschickt und mußte sich an die allergemeinsten Priesterinnen der Bargeld liebenden Göttin halten. Als er mir wieder mal eine Stunde lang falsch verstandene Brocken aus Nordaus „Konventionellen Lügen" wiedergekäut und zwei alberne Romane von bezwungenen Witwen vorrenommiert hatte, sagte ich meine Meinung kurz und gut, und seitdem artete sein Haß gegen mich in lauernde Feindschaft aus. Ich war wie von einer Last befreit, als ich seines Verkehrs ledig war. Ein eitler Bekannter weniger ist besser, als ein schuftiger Feind mehr. Und dennoch, wie hat mich seine Feindschaft getroffen, — an diesem Abend. Kaum hatte ich Platz genommen, da merkte ich schon, daß die Leute seines Tisches sich mit unverschämtem Lachen nach mir umwandten, aber ich drehte ihnen den Rücken und gedachte, den ritterlichen Anulkungen dieser jungen Gemüter keinerlei Aufmerksamkeit zu widmen. Die Zeiten sind gottlob vorüber, in

denen auch ich es für forsch hielt, mit „dummen Jungen" um mich herumzuwerfen und mit stolzer Steifheit Visitenkarten als Anweisung auf spätere kommentmäßige Prügel auszuteilen. Aber das Gesumme an jenem Tische dauerte an und machte mich doch nervös. Wimberg leitete den Chorus, laut fing er gewöhnlich an, senkte seine Stimme, bis ich nur noch meinen Namen hörte, und flüsterte dann ganz leise. Darauf dann eine brüllende Lachsalve. Ich versuchte, nicht zu hören, und band schließlich mit einem noch jungen, netten Ding ein Gespräch an, lauschte aber doch unbewußt. Eintönig erzählte mir die Kleine die bekannte Geschichte, wie sie verführt und schließlich so weit gekommen sei. „Jetzt is mir allens schnuppe. Nu komme ich so nich mehr raus aus'n Dreck. Na, und wärsch etwa nich netter, als wie als Mädchen für alles, egal Haderlump für die Gnädge, die ooch gerne mal von nen anderen..." Da auf einmal klingt hinter mir von dem Tische der Name Josephine her. Wie ein im Stechen umgedrehtes Messer saß er mir im Herzen. Mit einem Ruck hatte ich mich umgewandt. „Na, was is denn mit dir?" hörte ich noch die Kleine, während ich der hochrot gelachten, mich anglotzenden Schar ins Gesicht starrte. Wimberg sah auf seine Kaffeetasse und rührte lächelnd mit dem Löffel. „Was kann das sein! Was kann das sein!" stieß es in mir hin und her. Alles Blut schien mir in den Kopf gestiegen zu sein, in meinen Ohren dröhnte es, die Kleine zog mich beständig am Arm. Auf einmal, durch das Dröhnen hindurch, schneidend die Stimme von einem der Leute: „Also dem seine hast du gehabt? Wie?" Und dann, ich weiß nicht, so furchtbar gedehnt: „Na ja, was denn? Natürlich! Die kleine Josephine aus der Zimmerstraße. Fufzigmal — ohne allen Apparat. Was ist sie denn weiter als eine..." Da hob es mich in die Höhe und mit einem Satze war ich an dem Tische. Alles um mich verschwamm, wie an jenem Frühmorgen im Tiergarten, als ich sie zum erstenmal küßte, und nur das rote eckige

Gesicht des Halunken sah ich vor mir. Da hinauf sauste meine Hand, daß es laut durch den Saal klatschte. Ein Gebrüll von ihm, tobendes Gewühl um mich herum, Weiberkreischen, Stimmen der Kellner und des Wirts. Mit einem Male dann war alles klar für Blick und Ohr. Er machte einen Versuch, sich auf mich zu stürzen, aber man riß uns auseinander und wir wurden aus dem Lokal hinausgedreht, umheult, umtobt, umkreischt von hundert Weiberkehlen. Auch die Kleine von nebenan stand mit uns vor der Türe. Nach dem gewöhnlichen Kartenwechsel, und nachdem meine Genossen eingesehen hatten, daß ich für den Abend nicht weiter zu brauchen sei, schieden wir. Schilde entfernte sich zuletzt und sagte: „Na, da tröste dich mit dem kleinen Mistkäfer hier. Die guckt dich unglaublich verliebt an. Für nen Helden machst dus billiger, nich, Schatz?" „Ach machen Sie, daß Sie wegkommen," erwiderte sie, und zu mir: „Na, komm mit, Kleiner! Das hast du recht gemacht. Was is es denn eigentlich mit der Josephine?" — Siehst Du, lieber Max, der brave Ferdinand in „Kabale und Liebe" hat schon recht: „gutmütig sind sie alle", und „man rühmt das Mitleid als die Tugend der Freudenmädchen" heißt es richtig in der „Fröhlichen Wissenschaft" Friedrich Nietzsches. Die Kleine hatte wirkliches, weiblich gutes Interesse an der Sache, und ich war so ausspruchsbedürftig, daß ich, mit ihr zusammen gehend, ihr alles erzählte. „Aber schieß dich nicht mit dem Lump. Wenn sie wiederkommt, is alles gut. Was schadts denn, wenn se auch schon n mal..." Eine tiefe dumpfe Trauer kam über mich. Ich bat die Kleine, die sich Alice nannte, mich allein weitergehen zu lassen, als wir an der Siegessäule waren. Eben schlug es ein Uhr. Die Viktoria der Siegessäule schimmerte unbestimmt weich herunter, an die Figur einer byzantinischen Tänzerin erinnernd. „Also man nich schießen!" sagte die Kleine noch und verschwand. Ich blickte ihr nach. Ein Herr im Zylinder redet sie an, sie haken sich ein. Ich mußte lachen,

— jetzt erzählte sie ihm die ganze Mordgeschichte. Ja, ja, — die Mordgeschichte. Hat der Schuft nicht auch mein Glück gemordet? Wie nachtwandelnd ging ich, schwankend. Verdoppeltes Fühlen beherrschte mich, Josephine erschien mir wie etwas ganz Fernes, Verlorenes, — mir kam es vor, das alles sei aus einer lange entschwundenen Jugend. Seltsam, — mein erstes Gedicht fiel mir ein und die, der ich es damals geschrieben nach einem kindischen Tanzstundenzank als Sekundaner. Nun gings auf Josephine. „Nun liegen Nebel zwischen uns, Feinsliebchen," ging der banale Stoßseufzer an, und der zog mir jetzt durch den Sinn, unausrottbar. Noch als ich bereits im Bette lag, waren mir diese Worte im Herzen, wie eine im Schlummer gelegene Kindheitsmelodie, die plötzlich im Innern leise und schwebend aufklingt und, in immer weiteren Kreisen sich ausbreitend, immer weiter tönt, immer weiter tönt.

Als ich mich am nächsten Morgen erhob, war mir wie nach einer wüsten Nacht. Ich mußte mich besinnen. Ach so. Es war mir klar, was kommen mußte, aber nicht leid. Denn eine unaussprechliche Wut lag mir im Herzen wie ein dicker Knäuel. Und wie ein schwärendes Gift fraß sich hinein die Frage: Hat er wahr gesprochen? Mit Verzweiflung drängte ich diese Frage immer wieder zurück und wollte mich festhalten am Zorn. Aber immer hob sie ihren giftig schielenden Schlangenkopf wieder in die Höhe... Und wenn er die Wahrheit gesagt hätte ...?

Ich setzte mich hin und schrieb ihr einen Brief: wütende, weinende Fragen. Aber ich zerriß ihn wieder. Was ist das für eine Schuld? Wo der Stein gegen sie, wenn es so wäre? Aber es ist, es ist nicht so! Er hat gelogen, der Lump, wie immer. Diese Art Schwindel-Don Juans genießen nur mit dem Maule. Wenn aber doch ... wenn aber doch?! — Ach, es kam nicht darauf an; ich fühlte es: so oder so — es war vorbei. Den Gedanken an einen

beliebigen anderen hätte ich ertragen, aber diese grinsende Visage drängte sich trennend zwischen sie und mich. Ihr Bild war befleckt und verzerrt, mein Denken zerrissen, mein Fühlen zu ihr zerstampft. Schmutz überall und stickende Nebel aus Schlamm. — Und in mir selbst quoll es wie Schlamm und stieg dunstig daraus auf: alles Böse, Bittere, Gewalttätige. Wild-nächtig, gierig lechzend, lechzend dampfte es aus der Tiefe. Die Liebe hatte darüber leuchtend gelegen wie Sonnenschein, der das Dunkel hinabscheucht und wärmend tötet, — nun aber zeigt es seine gierzitternden Klauen und sein Keuchen kam kochend heiß. — Laß mich darüber hinweg. Ich weiß es nicht zu sagen. Nur von dem guten, ehrlichen Zorn will ich reden, der mich ergriff und erhob.

Nicht ihn allein hätte ich erschießen mögen, diesen wasserköpfigen, borniert-gemeinen Renommisten der Liebe, nein, die ganze Herde dieser gefühlsrohen, selbstzufriedenen Geldsackmenschen, die feist und frech durchs Leben trampeln, rindviehschwer und rindviehdumm, rechts und links niedertretend, was von edelster Bildung ist, alles schön Menschliche, geistig Freie, alles Herzensechte und Herzensreiche besudelnd mit dem eiter-fauligen Atem ihrer niedrigen, begehrlich glotzenden Bestialität —: sie alle, sie alle vor meine Mündung! An einen Sankt Georg aus Proletarierblut dachte ich da oft. —

Du schüttelst den Kopf über diese Eruptionen und scheidest mit gütiger Freundschaft Festes und Falsches in ihnen. Ich gab sie Dir, damit Du das Ganze und Einzelne meiner damaligen Stimmung erkennen magst. — Mitten in diesen Sankt Georgsgedanken kam Wimbergs Kartellträger. Du kennst den steifkomischen Zopf. Unreife Knaben (ich denke nicht an die Jahre) entledigen sich da todwichtigster Dinge mit den Schablonenmanieren von Commis voyageurs. Also in Kürze: es ward die Forderung gestellt und angenommen auf fünf Schritte Barriere mit dreimaligem Kugelwechsel. —

Am selben Tage fand das Ehrengericht statt. Alles ging an mir vorüber wie eine Wandeldekoration. Das Ehrengericht bestand aus äußerst respektablen Persönlichkeiten, denen der Beruf zur Prüfung von Ehrenhändelsachen auf den Stirnen, Backen, Nasen, Lippen, Ohren, sowie auf der Kopfhaut geschrieben stand, — insgesamt zählten sie gewiß dreihundert Schmisse. Rechne auf jeden Schmiß zehn „Nadeln" (gewiß nicht zu viel, denn die kleinen „Krätzer" zähle ich ohnehin nicht), so ergibt das die ansehnliche Summe von dreitausend, und ich darf wohl mit Stolz sagen, daß ein ganzes Paukbuch zum Verdikte bereit war über meine Ehre, die in der Tat von honorigen Händen gewogen wurde.

Die Forderung wurde natürlich genehmigt.

Im Vorzimmer der Korpskneipe, in der das Ehrengericht stattfand, sah ich auf einen kurzen Augenblick Wimberg. Sein Anblick brachte mein Blut zu neuem Aufwallen. „Morgen früh um sechs!" war mein einziger Gedanke.

Das Ehrengericht war etwas nach vier Uhr beendigt — wie im Trab ging alles, fabelhaft kommentmäßig.

Als ich auf die Straße hinaustrat, fühlte ich mich plötzlich so vereinsamt, lebensferne, wie hinausgebannt aus aller Liebe. Der Gedanke an zu Hause war schuld daran, dieser Gedanke, der aus heißem Herzen hinaufstieg ins Gehirn und dort mit kalter Entschlußkraft niedergedrückt ward. Nicht daran denken, nicht daran! Und alle Bitternis aus geschnürtem Empfinden warf sich auf Josephine. Wie ein Wutwirbel durchkältete es mich mit Haß gegen mein Liebstes. Hoho, Feinsliebchen, warte; du sollst auch deine Pille haben, süße Turteltaube. Ins Herz will ich dir speien, meine Holde, ins Herz, in dem jener Lump gesessen, den ich morgen woanders hin befördern will, dein Wimberg. O scheußlich, scheußlich! Und ich raste in eine Poststelle und schrieb mit fiebernder Hand quer über ein Stück Papier folgende Gemeinheiten an sie,

die ich noch jetzt auswendig weiß, da sie wie Gift sich in mein Gedächtnis äzten:

„Verehrte Maria Magdalena!

Können Sie sich noch auf den interessanten Jüngling mit Sommersprossen, Ringellocken, Flackeraugen und Hakennase besinnen, ach, und mit dem braunroten, weichen Schnurrbart? Auf ihn, den blasierten, interessanten Don Juan und Faust in einer Person, hauptsächlich aber Vieh, wie ihrs alle am liebsten habt? Wimberg! ‚Fünfzigmal,‘ sagte er, — auf ein paarmal mehr wirds nicht angekommen sein. Er hatte recht, mitzunehmen, was mitzunehmen war. Morgen dürfen Sie den Daumen für Ihren fünfzig und einige Male Geliebten halten.

Richard — der zweite, dritte, wer weiß wievielte.“

Du siehst: ich war sinnlos geworden.

Als ich den Brief aber in den Kasten geworfen hatte, mit noch nasser Aufschrift, da überkam mich eine schmerzenstiefe Traurigkeit. Wie in einen dunklen Abgrund bodenlos gefallen schien mir aller Trost und alles Ziel. Meine Gemeinheit hatte ich erkannt, und, mit einem Male und ganz himmelsklar: ihre Reinheit. Aber ich schrieb keinen zweiten Brief. Wozu? Ich war nicht weniger gemein wie mein Gegner, und so wars erst recht aus. In diesem Augenblicke hätte ich ihm meine Brust zum Ziele geboten und selbst zu schießen verzichtet. — Das war die tiefste Traurigkeit, die ich je erlebt. So schwer und ohne Uferwand der Hoffnung. Dunkel und leer. Der Kopf wüst und das Herz elend, furchtsam und störrisch wie ein Verbrecher, so lief ich durch die Straßen. Nicht einmal gedacht habe ich daran, etwas aufzuschreiben für den Fall meines Todes.

Nur diese Last seelenerdrückender Selbstanklage und Verzweif-

lung heben und von mir werfen, weit, tief! Wäre ich ein Mensch des Mittelalters gewesen, ich hätte mich dem Teufel verschrieben — in unseren Zeiten tut bei sotanen Gelegenheiten der Alkohol Teufelsdienst.

Morgen früh fünf Uhr mußte ich Bahnhof Friedrichstraße sein. Ich beschloß, die Nacht irgendwo in der Nähe zuzubringen. Ein Dienstmann hatte mir einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem ein Lokal mit „kavaliermäßiger Bedienung" empfohlen wurde. Das war etwas für mich. Was kann es Kavaliermäßigeres geben, als einen Menschen vor Zeugen totschießen zu wollen und va banque mit dem eigenen Leben zu spielen? Also in das kavaliermäßige Lokal.

Als ich in den „Salon" trat, der in seiner plüschenen Eleganz sehr offenherzig an Bordelle erinnerte, gab der langhaarige Klavierspieler, ein heruntergekommener Student, wie es schien, gerade eine Melodie zum besten, nach der ich in irgendeiner Posse den Text: „Du, du, du nur allein, du, du, du sollst es sein" habe singen hören, — es ist schon lange her, und ich war damals himmelblau und rosenrot umwölkt von taubenschwingenzarter Schülerliebelei. Die Melodie hier nahm mir für einen Augenblick den Schmerz und schenkte mir Wehmut.

Allerlei Vergnügungspöbel saß auf den Plüschpuffs und Diwanen herum, stumpfsimpelte, soff, grölte, lachte; feiste, offenbar auf Fettquilligkeit ausgesuchte Kellnerinnen in ausgeschnittenen Kleidern, dick beschminkt, mit Augenrändern von Talerumfang, meist der Frucht näher als der Blüte, leisteten die übliche Gesellschaft, womit der kavaliermäßige Charakter des Lokals sich schön bewährte. Ich setze mich an den einzigen Tisch, der noch leer war, in eine Diwanecke, in der es muffig nach Patschuli (Odeur de bordel unter Kennern) roch. Über dem Diwan mit seinen Gerüchen hing ein Öldruck, der den alten Kaiser Wilhelm, umgeben von einem

Kornblumenkranze, darstellte. Patriotismus und Patschuli, — na ja.

„Na, was trinken wir denn," sagte die Kellnerin, die auf mich zugeschwommen kam wie ein dickes Kanonenboot erster Klasse in Paradegarnitur.

„Porter."

„Un für mich? Ich mag Wein lieber."

„Meintwegen."

Ach, wie ekelhaft. „Du, du, du nur allein, du, du, du sollst es sein," klapperte der unglückliche Musensohn, und ich sang innerlich mit, in halb unbewußten, flatternden, drängenden dumpfen Empfindungen:

„Wenn ich — dich — nicht hab,
Ist mir die Welt nur wie ein Grab, . . .
Du, du, du nur allein,
Du, du . . ."

Josephine! Josephine! hob es sich in mir empor, schwellend und sehnsuchttrauerwütend; die Tränen wollten kommen. Da senkte sich der Speck meiner Hebe halb neben, halb auf mich nieder. Der Langhaarige paukte sein Walzerfinale herunter, die Kellnerin klang mit ihrem Glas an das meine. „Na, Schatz, trink doch." Und ich trank, ich stürzte Glas auf Glas des dicken, braunschaumigen Bieres hinunter, ließ mir die Angriffe, die meine kavaliermäßige Bedienung auf meine Beine machte, teilnahmslos gefallen, und redete mich, nach und nach betrunken werdend, in wildes, galliges, gemeines Zeug hinein. Mary fand das offenbar „kolossal nett", denn sie fraß mich fast mit ihren glitscherigen Blicken, und wir waren beide bald im besten Schlammverhältnis miteinander. Ebenfalls betrunken werdend wurde sie so anschmierig, daß mich schließlich der Ekel aus dem Sumpfloch hinausdrehte. „Mein Hä—ä—erz! Mein Hä—ä—erz!" grölte der Tastenschläger, als

ich die Türe zuwarf und an der Uhr sah, daß eben zwölf vorüber war. Wohin! Wohin! Halb müde, halb aufgeregt, lief ich planlos fast zwei Stunden durch Friedrichstraße und die „Linden“. — Die hautschmeichelnde Nachtkühle verscheuchte die Dämpfe der Berauschtheit, und es kam, wie von tief innen heraufklingend, Klarheit und Ruhe in Fühlen und Denken. —

Im Café Bauer ließ ich mir Schreibzeug geben und schrieb an Josephine. Inmitten der umhersitzenden Nachtvögel beiderlei Geschlechts schrieb ich einen langen, langen, glühend-leidenschaftlichen Brief an sie. Was schrieb ich? Fast weiß ichs nicht mehr, aber es strömte wie Feuer aus meinem Herzen. Meine ganze Liebe und die ganze Qual dieser letzten Tage flossen zusammen in eine einzige Lohe. Verzeihung flehend lag ich zu ihren Füßen, Knie umklammernd bat ich um Verzeihung, — jetzt so im Staub, wie kurz vorher frech hoch auf dem hufdröhnenden Rosse der Brutalität.

Mehr und mehr geriet ich in einen Taumel. Ein Teil der alten Stimmung kam über mich, und ich schrieb zuletzt unter Tränen. Als ich zu Ende war, hatte sich das Café fast geleert. Die Kellner standen schläfrig an den Säulen und Wänden. Scheuerweiber kamen mit ihren Kübeln. Es war Zeit für mich, an die Bahn zu gehen.

Als ich aufstand, schwankte ich vor innerer Schwäche. Mir war zumute, wie nach der ersten Nacht, die ich als Soldat auf Wache gestanden hatte. Das ekle, übernächtige Gefühl, ein fauler Geschmack im Munde, dumpfes Brennen im Kopf, Schwäche in den Gliedern: so ging der „Held“ zur Walstatt.

Mit einem Male trat jetzt auch das Kommende in Klarheit an mich heran. Bis jetzt hatte ich an die eigentliche Sache gar nicht gedacht. Alles war Strudel gewesen ohne festen Punkt. Nun, da ich dem Bahnhof zuschritt durch die menschenleere Friedrichstraße, die sonst dröhnt und braust von Lärm und Leben: da, mit einem

Male stand es bildklar vor mir, was kommen mußte. Und ich fühlte (Du sollst es hören und wissen), — ich fühlte eine Angst tastend in mir aufsteigen. Ein lauerndes, widrig schwellendes, schnürendes Gefühl. Eine dunkle Macht schob mich langsam in immer gleichem Drucke ins Dunkle. Mir wars, als wenn meine innerste Seele den Atem aussetzte, und mein Blick kehrte sich in meine eigene Vergangenheit. Ah, all dies Streben nach einem Ziele, nicht immer klar bewußt, aber immer schwingenfertig, immer triebbewegt; ja, ja — dorthin, dorthin hast du gewollt, und deine Kraft, sie hätte gereicht. Warst du nicht nahe? Und all die Sturmglückssekunden, da dein Herz in Liebe schwoll und dir selber ein Himmel war, und du selber ein Gott in Fülle und Seligkeit! Ja, liebekräftig warst du und leicht zu heben im Herzschlag. Oft warst du tot und verworfen und blind und gingst in der Menge, unglückselig bewußt deines Falls, — aber in Schwall und heißer Wonne leuchtete so oft dann mitten im Tiefsten dir eine Flut von Freiheitsschöne ins Herz, daß du hoch warst und allein, kräftig, groß, nicht herrschend, nicht beherrscht: einzig. Und dann wieder die wahre Liebe zu jeder Wirklichkeit, das Seligsein im Drange, zu vergehen im All! Du wärst zur Wahrheit gediehen, zu freiem eigenen Sein, du hättest dich ausgelebt, — nur aber zappelst du in der grauen Spinnewebe fremder Niedertracht und blöder Sitte, und die Spinne Tod wird Hirn und Herz dir aussaufen. So, nur noch verworrener, aufbäumender und zugleich gedrückter waren die Empfindungen meiner Furcht. Ja, Furcht, nichts weiter. Den einen schüttelts äußerlich, den andern innerlich. Zwischenhinein in diese delirösen Zuckungen stach die selbsthöhnische Frage: „Feigheit?", aber mein brodelndes Empfinden verwarf sie mit noch lauterem, bittergellendem Hohn.

So langte ich auf dem Bahnhofe an. Niemand dort, außer meinen Zeugen, mir unbekannten Korpsburschen, die mich mit al-

berner Gemessenheit begrüßten. Durch ihre befremdeten Blicke ward ich darauf aufmerksam, daß ich ziemlich derangiert aussah. Sofort regte sich in mir Stolz, wie stets, wenn jemand von oben auf mich herabsieht. Das war gut. Mit meinem Selbstgefühl bekam ich Ruhe. Beinahe mit Leutnantsschnarren sagte ich: „Pardon, meine Toilette. Ich muß mich vor solchen Chosen immer etwas zerstreuen."

Denke: diese Albernheit. Heut schäm ich mich ihrer, aber sie war diesen Braven gegenüber nicht unangebracht. —

Der Zug kam.

Wir stiegen ein und waren bald am Orte, von wo aus noch etwa eine Stunde zu gehen war.

Der Morgen war schön, frisch und hell.

Meine Begleiter, in einer Art feierlicher Toilette, schritten rechts und links von mir, und ich mußte daran denken, daß moderne Scharfrichter ihr Geschäft im Frack abmachen. „Ja nobel, nobel, nobel muß die Welt zugrunde gehn," sang die kleine Klara Sickert im Leipziger Stadtgarten-Tingeltangel. Weißt Du noch? —

Soll ich Dir schildern, wie die Vögel sangen? „All Leben ist erwacht!" Aber ich will zum Ende. Dies Wühlen in mir, jetzt peinigt michs.

„Wären wir endlich da!" dacht ich unaufhörlich. —

Als wir ankamen, fanden wir die andern schon am Platze.

Wimberg ging mit dem Unparteiischen auf und ab.

Sein Anblick war mir ein heißes Stimulans.

Los! Los! Los!

Alle die fürchterlichen, langweiligen Vorbereitungen, diese lächerlichen Scheinversuche zur Versöhnung (hol dich der Teufel, Hund!), das Verlesen des mir sattsam bekannten „Pistolenkomments", die endlose Zeit, die der, wie es schien, beständig mit Tatterich behaftete Unparteiische zum Laden der vier Pistolen brauchte, — uner-

träglich das alles! Ich sah nur ihn. Diese hochmütige Hakennase, den braunroten Schnurrbart, diese ganze verhaßte, lange Figur.

Da begann der langbeinigste Sekundant zu springen, wie ein Känguruh, um die Entfernung zu messen. Na, na, nicht so weit! Mein Sinn für Komik regte sich. Wenn er einen Frack anhätte, — wie müßten die Schöße fliegen! Puterrot sah der Gute aus, wie er ausgehopst hatte.

Mein Sekundant gab mir die Pistole. „Aber Verehrtester, weshalb solche Kaninchenaugen dabei! Gerade wie unser Konrektor: halb furchtsam, halb dumm."

Ich war absolut ruhig. Beinahe hätte ich „ähbäh!" gesagt. Zu gelungen! Jetzt war mir auf einmal alles wurst und schnuppe. Also der Unparteiische würde langsam bis drei zählen; zwischen eins und drei sollte losgeknallt werden.

Ich stand neben einem Baumstumpf. Darauf Moos und ein großer, brauner Pilz.

„Eins!" (etwas heiser, gurgelig, gar nicht „schneidig"). In demselben Augenblick hob sich drüben Wimbergs Pistole und sein rechter Fuß trat vor den linken. „Zwei!" — fffft! saust's an meinem rechten Ohr vorüber; ich drücke los, der Schuß ruckt meine Hand zurück. (Ich hatte ganz unbewußt die Pistole gehoben: das Losdrücken geschah als „Reißer", wie die Unteroffiziere sagen.) Herr Wimberg sank ganz gemächlich, und wahrhaftig: elegant in die Knie. Der Korpsdiener nahm mir die Pistole, ich blieb bei meinem braunen Pilze. Die übrigen in bewegter Gruppe drüben. Na? Mein Sekundant kommt lächelnd herbei und sagt: „Nicht gefährlich. Fleischwunde. Ein paar Sehnen dabei. Wenn die Sache glatt heilt, kommt höchstens n bißchen Hinken dabei raus."

Ich: „Ja, ist die Geschichte nun vorbei?"

Er, lachend: „Na, ich dächte. Stehen kann Ihr Gegenpaukant wenigstens innerhalb vier Wochen nicht." —

Was ich dabei gefühlt habe? Gar nichts. — Augenblicklich fühle ich aber, daß es gut ist, diesen Riesenbrief zu schließen. Was noch kommt, ist melancholisch. Mich aber hat diese Schilderung in fast fidele Frivolität versetzt, denn zwischen dem heiserdumpfen: „Eins! — Zwei!" lagen für mich die vergnüglichsten Momente jener Zeit.

Dein Richard.

Also das melancholische Finale, mein Lieber. Ich wills kurz machen. — Schon auf der Zurückfahrt bis zum Bahnhof Friedrichstraße schüttelte es mich fieberisch. Ich mußte eine Droschke nehmen, und zu Hause fiel ich sofort ins Bett. Schilde, auf einen außerklinischen Fall chirurgischen Charakters hoffend, hatte in meiner Wohnung auf mich gewartet. Er war einigermaßen enttäuscht, mich in ganzbeinigem Zustand zu erblicken; mein Fieber indes entschädigte diesen eifrigen cand. med. ein wenig.

Ich fiel sofort in einen unruhigen Schlaf, in dem ich fortwährend farbigen Schlamm voll qualliger Blasen sah. Auf Genaueres vermag ich mich nicht zu besinnen. Nur einmal war mir, als ob Josephinens weiche Hand mir auf der Stirne ruhte und ihr Blick auf meinem Schlaf. Aber das war nur ein glänzender Augenblick, ein Sonnenhusch im Nebel. Dann quoll es weiter. Immer ein Rühren in blutigem Schlamm. Blasen gurgeln auf, langsam, tranig, bis an den Hals schwappt mir die ekelhafte Masse. Da, hell mit einem Male, maihell; ein sanftes, streichelndes Licht. Oh, wird der Traum schön! Ich sehe einen See mit Millionen kleiner Plätscherwellen, sonnenglitzerbekrönt, und alle die klingenden Wellen auf mich zu: Millionen schwimmbewegte Amorettenarme, leiser Stoß nach vorn, leises Auswärtsbreiten, immer ein Umarmen der sonneglitzernden Flut, und zu meinen Füßen klirren die silbernen Wellen, spielen die Amoretten. Eine weich gütige Frauenstimme

von ferne: mein Name, klingt sie näher? Kommt sie nicht mit dem warmen Winde, der wie ein seiden Tuch mir um die Stirne spielt? Und das Wellenklirren verklingt, die Amorettengrübchenarme verschäumen, der See verrinnt in grünen Duft ... Da ... ja Wiesen, Wälder ... aber nicht doch?! ... wie ich träumte! ... sieht da die Wiese nicht aus wie mein grünes Sofa? ... und der See davor mein Tisch mit seiner weißen Häkeldecke? ... aber die Luft um die Stirn ... und die liebe weiche Stimme. Langsam erwachte ich ganz. Josephine saß neben mir, auf meiner Stirn lag ihre Hand.

„Nicht gesprochen, du! Ganz still sein!"

Meine Blicke fragten.

Und sie erzählte. Nur meinen ersten Brief, den schändlichen, hatte sie erhalten. Da war sie gleich nach Berlin gefahren.

„... Und Wimberg?"

„... Ja! ..."

Ich schloß die Augen.

„Später, mein Richard. Jetzt mußt du ganz ruhig sein."

Und ihre Hand auf meiner Stirne beruhigte mich, und ich glaubte ihr und liebte sie in meiner Krankheit mehr als je.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lange habe ich im Nervenfieber gelegen. Josephine war in der ersten Zeit Tag und Nacht an meinem Bette. Später ging sie tags ins Geschäft und kam erst abends. Wie sie mir da eigen erschien. So schwebend. Sie las mir vor und erzählte mir. Wenn die Genesungsmüdigkeit zu mir kam, ging sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wurde kräftiger. Schon durfte ich auf Stunden außerhalb des Bettes sein. Jetzt saß ich im Fauteuil d'amour, und sie zu meinen Füßen.

„Josephine ... warum hast du mir nicht früher gesagt? ..."

„Es war so häßlich, und ich wollte dich nicht aufregen. Und auch mich nicht. So häßlich wars."

Und langsam erzählte sie mir eine der Schmachgeschichten, wie sie zu Tausenden jeden Tag aufs neue sich in Berlin abspielen und aus denen zu Hunderten jeden Tag die Prostitution „neue Ware" erhält. —

Max: Es tut mir sehr leid, daß ich jenen Halunken nicht besser getroffen habe. Wahrhaftig, ich hätte besser gezielt, hätt ich seine ganze lumpenhafte Gemeinheit eher gewußt. — — — — — —

Ich war fast ganz genesen, da zeigte mir Josephine eines Abends einen Brief.

„Na, na, der Vetter aus Amerika?"

„Ja, lies nur."

„Hui! Das ist ja eine Werbung in bester Form! Und du . . .?"

„Ja, Richard, ich meine . . ."

„Josephine! . . ."

„Ja, ich muß ja sagen. Es ist das beste so. Zwischen uns ists doch aus, und mich ekelts hier." —

Kurz und gut: Etwa zwei Wochen, bevor ich hier einrückte, ist Josephine auf dem Dampfer „Leipzig" abgefahren. In ihrem Briefe aus Hamburg steht die Stelle: „daß ich Dich jetzt so innig lieb habe, wie früher, weißt Du. Aber so ist es das beste, daß wir auseinander sind. Deinen Brief vergesse ich nun. In Berlin habe ichs nie gekonnt. Immer habe ich auch an W. gedacht, wenn Du zu mir sprachst, und ich habe immer einen Ekel an allem bekommen."

Und dann: „Ich habe so viel geweint die ganze Zeit, wo Du krank lagst, und war doch immer so glücklich an Deinem Bette, weil ich Deine Hand hielt. Aber nun werde ich nicht mehr weinen, aber ich werde immer an unser Glück denken."

Diese schlichte, treue Liebe, Max. — Und das alles vorbei, ein

Traum voll Süßigkeit und wüstem Spuk. Er hat mich alt und kalt gemacht.

Wimberg hab ich unter den Linden schon wieder spazieren gehen sehen. Er hinkte mit viel Grazie und Selbstbewußtsein. Wahrhaftig: wohl möglich, daß sein Heldentum jetzt wirklich ein paar Witwen ergattert.

Und das wäre der Humor davon.

Dein Richard.

Der Negerkomiker

Wie van Staanen nach Leipzig kam, war er ein kleines hübsches Kerlchen von zwanzig Jahren, hatte rote Bäckchen wie ein Backfisch, lebhafte blaue Augen, die mit einer ruhigen Vergnügtheit von Ding zu Ding und Mensch zu Mensch blitzen, — sonderbar unschuldig. Er war weder geistreich, noch dumm, hatte einen großen Wechsel, ging in naturwissenschaftliche Kollegs, besuchte die Gewandhauskonzerte, fehlte auch nicht im Theater, wenn es eine Premiere gab. Ein Berufsstudium hatte er nicht, er hielt sich „studierenshalber zum Vergnügen" in Leipzig auf.

Sein Vater war ein steinreicher amerikanischer Bankier, der ihn in Deutschland das Gymnasium hatte absolvieren lassen und der ihm nun, so schrieb er ihm nach der in einer kleinen westfälischen Stadt bestandenen Maturitätsprüfung, „vier Jahre Freiheit" gab. „Du sollst ein deutscher Student sein, so fröhlich wie nur irgendeiner, und ein ‚Bursch' werden, wie sie dort sagen. Denke an Deinen Onkel, meinen Bruder Franz! Was war das für ein lustiger Junge! So knapp ers hatte auf der Universität, er war immer fidel. Ich habe ihn oft beneidet, wenn er so aus Leipzig schrieb von seinen ‚Suiten' und Fröhlichkeiten, ich Drehsesselhocker damals in Hamburg. Daß er so bald sterben mußte!"

Dieser Bruder Franz schwebte dem alten van Staanen, der schon Anfang der sechziger Jahre nach Amerika gegangen war, als der Typus des deutschen Studenten vor: die zerknitterte blaue Mütze auf dem Kopfe mit den langen blonden Haaren, die Pfeife im Munde, flott und ungezwungen, voll übermütiger Lieder. Nach seiner Meinung wimmelten die deutschen Universitäten noch heute von solchen „Burschen", und so einer sollte sein Karl auch werden. Es ärgerte ihn daher, wenn dieser von seinem Leben schrieb, von Konzerten, Theatern und Bildersammlungen. „Nein, nein, Karl!

Das spare Dir auf später. In den ersten Semestern will ich davon nichts hören! Werde ein Bursch!"

Der kleine van Staanen, der sich ohnehin zu langweilen anfing, da sein Interesse für Konzerte, Theater und Bildergalerien in der Tat nicht gerade tief war, und der überdies seinem Vater aufs Wort gehorchte, meldete sich also bei der alten Verbindung, der ehemals sein Onkel angehört hatte.

Er wurde mit offenen Armen aufgenommen und entwickelte sich sehr schnell zum Renommierfuchs erster Güte. Man konnte offenbar aus ihm machen, was man wollte. Sein Wechsel war gut, sein Magen war gut, sein Handgelenk war gut. So ward er ein in jeder Hinsicht brauchbarer Couleurbruder: als „Geldschwinger", als Trinker und als Schläger.

Schon nach einem halben Jahre war er kaum wiederzuerkennen. Er hatte ein paar dicke weiße Backen, seine Augen waren etwas wässerig geworden und blickten schneidig arrogant, wenn auch im Grunde kindliche Gutmütigkeit in ihnen lag; er machte seinen „grimmischen Bummel" so selbstbewußt gravitätisch wie nur irgendeiner. Sogar „äh-bäh" konnte er sagen.

Nach und nach schlug er seine Mensuren und paukte sich zum Burschen heraus. Dieses Ereignis wurde dem Alten hinübergekabelt, der sofort gleichfalls per Kabel seiner Freude Ausdruck und dem Bankier Anweisung gab, Karls Monatswechsel zu erhöhen.

„Hol mich der Teufel, son Alter ist noch nicht dagewesen, solange die Welt steht," sagte Karls Leibbursch bei diesem „Familienereignis", — „wir werden ihm das Ehrenseil geben müssen."

Kein Wunder, daß der kleine van Staanen bald zu den führenden Geistern der Verbindung gehörte. Als Fechter war er zwar etwas zu phlegmatisch, „biß nicht viel heraus", aber er stand wie ein „Baum". Manchmal schien es fast, als wenn es ihm Ver-

gnügen bereitete, von allen Seiten mit „Blutigen" zugedeckt zu werden. „Er stopfelt heute wieder mal aus Prinzip," sagten dann seine Couleurbrüder. Der „kleine Amerikaner" aber lächelte und tat nach dem Gebote der Schrift: hatte er auf die Linke eine Quart erhalten, hielt er die Rechte hin und kassierte eine Terz ein. „Ich finde das ganz nett," pflegte er zu sagen.

Es war übrigens gut, daß er hier und da Blut verlor, denn er fing an, auffällig massig zu werden.

Merkwürdig war, daß er sich um die „Weiber" gar nicht kümmerte. Die „kleine Anna" hatte ihn schon ein paarmal kontrahieren wollen, aber sie gelangte zu nichts weiter als zu der Überzeugung, daß er ein „Stumpfhuhn" sei. „Und dabei son Wechsel! S is zu bleedsinnig!" „Na wart nur," entgegnete ihr der „dicke Otto", ein erotisches Kraftgenie von einem Mädel, „laßn nur mal an ne Richtge gomm, denn sitzt r mit eenem Male dicke drinne, aber feste!" Der dicke Otto hatte nämlich Erfahrung ... Und richtig! Mit einem Male saß er dicke drinne. Und feste.

Das kam so:

Das Wintersemester war vorbei — (ich meine das Couleursemester, denn die kalendarischen Einschnitte in der Kollegordnung hatten keinen Einfluß auf die persönliche Zeitrechnung des kleinen Amerikaners) —: man ging nicht mehr im Couleur, sondern in „Bummel", die offiziellen und offiziösen Frühschoppen und Kneipabende waren sistiert, es herrschte die unakademische Freiheit. Van Staanen pflegte sich in solchen Zeitläuften furchtbar zu langweilen, denn er hatte sich an des Trinkens und Fechtens ewig gleichgestellte Uhr so gewöhnt, daß er durchaus nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, wenn der Couleurstundenplan fehlte. Der „stille Suff" war noch die einzige Rettung, oder die zwanglosen Frühschoppen mit ein paar anderen gleichfalls in Leipzig über die Ferien gebliebenen Couleurbrüdern, Frühschoppen, die von elf Uhr

vormittags bis zwölf Uhr nachts und länger dauerten und fruchtbar waren für Erfindung neuer Knobeltouren mit meist scheußlichen Bezeichnungen und für die Dichter neuer „Wirtinverse": „Frau Wirtin hat auch einen" . . usw.

Aber im Grunde mopste man sich dabei doch schauderös. Da fehlte der und der und der, und da gab es nichts Aktuelles von der letzten Mensur, und da fehlten alle die brillanten Renommieranlässe, wie die letzte große „Besäuftheit" und dergleichen. Auch der Skat verlor schließlich mal seinen Reiz, wenn man den Lachs fortwährend mit den gleichen Leuten fangen mußte. „Uaah!" war der Laut, der immer und immer wieder von des kleinen Amerikaners Lippen kam.

„Uaah! Verfluchte Ödigkeit! Der Stumpfsinn! Puh!"

„Ja, was sitzste denn egal hier, Kleener? Reiß dich doch mal raus aus dem Biersumpf!? Komm doch mal mit, irgendwohin!? De mußt ja versimpeln!?"

„Na Gott, wohin denn!? Ist ja nichts los in dem Neste! Wohin du kommst: Heringsbändiger. Ekelhaft!"

„Was gehn dich denn de Häringsbändger an! Luft! Man sieht se einfach nich!"

„A! Eklig! Zu stumpf! Ich werde mich in den Korb legen."

„Unsinn! Sei mal vernünftig! Komm doch mal mit, ins ‚Pologne' meinetwegen. Was soll denn überhaupt dei Vater sagen, wenn de nach Amerika kommst und bist noch in keen Tingeltangel gewesen? So ne Unbildung!"

„Meinetwegen! Gehn wir! Ich komme ja um hier!"

Und sie gingen.

Es war schon halb zehn Uhr, wie sie in den Tunnel des „Hotel de Pologne" kamen. Eine angefettete Chansonette sang eben: „Hab ich nur deine Liebe."

„Pfui Teufel! Ich kehre um," sagte der kleine Amerikaner.

„Unsinn! Da bleibste! Nee, gucke doch da! Da unten sitzt ja Stilpe!? Natürlich! Also komm! Er hat auch noch Platz."

Stilpe, ein inaktiver Bursch der Verbindung, genannt der Mulatte, weil er in der Tat mit einem Indogermanen wenig Ähnlichkeit hatte, saß direkt an der Rampe, wie immer. „Ich liebe in solchen Dingen die Froschperspektive," pflegte er zu sagen, um diese Angewohnheit zu erklären. „Der Blick ist intimer so." Als sie zu ihm nach vorn kamen, hatte die Fette (Trudi Muff hieß sie auf dem Programmzettel) eben ihr Lied beendet, und Stilpe rollte ihr als Zeichen seines Beifalls eine Konservenbüchse mit Corned beef hinter die Kulissen. „Närrisches Luderchen!" sagte zum Danke das dicke Mädchen. Er hatte übrigens noch eine ganze Reihe von derartigem „praktischen Lorbeer" vor sich stehen.

„Ja, Stilpe!?"

„Nanu? Sogar Yankeedudelchen kommt in diese Höhle der wilden Europäerinnen? Oh Sternenbanner! Sternenbanner! Geh Halbmast, du Fahne Kolumbiens!"

Stilpe war nämlich der Ironiker in der Couleur, ein interessant verbummelter Kerl. Niemand pumpte den kleinen van Staanen so an, wie er.

„So! hier an meine Seite, Mann aus dem wilden Westen! Aber bitte mit der Brieftaschenseite an mich heran, denn diese marinierten Lorbeern mit Anchovis werden noch immer nicht gratis verzapft, und mein Portemonee ist noch immer kee Portemoja. Versteht mich dieser Naturbursche?"

„Mach keine faulen! Brauchst du was, so rede deutsch!"

„Jetzt haben sogar die Bankierserzeuglinge schlechte Laune! Ich wähle Bebel! Gib mir fuszig Mark, und ich lehre dich das Pologne kennen, innerlich und äußerlich. Ho! Da klasünst der Kerl schon wieder. Bravoooo!"

Entrüstetes Zischen im ganzen Raume. Eine außerordentlich

dürre Sängerin war aufgetreten und begann wie ein Gassenjunge zu kreischen:

„Kann ich dafür? Kann ich dafür?"

„Nischt kannste dafür, mei Mädchen!"

„Pst! Ruhe! Pst!"

Stilpe mußte wirklich den Mund halten.

Fräulein Grete Köner war nämlich der Liebling dieses Publikums, das für Hautgout nicht ohne Sinn war. Trotz ihrer fast skelettartigen Dürre hatte sie einen ganz eigenen Reiz. Eben den der Fäule, aber Edelfäule konnte man das schon nicht mehr nennen. Es war etwas sonderbar Lockendes in ihrem Wesen; wenn man ihre grünlichen Augen sah, die sie immer wie im Fieber weit offen hatte, so konnte man meinen, auf ihrem Grunde müsse etwas Tiefschmerzliches und Tiefböses und Tiefschönes liegen, jedenfalls etwas, das zu schauen und zu heben es sich verlohnte. Etwas Furchtbares hatten diese Augen für jeden, der ihnen einmal nahe gekommen war und die Unglücksgabe der Phantasie besaß. Sonst war alles eher abstoßend als anziehend an ihr. Nur noch die freche Lüsternheit ihrer Bewegungen, deren keine bedeutungslos schien, wirkte auf viele. Die Männer saßen immer atemlos, wenn sie sang. Ja, und auch das war es noch: im Tone ihrer schrillen Stimme lag etwas Aufregendes, das anfangs beleidigte und ärgerte, aber nicht abließ, in die Nerven zu stechen und ein Gefühl, halb Schmerz, halb Wollust, zu bereiten.

Der kleine van Staanen saß wie gebannt und starrte sie an. Auch als sie unter dröhnendem Beifall abgetreten war und Stilpe eben hinter ihr her ein Fäßchen mit Hummer rollte, starrte er auf den Fleck, wo sie gestanden hatte. Sie kam nicht wieder vor, sondern steckte ihren Kopf nur aus der Kulisse und schnitt eine Grimasse.

„Du, Wild-West-Mann, was is mich denn mit dich, mein

Kind? Doch nicht Greteken? Grundgütiger Himmel von Texas und den anderen Jagdgebieten der verschimmelten Adlerfeder! De wirst doch nich?"

Der kleine Amerikaner starrte noch immer. Dann sagt er: „Das ist doch n merkwürdiges Frauenzimmer!"

„Merkwürdig?! O ja! Sehr. Man kann auch sagen: gefährlich. Eine niederträchtige Sorte Eva. Sie frißt nicht bloß den Apfel, sondern auch den Mann. Die Schlange hat sie schon als Vorspeise genossen. Hüt du dich! Hüt du dich! wie jener Lyriker so schön sagt. Nicht in die la main, mein Freund! Jedenfalls pump mir die fufzig Meter Silberdraht vorher!"

Der andere Couleurbruder brummte ärgerlich dazwischen: „So n Skelett! So ne Latte von nem Weib! Die reene Wegamüsiertheit! Gefällt dir die etwa, Yankee?"

„Gefallen? Ich weiß nicht, aber sie hat was."

„Hört! Hört! In der Tat! Yankeedudelchen produziert sich als Menschenkenner, ohne allen Apparat, bloß aus dem Handgelenk. O du abgefeimter Sohn der Wildnis! Übrigens, wenn du genauer sehn willst, was se hat, brauchstes bloß zu sagen. Bloß zu sagen. Se is nich genierlich. Willste?"

„Ja, wie denn?"

„Das Lamm! Das Lamm! ‚Wie denn?' fragt dieser Knabe Karl, der fürchterlich zu werden anfängt. ‚Wie denn?' Kostbar! Höre, mein Jüngling mit dem goldenen Kandelaber, hebe die Lappen deiner zierlichen Ohren: ich werde sie einladen. Und ich schwöre dir: wenn sie noch unbesetzt ist, wird sie uns die Ehre geben, viele Löffel Suppe mit uns zu essen. Siehst du! so wird die Sache gedeichselt, paß auf! Ich brauche nur den schamlosen Betaster dieses Blüthnerbastards heranzuwinken. So ungefähr: Sie da, Onkel Musikdirektor! Na, so kommen Se doch, Sie Lisztling! Na endlich! Is Grete schon besetzt? Nee? Na, dann

sagen Sie ihr, daß ich nen Amerikaner bei mir habe, der eigens herübergegondelt ist, um sich von ihren Knochen aufspießen zu lassen. Nee doch! Scherz ohne! Se soll ins Hinterzimmer komm, aber fix å bißl!"

Die drei Couleurbrüder bezahlten und gingen ins Hinterzimmer. So nannte sich ein Teil der Gaststube, der von dem übrigen Raume durch eine Rollwand geschieden war.

Stilpe entwickelte sofort eine sachkundige und energische Tätigkeit in kritischer Weinkartenprüfung, nachdem er gefragt hatte: „Wie stehen die Amerikaner? Gut? Also all right! Orgie nimm deinen Lauf! Schorsch: Schleppen Sie die Mousseurkübel heran! Die Witwe aus Frankreich werde aktiv! Sie verstehen mich, Schorsch? Mein Gott, was die heutige Kellnerjugend ungebildet ist! Cli!? He? Na: Cli!!? Cli!!!? Keene Spur hat er, n Rindvieh is er! Also Cliquot; Dämlak! Huit! Fort! allez! Das Kompakte mag der gütige Gastgeber selber bestimmen, aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß ich mich in Kaviar baden möchte."

Van Staanen ließ anfahren, „daß die Welt wackeln mußte", wie Stilpe sagte. „Onkel Polognerich wird ekligen Respekt bekommen!"

Nach einer halben Stunde etwa kam das „schlanke Mädchen". Stilpe stellte sie mit feierlichen Zeremonien vor, für die sie als Antwort ein geringschätziges Lippenschürzen hatte.

„Die Muff wartet draußen!" sagte sie dann.

„Natürlich, rin ins Vergnügen!" entschied Stilpe, und der Couleurbruder, der eine Schwäche für korpulente Weiblichkeit hatte, sprang hinaus und holte die dicke Folie für Gretchens ätherische Schönheit.

„Was bleibt für mich?" fragte Stilpe, — „wieder bloß Tugend und Kaviar. Das hat man davon, wenn man Ethiker ist. Ich bin nämlich der einzige anständige Mensch hier, müssen Sie

wissen, Gretekén. Aber Sie brauchen sich deswegen nicht zu genieren. Dem Reinen ist alles rein, und für mich seid ihr alle Lilien. Ihr säet nicht, ihr erntet nicht, aber der gütige Amerikaner nährt euch doch. Er hats nämlich, und Sie brauchen bloß aktiv zu werden, und ihn hats ooch!"

Sonderbar: der kleine Amerikaner fand keinen Spaß an diesen Späßen. Er verbat sie sich sogar.

„Herrgott, es hat dich doch nicht etwa jetzt schon? Nee aber so fix! Ich sags ja: diese Amerikaner! Lauter Edisöhne. Riechen bloß am Speck, und sie sitzen schon in der Falle. Dabei hat die Ätherische gar keenen Speck. Ganz förchterlich!"

Auch der Ätherischen behagten die Späße durchaus nicht. Es war ihr alles klar: mit diesem Kleinen, der so sonderbar höflich war, konnte sich leicht was „entwickeln lassen". Schüchtern in Worten, verschlang er sie mit seinen Blicken, in denen Staunen und Begierde war. Wie ihn fesseln!? Gleich mit allen Hunden los oder leise die Netze gezogen?

Die Muff war natürlich wieder schrecklich gewöhnlich. Schon nach der ersten Cliquot war sie beim „Knutschen", und Stilpe, natürlich, kommentierte alle Vorgänge, sowohl die auf, als die unter dem Tische.

Gretchen Köner entschied sich in guter Kontrastberechnung für das leichtere Geschütz, in dem freilich überhaupt ihre Kraft war, — sie „wirkte" mit den Augen. Schiefe, fragende Blicke begannen, Blicke voll unsicheren Winken, als wisse sie selbst noch nicht, wohin, — wie tief. Dann herumirrende Blicke, als wenn ein Leid in ihnen wäre, das fliehen wollte in ferne Verborgenheiten. Mitten hinein plötzlich dann ein großes Auftun der grünen Tiefe, lange, starr, — und nun die Augen schmerzlich zu, indes sie lauerte. Schließlich die schwerste von ihren Künsten: das Umarmen mit den Augen, als ob sie innerlich tiefstes Glück genösse, selig selbstvergessen.

Übrigens: der kleine Amerikaner hatte wirklich einen gewissen Reiz für sie. Ein kräftiger Junge! Und unschuldig, — das war doch klar. Das las sich doch aus seinen blauen Stauneaugen. So einer, der mit *einem* Male gewonnen wird auf lange Zeit, — vielleicht für immer. Für immer, — das kann freilich fatal werden. Denn man wird solche Herren nicht los, selbst wenn man will. Indes: die Brieftasche! Diese ganz unstudentische Art, mit *echtem* Sekt zu operieren.

Grete Köners Nuance waren nämlich zumeist ältere Herren. Auf „junge Esel mit schwachen Mitteln" ließ sie sich sonst nicht ein.

Aber der da!?

Wie gesagt, sie hielt ihn der schwersten ihrer Künste für würdig.

Diese schlugen vollkommen an. Sie konnte es bald merken, daß sie ihn hatte. Es war ihr eigentlich so noch nie passiert; die reine Explosion, denn, man denke! — Während der vierten Flasche schon, „wo man doch wahrhaftig noch ruhig ist", preßte er ihre Hände in die seinen und gab sich ihren Blicken in ganz brünstiger Andacht hin. Wenn sie nur allein wären! Er war entbrannt! Jeder seiner Bewegungen sah sie es an, wenn er auch wenig sagte.

Wenn sie nur allein wären!

Der Freund der dicken Muff war bald betrunken, und die dicke Muff ditto, — aber Stilpe! Diese verdammte Dreckschleuder! Wollte er denn durchaus die ganze Geschichte verpfuschen?

Als der kleine Amerikaner einmal hinausging, nahm sie sich den „Esel" vor. Aber richtig! „Was er sich denn eigentlich dächte!? Ob das nicht eine Gemeinheit wäre, fortwährend schnodderige Bemerkungen zu machen, wo doch der Kleine so anständig wäre? Das sei eine nette Couleurbruderschaft, unschuldige junge Leute zu verderben, und von Stilpe hätte sie eigentlich mehr Anstand erwartet. Aber nein: pfui Teufel!"

„Aber Greteken!?! Greteken!?! Du bist doch keine Seriöse?! Was ist denn in deinen Alabasterbusen gefahren? Du wirst mir doch nicht ernstlich den kleinen Yankee ...? Oho, mein süßes Skeletteken, so habn wir nicht gewettet! An die Kette willst du den kleinen Amerikaner legen? Gucke da! Wo das Mädel den Geschmack her hat! Gucke da! Das große Portemonnaie will sie in Monopolpacht nehmen! Aber da kennt ihr den kleinen Amerikaner schief, holdes Gerippe! Der ist, — aber wart, er solls uns selber sagen! Du, Yankeedoodle, sag mal, was ist! Greteken meint, du möchtest aus ihren Tanzstiefeln trinken. He? Wahr?"

Aber Yankeedoodle wurde wild. „Kümmere dich nicht um mich, Stilpe, und laß mich ungeschoren! Du langweilst mich mit deinen Witzen! Drisch sie vor, wem du Lust hast! Sie sind gräßlich überflüssig."

Stilpe erkannte schnell, daß das Ernst war, und er hatte den Instinkt der auf andere angewiesenen Spaßmacher, im rechten Augenblick aufzuhören. Nur eine Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen: „Also jut! Die Sache macht sich! Wieder eine Unschuld weniger! Daher der Name grüne Schoten! Aber bitte: wenn sie dürre sind und rascheln, — ich bin nicht schuld! Der gute Rat hat seine Schuldigkeit getan, der gute Rat kann gehn! Also geh ich und wasche die la main in Unschuld, wie der alte Herr Pontius zu sagen pflegte. Siehe Markus oder Matthäus oder alle zwee! Aber bitte vorher die fufzig Mark! In Geldsachen ist Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige."

Van Staanen gab sie ihm mit Vergnügen, bezahlte auch gleich die Zeche, ließ die „paar Müsse" sitzen und ging mit Grete.

. . . .

Von da an begann eine sichtliche Veränderung mit dem kleinen Amerikaner.

Er wurde „interesselos", wie die Couleurbrüder sagten. Fehlte

bald auf dem Fechtboden, bald auf dem Frühschoppen, schwänzte sogar zuweilen die offiziellen Kneipabende.

Man suchte ihn behutsam auf die Bahn der Tugend zurückzuführen.

Erst der Leibbursch. Wirklich eine rednerische Leistung: „Das geht nicht, Leibfuchs! Wirklich nicht! Man kann nicht zween Herren dienen, zumal wenn der eene n Frauenzimmer is! Des Couleurstudenten Geliebte muß seine Verbindung sein!"

Aber unglaublich: Selbst solche Maximen halfen nicht!

Folgten also die offiziellen Rüffel — half nichts! Demissionsdrohungen — half nichts!

Der Burschenkonvent wurde sehr traurig. Wenn es wenigstens intern geblieben wäre! Aber der kleine Amerikaner war ja verrückt!

Ließ das Mensch in den Verbindungsfarben auftreten. „Vivat, crescat, floreat . . . . a!" riefen die anwesenden Studenten, wenn sie auftrat. Der reine Skandal!

Man mußte ihn also wirklich auf vier Wochen „hinaushängen"!

Aber, du lieber Gott, das machte die Sache nur schlimmer! So sumpfte er sich immer mehr hinein. Nach den vier Wochen fiel es ihm gar nicht ein, sich sehen zu lassen.

Man suchte ihn. Keine Spur! Nicht zu finden! Auf seiner Bude die Auskunft: Seine Sachen seien da, er aber käme nur alle acht, zehn Tage einmal vor, um Briefe zu holen.

Der kleine van Staanen wohnte nämlich mittlerweile bei Grete Köner und dachte gar nicht mehr an irgend was anderes als an sie.

Es war ein ganz miserables Leben, das er führte, ein Leben im schmutzigsten Sumpfe, — man mußte erschrecken, wenn man den kleinen Amerikaner sah, so heruntergekommen sah er aus. Das fiel noch am wenigsten auf, daß die Zeichen wüstester Ausschwei-

fung an ihm waren, daß er bleich und abgefallen war, müde Augen hatte und einen schleppenden Gang, — schlimmer war die Wandlung in seinem Wesen: diese Unsicherheit des Auftretens, wie wenn er etwas verbergen müßte, etwas ganz unsagbar Häßliches; diese Ängstlichkeit vor fremdem Blicke, die ihm wehe zu tun schien; dieses stumpfe Vorsichhinbrüten, aus dem er zuweilen emporschrak, obgleich nichts dazu Anlaß zu geben schien.

Er war der Chansonette willenlos unterworfen, sklavisch, hündisch. Sie maltrâtierte ihn auf jede Weise, selbst in Gegenwart anderer; sie legte sich nicht einmal Zwang an, wenn ihr Gelüsten nach einem anderen Manne kam: Van Staanen ließ sich alles gefallen. Er schien gar kein Selbstgefühl mehr zu haben, innerhalb weniger Wochen war er durch das Weib vollkommen an Leib und Seele zugrunde gerichtet.

Die Verbindung ahnte gar nicht, wie weit es schon gekommen war, bis Stilpe einmal auf der Kneipe erschien und erzählte, was er aus „bester Quelle", nämlich von der dicken Muff und dann aus persönlicher „Beaugapfelung" erfahren. Seine Rede lautete so: „Laßt fahren dahin! Der Yankee ist in sein Verderben gedudelt, und kein Bierseil reißt ihn mehr heraus. Solange Krieg ist zwischen Man und Nû, aber das versteht ihr zweifelhaft gebildeten Mitteleuropäer ja nicht, ich kommentiere also mein Bild aus dem Reiche der Mitte: solange Mann und Weib sich befehden auf diesem ekelerregenden Globus, id est: seitdem Adam und Eva vom Appelboome verbotene Südfrüchte gegessen haben, is so was noch n i c h passiert! Der gute Knabe mit dem großen Portemonnaie ist futsch, futscher, am futschesten! Er sieht aus wie ein Backpflaumenmann, so zusammengeschrumpelt und beenebezüglich schlotterig. Er ist chronisch vertattert an Leib und Seele und ganz und gar versimpelt. Er wichst ihr die Stiefel. Jawohl. Er wichst ihr die Stiefel. Er macht ihren Laufjungen. Er ist ihr Clown. Sie

steckt ihren Zeigefinger ins Bier, hältn ihm hin und sagt: ‚Lutsch mal, Karlemannchen‘, und Karlemannchen lutscht.“

„Unglaublich! Donnerwetter nee! Aber is das denn die Menschenmeeglichkeet!“ im Chorus.

„Ja, und wenn man der Muffin glauben darf, — Himmelherrgott noch mal: das is schon das Allerunglaublichste! Aber das kann ich vor den Füchsen nich erzählen. Das is überhaupt nur für die allerältesten Semester, und selber die könnten Schaden an ihrer Seele nehmen, wenn sie nicht zufällig Mediziner sind. Theologen würden augenblicklich sterben, wenn sies hörten. S is schau—er—lich!!“

„Na also schieß los!“

„Fällt mr ja gar nich ein! Heechstens bei der Exkneipe, und ooch da bloß teilweise. — S schlimmste is, daß er heidenmäßig viel Geld braucht und ooch nich im geringsten dran denkt, von dem Weibsbilde zu lassen. — Ich habe mit ihm gesprochen, — väterlich versteht sich.“

„Na??!“

„Nu, er war sehr zerknirscht und ganz ekelhaft demietig, aber s ginge absolut nich, und mr solltn n in Ruhe lassen.“

. . . .

Am nächsten Tage großer Burschenkonvent. Sollte man ihn gleich in perpetuum hinaustun? Sollte man noch einen Versuch zu seiner Rettung machen?

Dies wurde beschlossen.

Aber es war zu spät. Auf seiner Wohnung die Kunde: Herr van Staanen ist nach Amerika; hat alles bezahlt, seine Sachen fast alle dagelassen, zumal alle Bücher und alle Couleursachen, wird aber nicht wiederkommen, — sein Vater hat ihn geholt.

„Eingeheimst worden?“ Die Sache klang plausibel. Der Alte wird erfahren und kurzen Prozeß gemacht haben. Aber daß „der

Kleine" gar keinen Abschied genommen? Man hätte ihn ja rehabilitieren können vorher ... Immerhin: besser so, als daß man ihn etwa hätte ganz dimittieren müssen. Er wird schon wieder vernünftig werden drüben, und vielleicht kommt er sogar wieder. Beschluß: ein offizieller Brief des Burschenkonvents wird ihm nach Amerika nachgeschickt, die zeitweilige Dimission wird zurückgenommen, van Staanen bis auf weiteres als aktiv betrachtet, bis Genaueres zu Wissen des Konvents komme.

Statt einer Antwort von ihm kam der Brief mit einer Aufschrift des Alten zurück: „van Staanen, stud. phil. Leipzig, Hainstr. 5". Nanu? Dort eben hatte man ja die Nachricht bekommen, er sei nach Amerika?

Jetzt wurde die Sache verdächtig. Also doch die dürre Grete wieder? Sie war fort von Leipzig, nach Halle abgemeldet. Der Leibbursch des kleinen Amerikaners begab sich von der Höhe seiner Burschenwürde herab und fragte bei ihr brieflich an, wo Herr van Staanen sei.

Die Antwort lautete auf einer Postkarte sehr kurz: „Woher soll ich denn das wissen?"

Also verschollen ...? Nein, aber der Bankier mußte doch wissen! Also zum Bankier: ob Herr van Staanen noch seinen Wechsel behebe? Ja freilich: pünktlich, per Brief aus Halle.

Verfluchtes Weibsbild, also doch! Und Stilpe und der Leibbursch fuhren nach Halle.

Grete Köner trat unter einem anderen Namen in einem Tingeltangel nahe dem Bahnhof auf. Stilpe kannte natürlich ein paar ihrer Kolleginnen, die er vorher sondierte. Aber sie schien wirklich nichts mehr mit dem kleinen Yankee zu haben, denn sie lebte mit einem Kollegen zusammen, mit einem Negerimitator.

Ja, nun sollte man sich da herausfinden. Auf der Polizei war van Staanen nicht angemeldet. Aber d a w a r e r ja! Also würde man ihn sicher abends in der Vorstellung finden.

Stilpe natürlich vorn an der Rampe, aber so sehr er mit dem Leibburschen den Zuschauerraum durchmusterte: vom kleinen Yankee keine Spur. Auf dem Zettel figurierte auch der neue Liebhaber Gretes: Master Bell, — „na, ick danke, n netter Nachfolger für den kleenen Yankee," sagte Stilpe, als der auftrat und mit seinen langen Schuhen im Negertanze den Boden zu bearbeiten begann. „Jut gefärbt is er, und Donnerwetter, so ne Lippenwülste! Prosit, Onkel Tom!" Und er hob sein Glas zu dem Tänzer. Nanu? Der blieb ja plötzlich stehen? Und was starrte er denn so? Herrgott nein, — wirklich!!? Staanen!? . . .

Der Klavierspieler paukte wütend weiter, und der schwarze Tänzer stand noch immer. Das Publikum ulkte, eine Stimme rief: „Na, man rüstig, oller Junge," — aber plötzlich lief Master Bell davon, von hinter den Kulissen her hörte man lauten Wortwechsel, eine kreischende Frauenstimme immer als Oberton, dann einen schweren Fall und lauten Schrei.

„Herrgott! Herrgott! was ist passiert!?" im Publikum.

Stilpe und der Leibbursch über die Rampe hinter die Kulissen.

Da kniete van Staanen, der Negerkomiker, über Grete Köner und würgte sie, zwei englische Groteskkänzer in Froschmasken, ein unendlich dürrer und ein monströs dicker, suchten ihn von hinten wegzuzerren, Chansonetten, halb angekleidet, liefen aufgeregt hin und her, der „Direktor" pustete hilflos und wimmerte: „De Vorstellung! De Vorstellung!"

Stilpe und der Leibbursch brachten van Staanen von der Sängerin ab. Er stammelte: „Nehmt mich fort! Nehmt mich fort!" Grete Köner spuckte aus und schrie: „Schmeißt doch das Aas da raus! Holt doch die Polizei! Der Hund der!"

Stilpe, der völlig ruhig geblieben war, schob sie beiseite und sagte: „Stille biste, Bestie, — oder willste dich noch mausig machen?"

Sie brachten van Staanen in ihr Hotel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der kleine Amerikaner wurde schwer krank. Zwei Monate lag er in der Leipziger Klinik. Aber als er entlassen wurde, schien er ganz gesund.

„Erst Grete Köner und dann s Nervenfieber überstanden, — ne gute Natur!" sagte Stilpe.

Van Staanen wurde wieder aktiv, nachdem man erfahren hatte, daß seine kurze Tätigkeit als Negerkomiker in Halle nicht bekannt geworden war. Er war ernst und blasiert geworden, trank unmäßig und „lebte Selbstmord", wie Stilpe urteilte, aber im ganzen war alles im Gleise.

Da, eines Tages, erschien er nicht zum Burschenkonvent. Ängstlich, wie man bei ihm nun war, ging man auf seine Wohnung. Da lag er — tot, vergiftet. Ein Zettel neben ihm. Auf dem stand: „Fragt meinen Bankier. Mit zweihundert Mark monatlich kann ich nicht leben."

Atemlos zum Bankier. Was ist? Warum hat sich van Staanen vergiftet.

„Vergiftet?"

„Ja! Da: der Zettel!"

Da sank der alte Geldmann schier verzweifelt in seinen Lederstuhl. „Mein Gott! Mein Gott! Es war ja nur Notlüge, um ihn zu retten! van Staanen in New York hat ja gar nicht Bankerott gemacht! Es war ja nur vorgegeben, um den jungen Mann zu größerer Sparsamkeit . . . Mein Gott! Mein Gott! Was wird der Alte sagen! Der Alte!"

„So ne unvorsichtige Pädagogik!" meinte der erste Chargierte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage darauf wurde van Staanen begraben. Die Char-

gierten der Verbindungen in Wichs am Grabe. Die Fahne seiner Verbindung umflort.

Am Abend Kneipe mit Trauer-Salamander.

Stilpe ging nicht hin. „Solche Geschichten muß man nicht mit ausgeleiertem Pathos verhunzen, sondern in tragischer Beschaulichkeit nachgenießen."

Aus diesem Grunde wohl ging er ins „Pologne".

Just als er eintrat, erschien die eben wieder engagierte Grete Köner (jetzt Lili Sonsky genannt) auf dem Podium, lachte wie ein Gassenjunge, hob, wie zur Umarmung, die dürren Arme und sang ihr Leiblied: „Kann ich dafür? Kann ich dafür?"

„Pfuiteufel!" sagte Stilpe, drehte sich um und ging nun wirklich zum Trauer-Salamander für den kleinen Amerikaner.

Selbstzucht

Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, einen Königlichen Staatsanwalt unter uns zu sehen, und wir machten dabei die Bemerkung, daß es eine unrichtige Behauptung ist, wenn einige sagen, der Wein werde sauer in Gegenwart eines solchen Würdenträgers. Nein, unser alter Burgunder blieb milde und voll wie er war. Aber das ist richtig: unser Gespräch kriegte was säuerlich Muffiges. Nicht allein, daß auch nicht der geringste Bundesfürst beleidigt wurde, was doch sonst in dieser Zeit der Dekomposition aller guten Angewohnheiten häufig ist und, wie ich bemerkt habe, besonders oft beim Rotspon der begüterten Klassen vorkommt, nein, man hob auch sonsthin die Lippen mit einer gewöhnlichen Behutsamkeit. Schließlich fing man, und wir waren doch lauter alte Korpsbrüder, die mancherlei miteinander ausgefressen hatten, gar von Moral zu reden an. Zumal der Jüngste unter uns, der eben erst Referendar und damit Alter Herr geworden war, schwang die weiße Fahne der Moral mit fast zu lebhafter Beflissenheit.

— Alles, was recht ist! rief er, Jugend muß austoben, gewiß, natürlich! Aber, wenn man älter wird, muß man sich besinnen und nicht gleich so . . . so . . .

— Losgehen meinen Sie, warf der alte Sanitätsrat Kernschlier ein, der der Älteste unter uns war.

— Ja, so ähnlich, oder, na, kurz: Selbstzucht!

— Das ist ein gutes Wort, Herr Korpsbruder, sagte wieder der Sanitätsrat, eins von den auserlesenen guten, die man darum, wie den Namen Gottes, nicht eitel nennen soll. Aber diese heiligen und hohen Dinge haben es wunderlich in sich. Erst lehrt man sie uns, und nun glauben wir sie; dann erkämpfen wir sie uns, und plötzlich zweifeln wir an ihnen.

Der kleine Referendar hob den Kopf:

— Zweifeln? An der Notwendigkeit und Heilsamkeit der Selbstsucht zweifeln, Herr Sanitätsrat?

Sein Schnurrbart sträubte sich noch höher, als er schon gebrannt war.

— Nicht so, Herr Korpsbruder, nein, das nicht. Absolut genommen befestigen sich diese Ideale im allgemeinen wohl, so daß sie, als Ideale eben, nicht mehr angefochten werden von uns; aber, sehen Sie, je älter man wird, um so geneigter wird man, die Dinge, auch die hohen, relativ zu nehmen.

Sprach der Sanitätsrat.

Der Referendar, wie ich vermute, verstand das nicht gleich ganz und merkte nur, daß seine Jugend hier nicht als Erkenntnisfaktor behandelt wurde, und so erwiderte er:

— Zweifellos bin ich noch nicht alt genug, um den Sinn dieser relativen Auffassung der Dinge zu begreifen, Herr Sanitätsrat, aber es scheint mir eine Auffassung zu sein, die schließlich die Ideale negiert.

Der Staatsanwalt stimmte bei:

— Ein Ideal, wie das der Selbstsucht, hat nur einen Wert, wenn man es in seiner ganzen absoluten Reinheit und Schärfe strikte begreift. (Er liebte das Wort: strikte.) Nur strikte begriffen, haben Ideale überhaupt praktischen Wert.

— Für euch Staatsanwälte, lieber Freund, sagte der Sanitätsrat. Wir andern Menschen müssen uns mit Relativis begnügen. Ein Jurist darf wie ein Kirchenvater reden, und ein Staatsanwalt muß es wohl. Aber z. B. wir Mediziner, du lieber Gott, woher sollen wir eure Prokuratorenstrenge nehmen, die wir mit dem Fleisch zu tun haben, von dem sogar die Schrift sagt, daß es schwach sei! Wir kriegen schon von Berufs wegen einen Sinn fürs Relative oder, wie ich auch sagen möchte, für die Nuance. Es ist ja auch klar: Ihr seid zum Strafen da, und die Peitsche hat einen

harten, festen Stiel; unser Amt aber ist, zu heilen, und das Fleisch, mit dem wir zu tun haben, ist weich.

Der Staatsanwalt wurde gelinde ärgerlich:

— Du hast ganz die Art unserer bilderreichen Herren Verteidiger, die vor den guten Geschworenen mit Metaphern jonglieren, bis das feste Bild der Wirklichkeit mit ihren strikten Forderungen nicht mehr zu sehen ist. Wo willst du eigentlich hinaus: Soll der Mensch Selbstzucht üben oder soll er sein wie das liebe Vieh, das seinen Trieben oder, wie du sagen möchtest, seinem weichen Fleisch folgt?! Das Fleisch der Schweine ist nämlich ebenso weich, wie das der Menschen.

Der Referendar lächelte. Der Sanitätsrat aber sprach:

— Über das Sollen habe ich kein Amt zu reden. Dafür seid ihr da. Daß ich die Notwendigkeit hochaufgerichteter Ideale anerkenne, habe ich schon gesagt. Sie sind goldne Ziele, und wer sie erreicht, ist vollkommen. Aber ich habe es nicht bloß aus Büchern gelernt, sondern sehe es täglich im Leben, daß die Vollkommenheit eine überaus seltene Sache ist, selbst unter sehr anständigen Leuten. Solange ich auch lebe, ich bin noch keinem Heiligen begegnet, weder unter Juristen noch unter Medizinern; auch unter Theologen nicht; und mit Philosophen habe ich keinen Umgang, weil sie immer seltener werden. Und so habe ich denn auch quoad Selbstzucht gefunden, daß schon eine relative Ausübung dieser Tugend rühmlich ist. Weshalb ich übrigens vorhin, als unser jüngster Konphilister so löblich für das Ideale eintrat, meine Bemerkung machte, das hat seinen Grund in einer persönlichen Erfahrung an mir selber, die ich aber vor einem Staatsanwalt, und wäre er mein Korpsbruder und ehemaliger Leibfuchs, nicht mitteilen kann.

— Das wäre noch schöner, rief der dicke Major a. D. Deneke, der seinerzeit aus dem Korps ins Kasino umgesattelt war, daß ein Leibbursch sich vor seinem Leibfuchs genieren sollte! Wo bleibt da

der Komment? Das ist Nihilismus! Hier gelten die Semester, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt erhob sein Glas und rief:

— Dein Spezielles, Leibbursch! Schieß los!

Der Sanitätsrat tat einen guten Zug und sprach:

— Das Ding ist heikel. Aber wenn die Semester gelten, hab ich hier niemand über mir, und gerade weil ich ein alter Bursch bin, noch aus der Zeit, da man noch das Tonnencerevis trug, darf ichs vielleicht erzählen. Aber unser jüngster Alter Herr muß mir versprechen, daß er mich nicht verachtet.

Der kleine Referendar machte eine große Verbeugung und trank sein volles Glas aus.

— Also gut denn! Und zuvor nochmals dies: Ich verehre die Heiligen und bekenne mich, ich darf wohl sagen: jetzt mehr denn je zur Selbstzucht.

— Wenn ich dabei auch die andere Seite sehe, tu ichs wie Augustinus, obwohl ich seine radikale Methode, sich vor Anfechtungen zu schützen, nicht billige. Also: Ich war, mein Gott, wie lange das nun her ist, gerade vom Gymnasium frei, und das Gymnasium war eine königlich sächsische Fürstenschule gewesen, ein Internat, meine lieben Leute, von dem sich keiner einen Begriff machen kann, der nach den Schulstunden nach Hause hat gehen dürfen. So alt ich bin, so deutlich fühl ich doch noch, wie scheußlich das im Grunde war. Es gibt ja allerhand köstliche Erinnerungen auch aus diesem Leben, denn man war jung und voll Übermut trotz alledem. Aber nein, brrr, dieses ewige Eingesperrtsein, diese Klosterhaft in den saftigsten Jahren, wo man über Stock und Stein, Heck und Heide hätte springen mögen und mußte hinter Mauern sitzen, immer zwischen denselben Gesichtern, immer gehalten wie ein kleiner Knabe, immer mit sich allein und den anderen, die gerade auch so hinausbegehrten in die Welt, wo die Freiheit war und die

große weite Bahn, zu rennen und zu ringen und den Mädeln um den Hals zu fallen. Weiß Gott, wir haben uns manchmal seltsam umarmt, wir großen Burschen zwischen achtzehn und zwanzig Jahren damals, denen der Bart aus der Backe stach. Und dabei lasen wir Platons Symposion, wo sich die alten Griechen in ihrer verteufelt unchristlichen Art über die Liebe unterhalten. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, ob da von Selbstzucht die Rede ist. Es kann sein. Aber gut: Endlich war ich frei und fuhr südwärts der Stadt zu, wo wir alle unter roten Mützen so fidel gewesen sind.

— Stoßt an, Freiburg soll leben, hurra, hoch! sang der dicke Deneke mit Schmelz und Leidenschaft, und die Gläser fuhren aneinander.

— Aber vorher machte ich in einer kleinen Stadt, ich nenne sie nicht, ihr kennt sie alle, halt. Ich machte überhaupt oft halt auf meiner Reise. Es gefiel mir überaus gut, so in den Hotels abzusteigen und als freier Herr in den fremden Städten herumzuspazieren, eingeschrieben als „mul. med. auf der Reise nach Freiburg". Legitimation: Reisezeugnis der kgl. Fürstenschule zu Meißen in Sachsen. Das Hotel hieß „Zur goldenen Traube".

— Ah! erklangs im Kreise:

> Ich kenne die Wirtin, ich kenne den Wein,
> Ich kenne auch der Wirtin Töchterlein,
> Wir haben zusammen getrunken
> Und sind uns ans Herz gesunken;
> Da schlief die Kleine ein.

— Ja, ja, aber das Lied ist älter als ich, und der Wirtin Töchterlein ists nicht gewesen.

— Sondern? fragte in höchster Spannung der dicke Deneke.

— Laß nur, laß! Ja, wie war es doch? Richtig: ich kam gerade zur Mittagszeit an und hatte nur eben Zeit, mich zu waschen und

umzuziehen, dann ging ich hinunter an die Tafel. Ich sehe mich noch mit meiner Fürstenschüler-Tanzstunden-Verbeugung, wie ich an den Tisch trat und hinten, gerade neben dem Fenster mit dem alten Efeustock, ein junges Mädchen erblickte, das mir augenblicklich so in Herz und Seele gut gefiel, daß ich in ihrer Gegenwart kaum zu essen wagte. Vorstellen kann ich sie mir jetzt aber nicht mehr. Nein, wie ich mich auch anstrenge. Es kommt immer bloß so ein glänzendes Idealbild heraus, bei dem man alles empfindet, aber höchstens zu sagen weiß, daß blonde Zöpfe und blaue Augen dazugehörten. Aber ich kann nicht einmal mehr für die Augen einstehen. Sie können auch braun gewesen sein, obwohl ich allerdings glaube, daß sie blau waren.

— Leibbursch! rief der Staatsanwalt, ich glaube, du bist noch verliebt?

Der Sanitätsrat nickte nachdenklich mit dem Kopfe:

— Seltsam, seltsam; wenn ich denke: so zueinander gestoßen wie im Wirbelwind, ineinander geweht wie zwei Flammen, und dann dahin. Vielleicht ist das die Frau gewesen, die ich dann nicht mehr gefunden habe. Vielleicht zur Strafe nicht gefunden.

Es schien, als wollte der alte Herr sehr nachdenklich werden, aber er gab sich einen Ruck:

— Dies, Leibfuchs, zum Beweis, daß ich nicht ohne moralische Gefühle bin. Übrigens, das ist das Alter. Weg damit! Wo war ich doch stehengeblieben . . .? Ja, richtig: also das Mädel gefiel mir sehr gut, und ich guckte sie wohl ein bißchen häufiger an, als es dem Elternpaar, das neben ihr saß, gefallen mochte. Sie brachen mit einer steifen Verbeugung, das Mädelchen bloß mit einem kurzen Kopfnicken, schnell auf und gingen in die Stadt. Ich sah den blonden Zopf mit der blauen Schleife noch lange. So sechzehn, siebzehn Jahre, dacht ich mir. Wie sie nett schwänzelt, und wie der Zopf hin- und herfährt. Oh, du Schatz, du Schatz! Wirklich mit diesen

Worten, ausgesprochen, dacht ich an sie. Und mir war unbeschreiblich selig zumute.

Ich glaube, der Sanitätsrat schämte sich, wie er das sagte. Wir merkten jedenfalls, daß es ihm nahe ging. Deneke, wie gewöhnlich, fand den rechten Vers, die Stimmung gut ins Glatte zu lösen. Er brummelte:

Und das Zöpfel ging bimbam,
Und das Herz schlug mir zusamm,
Ach, du liebe Weise!

Der Sanitätsrat trank dem hilfreichen Major dankbar zu und fuhr fort:

— Ich sah sofort im Fremdenbuch nach, wer die Familie wäre, und fand die Eintragung: Zimmer 13 und 14 Rentier Brandeiß mit Frau und Tochter. Hinter das Tochter hatte eine Mädchenhand geschrieben: Liesbeth. Ich könnte die schmächtigen, ganz flach hingelegten Züge heute noch nachschreiben. Damals hätte ich sie küssen mögen. Ihr seht also, ich war nach Mulusmöglichkeit verliebt. Es war das erstemal in meinem Leben. Wirklich. Und es ist nie wieder so gekommen. So blitzschlaghaft. Nein. Nie.

Wieder eine Pause. Es schien, als scheute sich der Sanitätsrat, zu Ende zu erzählen. Da dem Major kein Vers einfiel, dauerte die Pause etwas lange.

Endlich fuhr der Sanitätsrat fort:

— Ich war, weiß Gott, ein guter Junge und so unverdorben, als man sein kann, wenn man aus einem Internat kommt. Nicht einmal so eine frühe Jugendliebschaft hatt ich gehabt. Darum entlud sichs hier wohl auch so schnell. Ich lief natürlich der Richtung nach, wohin ich das Mädchen mit ihren Eltern hatte gehen sehen, in die Stadt, aber es gelang mir nicht, mit ihnen zusammenzutreffen. Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, hörte ich bei Tisch, die Herrschaften hätten sich in ihrem Zimmer decken lassen.

Das bekümmerte mich richtig, und in einer Art von unbewußtem Liebesgram trank ich zwei Flaschen roten Oberingelheimer und ließ mir vom Traubenwirt alles erzählen, was er von den Freiburger Korpsstudenten wußte, die bei ihm verkehrten. Dann ging ich müde, wie mans mit neunzehn Jahren so schön sein kann, mit meinem Leuchter hinauf, mich schlafen zu legen. Ich glaube, ich dachte da gar nicht an das Mädel, aber, wie ich den Schlüssel an der Türe Nr. 12 herumdrehe, sah ich vor der Nachbartüre rechts, Zimmer 13, ein paar kleine Stiefelchen stehen, und da war mirs wahrhaftig, als schlüge mir das Herz plötzlich im Halse. Es hätte nicht viel gefehlt, uud ich hätte mich gebückt und die Stiefeletten geküßt. Jedenfalls stellte ich mich direkt vor sie hin und sah sie, weiß Gott, mit Rührung an. Nebenan, vor Tür 14, stand das elterliche Schuhwerk. Es ist unglaublich, aber ich sehe es heute noch vor mir: die Stiefel des Rentiers hatten merkwürdig lange und mit A. B. I gezeichnete Strippen, die rechts und links wie die langen Ohren eines Vorstehhundes herunterhingen. Mein Gott, dachte ich mir, läßt sich der Kerl sogar die Stiefelstrippen zeichnen. Dann ging ich ganz aufgeregt in mein Bett. Aber meine neunzehn Jahre und die beiden Flaschen Oberingelheimer brachten mich bald in Ruhe, obwohl ich vorher an der Türe, die aus meinem Zimmer nach dem Zimmer Nr. 13 führte, gelauscht und ruhige Atemzüge zu hören geglaubt hatte. Oh, du Schatz! Mit diesen Gedanken bin ich, glaube ich, eingeschlafen.

Der Sanitätsrat trank sein Glas aus und sah vor sich hin.

— Ja, ist die Geschichte denn schon aus? dachte sich der Referendar mit der Selbstzucht. Will uns die Sanität denn foppen? Und auch der Staatsanwalt fühlte eine Art Beunruhigung bei dem Gedanken, daß es nicht weiterginge. Am Ende will er uns auf die Probe stellen, der alte Fuchs, dachten die übrigen. Bloß Deneke war so ehrlich, geradezu zu fragen:

— Na, und das ist die ganze Selbstzucht?

Der Sanitätsrat sah auf:

— Selbstzucht? Ja, ach so! Problema! Ist es nicht merkwürdig, daß ich damals gar nicht daran gedacht habe? Und die Gelegenheit forderte doch gerade auf dazu! Aber nein! Plötzlich stand ich an der Türe zu Nr. 13 . . .

— Pardon, Leibbursch, vorher mußt du aufgestanden und zur Tür gegangen sein! warf der Staatsanwalt ein.

— Vermutlich, Leibfuchs, aber ich weiß davon nichts. Ich weiß nur, daß ich mich auf einmal an jener Tür sah und die Klinke in meiner Hand fühlte.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf und brummte:

— Vor Gericht dürfte ich dir das nicht glauben. Auf solche Lücken im Bewußtsein berufen sich viele, die für ihre Taten nicht einstehen wollen. Wohin kämen wir, wenn wir es den Verbrechern erlaubten, sich hinter solche Bewußtseinswolken zurückzuziehen.

Der Sanitätsrat lächelte:

— Mußt du denn immer Fach simpeln, Leibfuchs? Vorerst weißt du ja noch gar nicht, ob ich was verbrochen habe. Aber ich begreife, daß euch das zur zweiten Natur wird wie den Schauspielern das gerollte R. Übrigens: Bewußtseinswolke ist ein passendes Wort. So wars: als wenn ich eine Wolke im Schädel hätte statt der Gehirnwindungen. Zuweilen hellte sie sich wie durch einen Blitz. Um Gottes willen, was tust du? frugs in mir, und ein Schreck durchfuhr mich, als wüßte ich: da, im Dunkeln, ist eine offene Falltüre und du trittst hinein. Dann wieder, beschwichtigend: Unsinn! Die Tür ist ja natürlich verschlossen! Aber da drückte ich auch schon behutsam auf die Klinke, und, alle guten Götter! — die Türe ging leise auf. Mein Gott, mein Gott, was mach ich denn nur, ich kann doch nicht . . . ich werde doch nicht . . . Zurück! zurück! Ich zitterte am ganzen Körper und die Zähne

schlugen mir aufeinander. Zugleich aber war mirs, als höbe, schöbe mich etwas, und plötzlich stand ich in dem Zimmer und war von einer Luft umgeben, von einer seltsam lauen Luft voll eines feuchten Duftes, wie ich sie nie vordem geatmet hatte. Sie wälzte sich in Schwaden über mich, und ich sog sie begierig mit einem unendlichen Wohlgefühl ein. Und doch war es, als müsse ich in ihr ersticken, wenn ich nicht aus mir heraus eine Kraft strömen lassen könnte, die sie zerteilte. Meine Brust hob sich mächtig, ich keuchte und mußte mit beiden Händen meinen Brustkasten zusammenpressen, daß er nicht spränge. Und ich fühlte: komme was mag, ich muß, ich muß ... es gibt kein Zurück. Langsam setzte ich Fuß vor Fuß, die Hände an mich gepreßt und die Augen schmerzlich aufgerissen. Aber nein! nein!! nein!!! Das ist ja, das ist Wahnsinn! Das geht nicht ... ich stürze mich ja ins offene Unheil ... die Eltern, Herrgott, ich höre ja den Alten deutlich schnarchen ... wenn ich an etwas stoße ... wenn sie ruft ... um Gottes willen ... Zurück! zurück! ... Nein: ich stand schon vor dem Bette. Und nun schlugs über mir zusammen und drehte mich hoch. Schreien, schreien hätte ich mögen und mich über sie hinwerfen mit Schluchzen und Jauchzen. Eine unsinnige Sehnsucht, ein Quillen, Pochen, Stoßen, Heben in mir. Mit furchtbarster Anstrengung hielt ich den Atem an und kniete vor dem Bett nieder. Noch ein letztes Mal riefs in mir: nein! nein!! Da fühlte ich unter meinen Händen ihre kleine, heiße Brust, und mein Kopf fiel darauf wie hinterrücks abgeschlagen. Da ... was für ein sonderbarer Laut ... es war wie das tonlose Zwitschern eines träumenden Vogels im Neste, ganz leise, ganz leise, ein Hauch, erstaunt und wehrend und unendlich hold: „Wer? nein! nein! nein! Nicht doch! nicht!" In diesem Augenblick sah ich sie, obwohl es nicht heller wurde, als es im dunstigen Lichte des versteckten Mondes immer gewesen war. Ich sah zwei große erschreckte Augen und einen bebend offenen Mund. Jetzt wird sie schreien,

jetzt, jetzt ... und nun warf ich mein Gesicht über das ihre und küßte ihre Lippen, die noch unter meinen Küssen bebten, und meine Hände schlossen sich um ihren Hals, daß ich die Schlagadern deutlich spürte. Und doch könnte ich es schwören: ich dachte an nichts weiter. Da aber legten sich ihre Arme linde um meinen Hals, und unter meinem Munde flüsterte es: „Leise! leise doch!" und nun kamen die Küsse von ihr ... Das war, als würde ich aus mir selbst gesogen, und die dumpfe stürzende Sehnsucht von vorhin verstand auf einmal sich und mit brennender Klarheit ihr Ziel, und ich fühlte mich nicht mehr, ich fühlte bloß noch sie, diese anschmiegende, ansaugende Wärme, diese höchste, brodelnde Aufregung aus ihrem Innersten, bei vollster, atempressender Stille um uns, dieses Toben des Blutes aus ihr zu mir, aus mir in sie, in uns beiden zu eins ... Ach, liebe Leute. Und wenn mir der Himmel selber mit glühendem Eisen das Wort Selbstsucht in den Rücken gebrannt hätte, — ich hätt es nicht gespürt und nicht verstanden.

Wir sahen es dem Sanitätsrat an, daß er im tiefsten erregt war, und schwiegen mit ihm. Nur der kleine Referendar fand ein schnelles Wort:

— Das ist ja ein rein pathologischer Paroxysmus!

Da lachte der Sanitätsrat und streckte ihm die Hand entgegen:

— Recht so, daß Sie mich alte Punschbowle abkühlen, Herr Korpsbruder. Wenn Sie einmal heiß werden sollten, will ich ein Gleiches tun.

— Na, und dann? fragte Deneke.

— Ach so, der Schluß! Ich dachte, ich wäre schon fertig.

Der Sanitätsrat lächelte sonderbar, indem er das sagte.

— Der Schluß! der Schluß! Ich habe mir ihn früher oft dazu gedichtet: Wie ich die kleine Liesbeth später irgendwo wiederfände, und ich spräche zu ihr: Du hast doch auf mich gewartet, mein

liebes Ding? Hast du? Und sie nickte mit lächelndem Munde und strahlenden Augen. Ich aber spräche weiter: Und ich, ich hab dich gesucht all die Zeit, mein Schatz, du, und nun bin ich nicht mehr der kleine, dumme, tappige Mulus, sondern ein Zweibändermann und Doktor der Medizin dazu, und meine Praxis ist groß genug für eine kleine Frau. Wir waren einmal so über alle Begriffe glücklich mitsamm, wie mans nur sein kann, wenn man kein Recht dazu hat; nun wollen wir das Unrecht gutmachen, indem wir uns künftig und immerzu mit dem erlaubten Glücke begnügen! ... Poetische Lizenz! Nichts davon! Ich habe sie nie wiedergesehen seit dem Augenblicke, als ich ihr im Lichte des grauenden Morgens den langen, langen Abschiedskuß gab auf ihren kleinen Mund, der wieder so eigen bebte, während in ihren Augen doch ein Schein war wie von innerlichster, seligster Zufriedenheit. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geschlungen und hing an mir, als sollte ich sie nehmen und forttragen. Aber da knarrte drüben ein Bett, und sie fiel erschreckt zurück mit schiefem, ängstlichem Kindermund, und ich wankte davon wie ein Betrunkener ... Und wie ein Betrunkener schlief ich zehn Stunden lang, ohne aufzuwachen. Wie ich wach wurde, war es vier Uhr nachmittags, und ich begriff erst gar nicht, wo ich war. Auf einmal kam mir die Erinnerung, und es fehlte nicht viel, daß ich, noch berauscht von dieser wunderbaren Nacht, im Hemde hinuntergelaufen wäre, sie zu sehen. Es hätte mir nichts genützt. Schon um zwei Uhr war die Familie Brandeiß abgereist. Als mir die gute Traubenwirtin das sagte, da gab es mir einen Schlag ins Herz, und ich stand wohl da wie Stoffel vorm leeren Stall, als ihm das Kalb gestohlen war. Ich konnte es gar nicht begreifen. Wohin sind sie denn gereist, die Herrschaften? fragte ich mit unvollkommener Ruhe. — Nach Frankfurt! ... So, so, nach Frankfurt! Ich war wie verblödet. Na, kurz und gut: am selben Abend war ich in Freiburg, und acht Tage

später hatt ich die rote Mütze auf und das Fuchsenband um ... Nun, Leibfuchs, wie denkst du über den Fall? Sags strikte!

Der Staatsanwalt zuckte die Achsel:

— Die Jugend!

— Und Sie, Herr Korpsbruder?

— Gewiß Herr Sanitätsrat, relativ betrachtet ...! Natürlich ... Ja, ja, ja freilich ...

Aber der gute Major sang:

Und als das Mädel sich satt geküßt,
So, so!
Da hab ich leider davon gemüßt,
Oh, oh!
Der Rapp war schon gesattelt und scharrte vor der Tür,
Sie guckte hinterm Vorhang am Kammerfenster für,
So, so!
Oh, oh!
Bald reiten wir einen Schimmel, bald einen Rappen wir!
Wir Reiter, hoho!
Wir Reiter, hoho!

Wir sangen den Refrain heiter mit. Nur der alte Sanitätsrat schwieg und schien ernst geworden. Und er sagte:

— Aber Sie haben doch recht, Herr Korpsbruder: Selbstzucht! Uns gehts ja leicht hin, wenn wir uns mal vom Blute überrennen lassen. Aber so ein armes Mädel ... Ich bin manchmal vor Schreck zusammengefahren, wenn ich mir vorstellte, die Kleine könnte ... Nein, solange die werte Welt noch mit Steinen wirft, wo sie die Hand auflegen und die besten Worte verstehender Liebe haben sollte, solange ist es Pflicht, sich in der Kandare zu halten ... Ich sprach vorhin von einem goldenen Ziele, es ist aber doch wohl mehr eiserne Kette, und ich fürchte sehr, wir dürfen sie noch nicht sprengen.

— Zum mindesten würde ich mir erlauben müssen, mit allen Kräften dagegen aufzutreten, sagte der Staatsanwalt mit Ernst und Überzeugung.

Er hatte, wie billig, das letzte Wort.

To-lu-to-lo

oder

Wie Emil Türke wurde

Mein Freund Emil war ein merkwürdiger Referendar: Es genügte ihm nicht, Referendar zu sein. Er wollte durchaus nach China.

Nicht etwa, daß er an einer Stangenschen Weltreise hätte teilnehmen wollen. Nein, es war nicht eitle Vergnügungssucht oder seichte Neugierde; es war Ehrgeiz.

Emil hatte es sich in den Kopf gesetzt, schnell Karriere zu machen und auf ungewöhnliche Weise. Aber es war ihm nicht verborgen geblieben, daß es bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit, die Mutter Germania in der Erzeugung von Referendaren an den Tag legte, seine Schwierigkeiten hat, selbst durch ungemeine Leuchtkraft juristischen Genies das Anciennitätstempo der Beförderung zu durchbrechen, und außerdem erblickte er, so genau und scharf er sich auch umsah, keine Gelegenheit, auf ungewöhnliche Manier, also außerhalb der offiziellen Klimmleiter, ein höherer Würdenträger zu werden. Denn er war nicht einmal in einem gewöhnlichen, geschweige denn in einem „besseren" Korps aktiv gewesen und hieß übrigens bloß Meyer.

Indessen, es fehlte ihm nicht an Findigkeit, und so hatte er entdeckt, daß im auswärtigen juristischen Staatsdienste ein sehr viel schnelleres Tempo des Avancements statthat, und daß dieses Tempo sich im Verhältnis zur Entfernung von Deutschland beschleunigt. Daher beschloß er, kaiserlich deutscher Konsul in China werden zu wollen.

Da traf es sich für den kühnen Referendar nun sehr gut, daß just um die Zeit, als er die erste juristische Würde erworben hatte,

das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gegründet wurde, und zwar vornehmlich und ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, jungen Rechtsbeflissenen Gelegenheit zur sprachlichen Ausbildung für den Dienst in den ostasiatischen Ländern zu geben. Es schien fast, als habe das Reich bei dieser Gründung ausdrücklich die Pläne Emils im Auge gehabt, und diesem war nur das eine fatal dabei, daß das Seminar auch den erotischen Ehrgeiz anderer Jünger der Jurisprudenz aufwecken mußte.

In der Tat fanden sich in der chinesischen Klasse eine ganze Anzahl junger Juristen zusammen, aber zu seiner Genugtuung konnte Emil konstatieren, daß das zumeist Jünglinge waren, die das Examensieb noch nicht passiert hatten. Es war kein Zweifel, daß er mit noch zwei Referendaren als erster nach Peking geschickt werden würde, um sich dort als Dragomanatseleve auf Reichskosten noch weiter in der Sprache der Hansöhne auszubilden. Es kam nur darauf an, daß er sich bis zur ersten Diplomprüfung alles aneignete, was an sprachlichen Grundlagen verlangt wurde.

Emil tat, was in seinen Kräften stand. Nicht allein, daß er keine Stunde des Seminars versäumte, er leistete sich auch noch ein übriges. Fleißig besuchte er den gemütlichen Mandschumann und Inhaber des violetten Kappenknopfes Herrn Kuei-Lin und unterhielt sich mit ihm, der kein Wort Deutsch verstand, nach Möglichkeit chinesisch, immer das Notizbuch in der Hand und unermüdlich bedacht, mit Bleistift die Zeichen nachzumalen, die der Pinsel des gefälligen Chinesen vormalte. Auch sah man ihn oft mit dem bezopften alten Herrn Straßen, Läden, Sammlungen besuchen, immer nur zu dem Zwecke, bei jedem Dinge zu fragen: Dscho sche schommo (was ist das?) und so sein chinesisches Vokabular zu bereichern.

Es ist klar, daß Emil dabei nicht viel Zeit für die Dinge übrig behielt, die sonst den Referendar in Berlin heiter in Anspruch

nehmen. Zumal den Mädchen gegenüber befleißigte er sich einer strengen, ja eisigen Zurückhaltung, wie man sie sonst gewöhnt ist, mehr bei Predigtamtskandidaten als bei Referendaren vorauszusetzen.

Dies Benehmen muß verdienstlich genannt werden. Denn Emil war eigentlich nicht ohne Anlage für weiblichen Umgang und auch nicht ohne Neigung dazu. Zwar war er ein bißchen klein und hatte in seinen Bewegungen etwas Schüchternes, aber man weiß, daß das manchmal recht beliebt ist. Und dann besaß er einen entzückenden Schnurrbart, und seine Augen, groß und blau, ließen auf die Gabe hingebender Zärtlichkeit schließen. Mit Recht. Emil war wirklich eine zärtliche Natur, und er wäre wahrscheinlich ein ganz verliebter Referendar gewesen, wenn nicht der Ehrgeiz und sehr solide Erziehungsgrundlagen das Gegengewicht zu den zärtlichen Seiten seines Wesens abgegeben hätten. China war es, das ihn gebietend von der Liebe wegwinkte. Er lief vor jeder Verführung davon und rettete sich hinter seine Notizbücher mit ihrem Urwalde von verzwickten, wie Bambushalme neben- und durcheinander aufsprießenden chinesischen Schriftzeichen.

Aber, man weiß es ja: die Liebe würde selbst einen meterdicken Wall, bedeckt mit Keilschrift, umwerfen. Und flöhest du in das Dickicht der Dschungeln, Emil, verschanztest du dich selbst hinter den goldenen Ahnentafeln des Kung-fu-tse, ja, wenn die chinesische Mauer selber dein Bollwerk wäre gegen die Liebe — sie kriegt dich doch, wenns ihr gefällt, dich kriegen zu wollen.

Eines Abends saß Emil an seinem Schreibtisch und bemühte sich, eine Depesche des Tsung-li-ya men, wie sich das chinesische Auswärtige Amt in Peking nennt, zu übersetzen. Es ging schon ganz gut; nur ein halb Dutzend Zeichen etwa wollten ihm nicht eingehen. Er mußte, um ihrer Bedeutung habhaft zu werden, alle seine Hefte durchsuchen. Keine kleine Mühe das! Man kann ner-

vös dabei werden und den Chinesen ein Alphabet wünschen. Und wenn nun gar im Nebenzimmer, das von dem deinen nur durch so eine Berliner Papiermaché-Mauer geschieden ist, fortwährend Schritte hin- und hertrippeln, Schubladen aufgezogen, Stühle gerückt und weibliche Seufzer ausgestoßen werden, so magst du ein noch so strebsamer Referendar sein, du wirst abgelenkt und fängst an, zu denken: „Na, was hat sie denn da drüben!"

Emil warf seinen Kopf, der eben noch im Kollegheft steckte, mit einem ärgerlichen Zungenschnalzen zurück, trommelte einen sanft nervösen Generalmarsch auf dem Zettel mit der chinesischen Depesche und wandte sich etwas unwirsch nach der Wand hin, hinter der das Getrippel, Gerücke, Geseufze fortdauerte.

Er hatte Lust, Silentium! zu rufen, aber, mein Gott, es war ja schließlich eine Dame. Zwar bloß eine „höhere Näherin", wie sie von der Wirtin mit berlinisch nuanciertem Respekt genannt worden war, aber immerhin: ritterlich, Emil, ritterlich!

Er senkte sein suchendes Haupt wieder über das Glanzlederheft und fuhr mit dem rechten Zeigefinger der Hand die Schriftsäulenzeichen auf und ab. Da ging drüben eine Tür, und er hörte die höhere Näherin nach der Wirtin rufen. Einmal, zweimal, dreimal. Aber vergeblich. Nun die Worte: „Gott ist das dumm!" Und ein neuerliches Geseufze.

Emil fing an, zu kombinieren: Am Ende fehlt dem Mädchen was; vielleicht ist ihr unwohl; sie seufzt ja in einem fort, und nun ist diese Wirtin nicht da! Ich sollte doch wohl eigentlich fragen, ob ich nicht ... Unsinn! Sie rennt ja ganz flott im Zimmer hin und her. Hol dich der ...

Da hörte er auf einmal ganz deutlich, wenn es auch nur halb geflüstert wurde: Herr Doktor?! ...

Emil richtete sich stracks auf: Nanu? Da meint sie wohl mich? — Herr Doktor? ... Ach entschuldigen Sie ...

— Befehlen?

— Ach, Herr Doktor, möchten Sie nicht ... verzeihen Sie nur ... ich muß einen Brief schreiben und finde keine Feder ... und Frau Kummer ist ausgegangen ... und es ist schon so spät ...

— Eine Feder möchten Sie? Aber natürlich, mit dem größten Vergnügen! Breit oder spitz?

Er war ganz Hilfsbeflissenheit und ritterlich erregt. Die Stimme gefiel ihm übrigens. Es ist doch nett, wenn ein Mädchen hinter ihrer Tür einen anflüstert. Das hat so was ... na ... so was Zutrauliches.

— Ach, bitte, lieber spitz, wenn Sie Auswahl haben.

— Einen Augenblick, Fräulein, ich habe ganz spitze.

Er warf seine kostbaren Hefte rücksichtslos durcheinander und suchte mit noch größerem Eifer, als er eben chinesische Zeichen gesucht hatte, nach spitzen Federn. Dabei überlegte er sich, wie er sie überreichen sollte. Er war schon wirklich ein bißchen sehr schüchtern. Sollte er durch seine Tür ..? .. oder erst über den Gang ..? .. Vielleicht den besseren Rock anziehen ..? .. Sich in aller Form vorstellen ..? .. Oder am Ende —: einen Witz machen ..? .. Ja, einen Witz! Recht forsch! ... aber — was für einen?

Indessen hatte er die Feder gefunden. Schnell noch an den Spiegel! Und, ja, den besseren Rock! Leise! Merken darf sie das nicht. Auch ein paar Bürstenstriche über den Scheitel und, natürlich, den Schnurrbart gut nach oben! So. Und nun ... aber wo habe ich doch die Feder hingelegt! In aller Welt, wo hab ich sie nur hin ... Gottlob, da ist sie. So, nun hinüber ... nein, nein, nicht durch die direkte Tür! das wäre doch wohl ... Nein, über den Gang. Soll ich: Mein Name ist ... oder: Das ist aber nett, daß Sie keine Feder haben! ... Eigentlich ist diese Geschichte recht fatal ...

Er fing an ängstlich zu werden. Wenn ein Dienstmann zur Hand gewesen wäre, hätte er den die Kommission besorgen lassen.

Indessen, das Schicksal hatte ihn schon mit sicherem Griff am Kragen und geleitete ihn, sanft schiebend, an die Tür der höheren Näherin.

— Bitte, Herr Doktor! . . .

Emil rang noch mit einem Witze, als er über die Schwelle trat, aber als er über der Schwelle war, fand er nicht einmal gleich Worte zu einer ganz simplen Einführung.

Verflucht nochmal: diese höhere Näherin sah ja aus wie eine . . . ja . . . wie eine Gräfin! Und das war ja wie ein förmliches Boudoir! Die reizenden geblümten Vorhänge! Diese netten Möbelchen! Ein Teppich! Spitzengehänge über dem Waschtisch! Und dieses pompöse Gestell da, dieses Gardinenwerk über glitzernden Messingstangen — mein Gott, in so einem Himmelbette schläft eine Näherin! Wo hat sie denn übrigens ihre Nähmaschine? He? Sie wird doch nicht etwa . . . ? . . . Dieses Odeur . . . ! . . . Der Schlafrock . . ? . . Gib deine Feder ab, Emil, und fleuch in den Bambuswald deiner chinesischen Charaktere!

Emils Auge, gewohnt an das kahle schwarze Gewirr seiner Schriftzeichen, sah diese neue Umwelt nicht ganz exakt, sondern mehr in einem Schimmer aus eigener Zutat, aber soviel war richtig: Fräulein Gertrud Seubert hatte sich recht geschmackvoll und gemütlich, mit einem unverkennbaren Sinn fürs elegant Trauliche, eingerichtet. Sie hatte den Stil ihrer Persönlichkeit auf ihr Zimmer übertragen. Und dieser Stil, man mußte nur das angenehm üppige, doch nicht übervolle Mädchen ansehen mit ihren schönen blonden Haaren, ihrer weißen Haut, ihren lustigen blauen Augen und den sehr wohlgepflegten kleinen Kinderhänden, dieser Stil war nicht klassisch, nein, gar nicht, sondern eine Art modernes Barock, aufs Amüsante, rundlich Ausgeschwungene, Bunte gehend. Eine Vestalin,

das konnte ein Blinder mit Genuß greifen, war sie nicht, aber Emils bange Fragezeichen drehten die Fühler des Argwohns zu weit. Fräulein Gertrud befand sich in einer sozial unantastbaren Stellung und in einer sehr wichtigen dazu; sie war keineswegs bloß eine höhere Näherin, wie die törichte Frau Kummer mit der übel angebrachten Verkleinerungssucht der Berlinerin gesagt hatte, sondern sie gehörte dem Generalstabe der Berliner Konfektion an, als welche, wie man weiß, die halbe Welt mit Damengarderobe versorgt; sie war Direktrice in einem der ersten Berliner Konfektionsgeschäfte.

Damit ist zugleich gesagt, daß sie das ahnungsbange Backfischalter schon eine gute Weile hinter sich hatte. Auch im Konfektionsgeschäfte erreicht man die höheren Würden nicht vor einer gewissen Altersreife. In der Tat, es war nicht mehr lange hin, und diese molligen kleinen Füßchen, die augenblicklich in moosgrünen Pantöffelchen mit heliotropfarbenen Schleifen steckten, mußten über die bei Frauen wenig beliebte Schwelle, über der die fatale 30 steht. Aber mit einem so munteren Gesichte, mit diesem festen Fleische, diesen alerten Bewegungen und vor allem mit diesem zuversichtlichen Humor, der dem Leben noch die amüsantesten Überraschungen zutraut — was verschlägt da so ein törichter arithmetischer Lebensabschnitt. Amor rechnet nicht mit Zahlen, sondern mit reellen Werten.

Emil der Referendar fühlte sich also etwas beklommen im parfümierten Dunstkreise seiner Nachbarin. Du lieber Gott, hier hatte er sich mit einem „Witz" einführen wollen! Vor des deutschen Gesandten in Peking Exzellenz hätte er nicht vertatterter sein können.

Fräulein Gertrud bemerkte die Schüchternheit mit Wohlgefallen. Gerade das hatte sie jetzt gerne. Sie mochte die betont schneidigen Herren nicht mehr, die die Stiefelabsätze aneinanderschlagen wie Husarenleutnants und aus der deutschen Sprache ein Schnarrwerk

machen. Wie sie den schüchternen Emil so vor sich stehen sah, nicht gerade in der Jammerstellung, wie wir sie bei den betrippten Jünglingen des deutschen Lustspiels wahrnehmen, aber doch einigermaßen in verlegener Schräge, da hatte sie gleich ein recht angenehmes Gefühl, wie nett sich hier Bemutterung mit anderweiter Zärtlichkeit verbinden lassen möchte.

Da Emil durchaus nichts sagte, sondern nur zwischen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand die spitze Stahlfeder ihr entgegenhielt, so meinte sie, daß es gut sei, ihrerseits Worte verlauten zu lassen.

Sie sprach:

— Jetzt hab ich Sie gewiß in einer wichtigen Arbeit gestört, Herr Doktor! und nahm mit einem hellen Lächeln die ganz warm gewordene Feder aus Emils Fingerklemme.

— Ach, es . . . es ist mir ein Vergnügen, Fräulein. Ich habe nur ein bißchen in meinen Kollegheften nachgesehen.

— Und da hab ich Sie nun mit meiner dreisten Bitte herausgerissen! Ich kann mir schon denken, wie unangenehm das ist. Wer weiß, ob Sie nun gleich wieder hineinkommen in Ihre chinesischen Geschichten. Gott, das muß furchtbar schwer sein!

Emil blickte erstaunt auf.

Das Fräulein lachte.

— Sehen Sie, ich weiß schon, was Sie studieren. Ich hab Sie sogar schon chinesisch reden hören!

Emil wurde immer erstaunter, aber zugleich hatte er ein Gefühl der Genugtuung. Da er es selber für keine kleine Sache hielt, sich mit einem Chinesen chinesisch unterhalten zu können, so nahm er an, daß das auch anderen respektabel erscheinen müßte.

Er fragte:

— Mich . . .? Chinesisch . . .? Aber wo denn?

— Ja, antwortete Fräulein Gertrud, ich habe Sie ganz aus

der Nähe bewundert, bei Gerson, in der Frühjahrsausstellung! Aber häßlich ist Ihr alter Chinese. So was von Mann! Sind denn die Chinesen alle so?

Jetzt nahm Emil das Gebaren des Wissenden, heiter Wissenden an. Er lächelte und strich sich den Schnurrbart, indem er sprach:

— Sie sollten da nur einmal meinen Südchinesen sehen, Herrn Pan-Wei-Fu aus Kanton! Der ist sogar sehr nett!

— Ja, haben Sie denn gleich zwei Chinesen?

— Eigentlich geht mich nur der Peking-Mann an, der Alte. Ich studiere nämlich Nordchinesisch, die Beamtensprache . . .

— Gott haben denn da drüben die Beamten eine Sprache für sich? Das ist doch komisch! Ach, Herr Doktor, erzählen Sie mir doch ein bißchen!

Die Directrice hatte es sehr schnell ergriffen, daß dieser schüchterne Herr bei seinen Kenntnissen genommen sein wollte. Der Umweg war ihr neu, aber amüsant.

Emil war sofort bereit, die Wißbegierde der Nachbarin zu stillen, die ihm nun gleich anfing, sehr sympathisch zu werden. Er ließ sich gern einladen, auf einem der kleinen blausamtenen gepolsterten Stühle niederzusitzen, und er hielt mit seinen Kenntnissen über das blumige Reich der Mitte nicht zurück. Was Fräulein Gertrud auch fragte, Herr Emil hatte eine Antwort.

So saßen sie im roten Lampenscheine recht angenehm beieinander und schoben sich gemütlich Frage und Antwort über die wunderlichsten Dinge des chinesischen Lebens zu, während das eigentliche Interesse ihres Gespräches sich in konzentrischen Kreisen mehr und mehr an eine nähere Sphäre heranschob. Emil fing schon an, nur noch halb in China zu sein, da stieß Fräulein Gertrud, als es eben auf ihrer Standuhr elf schlug, ein leises Ach! aus:

— Gott, schon elf! Jetzt wird gleich Frau Kummer aus ihrem

Kränzchen kommen. Hm, ist das dumm! Nich? Wir waren so nett im Plaudern! Aber so eine alte Tante ... na, Sie können sich denken ... da muß man schon ... Aber nicht wahr, Sie erzählen mir mal weiter ...?

Sie gab ihm über den Tisch weg mit einem ungemein einladenden Blicke die Hand, und die liberale Machart des Schlafrockes brachte es mit sich, daß dabei der halbe rechte Arm in seiner ganzen weißen Fülle zum Vorschein kam.

Himmel, wie gefiel das dem Referendar! Er ergriff die kleine Hand und — ja, was wollte er denn? — behielt sie eine Weile in der seinen. Währenddessen erklärte er mit großer Bestimmtheit, daß es ihm ein ungemeines Vergnügen sein werde, seinen „Vortrag" sobald als möglich fortzusetzen. Aber wann?

Die Direktrice lächelte:

— Bringen Sie mir doch den Halter herüber, der zu der Feder gehört, Herr Doktor! So kann ich ja doch nicht schreiben!

— Richtig! rief Emil und ließ die Hand los, um sich an die Stirne zu schlagen. So was! Eine Feder und keinen Halter!

Draußen ging eine Tür.

— Herrgott, die Frau Kummer! Wie komm ich nun wieder hinaus ...?

— Pscht! machte die Direktrice und schob den Riegel an der Zwischentür zurück. Und nun, ganz leise, ihm über die Schultern her flüsternd, während sie ihn hinausschob:

— Ich brauche den Halter noch heute ... In einer Stunde vielleicht ... Ja? ...

Die Türe zu.

Emil stand in seiner Stube. Brühheiß stand er da und sah sich erstaunt um.

Dann lief er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und

ab: In einer Stunde! Ah! .. Ja ... aber ... am Ende ... Schließlich will sie wirklich bloß ... Unsinn!

Indessen, er nahm, als die Stunde vorüber war, vorsichtshalber doch den Halter mit.

Die Direktrice hat sich sehr darüber amüsiert:

— Doktorchen, im Dunkeln kann ich doch keinen Brief schreiben!

Emil, oder der verführte Referendar — kein Zweifel, das Schicksal hatte es vor, aus ihm ein ganz absonderliches Exemplar seiner Gattung zu machen. Aber wie bei seinen erstaunlichen chinesischen Studien, so fühlte er sich auch bei seinem erstaunlichen „Verhältnisse" sehr wohl. Er widmete sich ihm mit derselben stillen und stetigen Hingabe wie der Pekinger Beamtensprache, wenn auch nicht mit demselben guten Gewissen.

Anfangs, am Tage nach dem Abenteuer, hatte er sogar an Flucht gedacht.

Ausziehen! Sofort ausziehen, noch ehe die Direktrice in ihr blausamtenes Privatmilieu zurückgekehrt war!

Aber das hätte ihm nicht bloß für den angerissenen, sondern auch für den folgenden Monat doppelte Miete gekostet, denn soviel mußte er sich als Jurist wohl sagen, daß die Nachbarschaft eines liebenswürdig aggressiven Mädchens nicht zu den Fällen rechnet, die zum kündigungslosen Aufgeben eines Mietvertrags berechtigen. Und als dann Fräulein Gertrud abends ein Papierröllchen durch das Schlüsselloch schob, darauf die Worte zu lesen waren: „Wie gehts meinem kleinen Chinesen? Nicht vergessen: einhalb zwölf Uhr!", da fand er die Idee einer heimlichen Flucht überhaupt unwürdig, unmännlich und absurd. Er hat auch nie wieder Anwandlungen dieser Art gehabt. Im Gegenteil: er verliebte sich. So soliden Leuten sind „Verhältnisse" am gefährlichsten, und wenn ein Schüchterner auftaut, gibts gleich einen See.

Feurig und überschwenglich wurde er ja nicht, und zum Versemachen ließ ihm schon das Chinesisch keine Zeit, aber er nahm die Sache gleich tief und bieder. Sein ganzer Grundschatz an Zärtlichkeitsgefühlen schwamm nach oben und lud sich breit und gründlich aus. Die Beiwürze des Unerlaubten, Heimlichen (Frau Kummer!) schmeckte ihm zwar ungewohnt und bedrohlich, aber im Grunde doch auch gut. Auch dem soliden Manne gewährt es ja eine wunderliche Genugtuung, wenn er sich einmal still bekennen zu dürfen glaubt: Siehe da, ich bin doch kein Philister!

Zudem war er wirklich in guten Händen. Die Direktrice wußte der Sache ein allerliebstes Wesen von bürgerlicher Ordnung zu geben. Alles Wilde, alles, was der guten Kinderstube Emils fatal zuwider hätte sein können, vermied sie. Es war eine säuberliche Art des Unerlaubten. Netter konnte man gar nicht hinter den Kulissen der Moral vergnügt und verliebt sein. Sie ging sogar auf Emils Chinesisch ein. Ihren Namen, Trudel, ließ sie sich chinesisch aufbügeln, so daß To-lu-to-lo daraus wurde, weil ja die Nordchinesen so wunderliche Sprachwerkzeuge haben, daß sie kein R und die meisten anderen Konsonanten wenigstens nicht als Auslaut aussprechen können. Alles das lernte sie mit spaßiger Aufmerksamkeit und auch: wo ai ni (ich liebe dich) konnte sie sehr hübsch sagen. Emil repetierte direkt mit ihr des Abends, was er in der Frühe im Seminar gelernt hatte, wenigstens, soweit es die Zeit und die Notwendigkeit, in Flüstertönen zu sprechen, erlaubte.

Diese Notwendigkeit fiel nur an den Sonntagen weg, die man zu allerlei Ausflügen benutzte. Man bevorzugte dabei durchaus die Teile der Berliner Umgebung, die nicht völlig mit Butterbrotpapieren und ähnlichen Dokumenten berlinischer Naturschwärmerei garniert sind. Im Tegeler See gibt es ein paar kleine heimliche Inseln, wo verliebte Leute die Natur ganz ungestört auf ihre Art genießen können. Da gingen sie gerne hin. Eigentlich waren

To-lu-to-los Kleider zu elegant für Idyllen, aber da sie vom Metier der schönen Kleider war, hatte sie nicht das Bedürfnis, mit ihnen vor der Welt Staat zu machen.

Ach ja, sie waren sehr glücklich so miteinander. Ein halbes Jahr verfloß in völlig ungetrübter Zärtlichkeit, und Emil nahm, wie an Chinesisch, so auch an Liebe immer noch zu. Der Gedanke, nach China zu gehen, war ihm schon gar nicht mehr sehr verlockend, denn daß ein Dragomanatseleve sich in Peking mit einer Berliner Direktrice vorstellen sollte, war ebenso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, To-lu-to-lo ihrer Konfektionstätigkeit in der Jägerstraße zu entziehen. Bis zur Diplomprüfung war es freilich noch ein ganzes Jahr hin. Aber was ist ein Jahr für ein kümmerlicher Zeitabschnitt, wenn man so verliebt ist wie Emil. Er fing an, China zu verwünschen und auf eine Revolution in Peking zu hoffen, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit diesem gefährlichen Lande herbeiführe.

To-lu-to-lo war ruhiger. Sie fand den kleinen Chinesen immer noch sehr nett, und wie das alles in so guten, glatten Geleisen lief, das behagte ihr schon recht wohl, aber Perspektiven in die Ewigkeit hatte sie von vornherein nicht angelegt, und überdies konnte sie sich vorstellen, daß eine kleine Abwechslung am Ende auch nicht bitter wäre.

Wenn die Sonntagsausflüge jetzt mehr in belebtere Gegenden, am liebsten in Konzertgärten, gerichtet wurden, so war das ausschließlich ihr Werk. Sie wollte plötzlich „Menschen sehen".

— Man muß sich auch ein bißchen unterhalten, sagte sie.

— Aber hast du nicht mich? sagte er.

— Freilich, mein Süßes, aber dich hab ich ja auch so, und das mit dem Unterhalten mein ich überhaupt anders.

— Aber wie denn?

— Na ja, so, weißt du, daß man mal neue Gesichter . . . Du,

sag mal, kannst du nicht mal deinen Chinesen mitbringen? Das stell ich mir riesig drollig vor, mit einem Chinesen unter den Zelten!

— Herr Kuei geht Sonntags nicht gerne hin, wo viele Menschen sind.

— Na, dann bring einfach den anderen Onkel mit, den Südlichen. Oder fürchtet der sich auch vor den Berlinern?

— Nein, aber ... der Kanton-Mann ... ich muß dir offen gestehen ... der ist mir nicht gerade sehr angenehm ... Mit Damen kann man ihn eigentlich nicht gut zusammenbringen. Er... weißt du ... er hat so orientalische Begriffe ... ja ... und er soll manchmal direkt frech werden.

— Na, Gott, wenn er doch ein Chinese ist.

— Ja, ja, du mußt mich nicht falsch verstehen; ich mache ihm keinen Vorwurf. Er hat eben andere Kulturanschauungen, aber ich mag dich doch keinen Dummheiten bei ihm aussetzen.

To-lu-to-lo lachte:

— Bist du komisch! Jetzt soll sich eine Berlinerin vor einem Chinesen fürchten! Nu erst recht! Ich will dir doch zeigen, daß ich mit so einem gelben Onkel fertig werde.

Nun so war denn freilich kein Ausweg; Direktrice kommt von dirigieren. Am Sonntag, der auf dieses Gespräch folgte, traf man sich mit Herrn Pan-Wei-Fu in der Flora zu Charlottenburg.

Der Herr aus Kanton war wirklich ein schöner Chinese. An den Typus des Apollo von Belvedere zu erinnern verbot ihm freilich seine Eigenschaft als mongolischer Mensch, aber mongolisch genommen konnte er sich sehen lassen. Ziemlich lang und sehr schlank, in den Bewegungen eine würdevolle Steifheit, leise belebt durch eine gewisse Eleganz von selbstbewußter Grazie; die Gesichtsfarbe durchaus creme; die Augen schwarz und funkelnd wie überreife Brombeeren, nicht übertrieben schief liegend und auch nicht

allzu schmal; die Nase beträchtlich, der Mund etwas aufgeworfen mit sehr vollen Lippen; der bis auf den Hinterkopf glatt rasierte Schädel schmal und lang; der glänzend schwarze Zopf zweifellos echt und voll, bis in die Kniekehlen hangend. Seine Hauptzierde und sein Stolz aber waren die überaus feingegliederten Hände mit den tadellos gehaltenen langen Nägeln.

Er hatte sich, wenn auch nicht mit dem Staatskleid des Gelehrten von Rang, so doch mit einem besonders kostbaren Gewande angetan: das Unterkleid moosgrün, das Oberkleid hechtblau, in den Ärmelöffnungen ultramarin. Statt des gewöhnlichen Klappfächers trug er einen runden Stielfächer, der auf gelber Seide reiche bunte Bemalung aufwies. Auf fünf Meter hin verbreitete er ein Gedüfte von Moschus und Kampfer.

Hocherhobenen Hauptes trat er auf seinen dickfilzsohligen braunen Stiefeln einher, und als ihm To-lu-to-lo vorgestellt wurde, legte er die leise geballten schönen Hände sanft aneinander und schüttelte sie mit vollendetem chinesischen Anstande ein paarmal der Direktrice entgegen. Dann sagte er sofort:

— China-Mann sehr lieben Berlin-Weib. Ja! Gewiß! Gewiß! Immer! Sehr!

Dazu machte er ein überaus seriöses Gesicht, indem er To-lu-to-lo mit weit geöffneten Augen bis ins einzelne musterte. Als er damit fertig war, wandte er sich zu Emil und erklärte:

— Gut! Dick! Ja! Sehr!

Die Direktrice fand das reizend und lachte mit vollem Gesicht, indem sie ihre chinesischen Kenntnisse verwendete und fragte:

— Hao-pu-hao? (Wie gehts Ihnen?)

— Hen Hao! Hen hao: (Sehr gut!) antwortete entzückt Herr Pan, schob Emiln, der an To-lu-to-los Seite ging, entschlossen weg und begab sich an den freigewordenen Platz.

Emil erklärte ihm mit den besten chinesischen Höflichkeits-

wendungen, daß das des Landes nicht der Brauch sei, aber der Herr aus dem chinesischen Süden erwiderte bloß in einer Art von Hammerrhythmus deutsch:

— Das geht! Ja, ja! Das geht!

Er wollte damit sagen: Sie haben ja so recht, aber ich bin aus Kanton.

Emil war entrüstet und hätte gewünscht, daß es To-lu-to-lo auch gewesen wäre. Aber die war sehr vergnügt. Sie fand den offenherzigen China-Mann nicht bloß amüsant, sondern auch viel interessanter als den säuberlichen Emil, der immer bloß mit den Augen flüsterte. Er drängte sich ja bedenklich nahe an sie heran, und sein Geruch war ein bißchen bedrückend, aber sie empfand doch eine sehr eigene, ganz neue und gar nicht unangenehme Sensation. Sie hatte ursprünglich gedacht, der Chinese würde ein bißchen eklig sein, aber nein, gar nicht! Im Gegenteil, anziehend, sehr anziehend! Alles an ihm fand sie so ... so ... rätselhaft ... so angenehm merkwürdig ... so ... na ja, daß man ganz dahinterkommen möchte.

Sie gab sich ausschließlich mit Herrn Pan ab und nahm den empörten Referendar nur noch als Dolmetscher in Anspruch:

— Du, sag ihm mal, ich möchte gerne wissen, ob er außer seiner richtigen Frau auch noch ein paar Gemahlinnen zweiten Ranges hat?

— Aber To-lu! Das schickt sich doch nicht!

Er mußte aber doch fragen.

Zur Antwort hob Herr Pan drei Finger empor und lachte:

— Ja! Ja! Gewiß! Sehr! Das geht! Das geht!

Und To-lu-to-lo:

— Nun frag ihn mal, ob sie nett sind, seine Frauen.

— Aber To-lu! Was muß er sich denn nur von dir denken!

Er mußte aber doch fragen.

Herr Pan wiegte sein schmales Haupt hin und her, dann rief er:

— Das geht! Das geht!

Diesmal sollte das heißen: Wie mans nimmt! Augenblicklich bin ich für Sie, mein Fräulein.

Er wurde aber noch deutlicher in der Zeichensprache. Er nahm To-lu-to-los rechten Zeigefinger und placierte ihn neben die drei Finger, die seine Gattinnen vorstellten. To-lu-to-lo wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Emil fand diese stumme Werbung schamlos und impertinent. Er ballte seinen chinesischen Wortschatz zu einer zornigen Abkanzelung zusammen, die Herrn Pan an seine Pflichten als Ehemann und an seine Stellung als kaiserlich deutscher Lektor des Südchinesischen am orientalischen Seminar erinnern sollte.

Aber der entartete Gatte und Lektor hatte wieder bloß sein leidenschaftsloses Universalwort:

— Das geht! Das geht!

Ein gewisser Ton darin zeigte deutlich, daß es diesmal heißen sollte: Junger Mann, kümmern Sie sich nicht um chinesische Sittengesetze!

In diesem Stile, an dem To-lu-to-lo sehr viel, Emil aber gar keinen Gefallen fand, ging es fort, bis es Zeit war, die Flora zu verlassen und irgendwo in Berlin zu Nacht zu essen. Emil bemühte sich, dem zügellosen Mann aus Kanton klarzumachen, daß er es für seine Pflicht halte, ihn vorher in seiner Pension abzuliefern, aber Herr Pan erklärte, daß es die chinesische Höflichkeit nicht zulasse, eher nach Hause zu gehen als eine Dame, mit der man sich gut unterhalten habe. Emil mußte sogar seine Zeche bei Kempinsky mit bezahlen und schließlich auch die Droschke, in der er den vom Champagner überfidel gewordenen Gelehrten der sechsten Rangklasse nach Hause schickte. Noch aus dem Droschkenfenster heraus sandte Herr Pan merkwürdig stilisierte Kuß-

hände an To-lu-to-lo, unablässig mit dem Kopfe nickend und laut rufend:

— Das geht! Das geht!

Zwischen Emil und To-lu-to-lo gab es eine Szene.

Der Referendar durchlief dabei die ganze Tonleiter des beleidigten Liebhabers, vom dumpfgrollenden Tremolo des schmerzlichen Vorwurfs bis zu den schrillen Fistelhöhen gebietender Energie. Die Direktrice aber, wenn sie nicht einfach: Das geht, das geht! erwiderte, indem sie sich vor Lachen nicht zu halten wußte, beschränkte sich darauf, in mannigfachen Nuancen den Standpunkt zu betonen, daß sie doch nicht seine Frau sei.

— Überhaupt bist du komisch. Ich habe dir ja noch gar nicht gesagt, daß ich in den Chinesen verliebt bin.

— Schämen sollst du dich, schämen! Erstens vor mir und dann vor dem . . . dem Chinesen!

— Aber so was! Schämen? Weil ich ihn nett finde und dich langweilig?

— To-lu . . .? Ich sage Dir . . .!

— Was denn?

— Bring mich nicht um den Verstand!

— Das geht! Das geht!

— To-lu! Das hätt ich nicht von dir gedacht. Sieh mal, wir sind doch immer so nett zusammen gewesen, und du liebst mich ja doch noch . . .

— Ja, ja, ja! Gewiß! Sehr! Immer!

— To-lu! Ich sage dir: das laß ich mir nicht gefallen!

— Nicht?

— Du denkst wohl, ich bin ein kleiner Junge? Wie? Ich sage Dir . . .!

— Na, nu hör aber bloß auf! Bange machen gilt nicht! So

was! Schlaf dein Gift aus! Das mag ich nicht, so ein Getue. Gute Nacht!

Sie waren an ihrem Hause. Die Direktrice ging voran. Er mußte, wie sie es Frau Kummers wegen immer hielten, noch eine Viertelstunde unten bleiben.

Gott, wie fühlte er sich unglücklich, als er auf dem Trottoir drüben auf- und ablief, immer den Blick nach To-lu-to-los Fenster, hinter dessen Gardine er ihre Gestalt sehen konnte. Zum Weinen war ihm, zum Weinen! Aber vielleicht ging alles noch gut, wenn er nachher in aller Liebe ihr bewiese, wie unrecht sie handelte. Er pries zum ersten Male die Notwendigkeit, zu flüstern. Flüsternd und im vertrauten Dunkel kann man sich doch nicht zanken.

Das Licht in To-lu-to-los Zimmer erlosch. Nun konnte er hinauf. Nie hatte er es so gefühlt, wie lieb sie ihm war, als jetzt, wie er sein Zimmer betrat und in sich die Worte erwog, die leisen, heißen Worte, die er zu ihr sprechen wollte.

Aber der Riegel war vorgeschoben.

Emil erschrak ins tiefste. Ihm war wie obdachlos.

— To-lu!

Keine Antwort.

— Ich bitte dich, To-lu!

Er hat noch ein paarmal gerufen, aber sie hat nicht geantwortet.

Bald hörte er an ihren Atemzügen, daß sie schlief. Er legte sich nicht einmal ins Bett.

Die Wollust des Schmerzes ist eine spezifische Gabe der Lyriker; Referendaren ist sie meist versagt. Emil dachte nicht einmal daran, sich rhythmisch zu entladen; nein, er schrieb, mit Einhaltung der Höflichkeitsränder oben, unten und an den Seiten, sehr deutlich und mit unverkennbaren Anklängen an jenen Juristenstil, der mit der deutschen Sprache einige Worte gemeinsam hat, einen acht Seiten langen Brief. Darin wies er zwingend nach, wie unrecht

die Direktrice handle, indem sie zu ihrem üblen Betragen in der Flora und bei Kempinsky nun auch noch Trotz, Hohn und Lieblosigkeit füge. Kein Zweifel, daß es eigentlich an ihr sei, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; aber sie sei ein Weib, und also wolle er sich nicht auf den Standpunkt kalter Rechtserwägungen stellen. Er habe sie viel zu lieb dazu; hier sei seine Hand; alles möge vergessen sein. Er werde sie nie daran erinnern, wie weh sie ihm getan habe. Möge nun aber auch sie ihm mit doppelter Liebe entgegenkommen.

Dieser Brief bereitete ihm dieselbe Genugtuung wie einem Lyriker ein schmerzhaft zärtliches Gedicht. Er fühlte sich, während er ihn schrieb, intensiv und angenehm als stoisch milden, aber doch unentwegten Mann, und als er ihn geschrieben hatte, kam eine große Zuversicht über ihn: Jetzt wird sie erst ganz meine Liebe und meinen Wert begreifen; gepriesen sei dieser törichte Chinese, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihr einmal mehr aus mir zu offenbaren als die untergebene Zärtlichkeit des verliebten Jünglings.

Er schob, als sie nach Hause gekommen war, den Brief durch den Türspalt und hustete dreimal energisch dazu.

Die Direktrice hatte so etwas erwartet und lächelte bloß, als sie das Papier niederfallen hörte. Sehr neugierig auf seinen Inhalt war sie nicht. Sie zog sich erst hübsch langsam aus, und zwar bis aufs Hemd, lockerte mit dem üblichen Seufzer der Erleichterung (den sich Emil als Reueseufzer auslegte), das Korsett und kroch in ihren blausamtenen Schlafrock. Dann begab sie sich ans Teemachen, freute sich am blauen Aufschlag der Spiritusflamme, sah wohlgefällig zu, wie das Feuerchen sich um die Nickelkanne schmiegte, wartete, indes ihre Augen sich im Schauen weiteten, auf die ersten herauspuffenden Stöße des Dampfes und goß dann mit einem Ausdruck von Befriedigung das sprudelnde Wasser über das Kraut. Drei Minuten muß er ziehen, dachte sie

sich, ja nicht länger. Nun die schöne, kleine, grüne Kanne mit dem elegant gebogenen Schnabel! So! Und nun das chinesische flache Täßchen — ob das aus Kanton ist? Fein riecht er, der Tee! Nichts schmeckt besser dazu als Ingwerbiskuits. Die legte sie sich immer schon früh bereit, immer eins halb aufs andere, wie Zinnsoldaten, wenn sie in der Reihe umgefallen sind, auf einer netten Majolikaschale. Nun trinken und schnabulieren! Nachher so ein langes, dünnes Zigarettchen! ... Ob die Chinesen eigentlich den Tee auch so machen? Sie sollen keinen Zucker daran tun. Ob das schmeckt? ... Nee! Bitter! Brr! Ein Stückchen muß hinein! ... Wenn der Chinese bloß nicht so nach Kampfer und Moschus röche. Ob man ihm das abgewöhnen kann? ... Die Hände sind entschieden das Schönste an ihm ... Sonst ist er ein bißchen schmal ... Überhaupt: so merkwürdig unfleischig ... so wie aus Elfenbein der ganze Mensch ... Waden hat er wohl überhaupt keine und Muskeln mal sicherlich nicht ... Aber trotzdem, das ganze Auftreten so bewußt, so bestimmt, so angenehm unverschämt. Drollig! Aber doch, eigentlich lustig kann man sich nicht über ihn machen. Er kann gewiß recht wild werden ... Und so verliebt ...! Ich möchte eigentlich wissen, ob er ... Na, ich denke ... Ein bißchen Angst hätt ich schon ... So ein Chinese! Chi-ne-se! ... Vier Frauen hat er ... komisch. Na ja, China! ... Wie er einen ansieht, so durch die Kleider durch ... eigentlich ist es doch ein bißchen ... Aber es hat was: Weil er eben ein Chinese ist! ... Einmal ist er mir mit seinen langen Fingern ein Stück in den Ärmel raufgefahren — warme Knochen! Ich fühls noch ... Merkwürdig, durch und durch gings ... Ich kann mir denken, daß er einen ganz verrückt machen kann ... Ob er sich eigentlich den Zopf im Bette aufmacht? Gott muß das aussehen! Der lange, dürre Mensch, und hinten so eine schwarze Haarlatte runter bis in die Knie ... Strümpfe haben sie überhaupt keine und

Hemden auch nicht ... komisches Volk doch ... Aber ein feiner Kerl ist er! Wenigstens mal was anderes als unsere ...

Da fiel ihr der Brief ein, der da an der Türe lag.

— Der gute Emil. Na ja ... er ist ja recht nett und lieb. Aber auf die Dauer ... Und nun will er gar so fein! Was denkt er sich denn eigentlich? Das wollen wir denn doch lieber nicht einführen! — — Also, was schreibt er?

Sie holte den Brief, zündete sich eine Zigarette an und las. Kopfschüttelnd. Als sie fertig war, sah sie nach der Türe zu Emils Zimmer und schüttelte den Kopf wieder. So, wie wenn jemand gar nicht begreifen kann, was der andere will. Aufgeregt war sie gar nicht. Nach einer Minute auch schon nicht mehr erstaunt.

Sie ging an ihr kleines Schreibtischchen, wo eine Herde Pintscher und Katzen aus Chenille stand, nahm ein steifes ockergelbes Kärtchen mit Goldschnitt und schrieb darauf: „Du bist wohl nicht ganz munter!!??"

Das ockergelbe Kärtchen ging nicht ganz leicht durch den Türspalt. Sie mußte es mit Gewalt hineinschieben, aber kaum, daß es ein Stückchen hineingedrungen war, fühlte sie auch schon, daß es drüben ergriffen und herangezogen wurde.

Da mußte sie wieder lächeln.

Emil dagegen ...

Was ist die Wirkung des blauen Briefes auf einen alten Hauptmann gegenüber der Wirkung dieser gelben Karte auf den jungen Referendar! Er empfand nicht bloß die schnöden Worte als Harpunen in seinem Herzen, sondern, angefüllt mit dem Lehrstoffe der chinesischen Klasse, wie er war, sah er auch in der Wahl der Kartenfrage schlangenhafte Perfidie: Gelb, die Farbe des chinesischen Drachens!!

— Oh, dieses niederträchtige Weib!

Von der Höhe seiner männlichen Zuversicht fiel er in einen sumpfigen Abgrund der Verzweiflung.

Kein Zweifel, es war endgültig alles aus! Verstoßen war er, um eines schlitzäugigen, zopfigen, knochigen, blöden, frechen Chinesen willen verstoßen.

Wollte sie ihn verrückt machen?! Wollte sie ihn ... ah, oh, ... was sollte er denn tun?

Die Tür einschlagen? Hinüberstürzen!?

Diese heroische Anwandlung war aber nur wie das letzte Aufblacken der Flamme eines Stearinlichtes. Gleich wars vorbei, und ihm blieb bloß die große Niedergeschlagenheit, dieses Gefühl: Da lieg ich und bleib ich liegen, und wenn ein Lastwagen kommt, ich steh nicht auf. Und: Ach, wenn doch ein Lastwagen käme ...!

Emil hat noch ein paar Versuche gemacht, die Direktrice wiederzugewinnen. Briefe in einem weniger männlich-logischen Stile, Briefe mit Anflügen von weihevollem Schwung, Briefe ohne Einhaltung der Höflichkeitsränder, kurzum: Briefe, die eine Hyäne besänftigt hätten — aber Fräulein Direktrice fand sie bloß „kalbsledern". Sie hatte wirklich keine Zeit mehr für diesen Referendar mit den wasserblauen Augen und den ewig gleich sänftlichen Zärtlichkeiten. Das war ja einmal sehr nett gewesen, und es hatte ihr recht wohl gefallen, so ein großes Baby zu haben, aber kann man neben einer Feuerlilie noch ein Vergißmeinnicht ansehen?

Herr Pan war die gepantherte Feuerlilie, die Fräulein To-lu-to-lo nun mit so viel Sorglichkeit und Liebe in ihr Beet pflanzte. Ganz offenkundig betrieb sie ihre erotische Liebhaberei.

Dieser schamlose Lektor entblödete sich nicht, Sonntags schon früh um acht bei ihr zu erscheinen. Dann fuhren sie um zwölf Uhr zusammen aus, in offener Droschke natürlich, ein Skandal und Schauspiel für die Nachbarschaft. Wie ein Pfauhahn sah der

Kerl jetzt immer aus, wie ein chinesisches Gigerl! Apfelgrünes Oberkleid mit eingewobenen Pfirsichblüten, himmelblauer Beinrock mit Goldbrokat. Dazu ein rotes Band in den Zopf geflochten und diese lächerliche goldbraune Tellermütze auf und am Gürtel den rotledernen, dick mit Gold bestickten Pinselköcher und in der Hand einen geradezu wahnwitzigen Sonnenschirm. Das Seminar sollte doch wirklich einschreiten gegen ein so operettenhaftes Betragen! Und sie! Was an Farben ihm etwa fehlte, trug sie an sich. Weil dieser elende Kantonese das Grelle, Bunte liebte, hielt sie es für nötig, in allen Farben zu schillern wie die Horndecke eines Rosenkäfers. Und die Hüte! Empörend! Schamverletzend! Die Natur scheute sich, Farben von dieser herausfordernden Frechheit hervorzubringen; wenigstens kam es dem Referendar so vor, als gäbe es dieses „Farbengewieher“ auf der ganzen Welt nicht, außer auf diesen zur höheren Ehre des Herrn Pan komponierten Hüten der Direktrice. Und dabei konnte er sich nicht unklar darüber sein, daß er sie entzückend schön fand, diese „Person“, daß er hinter der Droschke hätte herlaufen mögen, um sie nur länger zu sehen, daß er ... ach Gott: es blieb ihm ja doch nichts anderes übrig, als stumm zu dulden.

Freilich, Wand an Wand weiter hier mit ihr in einem Hause zu wohnen, das überstieg seine Kräfte. Noch es nicht durch den Türspalt nach Kampfer und Moschus? Mußte er nicht zu den schmerzlichsten Schlüssen gezwungen werden, wenn er konstatierte, daß sie niemals mehr abends vor elf Uhr und Sonntags nacht überhaupt nicht nach Hause kam?

— Frau Kummer, hier haben Sie die Miete für nächsten Monat; ich ziehe heute aus.

— Ja ... aber ... Herr Doktor ...?

— Ich ... ich muß. Es tut mir leid.

— Aber nee, so was! Alle zwei Zimmer leer, und Knall und Fall!

— Was, alle beide Zimmer? . . .?

— Ja freilich, das Fräulein zieht ja auch! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! In die Dorotheenstraße zieht sie, als obs dort schöner wäre.

— Dorotheenstraße . . .!?

Das war zuviel! Also in die nächste Nähe des Menschen, wenn nicht gar in dasselbe Haus!

— Wann zieht sie denn?

— Die Woche noch, und hat doch das ganze Vierteljahr schon bezahlt. Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! . . . Ungeziefer gibts keins, reine wird auch alles gemacht, kein Titelchen fehlt . . .!

Sie zuckte mit dem Kopfe mechanisch hin und her und riß die Augen auf. Auf einmal schien ihr eine Idee zu kommen. Sie unterbrach ihr zuckendes Kopfgeschüttel und sah den Herrn Referendar boshaft fragend an:

— Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber am Ende ziehen Sie auch in die Dorotheenstraße . . .?

— Nein! Überhaupt: ich ziehe gar nicht.

— Na nu aber!

Frau Kummer mußte sich aufs Sofa niedersetzen.

— Jetzt weiß ich gar nichts mehr! Bin ich denn drehend? Aber sagen Sie mir doch nur . . .

Emil sagte nichts. Er fühlte nur immer: Dorotheenstraße!

Die Direktrice war ausgezogen, aber geholfen war dadurch nichts. Denn wenn er auch sie nicht mehr sah, so mußte er doch ihren chinesischen Liebhaber täglich erdulden.

Die südchinesische Klasse war aus Mangel an Teilnehmern geschlossen worden, und Herr Pan wohnte nun den nordchinesischen Stunden bei, weil er wenigstens beim Schreiben mit unterweisen konnte.

Da saß er nun wie ein triumphierender Truthahn dem bedrückten Emil täglich zwei Stunden lang gegenüber und machte sich ein Vergnügen daraus, seine unterweisende Aufmerksamkeit besonders ihm zu widmen. Regelmäßig zu Beginn jeder Stunde richtete er einen Gruß von To-lu-to-lo aus, und die Brombeer-Augen funkelten dabei höhnisch. Aber auch sonst unterließ er es nicht, dem armen Referendar ab und zu ein paar Splitter ins Fleisch zu schieben.

— Bitte lesen das!

Emil sah vier Zeichen auf hochrotem Papier. Schwere Zeichen, seltene. Endlich hatte er das erste: To!

— Sche, sche! (Richtig!)

Das zweite fand er nicht. Sein Nachbar war glücklicher: Lu!

— Sche, sche!

Jetzt fühlte Emil den Splitter und verzichtete darauf, sich an der Enträtselung der übrigen Zeichen zu beteiligen.

To-lu-to-lo! erklang es im Kreise. Der Chinese hüpfte vor Vergnügen und schriebs groß an die Wandtafel: To-lu-to-lo!

Die Zeichen hießen auf Deutsch: Fremd kommt zu fremd und wird vertraut.

Das ist wohl wieder eine von diesen chinesischen Gnomen, deren innerer Sinn sich uns versagt, dachten die Übrigen. Emil aber begriff, packte seine Hefte zusammen, empfahl sich bei Herrn Kuei-Lin und ging.

Nein, das konnte er nicht ertragen! Der Verlust des Mädchens allein war seiner Seele schon eine schmerzliche Wunde, aber sich täglich von diesem höhnischen Halunken mit seinen langen Fingern drin herumstochern zu lassen — nein! Ein Ende! Ein Ende!

— Wenn ich zu ihm ginge und es mir verbäte!? Unsinn!: „Das geht! das geht!"

Und dazu dieses infame Gegrinse.

Fortwährend sah er dieses Gesicht mit dem niederträchtigen dummschlauen Zuge vor sich.

Unerträglich! Diese Visage! Dieser Geruch! Diese Sprache!

Alles Chinesische war ihm plötzlich eine große Widerwärtigkeit.

Oh, diese Rasse! Verlogen! Verkommen! Verseucht! Heimtückisch! Feige! Frech! Grausam! Häßlich! Schadenfroh!

Und diese Sprache! Ein Gebell! Ein Geklapper mit Holzklötzen! Ein ungefüges kindisches Gepappel!

Dann kam das Klima dran, der Fremdenhaß, der Schmutz, der mangelnde Komfort, die weite Entfernung des Landes.

— Ein dummer Streich, weiß Gott, ausgerechnet in das unliebenswürdigste Land der Erde gehen zu wollen! Die Konsulatskarriere — ja: ein guter Grundgedanke! Aber warum gerade unter diesen gelben, verlogenen, verkommenen usw. usw. Fratzen? Da war Japan! Persien! Indien! die Türkei!

— Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

— Zumal die Türkei. Er machte es sich klar, daß die Türkei wie für ihn geschaffen wäre. In jeder Hinsicht.

Aber die Hauptsache, die er sich indessen nicht als solche eingestand, war wohl der Umstand, daß die türkischen Stunden nachmittags lagen, so daß er sicher sein konnte, um diese Zeit keinen Chinesen im Seminar zu sehen.

Ein Ende! Ein Ende! Und wenn das gleich soviel bedeutete, wie etwas Neues anfangen müssen. Nur nichts Chinesisches mehr! Wie Gift lags in seinem Gehirne, dieses Tsching und Tschang und To und Lo! Hinaus mit ihm! Hinausgekehrt mit türkischem Besen! Hinter die Bücher! Hinter die Bücher! Nichts hören, nichts sehen, nichts denken als Türkisch!

Und so geschahs. Emil verschwand aus der chinesischen Klasse

und tauchte in der türkischen wieder auf. Die chinesisch gebliebenen Referendare wunderten sich sehr darüber und fanden keine Erklärung, desgleichen die Studenten. Aber Herr Pan-Wei-Fu grinste und spielte mit einem ockergelben Zettel, auf dem zinnoberrot die Zeichen standen: To-lu-to-lo.

... Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut ...

Leberecht der Gestrenge

In einer kleinen Stadt Niederschlesiens kanzelt als Pastor primarius mein ehemaliger Freund Leberecht Wacker. Der Kreisarzt, der Amtsrichter und der Apotheker, als welche drei die Fahne des Liberalismus in dieser kleinen Stadt hochhalten (meist bei einer merkwürdigen Marke Rotwein, die sich Saint-Julien nennt, aber ganz gewiß aus dem naheliegenden Grüneberg stammt), heißen ihn bloß Leberecht den Gestrengen und finden, daß er ganz „unangenehm schwarz“ ist. Das geht aber weder auf die Farbe seines Haupthaares noch seines Bartes, denn beide sind ihm sehr blond, fast rötlich, sondern auf seine theologische Seele.

— Stöcker in Duodez! sagt grimmig lächelnd der Amtsrichter.

— Ein anmaßender Mucker! pflichtet der Kreisarzt bei.

— Ein unausstehlicher Pietist! erklärt der Apotheker.

In der Tat kann nicht geleugnet werden, daß mein ehemaliger Freund keiner von den freundlichen Pastoren ist, die gemütlich predigen und im Privatleben gutmütig behaglich lächeln. Wenn er so auf der Kanzel steht, sehr steif, zusammengekniffenen Mundes, die kaltblauen Augen unverwandt geradeaus, so fühlt man, auch ehe er spricht, sogleich, daß dieser Mann mehr für den strengen als den linden Kanzelstil ist. Und wenn er anhebt, zu reden, so bläst es kalt über die Häupter der Gemeinde weg, die sich gleich duckt. Er spricht nicht gerade gut und gar nicht leidenschaftlich, er predigt nicht einmal im eigentlichen Sinne, — er dekretiert.

— So und so seid ihr, und so und so solltet ihr sein, also seid ihr auf dem falschen Wege. Ich aber sage euch: kehrt um!

Dann kommen praktische Nutzanwendungen, sowohl allgemeiner als auch sehr spezieller Art, scharfe Anklagen der Zeit und Welt im ganzen und der lutherischen Gemeinde von X. im besonderen. Den Bilderschmuck der Sprache liebt er dabei nicht, lyrische An-

wandlungen sind ihm fremd, und was er an Pathos besitzt, braucht er polemisch herbe auf, statt es nach Art der schwärmerisch gottlobesamen Kanzelredner seelenbrünstig zum Preise der erhabenen Weltordnung aufzurollen als einen gewaltigen Wortteppich. So ist er auf der Kanzel. Noch mehr beinahe steckt er den Gestrengen bei den übrigen Handlungen seines Amtes heraus. Besonders rigoros ist er in Aberkennung des Myrtenkranzes bei Bräuten, die den Termin spezifisch ehelicher Zärtlichkeiten nicht ganz genau eingehalten haben. In diesem Punkte ist er erstaunlich gut unterrichtet, und es heißt, daß er die erotischen Beziehungen seiner Gemeinde von Spionen überwachen läßt, wie der Staat revolutionäre Umtriebe. Soviel ist gewiß, daß er großen Wert darauf legt, das Privatleben seiner Herde, bis unter die Bettdecke genau, zu kennen. Da er sich zu diesem Zwecke der Ohrenbeichte als Lutheraner nicht bedienen kann, und da die guten Leute von X. ihm ihre intimeren Heimlichkeiten nicht freiwillig anvertrauen, so ist er darauf angewiesen, nach Möglichkeit selber nachzusehen, und da mag es wohl sein, daß er denjenigen seiner Gemeindeglieder manchmal etwas lästig erscheint, die, ohne gerade stolze Briten zu sein, dem Grundsatze huldigen: my house is my castle.

Ohne Zweifel tut Leberecht auch mancherlei Gutes, zumal an Kranken, Alten und Armen. Aber er tut es in recht eigentlich unmilder Art. Indem er unterstützt, erhebt er nicht zugleich, sondern drückt eher nieder. Wenn er in ein Haus tritt und die Mitteilung einer Unterstützung bringt, so verbreitet er doch nicht Licht und Wärme und macht keine helle Freude. Denn es ist keine Wärme, kein Licht, keine Freude in ihm. Er hat nicht das Lächeln und die leicht aufliegende Hand des geistlichen Freundes, sondern er ist immer der geistliche Lehrer und Richter, der stets auch züchtigt, indem er mitteilt.

In seinem eigenen Hause handelt er nicht anders. Wie er selbst

die Gabe des Lachens nicht besitzt, ja nicht einmal richtig zu lächeln weiß, so trägt auch seine Frau, die magere Pauline, beständig einen tief eingegrabenen Ernst zur Schau, und selbst seine Kinder, der sechsjährige Fürchtegott und die fünfjährige Johanna, haben schon Leberecht- und Paulinengesichter. Man wundert sich fast, wenn sie Vater und Mutter sagen; man erwartet, daß sie ihre Eltern mit Herr Pastor und Frau Pastor anreden werden. Die Dienstboten halten es in Leberechts Hause nur kurze Zeit aus, obwohl die Küche dort gut und die Arbeit nicht übermäßig ist. Denn sie dürfen nie auf den Tanzboden gehen, und das Singen bei der Arbeit ist durchaus verpönt.

Für das ganze Wesen Leberechts gibt es eigentlich kein deutsches Wort; man kann nur triste sagen. Es ist der vollkommene Ausschluß alles Heiteren, der diesem Wesen sein Gepräge gibt. Mir ist es immer so vorgekommen, als fehlte es meinem ehemaligen Freunde, seitdem er Pastor ist, am Eigentlichen des christlichen Menschen. Er ist ein strenger Diener seiner Kirche, ein theologischer Beamter von äußerster Gewissenhaftigkeit, ein dogmatischer Bureaukrat. Es fehlen keineswegs die respektablen Eigenschaften dieser Menschenklasse, er ist, wie er ist, geradezu musterhaft für diesen ganzen Menschenschlag, es fehlen aber auch nicht die weniger lobwürdigen Eigenschaften des Bureaukraten, der bloß Bureaukrat ist. Besonders Pedanterie und Herrschsucht treten deutlich hervor. So ist Leberecht in der Tat keine gerade angenehme Figur, und auch ich, der ich durchaus keine Generalantipathie gegen die Theologen unter den Menschen empfinde, nehme meinen Weg gern auf dem rechten Bürgersteige, wenn er auf dem linken geht.

Den zornigen und abschätzigen Diatriben des liberalen Triumvirates schließe ich mich aber doch nicht an. Das kommt daher, weil ich Leberechts Geschichte kenne. Ich weiß, wie es gekommen ist, daß er gar so triste wurde, und ich kann mir nicht helfen: er tut mir leid.

Ich kannte ihn schon als Knaben. Er war ein frischer, rotbäckiger Bauernjunge mit hellen, gescheiten Augen. Wenn ich in den Ferien zu meinem Onkel, dem Rittergutsverwalter, aufs Dorf durfte, war er mein liebster Geselle. Ich erzählte ihm von der großen Stadt, wo ich bei meinen Eltern wohnte, und er lauschte meinen Worten, als verkündete ich ihm eitel Märchen und Wunder.

Eine Pferdebahn, — was für ein erstaunliches Ding! Brennende Luft auf Säulen von Metall leuchtend, — wie kann das nur sein! Kirchen, in denen tausend Menschen sitzen und zu den Klängen einer Orgel singen, deren große Pfeifen so dick und hoch sind wie die Stämme der Erlen am Gutsbache, — ist das auch wahr?

Ich sehe ihn noch mir gegenüber im Grase sitzen und seine großen blauen Augen auf mich richten, die sich weiteten in dem Bestreben, eine Vorstellung des Vernommenen zu gewinnen. Dann kam er immer schnell auf die Schule zu sprechen und fragte in seiner harten schlesischen Sprache: Is wul schwar in dar Schule?

Natürlich tat ich darauf erstaunlich weise und entwickelte gewaltige Lehrpläne, indem ich die unabsehbaren Schwierigkeitsgefilde besonders der Geographie und römischen Geschichte mit ein paar kühnen großen Linien entwarf. Aber statt ihn damit abzuschrecken, erweckte ich in ihm nur die Begier, all diese geheimnisvollen und fremden Dinge auch zu lernen.

Bald waren meine Schulbücher, die ich mir immer mit dem hellsten Eifer des guten Vorsatzes mitzunehmen pflegte, ohne mich doch jemals beim Onkel durch sie von ländlicher Muße abhalten zu lassen, mehr, viel mehr in seinen Händen, als in meinen, und selbst ich merkte es, so jung ich doch war, daß Leberecht auffällig schnell begriff, was er las, und es ging mir durch den Kopf: Warum darf eigentlich Leberecht nichts lernen?

Ich fragte meinen Onkel.

— Tja, sagte der, Leberecht ist ein armer Junge; seine Eltern können ihn nicht in eine Stadtschule schicken. Sie werden froh sein, wenn er hier fertig ist, damit er bald etwas verdient. Er wird aber wohl kein tüchtiger Knecht werden. Er sieht recht spärlich aus.

Das hinterbrachte ich in aller Einfalt und kindischen Grausamkeit meinem Freund:

— Lern doch nicht immer in meinen Büchern! Deine Eltern können dich doch nicht in die Schule schicken. Du mußt ein Knecht werden. Natürlich mußt du erst mehr Kräfte kriegen.

Ich entsinne mich des Blickes noch, den er auf mich warf, als ich das so kalthin und nicht ohne den Hochmut des Stadtkindes sagte, das sich seiner Vorzüge bewußt ist. Es war kein freundlicher Blick.

Ich suchte auch gleich wieder gutzumachen, was ich angerichtet hatte, denn ich fühlte wohl, daß es nicht recht von mir gewesen war, ihm das zu sagen. Ich versuchte ihn zu trösten, indem ich ihm schilderte, wie langweilig die Schule sei, die Lehrer wie streng, das Leben in der Stadt wie öde gegenüber diesem freien Umherstreifen in Wiese und Wald. Er schüttelte bloß den Kopf und sah sehr traurig aus.

Seit diesem Gespräch, das hat er mir später oftmals gesagt, hat er nicht aufgehört, seine Eltern zu bedrängen, daß sie ihn in die Stadt auf die Schule schicken sollten. Er hat dafür von seinem Vater nur Prügel gekriegt, aber die Mutter, eine auffällig zarte Frau, hat ein Ohr für diese Bitten gehabt, und sie hat sich, als sie fühlte, daß der Junge nicht ablassen würde von seinem Wunsch, als sie merkte, daß er krank darüber wurde, an den Pastor des Dorfes gewandt, ihn zu fragen, was denn in diesem unglückseligen Falle zu tun sei.

Der alte Pastor Kuhn war ein milder, gütiger Herr. Er hat sich den Jungen kommen lassen und ihn mit Lindigkeit ins Gebet

genommen. Er wollte ihm die törichte Einbildung ausreden, denn an etwas anderes dachte er nicht, ehe er Leberecht vor sich hatte. Aber als er zu reden anfing, da hat er sogleich gemerkt, daß hier ein Trieb lebendig war, für den es einen festen Grund im Wesen dieses absonderlichen Bauernjungen gab: Begabung und ernstlichen Ehrgeiz.

Darum hat er sich sogleich vorgenommen, Sorge zu tragen, daß dieser Trieb nicht ausgeprügelt, sondern vielmehr tätig gefördert würde. Er hat dies selbst begonnen, indem er den Jungen bei sich in die Schule nahm, und wie er dann von Tag zu Tag deutlicher merkte, daß Eifer und Fähigkeit zum Lernen gleich groß in ihm waren, da hat er nicht eher Ruhe gegeben, als bis der alte kinderlose Graf, der das Rittergut besaß, eine Summe für Leberecht festlegte, genügend, die Kosten zu seiner Ausbildung bis zur Absolvierung eines Gymnasiums zu bestreiten.

So ist Leberecht erst in die Stadtschule und dann aufs Gymnasium gekommen, und so schnell und gut hat er gelernt, daß er, der nur ein Jahr älter als ich war, trotz meines Vorsprungs mich doch schon in der Untertertia einholte. Ich war erstaunt, wie er sich umgewandelt hatte. Er war gar nicht der Bauernjunge mehr, als den ich ihn mir immer noch vorstellte; er hatte vielmehr etwas sehr Zartes und Blasses; in seinen Bewegungen drückte sich eine sonderbare Scheu aus, in seinen Augen lag immer etwas wie Furcht. Unablässig war er in Angst, es möchte ihm ein schlesischer Dialektausdruck entfallen, und immer wiederholte er mir die inständige Bitte, ich möchte den andern Tertianern nichts davon sagen, daß er noch vor ein paar Jahren ein Bauernjunge gewesen war. Als er in der Klasse den Stand seines Vaters angeben mußte, stockte er erst und sagte dann mit geschickter Vermeidung des Wortes Bauer: Landmann.

Ich mochte ihn auch als Schulkameraden ganz gut leiden, denn

er behielt mir gegenüber immer ein gewisses Wesen bei, das ich nicht Unterwürfigkeit nennen mag, das aber einen leisen Schein davon hatte, der mir recht wohl behagte. Ich spielte mich dafür als den flotten Stadtjungen auf, dem es nie fehlen kann, und ließ ihn voll Huld an manchen Annehmlichkeiten meiner besseren Umstände teilnehmen. Sonntags ließen ihn meine Eltern zu Tische laden, und stets war in meiner Frühstücksbüchse auch etwas für ihn, der von seinen Pensionseltern nie etwas anderes als eine trockene Semmel mitbekam.

So ging es durch die Tertianerjahre. In der Sekunda schieden sich unsere Wege etwas, weil ich mich gewaltig in jene Unternehmungen von Wucht und Nachdruck warf, die um diese Zeit den werdenden Jüngling bewegen: literarische Kränzchen in Verbindung mit viel Bierkomment. Leberecht tat da nicht mit. Es lag ihm nicht und schien ihm überdies unerlaubt. Dafür arbeitete er um so fleißiger, und als wir in die Prima eintraten, war er Primus der Klasse. Da wurde er mir natürlich unsympathisch, und ich nannte ihn empört einen Streber.

— Ochse doch nicht immer so blödwitzig! sagte ich ihm. Du bist ja ein Stumpfhuhn.

Und ich erzählte ihm von meiner blonden Flamme, der ich mit violetter Tinte Sonette auf rosa Papier schrieb.

Aber dafür hatte er ebensowenig Sinn, wie für unsere literarische Kneipzeitung, in der ich ihn auf das schauderhafteste mit Epigrammen verfolgte. Er erklärte mir kurz und gut, daß er solche Allotria lächerlich fände, aber mir schien es manchmal, als hätte er eigentlich ganz gerne mitgemacht, wenn ihm nur nicht die Schneid dazu gefehlt hätte. Ich empfand im Grunde ganz richtig. Es war bei ihm das Gefühl, daß er sich derlei nicht erlauben durfte, da er doch ein armer Bursche war, bei dem es noch gar nicht einmal feststand, ob sich überhaupt nach bestandenem Abiturienten-

examen die Mittel zum Studieren finden würden. Immer drohte dieser eine Gedanke über ihm.

Der Graf kümmerte sich persönlich gar nicht um seinen „lateinischen Lümmel", wie er ihn nannte. Zwar hatte er dem Pastor gegenüber erklärt, er werde ihm auch die Möglichkeit zum Studieren geben, aber etwas Bestimmtes lag nicht vor, und die Eltern Leberechts, zumal der Vater, hörten nicht auf, dem armen Burschen in jedem Briefe das Unglück vorzustellen, das nun eintreten würde, wenn der Graf nicht Wort hielte.

Und das war nun die Zeit, wo wir anderen kein besseres Thema wußten, als von unserem künftigen Studium zu reden und von der Freiheit des Studentenlebens. Da fuhr denn auch ihm manchmal die Frage entgegen: Was willst du denn eigentlich studieren, Wacker?

— Ich? . . . Ich weiß noch nicht, antwortete er dann und tat gleichgültig.

Aber er wußte es sehr wohl: die klassische Philologie hatte es ihm angetan. Ein Professor wäre er gerne geworden. Die Lehrer sagten es ihm ja selber, wie er dazu in jeder Hinsicht bestimmt zu sein scheine, er, dessen lateinischer Stil nie von Cicero abirrte, und der jede Sallustianische Wendung schon genau so als feuilletonistisch empfand wie der Herr Rektor. Die klassische Philologie und das klassische Altertum überhaupt, das schien ihm ein gar herrliches Arbeitsfeld. Er hatte die Ideale der leitenden Professoren unserer Schule einfach übernommen, weil seine Phantasie ihm keine andere eingeben konnte. Er sah nichts Höheres als einen Scholarchen, und einmal Gymnasialrektor zu werden, das schien ihm ein Ziel über allen Zielen.

Aber er wagte es nicht, sich diesem Ideale hinzugeben, denn er wußte ja, daß nicht er der Herr seiner Entscheidungen war, sondern der alte Graf in Berlin, der noch niemals daran ge-

dacht hatte, ihn zu fragen, welches Studium er sich erwählen möchte.

So brachte er das letzte Gymnasialjahr in Bangen und Ungewißheit zu, und selbst in dem Augenblicke, als er nach bestandener Reifeprüfung als primus omnium zuerst gefragt wurde, bei welcher Fakultät er sich einschreiben lassen wollte, wußte er keine bestimmte Antwort zu geben.

An diesem Tage war es, daß er mir sein Herz ausschüttete.

Ich war ja ein hinlänglich leichtsinniger Mulus und wußte eigentlich auch noch nicht genau, welche Fakultät ich beehren wollte, aber ich fühlte doch, wie bitter die Lage dieses Menschen war, der, obgleich mit einer Prämie und dem besten Zeugnis entlassen, sich plötzlich wie verstoßen fühlte.

— Was soll ich nun tun, wenn der Graf kein Geld mehr gibt? Und wenn er nun verlangt, ich soll Jurist oder gar Theologe werden?

— Na, Gott, Pastor ist doch ganz nett.

— Nein, ich sage dir ... Weißt du: ich **kann** bloß Philologe werden ... Alles andre ist mir schrecklich. Die ganze Zeit über habe ich immer bloß an Philologie gedacht, und ich weiß ja, daß ich bloß dazu passe. Ich ... ich glaube auch ganz sicher, daß ich dazu ... daß ich Talent dazu habe, und überhaupt: wenn man so an einer Sache hängt! Die ganze Welt ist mir ja gleichgültig dagegen. Ich interessiere mich ja bloß für das Altertum.

— Gott, das bildest du dir wahrscheinlich bloß ein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sich unsereins für diese schöne Gegend ordentlich interessieren kann. Siehst du, wenn du damals in unser Literatur-Kränzchen eingesprungen wärst, da hättest du auch andere ...

— Nein! Nein! Seit Untersekunda schon steht es bei mir fest. Und du mußt nicht denken, daß es bloß die Philologie ist. Nein:

das Altertum selber! Diese große Zeit! Diese herrliche Welt! Ich kann mir überhaupt gar keine anderen Gelehrten denken als die, die die Geheimnisse dieser wunderbaren Reste erforschen, von denen jeder heilig ist.

— Na, weißt du, das finde ich doch ein bißchen komisch, so aufgeregt von dem Zeug zu reden, mit dem sie einen acht Jahre lang vollgenudelt haben, bis es einem am Halse steht. Einfach scheußlich ist der Kram! Ich bin froh, daß ich ihn los bin. Natürlich: Homer, — eine feine Nummer! Aber jetzt mal was anderes. Kennst du Ibsen?

Ich kann auch Zola gesagt haben. So ein Mulus springt possierlich durch die Literaturgeschichte.

Leberecht aber machte bloß ein bekümmertes Gesicht. Meiner Einladung, mein Gast bei der Münchener Kathi zu sein, leistete er keine Folge.

Die Mulusferien gingen mir recht angenehm dahin, dann fuhr ich nach Zürich und belegte eine erkleckliche Anzahl von Kollegs aus verschiedenen Fakultäten. Logik und Anthropologie, altprovençalische Grammatik und Scherrsche Universalgeschichte bildeten einen bunten Ringelreihen um mich, dem ich mich aber bald entzog, um in Oberstraß bei ein paar Nihilisten und Nihilistinnen Russisch zu treiben und in vergnügsamen Gartenetablissements des Lebens hochgeschürzte Seite kennen zu lernen.

Da erhielt ich eines Tages folgenden Brief von Leberecht:

Lieber Freund!

Heute habe ich durch Zufall Deine Züricher Adresse erfahren und gehört, daß Du in der freien Schweiz ein freies, fröhliches Leben führst. Vielleicht interessiert es Dich, auch etwas von mir zu erfahren.

Mein Leben ist nicht so frei und fröhlich, wie das Deine, aber

Student habe ich doch wenigstens werden dürfen. Und so habe ich schließlich doch auch Ursache, Gott zu danken. Denn beinahe wäre es anders gekommen.

Als ich nach dem Examen nach Hause kam, wurde ich nicht so empfangen, wie es Dir und den anderen wahrscheinlich im Elternhause geschehen ist.

„Was soll nun bloß werden?" das war das A und O in den Reden meiner Eltern. Meine Mutter hat geweint, und der Vater hat geflucht und ausgespuckt. Ich habe vergeblich versucht, ihnen klar zu machen, wohin mein Sehnen stand. Sie können es ja auch nicht verstehen.

Es wurde mir bald klar, daß sie nur immer das eine gehofft hatten, in mir einmal einen Pastor zu sehen, wenn der Herr Graf so gnädig wäre, das zu erlauben, und alles andere schien ihnen ohne weiteres unverschämte Phantasterei. Auch der gute Pastor Kuhn hatte nichts anderes im Auge, und er hielt es für selbstverständlich, daß ich den Grafen um nichts anderes bitten dürfte, als um die Unterstützung zum theologischen Studium.

Es half nichts, daß ich ihm erklärte, keine Neigung zu diesem Berufe zu haben, ja, daß ich der Kirche eigentlich kalt gegenüber stünde. In seiner milden Weise erwiderte er mir darauf, daß der Zweifel, von dem ich aber gar nicht gesprochen hatte, denn ich stehe ja eben der Theologie wie allem übrigen einfach gleichgültig gegenüber, die stärkste Brücke zum Glauben sei bei rechten Gotteskämpfern, deren jeder durch die Überwindung dieser schlimmsten Schwachheit des Geistes nur an Kräften gewinne zur endlichen Erstreitung der göttlichen Wahrheit.

Trotzdem habe ich es versucht, vom Grafen die Erfüllung meines sehnlichsten Herzenswunsches zu erbitten, nein, zu erflehen. Ich habe ihm einen vierzig Seiten langen Brief geschrieben und alles auseinandergesetzt und dargelegt, was mich erfüllte. Mein Brief

kam mit folgender Randnote wieder an mich: Brevi manu mit dem Bemerken zurück, daß Briefschreiber Theologie zu studieren hat, wenn ich ihn unterstützen soll.

Gleichzeitig hat er dem Pastor geschrieben, daß er aus meinem Briefe mit Bedauern den Geist moderner Begehrlichkeit und Überhobenheit gespürt habe, daß er aber trotzdem, da er nun einmal „leider" seine Hand dazu geboten habe, mich aus den Gleisen meiner eigentlichen Bestimmung ausspringen zu lassen, bereit sei, mich auf die Dauer von sechs Semestern, nicht länger, zu unterstützen, vorausgesetzt, daß ich in Breslau dem Studium der Theologie obliegen werde.

Du kannst Dir denken, wie mich das niedergeschlagen hat. Ich wollte mich anfangs direkt auflehnen und legte mir allerhand Möglichkeiten zurecht, wie ich vielleicht doch mit Hilfe von Stipendien und Privatstundenhonoraren meinen Lebenswunsch durchsetzen könnte, aber da stieß ich nun natürlich wieder auf das Weinen meiner Mutter und das Fluchen meines Vaters, und selbst der alte gute Pastor Kuhn wollte mir das Haus verbieten.

Da hab ich denn einen Strich quer durch alle meine Wünsche gemacht und habe einen — Dankbrief an den Grafen geschrieben. Ich bin nun einmal „der aus dem Gleise gesprungene" Bauernjunge, der froh sein muß, kein Knecht werden zu müssen, und mir ziemt es, die Hände zu küssen, die mir ins Gesicht geschlagen haben.

Aber nein: es ist unrecht von mir, in diesem Tone zu reden, denn bei all dem Leide ist mir auch ein großes Glück widerfahren, ein Glück, ohne das ich freilich diesen Schlag wahrscheinlich überhaupt nicht verwunden hätte.

Denke Dir, — aber ich bitte Dich, sage niemand etwas davon, Pastor Kuhns Ida und ich haben uns heimlich verlobt. Ich kann Dir nicht sagen, wie das gekommen ist, denn ich bin nicht imstande, mit Worten dieses Herrliche zu schildern, aber dies eine

magst Du wissen: mit diesem Troste in der Seele will ich und werde ich das Schwere eines aufgezwungenen Berufes mannhaft tragen und schließlich, wenn auch nicht im ganzen meines Lebens, so doch in einem guten Teile glücklich werden.

Dein
alter Schulkamerad und Freund,
der, Gott seis geklagt, Student
der Theologie
Leberecht Wacker.

So so, dachte ich mir, Theologe und verliebt dazu, — der arme Kerl! Im übrigen verachte ich ihn, daß er dem Grafen einen Dankbrief geschrieben hatte. Im ersten Semester ist man ein sehr entschiedener Herr.

Dann habe ich Leberecht eine ganze Weile aus den Augen verloren, denn ich mußte eine dunkelrote Mütze tragen und sehr häufig auf dem Mensurcrux stehen. Hatte auch viel mit mancherlei Mädchen zu tun, die mir interessanter waren als Leberecht.

So würde ich kaum in der Lage sein, über seine weitere Entwicklung zu berichten, wenn ich ihn nicht doch in bestimmten Zwischenräumen während der Ferien immer wieder gesehen hätte.

Das erstemal traf ich ihn als einen stillen Menschen von allzu deutlich betonter Bescheidenheit an, der zwar, das merkte man gleich, in unbehaglichen Verhältnissen lebte, für den es aber eine seelische Zuflucht gab, die ihn immer wieder aufrichtete. Nicht zur Fröhlichkeit zwar, aber doch zu einer trostvollen Hoffnung.

— Na, hast Du die Trennung von den braven Griechen und Römern glücklich verwunden? fragte ich ihn in meinem damaligen Fuchsentone, den ich sehr forsch fand, gleich beim ersten Wiedersehen.

— Ach, bitte, antwortete er, laß das. Ich denke nicht mehr

daran, weil ich nicht mehr daran denken darf. Ich studiere Theologie und suche das andere zu vergessen. Es geht schon. Übrigens ist das Hebräische wirklich sehr interessant.

— Na, also! Die alten Juden waren auch nicht von Pappe, und ob man nun Zeus sagt oder Jahveh, es kommt immer auf dieselbe Couleur hinaus.

— Ich bitte dich, sprich nicht in diesem Tone. Da ich nun doch Theologe bin, darf ich so mich nicht unterhalten.

— Ach so, du bist auch gleich fromm geworden? Muß das denn sein? Aber bon, ich will deine Fakultätsbedenken respektieren. Reden wir also nicht vom Gotte der alten Juden! Wie gehts dir denn sonst?

— Wie soll mirs gehen? Ich ducke mich und sage sehr oft: meinen herzlichsten Dank!

— Wieso?

— Mein Gott, ich lebe doch von anderer Leute Gnade.

— Ach so, der Graf ...

— Nicht bloß der. Den sehe ich wenigstens nicht, und er hat sich ausdrücklich alle Dankesbezeigung von mir verbeten. Bloß immer zu Neujahr muß ich ihm schreiben. Das ist leicht. Aber sonst ...

In seinen Augen war ein unangenehmes Irren, wie wenn er jemand voll Haß suchte. So ein verbitterter Sklavenblick.

Ich drang in ihn, mir zu erzählen, worunter er denn so litte.

Und er erzählte mir. Es war keine Leidenschaft, kein Aufbäumen in Ton und Wort, aber eine tiefe Erbitterung in seiner Rede. Ich sah, dieser Mensch leidet stumm und denkt an Rache, ohne es klar zu wissen. Er läßt sich treten und wagt nicht einmal auszuweichen, aber er ist keiner von denen, die unempfindlich gegen Demütigungen sind. Nur fehlt es ihm an Temperament und Kraft, auszubrechen aus dem Käfig. Er fühlt seine Kraftlosigkeit und hat nur den einen Trost: später, später!

Es war die jämmerliche Tragödie des Freitisches. Mir erscheint es nicht zweifelhaft, daß das, was er so tragisch empfand, für andere nur komisch gewesen wäre, für andere, die ein bißchen Humor, starke Selbstzuversicht, eigene Freiheit und Frische in sich haben. Aber es war nun eben so, daß Leberecht diese Eigenschaften nicht besaß.

Er war schon damals halb aufgerieben, ein Entwurzelter. Dazu kam, daß er entschieden besonders Pech mit seinen Freitischen hatte.

Da war der erste, bei einem städtischen Bureaubeamten. Dem hatte ein verstorbener Bruder, der Pastor gewesen war, sein Vermögen hinterlassen, doch mit der Bestimmung, daß er zweimal in der Woche einem Studenten der Theologie Freitisch gewähren solle. Er tat es auch, aber mit Wut im Herzen gegen den Freitischler, der, wie er meinte, langsam aber sicher „das lappige Vermächtnis auffraß". Er war ein sehr unangenehmer Herr, der gleich bei Annahme Leberechts erklärte, daß ihm diese Freitischgewährung kein hervorragendes Vergnügen bereitete. Er aß wohl auch sonst nicht lukullisch, denn er war geizig, aber an den Freitischtagen herrschte die äußerste Knappheit demonstrativ als Prinzip. Daher sahen auch die übrigen Familienglieder mit Ärger auf den „Suppen-Kandidaten", den sie als Grund der besonderen Fasttage erkennen mußten. Kaum, daß ein Wort bei Tische gesprochen wurde. Selbst das Klappern der Löffel schien für Leberecht einen feindseligen Klang zu haben. War der Hausherr in besonders übler Laune, so ließ er es auch nicht an höhnischen Reden fehlen. „Sie stochern ja so am Fleische herum, Herr Kandidat! Es tut mir recht leid, daß ich Ihnen kein Filet vorsetzen kann. Na, später werden Sie es ja nachholen. Die Herren Pastoren lassen sich nichts abgehen."

Dagegen war Numero zwei ein fröhlicher Herr. Der war ein ebenso freisinniger wie witziger Kaufmann, der gerne sein Späßchen hatte und sich seinen theologischen Freitischler als eine

Art Hofnarren hielt. „Liebet Eure Feinde!“ sagte er, „und darum füttre ich einen Kandidaten.“ Es gab gut bei ihm zu essen, aber Leberecht mußte sich viel gefallen lassen. Bald stellte Herr Meyer die ernsthafte Frage, ob das Kalb, dessen Nierenstück da in saurer Sahnensauce lag, auch eine unsterbliche Seele gehabt habe, und, wenn, ob diese besagte Seele nun auch im Himmel sei? Bald schärfte er seinen etwas stumpfen, aber recht schartigen Witz direkt an Äußerlichkeiten Leberechts und fragte, ob es für Theologen ein paragraphiertes Gesetzbuch gäbe, nach dem sie verpflichtet wären, ihren Konfirmationsrock bis zum Staatsexamen zu tragen. Bald forderte er Leberecht auf, eine kleine Predigt oder wenigstens eine Vorlesung über dogmatische Gegenstände zu halten. Und alles, was Leberecht sagte, war ihm eine Quelle erstaunlicher Heiterkeit. Im einfachsten Worte, in der knappesten Antwort fand er durch die infame Kunst des Witzboldes, alles zu verdrehen und zu verzerren, eine Albernheit oder Schiefheit. „Hört nur den Kandidaten! Hahahaha! Ja, so ein Theolog rechnet uns aus, wieviel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können. Das ist historisch! Nicht wahr, Herr Pastor? Sagen Sie mal: Wenn ein Engel Schnupfen hat, niest er dann?“ Und mit ihm sah die ganze Familie Meyer in Leberecht eine komische Figur. Selbst die Kinder erlaubten sich ungezogene Scherze mit ihm, und der Alte wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn auf Leberechts Rücken ein Kreidekreuz von der Hand des Jüngsten prangte.

Der dritte Freitisch dagegen war fromm. Es waren zwei alte unverehelichte Damen, die ihn hielten. Sie hatten jeden Tag einen andern Theologen bei sich zu Gaste, und die Technik ihrer unausstehlichen frommen Tadelsucht bestand darin, daß immer der Theologe von gestern dem Theologen von heute als Muster vorgeführt wurde. Kaum war das Amen des Tischgebetes verklungen, so ging es los:

— Nein, Herr Wacker, wie gleichgültig beten Sie zu unserm Herrgott! Ein zukünftiger Pastor sollte wahrlich schönere Worte finden und nicht in diesem kalten Tone zum Geber aller Gaben reden, ohn den nichts ist, das ist, von dem wir alles haben. Ach, wenn Sie einmal Herrn Stellmacher beten hörten. Herr Stellmacher, ach, der betet zu innig, der hat so einen Tonfall des Herzens, und seine Augen, die sind so ... Ja, Herrn Stellmacher könnten Sie sich zum Muster nehmen. Herr Stellmacher, das ist ein Theologe, wie er sein soll. Herr Stellmacher, das wird einmal ein Pastor! Schon in seinen Bewegungen zeigt Herr Stellmacher den Knecht Gottes, und es ist immer so erbaulich, wie er das Mahl mit schönen Sprüchen würzt und nicht bloß immer darauf bedacht ist, zu nehmen und zu essen. Nicht wahr, Amalie? Und dann begann Amalie das Lob des Herrn Stellmacher auf dem dunklen Hintergrunde der Leberechtschen Gebrechen hell und herrlich aufzutischen in eitel Glorie und Glanz. Leberecht ging nie anders von diesem frommen Tische, als zerknirscht und tief bedrückt von einem Gefühle grenzenloser Unzulänglichkeit.

Selbst beim vierten Freitisch, im Hause eines reichen Rentiers, der ihn aus gutherziger Laune hielt, litt Leberecht. Dort hielt man ihm nichts vor, verspottete ihn nicht, behandelte ihn nicht feindselig. Alle, der behäbige Hausherr, die stattliche Hausfrau, die beiden hübschen Töchter, und der Sohn, ein flotter Jurist im dritten Semester, kamen ihm freundlich und heiter entgegen. Die Speisen waren zahlreich und gut, es gab Wein bei Tische, nach dem Essen musizierten die Mädchen, und die drei Männer saßen rauchend beim Kaffee. Es wurde viel gelacht und geneckt, vom Theater, Konzerten, Bällen geplaudert, Toilettefragen behandelt, Pläne zu Sommerreisen entworfen. Ein junger Mann, der, aus ähnlichen Verhältnissen stammend, hier zu Gaste gewesen wäre, hätte sich sehr wohl fühlen müssen. Aber Leberecht fühlte nur,

wie fremd er diesem allen war, wie eine schlechte Figur er in dieser Umgebung machte. Man ließ ihn gewiß nichts merken, aber er wurde das Gefühl nicht los, daß hier an ihm Barmherzigkeit geübt wurde, ohne daß man sich im übrigen um sein Wesen eigentlich kümmerte. Man war sehr nett zu ihm, aber es schien ihm, mit großem Unrecht wahrscheinlich, als wollte sich hier der Reichtum vor der Armut produzieren. Er hatte die Empfindung, als seien diese reichen Leute raffiniert grausam ihm gegenüber. Ihre Heiterkeit, ihr schönes Wesen, ihre guten Formen, sogar ihre Liebenswürdigkeit schmerzten ihn, denn alles dies besaß er nicht, und er fühlte wohl, daß er es nie besitzen würde. Und bald erschien ihm ihre Heiterkeit als Frivolität und alles übrige als Äußerlichkeit ohne Gehalt und inneren Wert, das ganze Verhältnis aber zwischen ihm und ihnen als Ungerechtigkeit. Er litt in diesem Hause mehr, als in allen übrigen.

Am liebsten war ihm noch der fünfte Freitisch, wo er für die einmalige Abspeisung in der Woche unverhältnismäßig viel zu leisten hatte, da man als Entgelt von ihm täglich eine Nachhilfestunde für den Sohn des Hauses verlangte, einen in seiner Klasse zurückgebliebenen Tertianer.

Das war die Erzählung Leberechts in den ersten Universitätsferien. Als er damit zu Ende war, gab er mir die Hand und sagte:

— Trotz alledem will ich aber nicht klagen, denn du weißt ja, was ich dir damals geschrieben habe: Ich bin verlobt. Du kennst ja Kuhns Ida. Wenn ich an sie denke, dann vergesse ich das alles. Wir lieben uns treu, und wenn sie einmal meine Frau wird, dann ist alles gut. Ach, du glaubst nicht, wie mich dieser Gedanke mit Hoffnung und Glück erfüllt. Sage aber noch zu niemand etwas, gib mir deine Hand darauf! Vielleicht schon in einem Jahre kann ich dich von dem Versprechen entbinden.

Er war ein ganz andrer Mensch, wie er das sagte, und ich fand, daß so eine Art von Verliebtheit, die ich eigentlich als Philistrosität zu verwerfen verpflichtet gewesen wäre, doch etwas hatte, das meinen vielfältigen Verhältnissen nicht eigen war. Ich wünschte ihm aufrichtig alles Glück und nahm mir vor, es nächstens auch einmal auf diese Manier à la Ida zu versuchen. Es ist mir erst geraume Zeit später geglückt.

Einstweilen fuhr ich nach Leipzig zurück, trug meine dunkelrote Mütze weiter und vergaß Leberecht wieder, bis ich ihn nach einem Jahre aufs neue in den Ferien traf.

Wie war der Mensch verändert! Er sah mich feindselig an, schon wie er mich begrüßte, und wollte einfach vorübergehen. Mir fiel besonders auf, daß sein Gesicht fast lippenlos erschien. Es war etwas Verkniffenes an ihm, und selbst seine Augen schien er nicht ganz zu öffnen. Ich dachte anfangs, es sei das nur so der theologische Duktus, und ich genierte mich auch nicht, ihm meine physiognomische Meinung zu unterbreiten.

— Aber Leberecht! So jung und schon so sauer! Es scheint, du hast deinen Frieden mit der Gottesgelehrsamkeit gemacht. Geh, zieh deine Falten auf! du hast ja Ferien.

— Wenn ich dir nicht gefalle, warum redest du mich an? Wenn du die Theologen verachtest, warum läßt du mich nicht vorübergehn? Ich will nichts von dir.

— Beim Zeus von Offenbach, — was redest Du denn jetzt für einen Stil? Mensch, bedenke, daß ich seit drei Wochen C. B. bin. Aber im Ernste: was fehlt dir denn?

— Mir fehlt nichts.

— Dann mach ein andres Gesicht!

— Was hast du mit meinem Gesicht! Ich habe keine Ursache zu lachen.

— Aber du kannst doch wenigstens wie ein Mensch aussehen.

Nimm dir ein Beispiel am alten Kuhn! Wie Butter in der Sonne zerfließt, geht sein Pastorenantlitz auseinander vor heiterer Laune.

In dem Augenblicke, wie ich das sagte, fiel mir plötzlich etwas ein, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte, und ich wußte auf einmal, warum Leberecht diese steilen Falten im Gesicht hatte: Kuhns Ida hatte sich vor einem halben Jahre mit einem kleinen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verlobt . . .

Ich mußte Leberecht ansehen, wie ich meine Entdeckung gemacht hatte. Er stand steif da und sah unter sich. Ich gab ihm die Hand und sagte:

— Ach Unsinn! Deshalb! Du! Deshalb muß man doch nicht gleich leichenbittern! Das wäre noch schöner! Froh mußt du sein! Froh! Hat sie dich so schnell aufgeben können, so wäre das auch keine richtige Ehe geworden. Danke deinem Gott!

Aber Leberecht schüttelte den Kopf. Dann sagte er, immer, ohne mich anzusehen:

— Dein Trost trifft nicht. Es ist nicht so. Es ist nur wieder das, daß mir alles genommen werden soll, das zu mir steht und stimmt. Ich soll nichts haben, was mir lieb ist, auch dann nicht, wenn es ein Mensch ist, der mich liebt. Erst das Studium. Das hab ich überwunden. Aber nun das Mädchen. Darüber komme ich nicht weg. Wie ein Verrückter studiere ich und suche Trost, aber es ist bloß Betäubung. Ich kann, nein, ich kann nicht glauben, daß es für mich auch die Liebe nicht geben soll. Ich muß doch auch . . .

Mir schien es, als könne er vor innerer Erregung nicht weiter reden, und ich wußte vor diesem Schmerze kein Wort zu finden.

Plötzlich nahm er meine Hand und drückte sie:

— Dein lächelnder Pastor hat sie von mir weggerissen! Aus gemeinem Materialismus!

... Weil dieser Herr Fricke Geld hat und ich keins! Nein! Das ist nicht christlich! Das ist nicht evangelische Liebe!

— Ja aber ich bitte dich, weißt du denn ... Hast du denn mit ihm gesprochen?

— Ich? Nein.

— Aber das hättest du doch tun müssen!

— Sie hat mich gebeten, es nicht zu tun.

— Trotzdem hättest du es tun müssen.

— Ich bin wie zerschmettert gewesen. Ich ... ich mußte ... Siehst du: ich bin so ... unkräftig ... Ich fühle: was über mich kommt, ist immer stärker als ich, und ich muß erst warten, bis ich Kraft gewinne, nicht aus mir, sondern aus Gott, aus Gott, um den ich ringe; aus Gott muß ich Kraft gewinnen, aus ihm, dem ich nun danke, daß er alles so gefügt hat, daß er mich zu sich gezwungen hat, in leidvollen Fügungen.

Was war denn über diesen Menschen gekommen? Er keuchte ja und war wie besessen!

Ich erschrak. Er fuhr fort:

— Laß fahren dahin! Sie liebt mich und muß leiden, denn sie hat dem zu folgen, der ihr Herr sein soll nach Gottes Rat und Schluß. Und ich ... ich ... ich darf sie nicht mehr lieben ... Nein! Ich habe zu lernen, ich habe zu ringen ... Ich bin noch schwach. Aber der, um den ich ringe, wird mir im Kampfe mit ihm Kraft geben ... Ich werde stark sein und ihn haben als mein Gut und meine Kraft. Mein Gut und meine Kraft. Für mich gibt es nur ihn. Er sei darum gepriesen!

Ich konnte nur den Kopf schütteln und mußte ihn gehen lassen, der sich einfach umwandte und mich stehen ließ.

Schon damals sagte ich mir: So wird man also einer von den Strengen. Aber ich fühlte doch auch, daß das fürs erste nur Exaltation war. Hatte er nicht mit auflehnenden Worten be-

gonnen? Hatte er nicht selber von Betäubung gesprochen? Gewiß, so war es: Er exaltierte sich in eine wütende Theologie, um sich zu betäuben. Wenn ihm endlich das Leben einmal lächelte, vielleicht, daß er doch noch zu einem besseren Frieden käme, als diesem Gottesfrieden voll Erbitterung.

Aber das Leben hat es auch weiterhin übel gemeint mit Leberecht Wacker.

Als ich ihn nach wiederum einem Jahre in den Ferien sah, da war er mit seinen sechs Semestern fertig und bereitete sich auf das Examen vor. Jetzt hatte er etwas, ich kann es nicht anders nennen: Hochmütiges, aber es war nicht die Hochmütigkeit dessen, der Lust an seinem stolzen Ich hat, sondern jener verzweifelte und fatale Hochmut, den man allzubald als Zuflucht eines oft Gedemütigten erkennt, der nun mit einem kümmerlichen bißchen von Errungenschaft schaltet, als hätte er Schätze in sich. Seine Errungenschaft war die Anschauung von der Welt als von etwas unendlich Schlechtem und dann die bornierte Anmaßung des vom Leben Mißhandelten, als sei er allein schon durch seine Demütigungen emporgehoben über alle, denen es besser ergangen war. Diese verkehrteste Wendung des christlichen Gefühls war bei ihm bereits schroff und fest Gefühlsrichtung geworden. Er war sich dessen sicherlich nicht bewußt, aber er stand schon im Beginne der Zeit seiner Rache.

Diesmal kamen wir nicht so gut auseinander. Anfangs wollte ich seinen Kanzelton mit Humor parieren, aber wie er anfing, impertinent zu predigen, da wurde ich grob:

— Nein, mein Teurer, das kannst du mal deinen Bauern erzählen, und ich hoffe sehr, daß sie es vorziehen werden, Schafskopf zu spielen, als sich von dir die Welt verekeln zu lassen. Woher nimmst du das Recht, deine Erfahrungen zum Maßstab der Welt zu machen? Was, weil du nicht die Courage und Schneid gehabt

hast, zuzugreifen, wo ein guter Griff gute Beute an Lebensgefühl und Menschenglück bringt, darum sollen die andern mit dir zusammen sauer sehen? Denkst du denn, du kennst das Leben, weil du kein Talent dafür hast? Köstlich! Der Blinde, der die Welt schwarz heißt! Hätte dir dein Herrgott einmal ein hübsches Mädel in den Weg laufen lassen, vielleicht sprächst du dann anders.

— So! Also darauf kommts an!? Und wenn ich dir nun sage, daß Gott mir in der Tat auch diese Erfahrung geschenkt hat? Wenn ich dir nun sage, daß eben dies seine beste, die große Gnade war, der ich es verdanke, daß ich nun der geworden bin, der ich bin? Ah, wie ich dich an diesem Trumpf erkenne! Pfui, sag ich! Pfui! Wisse: Eben das, was dich und deinesgleichen zum Heiden, zum Götzendiener der Lust macht, hat mich zum erkennenden Knecht der Wahrheit werden lassen. Wenn ich noch hoffen dürfte, dich bekehren zu können, würde ich dir dieses lehrreiche Erlebnis, das mich hart an den Rand der Sünde gebracht hat, erzählen. So aber, da ich weiß, daß es dir nur Anlaß zum Spotte geben würde, muß ich darauf verzichten und mich damit begnügen, Gott zu danken, daß er wenigstens mich an diesem Abgrund vorbeigeleitet hat.

Er ging steif und zufrieden von dannen. Mir aber saß der Floh im Ohr, daß ich gerne erfahren hätte, wie es in der Nähe des Abgrundes ausgesehen haben möchte, in den Leberecht, Gott sei gedankt, nicht gefallen war.

Der Zufall war mir günstig, denn ein Korpsbruder von mir, der im nächsten Semester von Breslau nach Leipzig zurückkehrte, konnte mir die Geschichte authentisch genug erzählen, da er der Nachfolger Leberechts in der Gunst jenes Mädchens war, das diesem, wie er meinte, Gott als letzten Wegweiser zum Lande der wahren Erkenntnis von der Schauderhaftigkeit der Welt in den Weg gestellt hatte.

Indessen: ich will wirklich nicht spotten. Es ist zwar manchmal schwer, sich nicht auf die Bank der Spötter zu setzen, aber in dieser Hinsicht soll man sich überwinden.

Die Geschichte ist kurz genug erzählt und hat keinerlei besonders interessante Momente. Und doch ist sie es zweifellos gewesen, die Leberecht den letzten Stoß gegeben hat.

Das Mädchen hat sie meinem Korpsbruder selbst erzählt und mit einer Reihe feierlicher Briefe Leberechts belegt.

Es war eines von den vielen leichtsinnigen, schnell verliebten Dingern, wie sie in jeder Universitätsstadt zahlreich genug vorkommen, um der flatterhaften Erotik der akademischen Bürger ausgiebig Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Ein Nähmädchen, zwanzig Jahre alt, blond, nett, sittsam im Auftreten, aber unverbindlichen Verhältnissen nicht abgeneigt. Die nun hatte Leberechts Wohlgefallen so sehr erregt, daß er offenbar gemeint hatte, in ihr Ersatz für Kuhns Ida zu finden, seine künftige Frau Pastorin. Das hatte sie bald gemerkt, und da sie, wie nun das genäschige Wesen der kleinen Mädchen manchmal auf sonderbare Geschmackswünsche verfällt, es gerne auch einmal mit einem Theologen versuchen wollte, als welchen sie Leberecht natürlich gleich erkannte, so war, viel mehr durch ihr als sein Bemühen, bald eine Annäherung geschehen.

Es braucht nicht geschildert zu werden, wie sich Leberecht im Anfang benahm. Da war er ganz der immer ernste, immer zärtliche, immer schüchterne Liebhaber gewesen. Hatte nichts gewollt, nichts versucht, nicht einmal einen Anlauf zum Duzen. Aber sehr bald schon hatte er in verschleierter Ferne ein kleines Pfarrhaus leuchten lassen und war immer sehr innig geworden bei leisen Andeutungen der Zukunft.

Lisbeth, so hieß die Kleine, war erst verblüfft gewesen über die Zurückhaltung und Solidität in der Anlage dieses absonder-

lichen Verhältnisses, aber sie hatte sich dann gesagt: das ist eben das Theologische. Und schließlich hatte sie die Perspektive ins Pfarrhaus recht nett gefunden. So waren sie sich näher gekommen, und weil sie sich immer versprach und du sagte, hatte er das schließlich auch akzeptiert.

Aber nun, wie sie ihre Gewalt über ihn immer wachsen fühlte, hatte sie beginnen wollen, ihn ein bißchen nach sich zu modeln. Mit seinem Anzuge hat sie angefangen und hat es auch wirklich dahin gebracht, daß er seinen Sonntagsrock zuweilen in der Woche anzog. Die Krawatten dazu hat sie ihm geschenkt, aber sie mußten schwarz sein. Andre wollte er durchaus nicht. Dann hat sie ihn das Küssen gelehrt. Das war schwer, aber schließlich hat ers ganz gut gekonnt. Nun aber wollte sie weiter gehen. Ob er denn auch tanzen könnte? Da ist er schon sehr streng geworden. Aber in ein Theater könnte er sie doch mal führen? Nicht um die Welt! Ob sie denn sein zukünftiges Amt vergäße?

Da hat sie sich denn gedacht: was kann da sein, und sie hat versucht, mit einem großen Hauptschlage eine durchgreifende Reform seines Wesens zu begründen. Und nun begannen, ins Lutherisch-Leberechtische übersetzt, die Versuchungen des heiligen Antonius.

Ich habe die Briefe Leberechts gelesen, die dieser schwierigen Epoche angehörten, und ich muß sagen: er hat mir rechtschaffen leid getan. Diese Leute haben den Teufel zwar nicht im Leibe, aber in der Seele, und das ist sicher das Schlimmere. Wie hat der arme Kerl sich abgerauft mit dem, was er die böse Lust nannte. Zwar hat er dem Teufel kein Tintenfaß an den Kopf geworfen, aber ausgeschrieben hat er mehr als ein Tintenfaß, um ihn zu bannen. Armer Teufel! . . . . . . Ich meine Leberechten.

Der Schluß war mein Korpsbruder. Er kam gerade in dem kritischen Augenblicke, als Lisbeth genug Briefe hatte und einsah,

es werde ihr nie gelingen, diese Korrespondenz zu parieren. Sie griff mit beiden Händen nach dem flotten Mann mit den lachenden Augen und konnte es sich leider nicht versagen, an Leberecht einen recht wenig netten Brief zu schreiben.

Ein andrer wäre vor das Mädel hingetreten und hätte ihr in angemessenem Tone die Leviten gelesen, — Leberecht tat wie immer: er verkroch sich in sich selber und bebrütete sein Mißgeschick. Als er damit fertig war, war auch sein tristes Wesen von Strenge und Säure fertig. Es fehlte bloß noch das Examen, die Anstellung und Pauline. Die haben dann den Essig zur ganzen Schärfe gebracht, und ich fürchte sehr, es ist einer von den schlechten Essigen, die nie milde werden.

Das ist nun so: Aus den einen Trauben kocht die Sonne Malvasier und aus den anderen quetscht die harte Kelter einen Saft, der kaum gut genug ist, Salat damit anzumachen. Das ist der Wehe-Wein.

Selig sind, die ihn nicht trinken müssen.

Zwei Äpfel

Dicht unter dem senkrecht aufsteigenden Ansatze des schönen Mendelzuges, der den großen Wein- und Obstgarten des Über-Etsch wie eine Riesenmauer gegen Westen abgrenzt, liegt glücklich abgeschieden von allen Touristenstraßen das kleine Dorf Perdonig. Es ist so wenig auf Fremdenbesuch eingerichtet, daß man in seinem Gasthofe nicht einmal immer Brot erhalten kann, und der Expositurpriester, der dort oben in der Kirche selber wohnt, denn Kirche und Pfarrhaus stehen unter einem Dache, ist ein lebendiger Beweis dafür, daß es auch andere Kleriker gibt, als die auf Eduard Grützners grinsenden Gemälden pfarrherrlicher Wohlbeleibtheit und Wohllebigkeit.

Und gerade darum, weil dieses Dorf und seine Umgebung so sehr von den üppigen Reizen der Eppaner Landschaft abstechen, führe ich meine Freunde, wenn sie mich besuchen, gerne dort hinauf. Nach den unabsehbaren Weinleiten des ältesten Landes deutscher Rebkultur sieht man mit Vergnügen auch wieder einmal Äcker und Wiesen. Aber es kommt noch etwas hinzu. Steigt man nämlich zu den Ruinen der alten romanischen Kirche Perdonigs empor, so gewinnt man von einem Vorsprung des Berges aus einen ganz einzigartigen Blick: Meran und Bozen, die man sonst nur von viel größeren Höhen gleichzeitig sehen kann, liegen als Endpunkte eines lang hingebreiteten wunderbar schönen Landschaftsbildes vor einem. Es ist ein Bild, das im ästhetischen Sinne gleichzeitig groß und intim ist: ich wünschte wohl, daß ich imstande wäre, es zu malen. Mit Worten kommt man da nicht aus.

Noch immer, wenn ich jemand da hinaufführte, lohnte mich ein Ausruf des Entzückens, und, wie das schon so ist: dieser Ausdruck tut mir immer so wohl, als wenn ich ein Verdienst an der

Schönheit dieses Bildes hätte; den ganzen Weg über freue ich mich schon auf den Augenblick, da ich ihn einheimsen werde.

Da war ich nun kürzlich recht ernüchtert, als mein Freund Franz, dem ich als Privatdozenten der Kunstgeschichte eigentlich eine besonders lebhafte Ergriffenheit zugetraut hatte, erst gar nichts sagte und dann, während er seine Blicke immer links in Meran ließ, die merkwürdige Frage tat:

— Sag mal, hast du Calville-Äpfel in deinem Garten?

— Nein, aber meine Tante hat einen Gummibaum in ihrer guten Stube, antwortete ich etwas ärgerlich.

Da lachte er:

— Ach so, du wunderst dich natürlich, wie ich hier auf so eine Frage komme. Sie ist mir auch wahrhaftig nur so herausgefahren. Du mußt nämlich wissen: Ich brauche Meran gar nicht, wie hier in dieser herrlichen Landschaft (na endlich! dacht ich mir) zu sehen, ich brauche nur das Wort Meran zu lesen, ja manchmal genügt schon ein großes M., und ich sehe zwei Calville-Äpfel vor mir, zwei große gelbe Calville-Äpfel mit diesen schönen scharfen Einkerbungen, die diesem Apfel so etwas Vornehmes, Extraes geben.

— Sonderbar! Höchst sonderbar! Du mußt in Meran zwei solcher Äpfel von ganz besonderer Güte erlebt haben, und zwar nicht bloß als Äpfel an sich, sondern in einer verteufelt innigen Beziehung zu irgend etwas anderem, das auch nicht ohne war. Ich ahne ein Erotikon.

— Du bist ein gewaltiger Ahner und Zeichendeuter, und du hast recht. Ja, — die beiden Äpfel . . .

— Also: genier dich nicht und erzähle!

— Ja du lieber Gott, da ist eigentlich nicht viel zu erzählen. Du mußt nicht denken, daß ein Roman für dich abfällt.

— Ich bin schon mit einer Novelle zufrieden.

— Es ist auch keine Novelle ... d. h. ich weiß nicht recht, was man heute eine Novelle nennt.

— Ich auch nicht, und übrigens bleibt sich das ganz egal. „Nenns Gott, nenns Liebe!" — wenns nur gut ist.

— Gut wars. Wenigstens für mich. Ich werd es nie vergessen. Es war ein richtiges Geschenk, und heute noch staune ich, wie einem manchmal die Gnade in den Schoß fällt, und man hat sie genossen und ging weiter, als wäre es gar nichts gewesen. So passieren einem die schönsten Sachen in der Zeit, wo man am dümmsten ist, nämlich in der Jugend.

— Hopla! Es gibt nichts Gescheiteres als die Dummheit in der Jugend. Die Weisheit, die alles auskostet und mit steifen Beinen sitzen bleibt und wartet, ob nicht noch ein Tröpfchen fließen will, diese Weisheit, mein Sohn, kommt schließlich in die Hefe. Übrigens braucht das nicht auf deine Geschichte zu passen. Und nun erzähle, sonst komme ich auf den Geschmack und gebe Maximen und Reflexionen von mir wie Marc Aurel. Diese Landschaft ist gefährlich.

Mein Freund, der wie ich auf der übermoosten Felsplatte saß, lehnte seinen Rücken an die graue Steinbuche und sah mit einem schier andächtigen Blicke auf Meran hin, das ganz märchenhaft wie in lauter Golde schwamm. Denn während bei uns oben, die wir im Schatten der Mendel lagen, schon Dämmerung war, verebbte unten noch der Tag.

Dann erzählte er:

Du erinnerst dich, daß ich gleich nach unserm Abiturientenexamen von den Ärzten nach dem Süden geschickt wurde, weil meine Lunge angegriffen war. Mein Vormund konnte mich mit reichlichen Mitteln ausstatten, und ich junger Bursche reiste als völlig freier Herr durch die schönen Lande.

Aber Gott weiß, ich reiste nicht vergnügt. Ich war ja nicht akut

krank, und die Ärzte hatten mir ja auch gesagt, daß direkt nichts zu befürchten sei, aber schon die ernste Mahnung, daß ich unablässig auf mich zu achten hätte, um auch nicht durch das geringste Versehen eine Verschlimmerung meines Zustandes herbeizuführen, genügte, mir das Gefühl beizubringen, ich sei eigentlich nur noch zum Abschiednehmen da.

Heute weiß ich, daß ich damals in viel höherem Grade Hypochonder gewesen bin, als lungenkrank, aber schließlich ist die Einbildung, ein Todeskandidat zu sein, auf das Gefühlsleben eines Menschen von nicht geringerem Einflusse, als ein wirklich ernsthaft krankes Organ. Und dann war ich ja wirklich schon einmal nahe genug am exitus letalis gewesen, so daß ich mir schon mit einigem Rechte die Melancholie des hippokratischen Gesichtes leisten konnte.

Mein Zustand war hauptsächlich apathischer Natur, eine nicht so sehr körperliche als geistige Müdigkeit. Ich träumte so herum und gefiel mir im Grunde gar wohl als einer, der philosophisch abgeschlossen hat und die Abendröte genießt, wie Götz von Berlichingen im letzten Akte. Zuweilen ergriff mich freilich der Gedanke, daß diese Philosophie eigentlich am Ende eines arbeitsamen Lebens angemessener wäre, aber ich fand dann eben darin wieder das nicht unangenehme Gefühl, das Opfer einer tragischen Bestimmung zu sein.

Nur ganz selten trat der heiße Wunsch, zu lieben, zu genießen an mich heran. Dann hätte ich mich am liebsten in Ausschweifungen aller Art gestürzt und ein bißchen Galopp gelebt, aber mein innerer Lebensinstinkt war gut beraten: über den gereizten Wunsch, das wütende Wollen kam ich nicht hinaus. Die Wollust der träumerisch drapierten Entsagung, die mir so leicht fiel, war mir angenehmer.

In diesem Zustande verließ ich Venedig, um nach Meran zu gehen.

Venedig war recht ein Ort für mein versonnenes Schwebeleben gewesen. Dort, wo alles so schön in sich zusammensinkt, wo das Leben in schönen Formen dämmerig vergleitet, wo die schwarzen Gondeln auch einen ganz Gesunden in lasse Träume einwiegen können, da hatte ich mir recht eine Güte getan an wohlig müden Stimmungen. Es war ein Sybaritismus in hingegeben matten Gefühlen gewesen, geradezu ein Verschwimmen in seelischen Nebeln, — weiter konnte es nun nicht gut gehen, und wäre es weiter gegangen, so wäre es, glaube ich, das Ende gewesen. Ich hätte mich wohl nimmermehr in ein schaffendes, tätiges Leben hinübergefunden.

Meran wirkte danach auf mich wie ein unangenehmer Reiz. Ich war aufgebracht und ärgerte mich über alles. Ein förmlicher Haß erfüllte mich, das ist mir besonders deutlich in der Erinnerung, gegen das rasch und springend fließende Wasser der Etsch. Auch die scharfen Linien des schönen Gebirges, das weit herab schon Schnee zeigte, ärgerten mich. Alles Frische war mir zuwider. Dabei war es ein wunderbar schöner Herbst von einer stürmischen Farbenpracht. Aber eben dies war mir unangenehm. Grau und schwarz hätte alles sein sollen, höchstens noch dunkelbraun.

Du wirst dir das kaum vorstellen können, und mir selbst ist es in der Erinnerung manchmal unfaßbar, aber es war schon so. Ich muß mir heute wohl sagen: es war die Krisis. Es war eine empörte Flucht vor dem Leben, und, ganz sicher, damals war ich wirklich krank. Ich sah auch sehr schlecht aus, und das tat mir wohl. Ich freute mich, wie blaß ich war, und ich bestrebte mich förmlich, mir Falten ins Gesicht zu ziehen.

Jedes Wort war mir zuviel; selbst zu der Kellnerin, die mich bediente, sagte ich, außer, wenn ich etwas bestellte, nichts. Natürlich aß ich auch nicht an der gemeinsamen Tafel, sondern ließ mir, wenn die allgemeine Abspeisung vorüber war, eigens servieren. Daß

ich infolgedessen nicht das Frischeste bekam, war mir gerade lieb. So konnte ich mich doppelt ärgern.

Eines Tages kam ich aber doch etwas zu früh zum Essen und fand die Table d'hote-Gesellschaft noch beim Nachtisch. Ich sah unwirsch über die Tafel weg und bemerkte, daß sehr schöne große Äpfel gereicht wurden.

„Bringen Sie mir nachher Äpfel!" befahl ich der Kellnerin, wie sie mir das Gedeck richtete.

Sie tischte mir einen Gang nach dem anderen auf; ich aß so gut wie nichts und wiederholte: „Solche Äpfel nachher!"

Die süße Speise kam, ich rührte sie nicht an. „Nehmen Sie die Torte weg!" rief ich gereizt, „bringen Sie die Äpfel!"

Die Kellnerin ging. Die Abtragkellnerinnen räumten den Tisch ab; als letztes trugen sie die Obstschalen hinaus, auf denen noch einige Äpfel lagen. „Die Kellnerin soll nun endlich meine Äpfel bringen!" rief ich ihnen erbost nach.

Minuten vergingen. Ich saß allein. Niemand kam.

Ob die Kreatur mir wohl die Äpfel bringt? dachte ich ich voll Wut.

Niemand kam.

Ach, sie will wohl nicht! So eine Wirtschaft!

Ich schlug an mein Glas.

Es regte sich nichts.

Mich erfaßte, es klingt lächerlich, ein ohnmächtiger Zorn. Ich hätte ja hinausgehen und mich beschweren können. Nein, ich wollte warten. Ich wollte warten. Ich . . . ich wollte ihr schon zeigen . . .

Eine halbe Stunde verging. Mein Zorn schlug in eine blöde Bekümmernis um. Mir war, als wäre ich von allen Menschen verlassen.

Zum Sterben betrübt stand ich auf und lief ziellos in den An-

lagen herum. Ich fühlte doch, daß ich seelisch krank war, aber ich konnte mich nicht überwinden. Stundenlang stand ich an der Etsch und sah voll bangen Ingrimmes ins Wasser.

Es dunkelte schon, als ich ins Gasthaus zurückkam. Erst wollte ich ins Speisezimmer, aber ein unbegreifliches Schmerzgefühl hielt mich ab, hineinzugehen. Ich ging in mein Zimmer und legte mich mit dem Gefühl ins Bett: wenn ich nur weinen könnte!

So lag ich, ich weiß nicht wie lange, im Halbschlaf.

Da war es mir, als öffnete sich die Türe. Ich richtete mich erschreckt auf, — richtig: die Tür war offen, und, träumte ich denn? — ein Teller mit zwei großen Äpfeln wurde hereingeschoben.

Ich bin verrückt geworden, war mein erster Gedanke. Aber ich fühlte ja deutlich, daß mir kalter Schweiß die Backen herabrann, und ich sprang aus dem Bette und griff nach den Äpfeln.

Das ist kein Traum, das ist keine Einbildung! schoß mirs durchs Gehirn, und ich öffnete rasch die wiedergeschlossene Türe und sprang hinaus.

Da sah ich am Ende des Ganges etwas Weißes. Es stand wie an die Mauer geheftet. Ich weiß nicht, wie mir zumute ward, aber es war mir ein ganz unbekanntes Gefühl von Bestimmtheit. Ich lief auf das Weiße zu und starrte es an. Da legten sich zwei Arme um meinen Nacken, und ich fühlte eine heiße Wange an meinem Gesicht.

Mir war zum Zerspringen, und ich dachte wieder: das alles träumst du bloß. Nichtsdestoweniger aber griff ich um die weiße Gestalt herum und zog sie zu mir ins Zimmer.

Da erst kam ich zu mir, und, ja, das ist nun das Wundersame ich war nicht bloß ganz wach auf einmal, sondern begriff auch gleich mit einem Schlage alles.

Bitte lächle nicht. Nein, so ist es nicht, wie du wohl denkst. Und siehst du, daß ich nicht so dachte, sondern das Mädchen recht

und rein erkannte in ihrem süßen, lieben Trieb, das find ich so über alle Begriffe schön und wunderbar.

Sie hat es mir ja auch in Worten gar nicht recht sagen können. In ihrem Stammeln und Hauchen war es nicht so sehr wie in ihren Blicken und diesem Streicheln mir über die Haare.

Es war die reinste Güte, die helfen wollte; es war dieser rührende Instinkt: ich liebe ihn, also muß ich ihm helfen können; es war, du darfst nicht lachen, Liebe des Weibes in ihrem urtiefsten Wesen.

Sie hatte mich lieb und litt mit mir; sie wurde von mir nicht einmal beachtet und war mir doch nicht gram deshalb; sie sann nur immer: wie kann ich ihm etwas zuliebe tun. Da zeigte ich zum ersten Male einen lebhaften Wunsch, indem ich nach den Äpfeln verlangte, und das war ihr wie ein Zeichen, dem eine Eingebung folgte.

Am Ende wirst du mir mit einem Kommentar nach modern pathologischem Geschmacke dienen wollen und an erotische Hysterie denken. Aber ich sage dir: nein, es war nichts als simple Natur, sancta simplicitas im schönsten Sinne. Ich begriffe es heute vielleicht auch nicht, aber damals hab ichs unter Tränen verstanden, wie so ein armes liebes Kind keinen andern Weg wußte, als diesen einen: mir, was ich wünschte, in die Hand zu legen, nicht als Dienerin, sondern als Weib.

Sie hatte sich eigentlich vorgesetzt, die Äpfel mir aufs Bett zu legen, aber wie sie die Tür geöffnet hatte, war der Schreck über sie gekommen.

„Wenn nun die Türe zugewesen wäre?“ fragte ich sie.

„I hätt klopfet,“ war ihre Antwort.

Wie selig war sie, daß ich mich freute. Sie zitterte am ganzen Leibe und war nicht zu beruhigen, aber immer wiederholte sie: „I bin so froh!“

So saßen wir lange nebeneinander auf dem Rande des Bettes und fühlten unsere Körper aneinander. Sie hatte ihre beiden Arme immer noch um mich gelegt und hielt ihren Kopf an meinem. Flüsternd gingen die Worte den kurzen Weg von Mund zu Mund, und mir war, als wären wir zwei Kinder.

Ich küßte sie. Sie gab den Kuß leise zurück. Wir nannten uns Du, als seien wir Gespielen seit langen Jahren und hätten uns immer gekannt.

Da machte sie sich mit einem Ruck von mir los und drang erschreckt in mich, daß ich ins Bett gehen sollte. „Oh, du verkühlst di ja! Schnell nei in die Decken! Schnell, schnell." Und sie war nicht eher ruhig, als bis ich warm zugedeckt in den Kissen lag.

Ich ließ alles mit mir geschehen wie ein Kind. Sie stand noch lange über mich gebeugt am Bette und flüsterte und erzählte und lachte leise dazu vor sich hin und war in allem wie eine gute Schwester. Dann gab sie mir noch einen langen Kuß und ging.

„Bleib doch, bleib!" rief ich ihr zu und wollte nach. „Itte! Itte!"* flüsterte sie bittend und verschwand durch die Türe.

Ich schlief mit einem Gefühle nie gekannter Frohheit ein, und wie ich am nächsten Morgen erwachte, begrüßte ich zum ersten Male wieder die Sonne mit heiteren Augen.

Mein Freund schwieg und sah zu den schneeigen Zacken hinter Meran auf, die, allein noch von der Sonne beschienen, wie ein goldener Rand über dem dunklen Blau lagen, in das die ganze Landschaft jetzt getaucht war.

— Nun, und weiter? fragte ich.

— Es kamen noch viele schöne Tage, und ich wurde gesund.

— Aber das Mädchen?

* Nicht, nicht!

— Das Moidl* und ich, wir hatten uns von Herzen lieb. Ich bin nie wieder einem Weibe begegnet wie ihr. Unverdorben und hingebend, heiter und voll Gefühl, stark und lieb war sie, wie keine von allen denen, die mir später über den Weg oder gar übers Herz gelaufen sind.

— Ja, aber Mensch, warum hast du sie dir denn nicht auf immer behalten? So was läßt man doch nicht stehen in dieser Welt, wo es an ganzen Frauen, weiß Gott, bedenklich mangelt!

Ich rief das ganz aufgeregt und sah meinen Freund grimmig an.

Der sah über meinen Blick weg zu den Höhen, die nun auch ohne Sonne waren, und sprach:

— Wenn ich doch älter gewesen wäre und ein fertiger Mann! Wenn ich doch gewußt hätte, was ich heute weiß! Wenn ich doch kein dummer Junge gewesen wäre! ... Wir wollen gehen und nicht mehr davon reden!

* Tirolerisch für Maria.

Die falsche Kindbetterin

Die alten Herren sind auch einmal jung gewesen.

Manche verstellen sich zwar und tun so, als wären sie schon als Großväter auf die Welt gekommen, kühl und weise und gemessen, aber sie haben die schönen Geschichten, die das Gegenteil beweisen könnten, wahrscheinlich nur vergessen. Andere, die ein lustigeres Gedächtnis haben, machen keinen Hehl daraus, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ihnen die Mütze im Nacken saß und das Herz gewaltig hinter allerlei Mädchen herschlug. Mit solchen ist es lustig und lehrreich zu plaudern.

Ich kannte einen alten Herrn dieser fröhlich aufrichtigen Art, als ich in München mit den „Modernen" zusammen feurige Reden wider die verächtliche Welt schwang, die Paul Heyse liest, und gleichzeitig für anderen Lesestoff sorgte, indem ich verwegene Gedichte und Novellen von mir gab. Dieser alte Herr hielt zu uns Jungen, obgleich er ein königlich bayrischer Oberlandesgerichtsrat a. D. war. Er fand, wir seien gar nicht so schlimm, wie man uns nähme, und vielleicht nicht einmal so schlimm, wie wir uns gaben. Ja er meinte sogar, seine Generation sei ein gut Teil schlimmer gewesen, als wir, und er pflegte hinzuzufügen: Gott lob!

Er meinte nämlich, eine gewisse Portion Untugend sei direkt ein jugendliches Reservatrecht, und wie er, der im übrigen kein Partikularist war, es nicht wünschte, daß das bayerische Wesen allzuviel norddeutschen Drill annähme, so wollte er auch nicht, daß die Jugend gleich so vollkommen reputierlich wäre, wie das Alter.

— Jugend soll drauflos gehen und ihre Lust haben! war sein Wort, deshalb soll sie freilich nicht ausschweifen, denn das ist recht eigentlich wider den Geist einer gesunden Jugend. Überschäumen — ja! Aber nicht auslaufen! Eine Jugend, die der reifen Mannheit nichts übrig läßt, zeigt erkrankte Instinkte. Sie

ist ein Strohfeuer, das wer weiß wie wild aussieht, und hinter dem doch nichts steckt, als frühe Dürre. Den Saft erhalten, junge Leute! Nicht so schnell Glatzen kriegen! Lebfrisch bleiben und uns Alten ein fröhlicher Anblick! Dann wird euch kein Verständiger sauer ansehen, wenn ihrs auch mal ein bißchen toll treibt!

Im alten Hofbräuhaus oben im „Offiziersverein" haben wir manchmal zusammengesessen, und ich habe ihm immer mit der gleichen Lust zugehört. Er konnte so nett erzählen, ein bißchen im altmodischen Stile, so eine Spur kalenderhaft-behaglich; mir gefiel das außerordentlich. Oft habe ich ihm gesagt: Aber das müssen Sie schreiben! Das ist ja eine Novelle! Genau so wie Sies erzählen, sollten Sies schreiben, nichts dazu und nichts davon, und es wäre köstlich!

Aber davon wollte er nichts wissen:

— Erzählen, — ja; schreiben, — nein. Nicht etwa, weil ich dächte, es lohnte sich nicht, oder es gehörte sich nicht für mich, sondern ganz einfach: Ich kanns nicht. Ich habs nämlich früher schon ein paarmal versucht, aber erstens ist mirs sehr sauer geworden, und dann hat mirs schließlich nicht einmal gefallen, wie ichs gelesen habe. War alles so steifbeinig und mühsam, wie mit Reißzwecken aufgenagelt, kalt und kahl; mit einem Worte: man mußte merken, daß der Mann, der das geschrieben hatte, nicht vom Handwerk derer war, die mit Kunst erzählen. Ich weiß auch nicht, wie das kommt, aber es ist nun so: Sobald ich die Feder in die Hand nehme, krieg ich den Juristenstil und verliere alle Laune. Und überdies: Ihr schreibt ja gerade genug; da soll unsereins nicht auch noch mittun wollen.

Trotzdem glaube ich, daß er die Geschichte, die ich jetzt versuchen will ihm nachzuerzählen, sehr viel besser geschrieben hätte, als ich es vermag, der ich die Zeit, in der sie spielt, nicht miterlebt habe. Ich will mir alle Mühe geben, wenigstens den Ton zu treffen, in

dem er sie mir erzählt hat, und ich hoffe, daß er mir kein zu gestrenger Kritiker sein wird, wenn sie ihm oben in seinem „Juristenhimmel" zu Gesichte kommen sollte, wohin er leider vor ein paar Jahren abgegangen ist.

Wir waren auf dem Wege zum Hofbräuhause einem Herrn begegnet, an dem mir eine überaus starke Ähnlichkeit mit einem Altersgenossen und Freunde meines Begleiters aufgefallen war: mit dem alten knurrigen Professor Störzer. Dieser alte Herr, der nun auch tot ist, war der direkte Gegensatz zu dem Oberlandesgerichtsrat. Er mochte die Jugend gar nicht und am allerwenigsten uns, die er einen „geistlosen Aufguß des jungen Deutschland" nannte und gerne mit dem zornigen Langzeiler, ich weiß nicht welches römischen Poeten, regalierte, der, wenn ich ihn recht behalten habe, also lautete:

Proveniebant oratores novi stulti adolescentuli.

Er zeigte sich trotzdem manchmal an unserm Tisch, aber es gab dann immer Streit und Unerquicklichkeit. Denn zu allem übrigen kam auch noch, daß er, der alte Hagestolz, ein eingefressener Weiberfeind war, der es durchaus nicht verwinden konnte, wenn einer von uns sich mannhaft als Gegner des Wortes bekannte: Das Weib ist bitter. Zumal für erotische Lyrik hatte er nur das eine Wort: Larifari! Und wir waren doch alle so ungemein erotische Lyriker.

Also diesem alten Weiberfeinde und Professor sah der alte Herr auffällig ähnlich, der uns begegnete, als wir zum Hofbräuhaus wandelten. Nur mochte er nicht wie dieser schon über die siebzig, sondern etwa fünfzig sein. Er grüßte meinen Begleiter, und ich fragte diesen deshalb: Ist das ein Verwandter vom Professor Störzer?

Der Oberlandesgerichtsrat lächelte sonderbar und sagte bloß: Oh ja, sehr.

— Wieso? fragte ich weiter.

— Das ist eine kleine Geschichte, die ich Ihnen gleich nachher erzählen will, wenn nicht etwa der Professor oben ist. Denn Sie wissen ja: der liebt die erotischen Geschichten nicht.

Wir fanden unsern Tisch leer und blieben den Abend über allein. Der Oberlandesgerichtsrat gab erst sein Urteil über das Bier ab, dann fing er gleich zu erzählen an:

Sehen Sie, das ist auch so eine Geschichte, aus der Sie ersehen können, daß Sie die Liebe und den Leichtsinn nicht erfunden haben und daß vor Ihnen auch schon Leute da waren, die an der Quelle lagen und tranken. Seien Sie also künftig nicht unbescheiden und tun Sie fürder in Ihren Novellen nicht so, als wären Sie der Entdecker des gelobten Landes.

Nun warten Sie mal; wie fang ichs an, daß ich Ihre gute Meinung von meinem novellistischen Talent nicht Lügen strafe! Ich kann schon gar nicht mehr gemütlich erzählen, seitdem Sie mich zum Dichter gekrönt haben. Das ist wirklich unbequem; ich fange schon an, zu disponieren und zu komponieren. Alte Leute muß man nicht eitel machen. Das ist schonungslos.

Also lassen Sie mich denn dichten! Das heißt, nota bene, Sie dürfen Gift darauf nehmen: Das Leben hats vorgedichtet. So was fällt bloß dem Leben ein. Warten Sie, ja wann war es doch ... richtig: 1847. Da kam er von der Schule in Bamberg und zog nach München, dort Philologie und Geschichte zu studieren. Er war ein verteufelt hübscher Junge, und noch nicht neunzehn alt, hochaufgeschossen, sehnig, stramm, — heute würde man schneidig sagen. Aber doch sah er anders aus als die, die heute schneidig aussehen wollen.

In parenthesi: Wir sahen damals wirklich hübscher aus als ihr heute. Wir hatten ein anderes Ideal von Männlichkeit. Wir wollten nicht wie Leutnants aussehen, sondern eher wie ... aber

das ist nicht leicht zu sagen ... uns schwebte so was vor wie Freiheitsdichter, Volkstribun, -- na kurzum irgend etwas Ideales, Deutsches, mit langen Haaren und schwärmerisch kühnen Augen.

Hans Störzer kam diesem Ideal sehr nahe, und noch heute denke ich mit Lust daran, wie schön er aussah mit seiner langen blonden Mähne à la Chamisso, die ihm bis über den hohen Rockkragen wegfiel, seiner scharfen Nase, seinen großen natürlich unbezwickerten Augen und dem feinen Mund mit dem bißchen Schnurrbart darüber. So wie er aussah, hätten wir alle aussehen mögen, schon der Mädchen halber, die ihm in einer Weise nachliefen, daß wir es schamlos finden mußten.

Wiederum in pharentesi: Unsere münchener Mädchen von damals, wohlverstanden: die guten Bürgersmädchen, waren, so will mirs scheinen, von einem verliebteren Schlage als die heutigen, ganz abgesehen davon, daß sie viel hübscher waren. Ich glaube: die Rasse war noch reiner, die Dingerchen waren bayrischer, runder, lustiger, und, wenn auch ein braves Teilchen Schwärmerei und Romantik in ihnen lebte, so war das kein Ausflug ins Kalte und Nebulose, sondern vielmehr eine Promenade ins Schäferliche, wo das alte gefällige Lied durch die heimlichen Büsche klingt:

Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß.

Wer die Welt bloß als moralische Anstalt betrachtet, wird dagegen seine Einwendungen haben, aber es gibt ja auch andere Standpunkte, und, was uns damals betraf, so standen wir auf denen und fühlten uns recht wohl dabei. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgendeiner von uns jemals mit einem käuflichen Frauenzimmer zu tun gehabt hätte. Wir hätten das als Geschmacksverirrung oder aber als Beweis dafür betrachtet, daß er nicht imstande war, mit honetten Mädchen umzugehen.

Hans Störzer aber war direkt ein Meister in dieser angenehmen

Kunst, und er hatte es noch viel weniger als irgendein anderer von uns nötig, die Liebe von ihrer unsaubersten Seite sehen zu müssen. Er war in einer Weise Hahn im Korbe, daß wir uns nicht gewundert hätten, wenn die Rede gegangen wäre, daß sich Prinzessinnen um ihn zankten.

Er hatte aber auch wirklich alles, was den Mädchen damals gefiel. Nicht allein, daß er ein schöner aufrechter Bursche war, dem man auf zehn Schritte unverdorbene Lebenskraft ansah, er war auch bald bekannt und bewundert als ein Kerl, der reiten, tanzen und fechten konnte wie kaum ein anderer. Dies aber, ohne darum in den Ruf eines Krafthubers zu kommen; denn ebenso bekannt war es, daß ein Stück Poet in ihm steckte. Die Mädchen, die ihn auf dem Reitfelde, das nun zum Maximiliansplatz geworden ist, seinen Rappen tummeln sahen, wußten zugleich, daß er auch den Pegasus zu zügeln wußte, und seine Auslage auf dem Fechtboden war nicht eleganter als die zierliche Form seiner Sonette und Terzinen.

Nur eines war bedenklich an ihm: er war in der Liebe nicht so beständig wie im Fechten und Reiten. Den schönen hohen Rappen Maxl hatte er semesterlang, aber bei einem Mädchen hielt ers nicht lange aus.

> Das Nannerl ist nett,
> Das sieht wohl ein jeder,
> Aber die Babett,
> Die ist auch nicht von Leder.

Richtig verliebt war er wohl eigentlich nie dabei; die Liebe war für ihn auch bloß so eine Art Kraftübung, — ihr würdet heute Sport sagen. Daß er darin den höchsten Rekord hatte, tat ihm wohl; daß ein paar liebe Dinger darum Herzweh leiden mußten, berührte ihn wenig. Übrigens glaube ich auch nicht, daß das Herzweh im allgemeinen sehr groß war. Hans gehörte zu jener Art ver-

führerischer Jungen, in die sich die Mädchen gern schnell, aber nicht tief verlieben. Sie merken es ihnen gleich an, daß es sich bei ihnen immer bloß um Durchgangsstationen der Liebe handeln kann, und gerade das ist für viele ein Reiz mehr. Diese Art Don Juans (d. h. diesen Ausdruck möchte ich gleich wieder zurücknehmen, denn er gibt ein falsches Bild) ist im Grunde nicht so gefährlich. Herzbrüche gibts da selten, weil eben das Herz nur selten dabei ist.

Das hindert nicht, daß manchmal etwas passiert, das übel ausläuft. Und so was bildet den Inhalt der Geschichte, die ich nun erzählen will. Sie gehört zur Gattung der Tragikomödien.

Bei ihr muß ich nun aber wirklich den Novellisten spielen und alle Parenthesen beiseite lassen, sonst kommen Sie aus dem protestierenden Kopfschütteln gar nimmer heraus, und mein Renommee auf dem neuen Parnaß ist beim Teufel. Aber warten wir auf Kathi mit der neuen Maß! . . .

Also nun!

Die Mädchen sollen zuerst vorgestellt sein. Marie hieß die älteste, war dreiundzwanzig Jahre und brünett; dann kam die Elies; die war zweiundzwanzig und schwarz; aber die jüngste hieß Cenzi und war blond und neunzehn. Hübsch waren alle dreie, und ihr Vater war Professor an der Ludovico-Maximiliana. Er las Geschichte, ganz alte Geschichte; was nicht mindestens altassyrisch war, interessierte ihn gar nicht. Trotzdem war sein Haus in der Theatinerstraße lustig und von den Studenten gerne besucht. Das kam natürlich in erster Linie von den Töchtern, aber die Frau Professorin hatte auch ihr gut Teil Verdienst daran. Denn sie war so eine wichtige, lustige, gemütliche, launige Altmünchnerin, der man die zweiundvierzig durchaus nicht ansah, die sie auf ihrem rundlichen Rücken hatte.

Bei Frauen wird Humor selten gefunden; sie hatte welchen; d. h. ich meine hier Humor in dem umfassendsten Sinne, wo das

Wort Weltanschauung und Lebensdirektive bedeutet. Bei ihr speziell sah dieser Humor so aus: sie nahm die Welt, wie sie gebacken ist, seelenruhig und heiter gelassen hin, ohne auch nur im mindesten daran zu denken, wie dies oder das wohl anders sein sollte, möchte oder könnte. Sie sah in der Hauptsache nur das Gute und Ersprießliche im Leben; kams aber mal bös und grob, so wußte sies schnell und ohne viel Aufregung so zu drehen, daß sie und ihr Haus nach Möglichkeit gut aus der Affäre kam. Es gab schlechterdings keine Überraschung für sie. Ein häufiger Spruch von ihr war: Dem Leben ist alles zuzutrauen; darum muß man sich nie aus dem Konzept bringen lassen. Immer, wenn sie ausging, trug sie einen umfangreichen Regenschirm bei sich, und wenn man sie dann auf den völlig wolkenlosen Himmel aufmerksam machte, antwortete sie: Der Himmel ist imstande und regnet ohne Wolken; hab ich mein Regendachl, brauch ich mich um den Himmel nicht zu kümmern.

Etwas ganz exemplarisch Schönes war ihr Verhältnis zu den drei Töchtern. Ich habe derlei nie wieder gesehen. Sie stand zu ihnen wie eine ältere Freundin, vor der es kein Geheimnis geben konnte, weil es ganz unmöglich schien, ihr etwas zu verschweigen; denn ihr Urteil, ihr Spruch war zu allem nötig. Dabei hatte dieses Verhältnis aber nichts Laxes; sie stand vielmehr in sehr großem Respekt bei den Dreien, nur, daß dieser Respekt auch nicht den geringsten Schein von Angst, von Entferntheit in irgendeinem Punkte hatte. Es war einfach dies: die Mädchen fühlten nicht bloß die unmittelbarste und innigste Liebe zu ihr, als der Mutter, sondern sie hatten auch die klare Empfindung, daß diese eine besondere, überlegene Frau war, so wenig sie das äußere Wesen davon an den Tag legte. So war Liebe und Respekt in einem da, und beides war reines Naturprodukt, nicht Katechismusresultat oder sonstwie Pfropfwerk.

Ähnlich war das Verhältnis der beiden Alten zueinander, nur daß der gute Professor doch auch ein klein wenig von seinen eigenen Qualitäten überzeugt war, so daß das Gefühl irgendwelcher Inferiorität glücklich vermieden blieb.

In dieses Haus nun, wo es viel fröhliche Abende mit Musik und Gesang und recht oft auch Tanz gab, ließ sich Hans Störzer sehr gerne einführen. Zu keinem anderen Zwecke als eben diesem hatte er ja bei dem Professor ein Kolleg über assyrische Geschichtsquellen belegt, die ihm im übrigen so gleichgültig waren, wie einem Mediziner das kanonische Recht.

Hans verkehrte sonst nicht gerne in Familien, denn das stimmte nicht zu seinen Anschauungen von freier Burschenherrlichkeit. Er hatte es ja auch nicht nötig; die Mädchen legten im allgemeinen weniger Wert auf seine Besuche in ihren Häusern, als auf ihre in seinem. Das war eben das angenehm Unverbindliche in diesen Verhältnissen mit dem gepriesenen schönen Hans.

Nun aber war es ihm einmal ergangen, wie dem Mohammed, und er hatte sich wie dieser schnell entschlossen gesagt: Kommt der Berg nicht zu dem Propheten, so muß eben der Prophet zum Berge kommen; der Effekt ist ja der gleiche.

Und in der Tat, es kam, wie er gewünscht und ohne weiteres angenommen hatte: alle drei Mädchen verliebten sich in ihn.

Die erste, die das merkte, war die Mutter. Eine gute Menschenkennerin, die sie war, erkannte sie sogleich, daß das keine Sache von bedenklicher Tiefe war, und so dachte sie sich: mögen sie sich immerhin ein bißchen abrausen die drei um den hübschen Jungen. Wärs bloß eine, so wärs bedenklich; nuns aber alle dreie sind, wird eine der andern aufpassen, und so wirds ohne schlimme Streiche vorbeigehen. Auch rechnete sie wie mit einem absolut sicheren Faktor darauf, daß eine nach der andern zu ihr kommen werde, Rat und Spruch einzuholen. Einstweilen hielt sie es für

ein genügendes Präventiv, wenn sie mit ein bißchen mehr Ernst als sonst den Finger erhöbe und vor diesem Allerweltshans warnte, hinter dessen Sporen- und Sonettgeklingel die gesamte Gänseherde Münchens einherschnatterte.

Es ist eigentlich sonderbar, daß die kluge Frau Professorin, die sonst auch das scheinbar Unmögliche immer mit in Rechnung zog, in diesem Falle bloß an das Wahrscheinliche dachte. In der Liebe aber, das hätte sie bedenken müssen, geht es immer unwahrscheinlich zu. Daß sie das übersah, und vor allem, daß sie nicht an die Heimlichkeit als wesentliches Ingredienz verliebter Abenteuer dachte, war verhängnisvoll.

Das Unwahrscheinliche, das sich begab, war dies: die drei Schwestern waren ohne jede Eifersucht aufeinander und vergötterten ihren Hans gemeinschaftlich. Und eben, weil dies so gemeinschaftlich geschah, dachten sie nicht daran, sich der Mutter zu offenbaren. Eine allein hätte es am Ende nicht gewagt, vor ihr ein Geheimnis zu haben, aber alle drei zusammen, das ergab so eine Art Komplottstimmung, in der die erste Pflicht ist: Du sollst deinen Kameraden nicht angeben.

So geschah es, daß sich die Mutter, die nur immer darauf achtete, daß die Mädchen nicht einzeln aus dem Hause kamen, ganz sicher fühlte und nichts Übles ahnte. Sie hielt es nicht mal mehr für nötig, zu warnen, oder die drei auch nur mit dem schönen Hans zu necken. Als dieser dann auch bald aus dem Hause wegblieb, dachte sie mit Genugtuung für sich: hier haben seine Reit- und Reimkünste einmal versagt.

Mittlerweile aber hatte der schöne Hans ruhig unermüdet und vergnüglich mit drei Werken gemahlen. Dieses Abenteuer in triplo war wirklich die Krone seiner Liebessiege. Derlei war außer ihm sicher noch keinem gelungen. Er stieg damals mit einer richtigen Triumphatorenmiene einher. Eben hatte er die Entdeckung ge-

macht, daß sich mit den drei Namen der Schwestern zusammen ein wunderhübsches Anagramm-Sonett prägen ließe (er brauchte nur bei Elies das e wegzulassen), da raubte ihm eine Eröffnung, die ihm Marie als die älteste machte, alle Lust am Reimspielen und jedes Triumphgefühl.

Sie trat ganz ruhig vor ihn hin und sagte ihm: Du mußt Cenzi heiraten; tust du das nicht, so bist du ein schlechter Mensch.

Auch ohne Kommentar merkte er, was hier in der Mühle verschüttet war, und er machte das übliche betroffene Gesicht dazu. Aber zum Heiraten mochte er sich nicht verstehen. Nein, das ging doch einfach nicht. Seine Jugend, sein Studium, seine Eltern ... es war ja alles ganz richtig. Marie erkannte die schöne Seele des schönen Hans sogleich und legte sich keinen Augenblick aufs Bitten. Sie eröffnete ihm nur noch, daß sie sich, nachdem er für sie nicht mehr in Betracht käme, nun an die wenden müßten, an die sie leider und zu ihrem Unheile die ganze Zeit nicht gedacht hätten, an ihre Mutter. Das war dem schönen Hans über die Maßen unangenehm zu hören, und er bat, so gut er bitten konnte, man möge damit doch um Gottes willen noch eine Weile warten (nämlich, bis er in die Ferien ausgekniffen wäre, um im nächsten Semester nach Würzburg zu gehen; denn er fürchtete sich schrecklich vor der Frau Professorin), aber Marie sah ihn bloß groß und verächtlich an und ging.

Erst gabs wohl noch ein großes Weinen der dreie, wobei Cenzi viel und leidenschaftlich umarmt wurde, dann traten Marie und Elies vor die Mutter hin und bekannten.

Ich bin ja nicht dabei gewesen bei dieser Szene, und mir hat auch niemand darüber berichtet, aber ich bilde mir ein, genau zu wissen, wie sich die Frau Professorin dabei benommen hat. Geweint hat sie gewiß nicht und gewiß auch nicht gezetert, aber dennoch werden die unberatenen Kinder etwas von einem Ernst und

einer Anklage verspürt haben, das ihnen, wenn Strafe überhaupt noch not war, Strafe genug gewesen ist.

Das liebe Publikum, das in solchen Fällen ein so dankbares Publikum ist, wie sonst nur selten, hat aber gar nichts davon zu merken gekriegt, daß es in diesem lustigen Hause eine so ernste Szene gegeben hat.

Dafür hat es drei Monate später um so mehr Feuer erhalten, die Köpfe erstaunt zusammenzustecken und zu tuscheln: Sagen Sie, ist Ihnen nicht auch was aufgefallen an der Frau Professor Ferner, oder kommt es bloß mir so vor? Es ist ja kaum glaublich in dem Alter, aber .... die Zunahme an Umfang ... Wie?

Nach noch einmal drei Monaten wurde schon nicht mehr gefragt, und es gab nur ein Kopfgeschüttel mit Anspielungen auf das späte Glück der alten Sarah.

Ein merkwürdig ernstes Gesicht hatte der Professor aufgesteckt, und seine Kollegen, die gerne witzig gratuliert hätten, merkten bald, daß das hier deplaziert wäre. Es ist ja auch nicht gerade angenehm, meinten sie unter sich, in dem Alter nochmal zur Kindstaufe bitten zu müssen. Und noch dazu bei den drei erwachsenen Töchtern. Ganz gescheit, daß sie die aus dem Hause geschickt haben. Peinlich so was.

Erst wie der Frau Professorin die Wochenstube gerüstet war, hieß es: Die drei Mädchen sind wieder da; nun an sorgsamer Pflege wird es der späten Wöchnerin jetzt nicht fehlen; hoffen wir, daß alles gut vorüber gehen wird; es ist doch eigentlich kein Glück so was.... Und nun hat auch noch die Jüngste, die Cenzi, krank werden müssen! Es muß halt immer alles zusammen kommen. Der arme Ferner steckt jetzt in keiner guten Haut. Er sieht aber auch danach aus.

So war viel Mitgefühl unter den erstaunten Leuten da, und die Wochenstube wäre gewiß von sorglich teilnehmenden Gevat-

terinnen nicht leer geworden, wenn nicht Professor Thalhammer, der damals berühmteste Geburtshelfer in München, der als ältester und intimster Freund des alten Ferner natürlich die Wochenpflege und später die Entbindung auf sich genommen hatte, ernst erklärt hätte: Die Wöchnerin darf durchaus niemand bei sich empfangen.

Was nun folgt, braucht nicht erzählt zu werden. Die List der Frau Professor war geglückt, der Ruf der kleinen Cenzi war gerettet, der schöne Hans rieb sich in Würzburg die Hände.

Aber . . . aber . . Sehen Sie: eigentlich ist die Sache doch nicht ohne komische Züge, und der alte Boccaz hätte sie wohl als lustiges Abenteuer erzählt und erzählen dürfen, aber ich habs nicht gekonnt, so gerne ichs gemacht hätte. Denn in den Einzelheiten schwebt mir diese Geschichte immer wie ein ausgelassenes Fastnachtsspiel vor; komm ich aber hinein, muß ich ernst werden. Ja, wenn alle Menschen vom Schlage dieser lieben resoluten falschen Kindbetterin wären, dann ginge wohl auch heute so was leichter dahin . . . Die gute Frau Professorin hat sich alle redliche Mühe gegeben, nach ihrer Weise auch diesmal das Unabänderliche so in das Leben ihres Hauses einzufügen, daß es nichts an dessen Harmonie und Heiterkeit änderte, aber es ist ihr nicht gelungen.

Die arme Cenzi hats im Hause nicht geduldet. Sie ist irgendwo Schulschwester geworden und im weißen Kleide der Dominikanerinnen bald gestorben. Und auch Marie und Elies habens nicht verwunden. Sie blieben unverheiratet im Hause und zogen den kleinen Peter auf, der bald nach dem Tode seiner wirklichen Mutter auch die vorgeschobene verloren hat.

Was aber aus dem schönen Hans geworden ist, wissen Sie! Er hat bald aufgehört, sich zufrieden die Hände zu reiben. Sehen Sie, an ihm hat sich das gerächt, wovor ich die jungen Leute immer warne: das maßlose Aufgehen in der Ausschweifung und der herzlose Mißbrauch in der Liebe.

Was sich an der armen kleinen Cenzi und ihrer Familie erfüllt hat, das ist schließlich die Schuld einer engbrüstigen Moral, die selbst so aufrechte, prächtige Menschen wie diese Frau Professorin zwingt, gefährliche Komödien zu spielen, die nun ihrerseits eben deshalb nicht gut und klar ausgehen können, weil sie bei all den guten Absichten, die ihnen zugrunde liegen, doch mit den infamen Mitteln dieser Moral: mit Verheimlichung, Lüge arbeiten müssen.

Was sich aber am schönen Hans erfüllt hat, das ist eigene Schuld; er hat seinen Lohn dahin, weil er wider die *wahre* Sexualmoral gesündigt hat, als welche aus der Natur selber und aus dem Pflichtkodex des Kulturmenschen stammt. Er hat unmoralisch gehandelt, indem er ohne Maß und ohne Liebe frivol mit einem Triebe spielte, der ohne Maß und ohne Liebe immer zum Laster ausartet und fast immer Fluch im Gefolge hat. Daraus gewinnt dann auch immer wieder jene falsche Moral Kraft und Einfluß, die den Trieb selber zur Sünde stempeln möchte, oder ihn wenigstens nur unter Verhüllungen anerkennt. Die Sünder wider die wahre Liebesmoral werden meistens so grimmige Apostel des Moralgespenstes, wie unser knurriger giftiger Professor Störzer. Der predigt nun Ekel, weil er sich übergessen hat, und schimpft auf die Weiber, weil sie die schwarze Stelle in seinem Gewissen sind.

Führen Sie ihn und seinesgleichen nur immer frisch und fröhlich ab, aber nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken! Und wenn man Sie deswegen unmoralisch nennt, so denken Sie an diese Geschichte!

Kaktus

Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte

Seitdem die Dampfmaschinen erfunden worden sind und dann das übrige Zeug, das alles schleunig macht, ist in die Zeit ein Entwicklungstempo gekommen, bei dem einem der Weltkapellenmeister von Herzen leid tun kann. Er taktiert gewiß schon längst mit dem linken Arm, weil ihm der rechte lahm ist.

Es geschehen jetzt auf allen Gebieten, vielleicht die Liebe ausgenommen, in der sich seit Adam und Eva immer alles gleich geblieben ist, in einem Jahrzehnt Umwälzungen, für die frühere Zeiten gut ein paar Jahrhunderte brauchten. Die Leute erfinden mit einer Geschwindigkeit immer wieder neues, daß gar nichts mehr alt werden kann. Gestern saß einer noch stolz auf seinem neuen Zweirad mit dem Bewußtsein, alle Errungenschaften der Technik zwischen den Beinen und in der Hand zu haben, heute überradelt ihn schon eine neue „Marke", gegen die sein Flitzrad ein rückständiges Möbel ist, und morgen hat er die Empfindung, in einer Postkutsche zu fahren, wenn er die allerneuesten Marken an sich vorübersausen sieht. Das ist die moderne Variante des guten alten Liedes: Gestern noch auf stolzen Rossen usw. Die Fabrikanten wissen es wohl zu singen und oft recht wehmütig.

Am eiligsten aber hats die Kunst. Auch die Musen haben heutzutage Hosen an und fahren Rad. Die Tunika und der langsame Schreitetanz um feststehende Altäre sind aus der Mode. Die Damen trainieren sich und halten die schwierigsten Parforcetouren aus. Selbst Melpomene, die Breithüftige, radelt gewaltig schnelle; vor keiner Pfütze scheut sich die Unerschrockene.

Aber ich will nicht von ihr reden oder einem ihrer Jünger.

Dies ist der Sang von Kaktus, der ein Maler war.

*

Kaktus war nicht sein Vatersname. Der tut hier nichts zur Sache. Er hieß Kaktus unter seinen Freunden, und fragte man warum, so hieß es: Weil er knollborstig und saftig ist.

Als er noch ganz jung war und schon Lateinisch lernen sollte, machte er sich bei seinen Mitschülern dadurch beliebt, daß er in den Freiviertelstunden den Herrn Ordinarius sowohl wie auch den Mathematikprofessor und überhaupt alles, was Lehrer hieß, mit weißer Kreide an die schwarze Wandtafel malte. Daß er dabei nicht schmeichelte, erhöhte seinen Triumph bei den entzückten Kameraden, aber das Lehrerkollegium dachte über diese Kunstleistungen anders, als es dahinter kam, und der Herr Rektor erklärte den malerischen Tertianer für „zügellos frech".

Deshalb unterließ es Kaktus fürderhin, die Leiter seiner Studien zu porträtieren; dafür zeichnete er nun an den Rand des beredten Cicero sowohl wie des geschichtekundigen Xenophon schönlockige Mädchenköpfe und feuerflammige Herzen, die durch verschlungene Spruchbänder voll zärtlicher Redewendungen miteinander verbunden waren.

Auch das fand den Beifall der Lehrer nicht, obwohl die Kameraden voll Bewunderung erklärten: das ist die Babette, und das ist die Marie, und das ist die Bertha!

Die Lehrerschaft war und blieb den schönen Künsten barbarisch abhold und beurteilte den Wert des jungen Kaktus keineswegs nach der Porträtähnlichkeit seiner Randzeichnungen, sondern nach seiner Beschlagenheit in den tristen Wissenschaften des Gymnasiums. Daher blieb Kaktus oft sitzen und hatte früher einen Schnurrbart, als die Würde eines Primaners. Hätte er sich darauf gesteift, das Reifezeugnis zu erwerben, so säße er wahrscheinlich heute noch auf der Schulbank. Aber er steifte sich gar nicht darauf, sondern ging lieber nach München zur Akademie.

*

Es ist nicht zu schildern, mit welchem Hochgefühl er zum ersten Male durch die langen Korridore mit den schönen gipsernen Standbildern schritt.

Zeichnen, malen dürfen, nicht heimlich, sondern mit Approbation und ausdrücklich unter dem Zeichen des Lebenszweckes, — welch ein Gefühl! Seine Zuversicht war groß, und sie durfte es sein, denn der alte Professor, der seine mitgebrachten Sachen besehen hatte, hatte ihm mit einem freundlichen Grunzen erklärt: „Können tuns no nix, aber werden kanns was, wenns was tun."

Kaktus tat was. Er fraß sich durch die Gipsmauer der Anfängerklasse mit der Beharrlichkeit einer lüsternen Maus durch, die hinter der Holzwand Speck riecht. Er lernte in den verschiedenen Sälen bei den verschiedenen Professoren, was zu lernen war, und erntete viel Lob und ein gutes Schülergewissen.

Ich nenne ihn immer schon Kaktus, aber er war es eigentlich noch nicht.

Oh, er war noch gar sanft und fromm und lieb, ganz wie jener Fridolin, dems später im Eisenhammer trotzdem so übel erging. Er war halt zufrieden, daß er lernen durfte, und wußte nichts von der Welt draußen, wo man vor allem wieder verlernen mußte, um als Kerl zu gelten.

Kaktus wurde er demnach erst, wie er zum ersten Male ausgestellt hatte und sich ein eigenes Atelier mietete.

Da pflegen die meisten Fridoline haarig zu werden, indem sie „einen Standpunkt einnehmen", und die, die vorher, ohne Standpunkt, die bravsten waren, pflegen sich jetzt am standpünktlichsten und verwegensten zu benehmen. So auch recht bald Kaktus.

Bis dahin war er ganz nur Schüler gewesen, lediglich darauf bedacht, sich das Handwerk anzueignen. Er hatte auch gar nicht viel über die Kunst nachgedacht und was sie soll und was sie nicht soll, und auch nicht über sich, was persönlich er in der Kunst und mit der Kunst wollte, — er hatte einfach abgeguckt, was an Technik abzugucken war, und ganz naiv gemeint: Malen ist Abgucken und Nocheinmal-so-machen. Auf diese Weise hatte er dank seiner

Begabung und seinem Eifer sehr viel gelernt und konnte sich nun wirklich sagen: Jetzt fang ich selber an.

*

Er stellte also ein Bild aus: Oberbayrische Bauernmädchen in einer Dorfkirche.

Es war ein hübsches Bild: lauter hübsche braune Dirnen mit seidenen geblümten Fürtüchern. In den Gesichtern war ein bißchen Defregger, in der Dämmerstimmung des Kircheninnern war ein bißchen Gabriel Max, in den Fürtüchern war ein bißchen Leibl, aber: Kaktus pinxit.

Das Bild wurde von der Kritik mit aufmunterndem Lobe registriert, vom Publikum sehr nett gefunden und von einem norddeutschen Gutsbesitzer, der die oberbayrische Tracht liebte, gekauft.

Mit dem Erlös des Bildes und dem monatlichen Zuschuß von einer Erbtante, die anfing, auf den Kunstmaler stolz zu werden, machte sich Kaktus selbständig.

Nicht mehr Akademiker jetzt, sondern akademischer Maler, nicht mehr Schüler der Akademie, sondern Mitglied eines großen Künstlervereins, — über ein Kleines, und man wird ihn „den jungen Meister" nennen, „von dem die deutsche Kunst noch Schönes zu erwarten hat".

Die Zuversicht war wieder groß, und wieder war es jener alte Professor von damals, der mit ein paar Worten dazu beigetragen hatte: „Können tuns jetzt schon was, nun müssns was damit anfangn."

Aber er fing nicht gleich an, was anzufangen. Er fing an, sich umzusehen. Wonach eigentlich? Natürlich nach einem Standpunkt! Aber er wußte das selber nicht. Er fühlte nur das Bedürfnis, Umschau zu halten. In die Akademie konnte er nicht mehr gut gehen. So ging er in die Ateliers der Freunde und an die Künstlertische in den Cafés und Bierstuben.

Sonderbar, was da für ein Wind wehte, was da für Reden geführt, für Bilder gemalt wurden. Kaktus traute seinen Ohren und Augen nicht und wurde — wütend, wurde — Kaktus.

Nein, das war sein Standpunkt nicht!

„Was!?" rief er, „das soll Kunst sein!? Das is a Schweinerei! A Gepatz! Wie? In der Sonne sitzen und spannen, was sie für Klexe auf an Heustadel macht? A nette Kunst! Saustall! Pfui Deixel!"*

„No, no!" riefen da die andern, „Sie reden halt, wie Ihnen der Schnabel in der Akademie dreht worden is. Schaun Sie sich doch erst mal um, was draußen vorgegangen is, in der Welt, in Paris, und dann wolln wir weiter reden."

„Nix is! Nix is! A Schweinerei is! Hat jemals a Meister so geklext? Gehns in die Pinakothek, in die alte, und sehns nach, ob da so a Spinat hängt. A Spinat! A ganz erbärmlicher Spinat! Mit Lichtpatzen als Setzei drauf!"

Kaktus hieb auf den Tisch, daß die Gläser hupften.

*

Es ist schwer, sich einen Begriff von Kaktus als Redner mit Lipp und Faust zu machen, wenn man nicht ungefähr eine Ahnung hat, von welcher Art seine Leiblichkeit war. Daher sei es versucht, ihn hier mit ein paar Strichen zu skizzieren.

Kaktus stand damals im sechsundzwanzigsten Jahre, also in einem Alter, wo dem männlichen Menschen im allgemeinen eine schlanke Elastizität des Leibes verliehen zu sein pflegt. Kaktus indessen begann schon Fett anzusetzen.

* Hier muß eine Bemerkung über Kaktussens Sprache gemacht werden. Er bemüht sich damals stark, bayrisch zu reden, obwohl er selbst nicht Bayer war. Aber dieses derbe Deutsch sagte ihm zu, einmal, weil es derb und dann weil es die Sprache Lenbachs war.

Ich will nicht behaupten, daß er damals schon zwei Kinne hatte, aber anderthalb waren es gut. Über diesem Sechsviertelkinn kam zuerst eine blonde Fliege, die nur mühsam mit Brillantine zu zähmen war, da sie, statt in eine honette Spitze auszulaufen, die widerborstige Tendenz hatte, einen struppigen Halbkreis zu bilden. Sie wurde von einer ausgiebigen Unterlippe im eigentlichsten Sinne überschattet, denn diese Unterlippe zeigte eine seltsame Ausbiegung nach unten, — im allgemeinen kommen solche Unterlippen nur bei gewissen Orchideenarten vor, und botanisch wirken sie zweifellos ästhetisch; beim Menschen geht ihr Eindruck mehr auf das Charakteristische.

Die Oberlippe lief etwas unter der Prominenz ihres unteren Gegenstücks; zwar war sie breit, aber nicht fleischig und hoch genug. Es hätte eines starken Schnurrbartes bedurft, ihr ein Ansehen von Wucht und Bedeutung zu geben; aber leider fehlte es dem, was Kaktus seinen Schnauzer nannte, an der genügenden Fülle und Stärke der Haare. Dieser Schnurrbart war zu früh gekommen und nach Art von Wunderkindern in der Entwicklung zurückgeblieben. Einst, als Kaktus siebzehn Jahre alt war, hatte der Bart ihm unsägliche Freude bereitet, und eher hätte er sich einen gesunden Vorderzahn ziehen, als ein Scheermesser an diese blonden Härchen gelassen, aber jetzt, da er fünfundzwanzig vorbei war, verursachte ihm das ehedem verhätschelte Bartwesen viel mehr Kummer, als Vergnügen. Die Fliege wurde im Grunde nur deshalb so auffällig gepflegt, um den Haaren des obersten Stockwerks als vorleuchtendes Beispiel zu dienen.

Doch steigen wir höher hinauf! Es kam natürlich die Nase. Aber, bitte, was für eine! Hätte Sir Drake uns nicht die Kartoffeln beschert, so wäre ich verlegen um ein würdiges Bild dafür. Doch will ich damit nicht sagen, daß sie Auswüchse hatte; sie war nur einfach knollig; es fehlte ihr an scharfer Linienführung; sie war nicht abgeteilt genug, zu sehr Masse.

Insofern paßte sie vorzüglich zu den Backen. Welch ein Paar! Par nobile sororum. Es gab keinen Tapezierer, der an Kaktus vorübergehen konnte, ohne sich einen Stümper zu nennen. Wer solche Polster fertig brächte! Zwei tadellose Strophen aus einem Hohenliede auf das Runde. Darf man das Wort Hemiglobik wagen, so behaupte ich getrost, daß in den Backen des sechsundzwanzigjährigen Kaktus die Hemiglobik zur klassischen Vollendung gediehen war. Genug davon; ich gerate sonst ins Mathematische.

Sehen wir uns lieber die Augen an. Es ist nicht ganz leicht, denn es versteht sich, daß sie durch die starke Plastik der Backen ein bißchen beeinträchtigt waren. Sie hielten sich etwas im Hintergrunde auf, und es war ihnen nicht gegeben, zu rollen, weil kein Platz dazu da war. Und doch hätte Augenrollen so gut zu Kaktus gepaßt. Dafür waren sie aber sehr blau und zwar von einer Bläue, die sonst nicht in der Natur vorkommt. Aber ich entsinne mich, einmal einen Likör gesehen (nicht getrunken, gottbehüte!) zu haben, der so aussah. Wer diesen Likör nicht gesehen hat, kann sich auch keinen Begriff davon machen, von welcher Art Blau die Augen Kaktussens waren.

Von Augenbrauen war nur ein flaumiger Ansatz vorhanden. Es ging gleich und ohne weiteres die Stirne an; und das war gut so, denn, da sie oben bald zu Ende war, mußte sie unten soviel als möglich mitnehmen.

Jetzt das Haupthaar. Blond ist zu wenig, gelb zu viel. Es war eigentlich gar keine Farbe in ihnen. Aus diesem Grunde geschah es wohl, daß Kaktus zuweilen die Farben, die er gerade auf der Palette hatte, auf seine Haare übertrug. Aber es wäre frivol, deswegen zu behaupten, daß er sich die Haare zu färben pflegte. Es hing das nur mit seiner Gewohnheit zusammen, sich manchmal die Hände nicht ganz zu waschen, eine Gewohnheit, die wahrscheinlich auf koloristische Gründe zurückzuführen ist und bei Malern der verschiedensten Schulen nicht selten beobachtet wird.

Im übrigen gehörten seine Haare nicht zu denen, die man Locken heißt. Sie ringelten sich nicht im geringsten und hatten überhaupt die Tendenz, einer bestimmten Form, was man so Frisur nennt, auszuweichen. Ihre Lieblingslage war ein freies Durcheinander; man kann Ähnliches sehen, wenn man nach einem starken Gewitter an einem Kornfeld vorübergeht.

Bleiben nur noch die Ohren und der Hals. Von beiden genügt es zu sagen, daß sie fleischig und gedrungen waren. Und dies reicht auch zur weiteren Charakteristik der Körperlichkeit Kaktussens hin.

Ich sehe überhaupt, daß meine Skizze zu sehr ins einzelne gegangen ist, und bei der Unmöglichkeit, einen Menschen mit Worten zu porträtieren, wird nun bloß der Eindruck erreicht sein, als wäre Kaktus ein ziemliches Scheusal gewesen. Aber ich bitte inständig: glauben Sie das ja nicht. Es wäre lieblos und täte mir leid.

Übrigens hat Kaktus ja doch eine Frau gekriegt, wie Sie bald sehen werden, und das ist schließlich die Hauptsache.

Ein paar Worte über seine Kleidung von damals muß ich aber doch noch sagen. Es ist das von Bedeutung. Kaktus trug nämlich wirklich noch eine braune, schwarz eingesäumte Samtjacke, weite graue gestreifte Hosen, einen blauen Flatterschlips und einen Kalabreser. Man wird das nicht glauben, denn diese Maleruniform scheint uns bereits der grauen Vorzeit anzugehören, und die Direktoren von Kostümmuseen müssen sich schon dazuhalten, wollen sie noch eine echte für ihre Schränke auftreiben, aber es ist eine absolute Tatsache, daß Kaktus noch in diesem Aufzuge im Affenkasten des Augustiners (ach, auch der ist dahin!) gesessen ist.

In diesem Anzug geschah es denn auch, daß Kaktus sein zorniges Diktum vom Spinat mit Setzei den malerischen Kollegen ins Gesicht warf, und es ist gar keine Frage, daß dieser Anzug und dieses Diktum in einem inneren Zusammenhange standen. Er ver-

focht die gute alte Tradition nicht allein mit Worten und Werken, sondern auch mit Jacke, Hosen, Schlips und Hut.

Die Tradition! Donnerwetter, die Tradition! Himmelherrgott Kruzitürken, die Tradition! München! König Ludwig! Die alte Pinakothek! Die deutsche Kunst! Die alten Meister! Das Ideal! Der Idealismus! Herrgottsakra, — sind denn die Leute verrückt geworden, daß sie auf einmal Bilder malen wollen, die man sich bloß durch eine Schneebrille mit schwarzen Gläsern anschauen kann!?

Dem Himmel sei Dank: Kaktus hat seinen Standpunkt.

Er wütete und schwur zornige Schwüre, daß er nicht zu den Affen der Franzosen gehören wolle, er nicht! Er wolle das Banner der guten alten Kunst hochhalten trotz aller Naturalisten des Erdballs. Seinem Leibe und seiner Palette solle die Freilichtseuche fernbleiben, an seinen Bildern solle sich niemand die Augen verderben, er wolle den ausländischen Unfug nicht mitmachen!

Sein ärgstes Schimpfwort war damals: Photograph.

*

Kaktus zog sich zurück. Die Kollegen, die seine Wutergüsse nicht gerne entbehren wollten und ihn deshalb zuweilen in seinem Atelier aufsuchten, fanden ihn, wie sie dann im Café erzählten, wütend in der Asphaltsauce sitzen. Er malte nach ihren Worten unablässig weiter Max-Defregger-Leibl-Ragouts.

Und es ging ihm gut dabei. Wenigstens anfangs.

Seine Bilder wurden von dem ältesten und darum bekanntesten Kritiker der Stadt regelmäßig als „erfreuliche Äußerungen eines besonnenen, von keiner Modenarrheit angesteckten Talentes" bezeichnet und entweder von „wahrhaft kunstsinnigen Förderern ernster Kunstübung" oder vom Kunstverein selber zu den Verlosungen angekauft.

Hoch waren die Preise ja nicht, aber das ließ sich durch die Häufigkeit der Verkäufe ausgleichen.

Trotzdem war Kaktus nicht zufrieden. Im Gegenteil: er wurde immer wütender. Irgend etwas in ihm rebellierte, irgend etwas fraß ihm die Leber ab.

Vielleicht darf man sagen: es ärgerte ihn fürchterlich, daß seine Freunde, obwohl sie viel weniger verkauften als er, ihn über die Achsel ansahen.

Sie benahmen sich auch wirklich schnöde und zwickten ihn mit Redensarten auf, wie: ob er überhaupt noch hinzusehen brauchte beim Malen? und: warum er nicht gleich eine Fabrik eröffnete? und: das Auspinseln von Schablonen sei noch leichter, als das da.

Was? Leichter!? Also, sie meinten: Er male im Geiste der guten Tradition, weil das leichter wäre? Er könne am Ende nicht modern malen?

Kaktus streifte sich die Hemdsärmel hoch und blickte wild um sich; wäre es möglich gewesen, so hätte er die Backen aufgeblasen. Ein Glück, daß es nicht ging: sein Anblick mit aufgeblasenen Backen würde das Menschliche überschritten haben. Es genügte schon sein übriger Habitus in diesem Augenblicke. Er sah furchtbar aus und brüllte überdies, daß die Staffeleien wackelten.

Was? . . .! . . . Na . . .! . . . Können?! . . . Das Gepatz? . . . Haha! . . . Hoho! . . .

Er stürzte sich auf seinen Farbentisch, schabte eine alte Palette ab, riß seinen Tubenkasten heran und quetschte die Tuben mit Weiß, Hellgrün, Hellblau, Hellgelb, Hellrot so wütend aus, daß ihr Inhalt in ganzen Bergen nebeneinander aufwuchs. Mit diesem Gebirgszug auf der Palette nahte er sich drohend einer frischen Leinwand, wählte den derbsten Pinsel, den er besaß, und strich gewaltig drauflos in massigen Lagen.

Hui, wie das flutschte! Sakra, wie das kleckte!

Platsch: eine Lage Gelb — ein Kornfeld.

Pitsch: darüber eine Lage Grün — ein waldiger Höhenzug.

Klatsch: eine Masse Blau darüber — der Himmel. Witschwatsch: ein paar Ladungen Weiß hinein — Wolken.

So! Da hammers!

Kaktus, hochrot und schwitzend vor Aufregung, trat ein paar Schritte zurück und fuhr sich mit den Fingern, die mit sämtlichen bis jetzt verwandten Farben reichlich garniert waren, durch die Haare.

— Noch n Patzen Rot, und das moderne Kunststück ist fertig!

Heidi, ein Bauernmädel in rotem Rocke belebte den Vordergrund.

Jetzt zündete sich Kaktus eine Pfeife an und warf sich auf das Ledersofa im Winkel.

Das bunte Monstrum grinste ihn an, und er erwiderte das Grinsen:

— No? Kann man pleinairer sein? Is das nicht scheußlich genug? Und das soll Kunst sein?

Sonderbar: Kaktus spürte gar nicht, daß er einen Witz gemacht hatte.

Natürlich wußte er, daß das kein Bild, sondern eine Karikatur war, aber, da er alle Bilder der Hellmaler für Karikaturen hielt, so schien ihm seine Tüncherei wirklich ein Beweis dafür zu sein, daß er, wenn es ihm nur beliebte, ebensogut „hell" zu malen vermöchte, wie die andern.

Am Abend dieses Tages ging Kaktus aus und verhöhnte seine Freunde, die im Augustinerkeller saßen, gewaltig.

Bei einer sauren Kalbshaxe und der dritten Maß war er soweit, zu erklären, daß er den Pleinair-Schwindel jetzt praktisch erkannt habe, bis auf die Nieren. Jetzt brauchte er bloß ein Retourbillett nach Dachau zu lösen, einen Tag lang sich dort von der Sonne

schmoren zu lassen und ein paar Fetzen Wieswachs abzuklauen, und sie würden alle vor ihm auf dem Bauche liegen. Übrigens genügte es auch, einen Dienstmann mit Farbe und Leinwand hinauszuschicken; ein Pinsel sei nicht einmal nötig: so was könne jeder mit Daumen und Handballen hinsetzen. Er fühlte sich jetzt mehr als je zu gut dazu.

Die Freunde fragten ihn sehr bescheiden, ob es erlaubt sei, sein Werk zu betrachten.

Natürlich, sie sollten nur kommen, und sie möchten nur ihre eigenen Dachauereien mitbringen und daneben halten; der Unterschied sei bloß, daß er in einer halben Stunde hingehauen habe, wozu sie einen halben Tag brauchten.

Die Freunde waren, wie Freunde nun einmal sind, zumal, wenn sie mit Grobheiten regaliert werden, etwas boshaften Gemütes.

Mit Grobheiten, das wußten sie, war gegen Kaktus nicht aufzukommen; seine Saftigkeiten übertriefsten jeden Versuch; aber für Ironie hatte er nicht das geringste Organ. Darum kamen die Freunde überein, den harmlosen Kaktus ironisch einzuseifen.

Sie erschienen schon in der Frühe des folgenden Tages im Atelier, als Kaktus noch unfrisierter aussah, als bei höherem Sonnenstande, ließen sich als Gastgeschenk einen Atelierschnaps reichen und traten, die Gläser in der Hand, vor das entsetzliche Erzeugnis des Kaktusschen Ingrimms.

— Hm! sagte der Eine, zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und warf den Kognak in sein Inneres.

— T . . t . . t . . t! machte der Zweite, zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und warf den Kognak in sein Inneres.

— Alle Wetter! sagte der Dritte, zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und warf den Kognak in sein Inneres.

— Teufel noch mal! rief der Vierte, zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und warf den Kognak in sein Inneres.

— Na?!!? brüllte Kaktus und stellte die Kognakflasche weg. Da begannen die vier Freunde den Kennertanz.

*

Wer öfter Kunstausstellungen besucht, weiß, aus welchen Figuren dieses Ballett besteht. Gazeröckchen sind dazu nicht vonnöten; seine ausdrucksvolle Schönheit kommt vielmehr am besten in Bratenröcken zur Geltung, und wer es ganz stilgemäß exekutieren will, sollte nicht versäumen, sich eine Stielbrille zu verschaffen. Zur Not kann man es aber auch im Jackett und nacktäugig aufführen.

Es sieht (unter Weglassung aller Nuancen, deren es eine Legion gibt) so aus:

Man nähert sich scheinbar harmlos und ohne jede choreographische Absicht dem Bilde. Da, plötzlich, bleibt man wie von einer unsichtbaren Macht festgenagelt stehen (wäre Musik bei diesem Tanzvergnügen, so würde hier ein Paukenschlag erfolgen) und reißt die Augen bis zur Grenze der Möglichkeit auf (bei vorhandener Stielbrille tritt diese hier zum ersten Male in Aktion; man muß es nicht an Temperament fehlen lassen, wenn man sie emporschwingt).

Leise senkt sich der Kopf nach rechts, hebt sich ebenso leise langsam wieder und senkt sich nach links (die Stielbrille markiert die einzelnen Phasen dieser mimischen Evolution).

Zwei tastende Schritte vorwärts; das Kinn preßt sich auf die Brust; die Augen nehmen einen strengen Zug an. (Stielbrille.)

Der Kopf hebt sich, die Augenbrauen tun dasselbe, aus der Kinnbrustlage entwickelt sich die Pose der angespannten Kehle, weil der Kopf immer weiter in die Höh, immer weiter in die Höh gehoben wird, bis der hintere Rand des Hemdkragens dieser anstrengenden Übung ein Ende bereitet (die Stielbrille läßt sich nur im mittleren Teile dieser Figur verwerten).

Nun kommt ein etwas gewagter Effekt, der nur den Geübtesten gelingt, aber bei richtiger Ausführung unwiderstehlich ist, weil sich ihm an Ausdruckswucht kaum etwas vergleichen läßt, nämlich: Mit einem stracken Ruck fällt der Kopf von dem hinteren Randkragen auf den vorderen (die Stielbrille fliegt nach vorn, wie der Pallasch eines attackierenden Kavalleristen), und so, den Schädel kriegerisch nach vorn geneigt, befördert man sich mit zwei, drei elastischen Schritten (Sprüngen, wenns die Beine erlauben) direkt an die Leinewand, so zwar, daß zwischen dieser und der Nasenspitze nur ein ganz unmerklicher Zwischenraum bleibt (nur ganz unberufene Dilettanten werden hier der Verirrung anheimfallen, jetzt die Stielbrille in Aktion zu bringen; sie hat in diesem Augenblicke nicht das mindeste zu tun).

Es beginnt der Tast- oder Schnüffel-Pas. Man könnte ihn auch den Auskultier-Pas nennen, denn er besteht darin, daß man, ähnlich dem Arzte, der die Brust eines Kranken abklopft und aushorcht, an der Leinwand hin- und herrückt und bald diese, bald jene Partie der Farbenschicht in aller unmittelbarster Nähe betrachtet, betastet oder beriecht (als übertriebenen Versuch, den Effekt zu steigern, muß es bezeichnet werden, wenn sich einige der Nase als Tastorgan bedienen oder gar die Farben anlecken).

Dieser sehr diffizile Pas kann je nach der Größe der Leinwand länger oder kürzer ausgedehnt werden; bei Bildern von hohem Formate erfordert er beträchtliche Übung in der Fußspitzstellung; ein allzu schnelles Hin- und Herrücken vor dem Bilde schwächt den Eindruck eher, als daß es ihn erhöht.

Der Übergang von diesem Pas zum folgenden wird verschieden ausgeführt.

Es gibt Autoritäten auf diesem Gebiet, und zwar solche, die allen Anspruch darauf haben, ernst genommen zu werden, die hier eine kleine Pantomime einschieben, einen Trick, der hauptsächlich

aus Kopfschütteln, Nachschlagen im Katalog und Aufheben der Arme besteht, womit eine gewisse Unsicherheit, eine Art kritische Beklommenheit sehr gut ausgedrückt wird.

Wer aber das Ballett als die Kunstgattung begreift, die mit großen Linien, klaren Zügen operiert, ohne viel Ausbiegungen in psychologische Details, der wird sich auf die Seite der Meister stellen, die auch hier kraftvoll und wuchtig ohne Unterbrechung die Entwickelung schnell weiterführen.

Diese machen es so: Sie treten plötzlich einen Schritt zurück, bestreichen mit einem umfassenden Blicke (Stielbrille!) die ganze Leinwand und gehen sofort zu dem höchst anmutigen Retirier-Pas über.

Der Name deutet ziemlich genau an, woraus diese Figur besteht: Man entfernt sich langsam, vorsichtig rückwärts schreitend von dem Bilde und zwar, dies ist wichtig, so weit als irgend möglich. (Gelindes Auf und Ab der Stielbrille.)

Hat man den äußerst möglichen Standpunkt erreicht, d. h. macht eine Wand oder ein Wall von anderen Betrachtern weiteres Retirieren schlechterdings unmöglich, so bleibt man in einer Pose, die feldherrlich klares Begreifen der Situation ausdrückt, stehen (wo ohne Stielbrille getanzt wird, empfiehlt sich die bekannte Napoleonische Attitude, im anderen Falle geschieht die Betrachtung durch das steif und sehr ruhig angehaltene Glas).

Ein paarmal wird die Ruhe dieser immer vornehm und edel wirkenden Stellung dadurch unterbrochen, daß man mit über die Augen gehaltener, sanft gebogener Hand einzelne Partien des Bildes abblendet, wohl auch eine Hand zu einem Guckloch rundet. (Komplikation mit Stielbrille.)

Es erfolgt die Schlußfigur.

Diese ist verschieden, je nachdem man Befriedigung oder Empörung oder eisige Kälte ausdrücken will.

Im ersten Falle: stummes Spiel, das mühsame Trennung von dem köstlichsten aller Genüsse ausdrückt; hochgehende Brust, entzücktes Kopfvorstoßen, wohl auch huldigendes Winken mit der Hand.

Im zweiten Falle: plötzliche Abwendung und entsetztes fluchtartiges Davoneilen.

Im dritten Falle: Achselhochziehen, Nasenrümpfen, gelangweiltes Betrachten des Fußbodens, schleppend langsamer Abgang.

*

Diesen ausdrucksvollen Tanz also führten die vier Freunde vor Kaktussens himmelschreiender Leinewand auf, natürlich mit dem Schlußtrick der Befriedigung.

Wenn das Ballett schon als Solopartie unfehlbar und reizend wirkt, wie man bei Kunstausstellungen jeder Art immer wieder beobachten kann, so läßt es sich verstehen, welchen Eindruck es hier in Gestalt einer Massenevolution machte, wo es jeder mit persönlichen Nuancen ausstattete, alle aber das Grundthema aufs genaueste einhielten. Es war eine Leistung, wie man sie selbst in sehr großen Ausstellungen nur selten genießt.

*

Kaktus saß hinter einem riesigen braunen Kaffeenapfe und sah erst erstaunt, dann befriedigt zu. Daß dieser Tanz schnöde Berechnung war, fühlte er nicht, weil die Verrücktheit seiner Freunde bei ihm so fest stand, wie bei einem Philosophen sein neuestes Axiom. Es wurde ihm nur immer klarer, wie durch und durch er diese Freilichter durchschaut hatte. Man mußte mitpatzen, dann hatte man sie im Sacke.

So nahm er denn auch nach dem mimischen die wörtlichen Ausbrüche ihrer Bewunderung gelassen hin und knurrte nur ein paar

freundliche Invektiven. Übrigens erklärte er, gar nicht daran zu denken, nun etwa weiterhin auf so billige Manier ihren Beifall erregen zu wollen. Er bleibe fest und standhaft bei der alten Palette und wolle auch fernerhin im Geiste der unverrückbaren Tradition malen.

*

Im Grunde genommen hatte ihm aber doch der verzückte Tanz der Freunde wohlgetan, und von nun an begann er selber, an seinen alten Idealen herumzuzausen wie ein junger Dackel an einem ausgetretenen Schuh. Er wurde immer grimmiger beim Malen seiner Bilder und fing an, auf seine Weise gegen die „alte ranzige Sauce" loszuziehen, während er seine Leinwand mit ihr bedeckte. Und als zwei seiner Bilder unverkäuflich blieben und der alte Kritiker, der einzige, der unentwegt das hochhielt, was er die Fahne der alten Meister nannte, wegen unheilbarer Periodenverschlingung in den Ruhestand versetzt wurde, da brach mit einem Male der ganze Kaktuszorn in ihm los. Er verwünschte seine teutonische Schwerfälligkeit, seine Prinzipientreue, seine Pietät, verwünschte die Professoren, die ihn so übel beraten hatten, verwünschte sich selber und alles was an ihm war.

*

Und er tat seine Sammetjacke ab und die graukarrierten Hosen, warf den Kalabreser von sich und verschenkte die ganze Kollektion seiner Flatterschlipse an ein altes Modell, das sich als greiser Charakterkopf ernährte. Dafür steckte er sich in ein Touristenhabit nach dem System Jäger, setzte einen schmalkrempigen Filzhut auf und fuhr nach Holland.

Sein zweiter Standpunkt war erreicht, Holland mußte es sein, weil es Frankreich aus patriotischen Gründen nicht sein konnte. Kaktus verabscheute das „Land der Tanzmeister und Windbeutel",

wo ihm germanische Gradheit übel aufgehoben schien. Holland dagegen, das ließ sich hören. Er verband damit die Empfindung von Erven Lukas Bols, Varinas Canaster, dickarmigen Mädchen und ausgezeichnetem Mastochsenfleisch. Und überdies: es galt ihm als die eigentliche Heimat der Kunst, auf deren Standpunkt er sich jetzt zu stellen fest entschlossen war.

*

Trotzdem litt er anfangs viel in diesem Lande, denn die Holländer verstanden ihn nicht, wenn er deutsch schimpfte, und es dauerte eine ganze Weile, bis er es im Holländischen soweit gebracht hatte, gemeinverständliche Grobheiten von sich zu geben.

Über ein Jahr brauchte er dazu, und in demselben Zeitraume hatte er sich alles angeeignet, was zu einem Pleinairmaler gehörte. Gründlich, wie er war, nahm er es nicht leicht, aber seine Geschicklichkeit im Aneignen alles Technischen brachte ihn bald dahin, wohin er kommen wollte.

Es schwebten ihm jetzt als Muster die beiden deutschen Maler vor, die er in seiner Asphaltperiode am grimmigsten gehaßt hatte: Uhde und Liebermann. Knurrend wandelte er auf ihren Pfaden in Holland, und, wo auch immer er war, in seinem Umkreise gab es keine armen Leute, die er nicht gemalt hätte.

Sein Lieblingssujet aber war das Kartoffelngraben, und er brachte es zu einer unerhörten Fertigkeit, gebeugte Rücken zwischen Kartoffelhaufen und aufgewühltem Erdreich zu malen, alles in eine Art von Mehlnebel, den er silberig nannte, eingehüllt. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte es das ganze Jahr Kartoffelernte gegeben.

Aber auch zu den anderen Jahreszeiten war er nicht müßig.

Im Frühjahr malte er mit dem ganzen Ingrimm des Dokumentensammlers Düngeszenen, und es war ihm ein lieblicher Ge-

danke, der ihm über manche ärgerliche Stunde weghalf, sich vorzustellen, daß man, wie er sich selber häufig wiederholte, „die Nase voll kriegen" würde in München, wenn er seinen „düngenden Bauer" ausstellte.

Im Sommer, vor der Kartoffelernte, ging er in die Vorstädte, wo es am trübseligsten war, und malte das Allertrübseligste. Er schwitzte fürchterlich dabei und hatte die schlechteste Laune, aber gerade diese Gemütsstimmung, gemischt mit körperlichem Unbehagen und wütender Langeweile, schien ihm zur Schaffung dieser ausbündig öden Bilder ungemein geeignet.

Nach der Kartoffelernte, im Herbst, hatte er einen kurzen Rückfall in satte Farben, aber er überwand die Krisis voll tapferen Zornes und variierte sein Kartoffelthema.

Im Winter tauchte er ganz in soziales Elend unter, studierte Kliniken und Armenhäuser und ging fleißig allen Äußerungen übermäßigen Alkoholgenusses nach.

So war er, nach einjährigem Aufenthalte in Holland, bei seiner Zurückkunft in München, wohl versehen mit streng naturalistischen Abschilderungen des holländischen Lebens in allen Jahreszeiten und fest davon überzeugt, er werde ein kolossales Aufsehen machen. Er rieb sich die Hände vor Vergnügen bei dem Gedanken, was seine Freunde dazu sagen würden, wenn sie ihn als konsequentesten aller malerischen Naturalisten sähen, und er hatte in der Tat schon ohne Bilder bei ihnen einen außerordentlichen Erfolg.

— Was? Kaktus? Aber wie schauen Sie denn aus? Wo ist der Samt der ewig schönen Tradition? Sind Sie Berufstourist geworden? Oder Reisender für Jägersche Wollwaren?

Kaktus sah lächelnd an seinem grauen Gürteljoppenanzug mit den kurzen Hosen und grün-rot-blau karrierten Strümpfen hinab und sprach: In dem Kittel da hab ich was geschafft, meiner Seel; davon habt ihr in eueren Kaffeehäusern keine Ahnung. Wollt ihr

Holland sehen? In meinem Atelier stehts: sechzig Bilder! Alle vor der Natur gemalt, lauter Anhiebmalerei! Da seht meine Hände! Braun von der Sonne Hollands!

— Holland?

— Holland??

— Nee wirklich: Holland???

— Himmelherrgottsdonnerwetter, was ist das für ein Gefrage!? Ist Holland etwa Monopol für eure Ölgötzen? Hä, ja, das glaub ich wohl, das paßt euch nicht, daß auch andere dorther was holen, und ich sags euch: was Rechtschaffenes. Nicht bloß ein Stückchen, sondern mit den Wurzeln und Erdklumpen! Herausgehoben aus dem Erdreich! Wirklich echt! Ganz wahr! Könnts ja anschaun!

— Nee aber ausgerechnet Holland? Holland ist ja überhaupt nicht mehr wahr. Natürlich so in der gewissen mehligen Mache?

Kaktus wurde wild und gab ein paar holländische Flüche von sich, die mit der Geruchssphäre seiner düngenden Bauern um die Palme ringen konnten. Und als dies nicht wirkte, weil man es für Namen von Likören hielt, proklamierte er in einem muskulösen Stile von hanebüchener Deutlichkeit die allein positiven Wahrheiten des Naturalismus.

Seine Freunde, die vor einem Jahre, nur mit etwas manierlicheren Worten, dieselben Wahrheiten verfochten und ihn damit zu entsetzlichen Verwünschungen des „Dreckismus" veranlaßt hatten, setzten geringschätzige Mienen auf und schüttelten die Köpfe.

Dadurch wurde Kaktus nur noch wilder. Er rief: So!? Saure Nasen kann jeder machen! Wer alleweil mit dem Kopf schüttelt, zeigt, daß er nix drin hat. Heraus mit der neuesten Weisheit! Munter! Blamiert euch nur! Ich bin ganz Ohr! Am Ende wird jetzt gar nimmer gemalt? Habt wohl gemerkt, daß die Sache nen Haken hat, und daß es Schweiß kostet, im Freien malen! Hoho! Freilich! Die Sache durchführen, das ist die Sache! Nicht bloß

hinriechen! Hineingreifen! Schaut mich an, wie ichs angepackt habe! Erde! Atmosphäre! Linienauflösung! Bewegtes Licht! Wehende Luft! Kurz: Wirklich Pleinair!

Kaktus beschrieb mit beiden Händen wunderliche Kreise in der Luft, als wollte er die Atmosphäre kneten.

Da sagte ein kleiner schwarzer Kerl mit einem Birnenkopfe und dürren Fingern, die wie verwelkt aussahen, sehr gelassen, doch in einem etwas spitzen Tone: Das schaut kein Mensch mehr an ... Schnee vom vorigen Jahr ... Schottland! Da liegts! Schottland!

Die übrigen nickten ernsthaft mit den Köpfen dazu.

— Schottland!?

Kaktus war sprachlos. Das Wort gab ihm keinerlei Vorstellung. Der Birnenkopf hätte geradesogut Timbuktu sagen können. Er hatte die letzte Jahresausstellung verpaßt.

Natürlich wurde er deshalb erst recht wütend. Es fehlte nicht viel, und er hätte den kleinen Spitzkopf geohrfeigt. Aber auch ohne dies schied er im Zustande offener Feindschaft von den Renegaten des Naturalismus.

Er konnte in ihnen nur eine Rotte von böswilligen und übelberatenen Burschen sehen, die alles Ernste schnöde mißachteten und mit den schnellen Beinen der Prinzipienlosigkeit hinter jedem neu auftauchenden Unsinn herliefen, weil ihnen das feste, dauerhafte Sitzfleisch zielbewußten Fleißes fehlte. Die Männerkunst des Naturalismus konnte sich bei ihnen nicht festsetzen, weil sie im Grunde ewige grüne Jungen waren! Das war es!

Kaktus fühlte sich, als er so in allerlei grimmigen Betrachtungen nach Hause ging, ganz als ernster Mann und Arbeiter, und er schwor zu sich selber, nicht zu wanken und zu weichen, was auch kommen möge, und wenn es die ganze Landkarte wäre, von Schottland bis Buxtehude.

Es war nicht bloß die Malerei, um die es sich hier handelte, es war der Charakter, die Gesinnung. Er hielt sich nämlich, seitdem er im Freien malte, für einen Sozialdemokraten. Sehr viel Begriffliches verband er mit dieser Empfindung nicht, aber sie gab seiner zornigen Entschlossenheit einen Beiton von dumpfem Grollen, der ihm sehr wohl gefiel.

Als dann seine Ausstellung nur einen sehr mäßigen Eindruck machte und, was das fatalste war, gar keinen materiellen Erfolg hatte, sah er darin eine Äußerung der sozialen Mißstände unserer Zeit, unter denen auch die redliche Kunst um ihrer Wahrhaftigkeit willen litt.

So nahm er sich denn vor, ein Märtyrer der Kunst zu sein und unbekümmert um äußere Erfolge des Lebens Grau zu malen.

Da er in den Besitz seines mütterlichen Vermögens gelangt war, so legte ihm dieses Martyrium nicht gerade Entbehrungen auf. Im Gegenteil, er gedieh vortrefflich und wurde ein überaus stattlicher Dreißiger.

Nach und nach nahm er sogar das Gepräge jener münchnerischen Wohllebigkeit an, das in der Hauptsache eine Folge des hygienisch durchaus verständigen Grundsatzes ist, immer auf Ruhe bedacht zu sein.

*

Und doch war es im Grunde gerade mit seiner Ruhe nicht aufs beste bestellt.

Äußerlich freilich erlebte er gar nichts Ruhestörendes, zumal, da er von der unruhigsten aller menschlischen Krankheiten, der Liebe, durchaus verschont blieb, aber inwendig, — ach, inwendig war Kaktus ein Vulkan.

Die verschiedenen Jahresausstellungen, deren jede eine neue Richtung aufbrachte, gingen keineswegs spurlos an ihm vorüber,

denn jede rührte an seinen Standpunkt. Jede neue Richtung war für ihn eine persönliche Beleidigung, die er mit Verbalinjurien, ausgestoßen in Caféhäusern und fremden Ateliers, erwiderte. Aber das schlimmste war, daß jede neue Richtung trotzdem auf ihn abfärbte. Das geschah freilich vielen seiner Kollegen, aber bei diesen vollzog sich der Prozeß rasch, gewissermaßen pünktlich. Bei ihm dagegen, der von Natur gründlich war, dauerte es immer mindestens ein Jahr zu lange.

Das kam daher, weil er sich wie ein Bär wehrte. Ein Fatzke, der seinen Standpunkt ohne Kampf verläßt!

Der Verlauf des Kampfes war immer so: Erst war er unmäßig empört, schimpfte über Schwindel, Wahnsinn, Humbug, Unkunst; dann versuchte er mit bitterer Entschlossenheit, den Schwindel aufzudecken, indem er zeigte, wie plump, einfach und kindisch die ganze Geschichte war; dann verbiß er sich in das Technische, da es mit dem Aufdecken doch nicht gleich ganz glatt gehen wollte; dann fand er, daß die Sache einen guten Kern hatte, und daß es der Mühe eines rechten Kerls verlohnte, ihn mal wirklich in ganzer Reine und Gesundheit herauszuschälen; dann grub er sich mit wütendem Eifer in das Neue hinein; dann sah und hörte er nichts als dies und ging blind und unbändig darin auf; dann tauchte er mit rabiaten Werken und Worten empor und stampfte fanatisch grob alles übrige in die Erde.

Das war aber dann immer um die Zeit, wo schon wieder zwei neue Richtungen alt geworden waren.

So wurde er nach und nach, aber immer mindestens ein Jahr zu spät, Impressionist, Pointillist, Symbolist, Neu-Idealist und überhaupt alles auf -ist, was man heutzutage werden kann, wenn man eine Palette und Geschick hat, und er würde heute ganz gewiß Ornamentalist in Stühlen, Tapeten, Ofenkacheln, Bucheinbänden, Türklinken, Lampenschirmen sein, wenn nicht schließlich

doch der Stern seines Schicksals ein Einsehen gehabt und ihn auf die richtige Bahn zurückgeführt hätte.

Kaktus war am Ende seiner Kräfte angelangt. Zwar sah er, nun ein mittlerer Dreißiger geworden, äußerlich ganz gut aus, und der etwas biedermeierisch geschnittene lange Bratenrock der Symbolisten umhüllte eine Leiblichkeit, die durchaus nicht auf eine Seele schließen ließ, die sich mit der Illustration Stefan George-scher Gedichte abgab, aber inwendig war er so durchaus fertig, daß nur noch die stärksten dänischen Liköre imstande waren, seine Nerven zu beruhigen. Selbst seine Grobheit war lendenlahm geworden, ging in Schleiern, müdäugig und hatte hieratische Gesten.

Darunter litt Kaktus sehr. Er fühlte sich entwurzelt. Symbolisch schimpfen ist unendlich schwierig, denn der Symbolismus verabscheut alles Saftige. Und Grobheit will Saft haben, sonst kriegt sie die Auszehrung.

Sollte er Stühle machen? Schon leuchtete etwas wie der Kaktusstil in ihm empor.

*

Da blieb sein Stern über einem Hause stehen, in dem seine Rettung wohnte. Es war eine Witwe von fünfunddreißig Jahren, und sie besaß ein Bild aus Kaktussens erster Periode: der Abschied der jungen Nonne. Dieses Bild kuppelte sie zu ihm, kuppelte ihn zur Muse seines Selbst.

Kaktus begann zu lieben und empfand gleichzeitig den Stolz des reinen Künstlers, der es weit von sich abweist, Stühle und Ofenkacheln zu machen; Kaktus schritt fort in der Liebe und sah, wie schön dieses Bild seiner ersten Periode, wie schön diese Periode überhaupt war; Kaktus wurde wiedergeliebt und kehrte, von liebenden Armen geleitet, in seine erste Periode zurück.

Und siehe: Kaktus hat die alte Kraft seiner Grobheit wieder-

gewonnen, trägt eine Sammetjacke und wehenden Schlips, erklärt sämtliche Kunstausstellungen für Narrenhäuser, malt bloß für sich und seine Ernestine und ist so glücklich, wie es nur ein Mensch sein kann, der die Irrungen und Wirrungen eines unsteten Lebens endgültig überwunden hat.

Friede seiner guten Stube!

Die Schlangendame

Erstes Kapitel

Er hatte nie den Ehrgeiz besessen, ein Gelehrter zu werden

Als Herr Ewald Brock eben sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr erfüllt hatte, gelang es ihm, zu seinem eigenen und aller seiner Bekannten Erstaunen, die Abiturientenprüfung zu bestehen. Es geschah an einem Gymnasium des äußersten Pommern und nicht mit Auszeichnung, sondern mit Ach und Krach und Note 3. Indessen, er hatte nie den Ehrgeiz besessen, ein Gelehrter zu werden, sondern es kam ihm fürs erste nur darauf an, daß man ihm von Staats wegen die Erlaubnis zur Führung des Prädikates Student erteilte. Dieses Ziel hatte den dunklen Mühseligkeiten seiner an zahlreichen humanistischen Bildungsanstalten des Vaterlandes durchmessenen Gymnasiastenlaufbahn den einzigen Glanz verliehen, und wenn ihn Horaz und Homer mit allen Ödigkeiten der lateinischen und griechischen Syntax drangsalten, wenn die üble Einrichtung der Mathematikstunden sein Dasein belästigte, so fühlte er sich in dem Gedanken aufgerichtet, daß eine Zeit kommen werde, bestimmt, allen diesen überflüssigen Molestierungen ein Ende zu bereiten, eine Zeit, in der Homer, Horaz und die Logarithmentafeln zu lächerlichen Schemen für ihn werden würden, auf dessen Visitenkarte die Abbreviaturen stud. med. und ein kunstreich verschlungener Zirkel stehen sollte, wie er den Korpsstudenten aus der miserablen Masse der unbemützten Streber emporhebt.

Als ihm daher aus dem Munde des Examenkommissars die Kunde geworden war, daß er mit Note 3 die Reifeprüfung bestanden habe, eilte er, noch in Prüfungsfrack und weißer Binde, auf das Telegraphenamt und sandte seinem Vater, dem würdigen Professor der Weltgeschichte an der Universität Halle, ein Telegramm, das kein anderes Wort enthielt als: „Durch!“ Dann ging er ruhigen, aber heiteren Geistes in das Gasthaus zum Schwarzen

Adler, wo ein Mädchen namens Camilla das Amt einer Kellnerin bekleidete. Dieses Mädchen war groß, blond, nett, von ausgiebiger Busenfülle und zutraulichem Gemüte. Deshalb liebte es Herr Ewald Brock.

Für Gymnasiasten war Camilla verboten, weil es der Schwarze Adler auch war, und Herr Ewald Brock hatte es deshalb bisher nur wagen dürfen, spät abends und durch eine Hintertür den Ort seiner liebsten Zerstreuungen zu besuchen. Heute ging er ostentativ am hellen Tage durch das Vordertor ein, begab sich auch nicht in die Kutscherstube, die er aus Gründen scheuer Vorsicht sonst zu frequentieren pflegte, sondern er setzte sich mit kühner Gelassenheit in die offizielle Gaststube zu den Honoratioren der Ackerbürgerschaft und nahm dort in aller Öffentlichkeit die Glückwünsche Camillas entgegen, die ihn heute mit einem Beitone von zärtlichem Stolze Mei gescheides Luderchen nannte. Denn sie war aus Sachsen.

Ich erachte es für unnötig, zu betonen, daß sich Herr Ewald Brock an diesem Abend nicht wie ein Wüstenheiliger benahm und Abscheu gegen spirituose Getränke an den Tag legte. Er betrank sich vielmehr mit einer gewissen planmäßigen und unerschrockenen Zielsicherheit. Erwähnt zu werden verdient aber, weil es einen schätzbaren Einblick in Herrn Brocks Psyche gewährt, daß er dies, der Feier des Tages zu Ehren, nicht in Bier, sondern in einer absonderlichen Sorte Rotwein tat, die sich von gewöhnlichen Rotweinmarken außer durch einen gewissen vitriolischen Geschmack darin unterschied, daß sie von Aussehen eher blau als rot zu nennen war. Diese koloristische Eigentümlichkeit vermochte es indessen nicht, Herrn Ewald Brock auch nur leise zu irritieren. Ihm war jeder Rausch gleich willkommen, ob es nun ein blauer oder ein roter war. Er hätte selbst gesprenkelte Räusche mit heiterem Gleichmut, ja mit Wohlgefallen und Dankbarkeit hingenommen.

Als er nach Hause kam, hochgemut und trällernd, fand er auf seinem Tische ein Telegramm aus Halle vor. Der Alte ist doch ein braver Knabe, dachte er gerührt. Siehe, schon drahtet er Draht!

Als er aber das Telegramm aufgemacht hatte, las er die Worte: „Was soll das heißen. Bist Du wieder durchgefallen oder endlich durchgekommen? Sofort Drahtantwort." Dieser Mangel an Vertrauen kränkte Herrn Ewald Brock sehr. Er schritt ärgerlich in seinem Zimmer auf und ab und meditierte: Da hat man dem Alten nun den Gefallen getan, hat sich, weiß Gott, geschunden wie ein Ochs, gebüffelt wie ein Pferd, und was tut er? Er macht einem telegraphische Grobheiten dafür. Hätte mich schön gehütet, zu telegraphieren, wenn ich durchgefallen wäre. So was!

Auf einmal verwirrte sich was in seinem Gehirn. Es war ihm, als wenn sich eine molkige Masse zusammenballte, etwas ganz unbeschreiblich Scheußliches. Himmel! Am Ende bin ich wirklich durchgefallen und hab mir in der Besäuftheit das andere bloß eingebildet? Herrgottsdonner ... aber ja, natürlich! Es kann ja gar nicht anders ...

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, seine Augen glotzten ratlos durchs Fenster in die Nacht, und es kam ihm der Gedanke, daß er morgen die Schule verschlafen würde.

Aber wie er voll grimmiger Verzweiflung seine Hände in die Hosentaschen bohrte, da fühlte er in der rechten etwas Knisterndes, und sogleich hellte sich sein Gesicht stupide fröhlich auf. Er ergriff das Knisternde und zog es heraus. Na ja, da stand sie schwarz auf weiß und ganz nüchtern, die staatliche Bestätigung seiner wissenschaftlichen Reife. Über alle Zweifel erhaben und unter Ausschluß jedes Betrunkenheitsverdachtes stand es kalligraphisch da, und Herr Ewald Brock las es mit kosenden Augen. Donnerwetter ja, er fühlte sich in diesem Augenblicke sogar von einem gewissen Hochgefühle offizieller Gelehrsamkeit erfüllt, und er fand, daß er

in der Tat nicht unbeträchtliche Schätze seltenen Wissens in sich aufgespeichert trage. Massen einfach, Säcke, zum Bersten voll, geschwollene Schläuche voll edeln Weines. Das Entzücken überwältigte ihn und gab seiner Phantasie eine gewisse breit ausladende Kraft. Wie ein Magazin kam er sich vor, oder wie ein schwerer, schwankender Heuwagen. Aus diesem Grunde empörte es ihn etwas, daß er das wichtige Dokument, das alles dies bescheinigte, so respektlos zerknittert und mit blauroten Flecken unanmutig verziert in der Hosentasche herumgetragen hatte, und er nahm sich vor, mit derlei feierlichen und bedeutsamen Schriftstücken künftig pietätvoller umzugehen.

Im übrigen war er sehr müde. Donnerwetter: schon halb zwölf Uhr! Ganz Pommern schlief, und er durchgrübelte die Nacht! Also denn ins Bett getan den gelehrten Leib! Oh Camilla! Puah! Was das Mädchen für Beine hat! Beine! Zumal oben rum.

Herr Ewald Brock hatte schon seinen rechten Stiefel ausgezogen und mit einem kraftvollen Schwunge, der Übung verriet, von der Spitze der Zehen gegen die Kleiderschranktüre geschleudert, da überfiel ihn weiß Gott schon wieder ein Gedanke: Der Alte will ja Drahtantwort!

Es blieb Herrn Ewald Brock nichts anderes übrig, er mußte wiederum meditieren. Welch ein unglaublicher Tag! Dies nefastus cerebralis. Und dabei dieser Schädel! Ihm schien, er müsse birnenförmig sein und oben einen Stil haben. Oh Camilla!

Ein alter Weltweiser aber hat gesagt, daß die Biene selbst aus bitteren Pflanzen Honig sauge. Herr Ewald Brock, obschon er keine Biene war, bewährte die Wahrheit dieser Sentenz. Er saugte aus der bitteren Notwendigkeit, morgen sehr früh aufstehen zu müssen, die erleuchtete und kandierte Idee, daß es das beste sei, wenn er sich nicht hier, in seiner menschenleeren Wohnung, sondern drüben im Schwarzen Adler zu Bette legte. Denn dort

war er sicher, früh geweckt zu werden, maßen Camilla pünktlich um sieben Uhr aufstehen mußte.

Trällernd, wie er in sie eingetreten war, verließ Herr Ewald Brock seine Wohnung.

Zweites Kapitel

Haben Sie schon einmal junge Stiere gesehen?

Es wäre mir ein schmerzlicher Gedanke, wenn ich annehmen müßte, daß im fröhlichen Gewimmel meiner Leserschaft irgendwelche Voreingenommenheit gegen Herrn Ewald Brock bestünde. Oh ja: Er könnte strengeren Anschauungen in allerlei Punkten huldigen. Er könnte mehr Gesetztheit zeigen und standhafter gegen die Lockungen der Welt sein. Er könnte mehr Prinzipien haben. Kurz: Er könnte Ihnen, verehrter Leser, und Ihnen, teure Leserin, ähnlicher sein.

Aber: Haben Sie schon einmal junge Stiere gesehen, die nach überstandenem Winter aus dem Stall auf die Weide gelassen werden? Himmel, was für einen hufschlenkernden Galopp vollführen diese Burschen! Wie heben und senken sie die Hörner! Mit was für herausfordernden, tumultuarischen Augen sehen sie den blauen Himmel und die grüne Wiese und die roten Kühe an! Und ihr Gebrülle gar! Sie könnens zwar noch nicht so donnertönig voll wie die alten schnauzwütigen Stiersenioren, aber sie tun es mit viel mehr Schwung, Hingabe und Leidenschaft.

Nun wohl: In ähnlicher Lage benahm sich Herr Ewald Brock ähnlich.

Einstweilen, im väterlichen Halle, mußte er seinen Freiheitsgefühlen freilich noch einigen Zwang antun. Da war der salbungsvolle Herr Vater mit ernsten Reden, da war die gelindere Frau Mama mit sänftlich guten Lehren, da waren die sittigen

Schwestern mit still eckigen Gebärden. Wehe, wenn er hier losgaloppiert wäre.

Also benahm er sich nach Kräften wohlanständig, trug einen langen schwarzen Rock, ein kleines schwarzes Hütchen, bescheidene Klappkragen, ein dünnes kümmerliches Schlipslein, hatte sein Haupthaar rechts gescheitelt, seine Augen bescheidentlich gesenkt und seine Zunge in gutem Zaume. Trank auch nicht zuviel Berauschendes und mied bedenkliche Lokale. Dafür zeigte er sich ernsten Antlitzes allen Ermahnungen recht zugänglich, kaufte sich viele medizinische Bücher und ein Mikroskop, ging sogar einmal in ein Kirchenkonzert. Kurz, er benahm sich so brav, daß es den guten Eltern kein Wagnis schien, ihn aus der häuslichen Hut nach Würzburg zu entlassen, wo auch Brock senior einsten studiert hatte.

Drittes Kapitel

Ein aufdringliches törichtes infames, ein überflüssiges Fremdwort

In Würzburg sehen wir Herrn Ewald Brock in veränderter Gestalt.

Er hat eine rote Mütze und einen goldenen Zwicker auf; er trägt einen verwegen gelben Anzug mit einem verschmitzt kurzen Jackett, und seine Krawatte ist eine Fanfare aus grüner gesprenkelter Seide. Sein Haar ist mit kernhaft ausgeprägtem Sinne für Konsequenz von der Stirn zum Nackenknochen wie nach der Schnur geteilt, und so glänzend ist es pomadisiert, daß man sich darin spiegeln könnte. In seinen Händen aber, dunkelrot in das geschmeidige Leder des Mopshundes gehüllt, dreht sich ein Spazierstock von erstaunlicher Dicke.

Es ist kein Wunder, daß ein Fuchs, der sich so vorzüglich anläßt, ein hervorragender Korpsbursch wird.

Herr Ewald Brock wird der Stolz seines Korps. Seine Gestalt

gewinnt sichtlich an Embonpoint, sein Gesicht nimmt zu an Quarten und Terzen, sein Gang wird wuchtig und selbstbewußt. Wenn er einen Salamander kommandiert, so werden die Füchse wie mit Begeisterung geladen, wenn er auf der Mensur steht, so wissen die Paukärzte, daß es einen Knochensplitterregen geben wird, wenn er als Chargierter in der Equipage fährt, so ist es den Mädeln, sie wissen nicht wie, aber unangenehm ist es ihnen nicht.

Die Mädel! Das ist nun eigentlich ein wunder Punkt in Herrn Ewald Brocks Korpskarriere. Ein richtiger Korpsstudent, wie man weiß, sollte das weibliche Geschlecht der Öffentlichkeit gegenüber als quantité négligeable behandeln und sich hierin, wie auch sonst, deutlich und mit Würde vom Geschlechte der Lyriker unterscheiden. Aber das Herz des Herrn Brock, obwohl er lyrischer Fehltritte ganz unverdächtig ist, geht, ach, mit jeder Schürze bocksprüngig durch, und von einem Unterrocke gar braucht er nur den untersten Saum zu ahnen, um zu schlagen wie ein Lämmerschwänzchen. Daher fehlt es nicht an ärgerlichen Affären; Herr Ewald Brock wird sogar einmal aus dem Korps gehängt deswegen. Aber die Erfahrenheit der älteren Semester sah ein, daß es in diesem Falle gut sei, die Augen des moralhütenden C. C. zuzudrücken, und Herr Ewald Brock ist in der Tat eine viel zu unersetzliche Kraft, als daß sich nicht alles immer wohlgefüglich einrenken sollte.

Herr Ewald Brock fühlte sich über die Maßen wohl in diesen Verhältnissen, die den Leib durch ritterliche Übungen und Alkohol stärkten und doch das Herz nicht verkümmern ließen.

Sechs Semester hat er untadelig in Würzburg verbracht. Ich schätze, er wäre heute noch dort, wenn nicht eines Tages ein unangenehm energischer Brief des alten Herrn aus Halle eingetroffen wäre. Dieser Brief handelte vom tentamen physicum. Ob das nun eigentlich endlich erledigt sei? Er hoffe: Ja! Wenn aber nein, so sei es mit der Würzburger Herrlichkeit endgültig aus, und Herr

Ewald möge die Güte haben, den Schauplatz seiner Tätigkeit sofort nach Halle zu verlegen.

Dieser Brief ist Herrn Brock junior eine schmerzliche Botschaft. Das Wort physicum allein geht ihm auf die Nerven. Ein aufdringliches, törichtes, infames, ein überflüssiges Fremdwort! Und nun gar Halle! Halle! An der Saale! Ein ganz unmöglicher Ort! Denn sein Korps hat mit dem dortigen S. C. nicht die entfernteste Kartellbeziehung.

Ob er nicht die Sache in München erledigen könne? Die dortige Fakultät sei auch sehr tüchtig. Desgleichen das Klima.

Aber der alte Herr ist von einer ganz ungewohnten, geradezu beleidigenden Entschiedenheit. Es ist, juristisch gesprochen, die reine Bedrohung: Entweder Halle oder kein Monatswechsel.

Brutaler Gewalt muß kluge Überlegung weichen. Kein Ausweg mehr. Der schnöde Trumpf liegt auf dem Tisch. Herr Ewald Brock muß sich und seinem Korps und all den süßen Favoritinnen den Schmerz des Abschieds antun. Er wird mit dem Band als inaktiv entlassen, richtet noch eine große Feuchtigkeit auf der Kneipe und bei einigen untröstlichen Töchtern der Eingeborenen an und fährt mit zerknirschter Seele nach der Stadt seiner Väter.

Viertes Kapitel

Das grenzt schon an Pommern!

Wieder geht eine sichtliche Veränderung mit Herrn Ewald Brock vor.

Sein Habitus bekommt etwas Niedergeschlagenes, Beklommenes, Verwaistes. Da er Mütze und Korpsband nicht mehr tragen kann, egte er auch die heiter hellen Anzüge und schmetternden Krawatten ab, und der gewaltige Spazierstock, zu Würzburg genannt Christoph der Bedrohliche, steht, wie ein abgelohnter Hausknecht ohne Kon-

dition, neben dem ganz verstaubten Paradeschläger im Schirmständer.

„Nie warf sich schwarze Gallsucht so mit Wucht
Auf eine heitre Seele . . ."

Die Frau Mama kriegts schier mit der Angst und meint, man hätte den armen Jungen auch nicht gleich so derb anfassen sollen. Wie leicht könnte er dauernden Schaden an seinem Gemüte nehmen. Aber der Vater Professor, unerbittlich, grausam, ein Tyrann, läßt nicht ab von grimmiger Strenge und erklärt mit gräßlichen Beteuerungen, daß Halle nicht eher verlassen wird, ehe denn das Physikum bestanden ist.

O dreimal scheußliche Notwendigkeit! Es geht ans Studieren. Herr Ewald Brock, der ehedem mit so viel Meisterschaft und Finesse die jungen Füchse für die Mensur einpaukte, muß es über sich ergehen lassen, daß ihm jetzt Physik, Chemie, Anatomie, und was dergleichen unerquickliche Gehirnbelastungen mehr sind, eingepaukt werden. Er kommt sich wie entthront vor. Behandelt man ihn nicht impertinent? Wie einen Schuljungen? Sogar das versetzte Mikroskop und die medizinische Bibliothek, die so ungebührlich teuer ist, hat er sich wieder anschaffen müssen, und ohne Zuschuß! Er ist über alle Begriffe unglücklich. So fürchterlich hätte er sichs nicht vorgestellt. Das grenzt schon an Pommern!

Aber nach drei Semestern meldet er sich wirklich zum Physikum, und nach abermals dreien besteht ers mit Note 3.

Fünftes Kapitel

Ein solcher Stier geht ruhig fürbaß

Der unpsychologische Leser, der sich, wie ich hoffen will, in seiner guten Meinung von Herrn Ewald Brock durch die Unglücksschläge, die dieser gemarterte Mann im vorigen Kapitel

zu überstehen hatte, nicht hat erschüttern lassen, wird nun flugs glauben, daß mein Held in heftig schöner Gemütsaufwallung sogleich nach Würzburg fährt, um den sechs mageren Semestern weitere sechs korpulente folgen zu lassen.

Oh über den unpsychologischen Leser! Ich beklage ihn. Wie wenig, wie schlecht kennt er Herrn Ewald Brock!

Wie? Hat er jemals gesehen, daß ein Stier, der bereits in der Deichsel gestanden, herumhoppste und brüllte wie ein junger Galoppant, wenn man ihn auf die Weide gelassen? Nein! Ein solcher Stier geht ruhig fürbaß, rupft sich sinnend das Maul voll Klee und legt sich langsam wiederkäuend ins dichte Gras.

Nun wohl: In ähnlicher Lage benahm sich Herr Ewald Brock ähnlich.

Es war ihm ganz und gar nicht galoppierlich zumute. Salamander kommandieren, Füchse einpauken, die Backen hinhalten für andrer Leute lange Messer schien ihm eine zwar nicht unlöbliche aber doch mehr für das Jünglingsalter passende Beschäftigung. Er seinerseits, so fühlte er, gehörte nicht mehr zu jener heiteren, aber unerfahrenen Jugend, der dichtes Lockenhaar den Scheitel kränzt. Er hatte eine Platte. Er hatte einen Spitzbauch. Niemals mehr würde er den Schläger steif hochhalten können, wie es die Pflicht der Deckung gegen die Hochquart erfordert. Es lagerte zuviel anstudiertes Fett vor. Gelehrsamkeit ist ritterlichen Künsten undienlich. Wo sie nicht entnervt, verfettet sie. Es ist schon tragisch.

Also: Kein Gedanke an Würzburg! Aber, beim hohen Himmel, auch kein Gedanke an Halle! Der alte Herr in seiner Verstocktheit hätte es freilich am liebsten gesehen, wenn sich Herr Ewald in dieser unerfreulichen Stadt bis ins Endlose hätte fortnudeln lassen mit allen Disziplinen der Heilkunde. Aber nein! Diesmal liegen bindende Zusicherungen vor. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes

wert, sagt schon Moses oder Lassalle. Der ausbedungene Lohn *seiner* Arbeit aber war die Befreiung aus Halle.

Er für seine Person war mit lebhafter Entschiedenheit für Berlin. Das sei die Stadt für ein gereiftes Studium! Die klassische Stadt der älteren Semester! Die Reichshauptstadt! Die Hauptstadt der deutschen Wissenschaft! Virchow! Koch! Und wie sie alle heißen! Dutzendweise glänzen dort am Himmel der Medizin die Kapazitäten! Und Kliniken gibt es soviele wie Kasernen!

Aber der alte Herr war kürzlich zum Historikertage dort gewesen und hatte, wie er des Nachts mit jungen Kollegen die Stadt besah, Beobachtungen gemacht, die es ihm geraten erscheinen ließen, sein Veto gegen Herrn Ewalds Übersiedelung an die Spree einzulegen. Gewiß, es müsse eine der großen Universitäten mit reichen klinischen Einrichtungen und ersten Koryphäen der Wissenschaft sein. Aber nicht Berlin. Nein, nicht Berlin. Sondern Leipzig etwa.

Also gut! In Gottes Namen: Leipzig. Es war wenigstens nicht Halle.

Herr Ewald Brock packte seine medizinische Bibliothek, seine Instrumente, sein Mikroskop zusammen und fuhr mit einem nachdenklichen Gesichte ins Sächsische.

Es ging ihm allerlei durch den Kopf während der Eisenbahnfahrt.

Was sollte er nun eigentlich in dieser Handels- und Universitätsstadt?

Studieren vermutlich?

Ganz wohl! Studieren! Gewiß! Das stand wohl unumgänglich fest. Denn, irrte er nicht, so wollte er Arzt werden.

Wollte? Doch wohl eigentlich mehr: Sollte! Aber gleichviel! Auf den Arzt lief es hinaus. Da war das Zeugnis des bestandenen Physikums. Dieser Obstkuchen war nun mal angeschnitten. Auch mußte die ärztliche Praxis nicht ohne Annehmlichkeiten sein.

Und die medizinische Wissenschaft, soviele Schattenseiten sie ohne Zweifel hat, ist doch wenigstens nicht so zwecklos wie die andern. Sie bringt mit dem Leben in Berührung! Na, und das Leben ist doch noch immer das Amüsanteste auf der Welt. Wenn er z. B. Frauenarzt würde? Wie, Ewald?

Dabei fiel ihm die Frage aufs Herz, wie es denn wohl in punkto punkti stünde zu Leipzig der Stadt? Ob sie wohl annehmbar wären, die Töchter der Eingeborenen?

Doch vermutlich! Und es rührte sich ein Stückchen historisches Erbteil vom Vater her in Herrn Ewald Brock, indem er sich sagte: Es ist eine alte Universitätsstadt, die schon Generationen von Studenten in ihren Mauern sah. Da muß sich wohl ein guter Stamm Weiblichkeit gebildet haben. Überdies ist es immerhin ein ziemlich großer Marktflecken. Und richtig! Hat es Schiller nicht mit Paris verglichen?

Herr Ewald Brock fühlte sich beruhigt, und als er schließlich bedachte, daß sein Korps mit einem Leipziger in Vorstellungsverhältnis stand, daß er also als mitkneipender Korpsbursch eines standesgemäßen Unterkommens in entsprechender Gesellschaft sicher war, da dünkte es ihm eine ganz erfreuliche Schickung zu sein, daß er sich gerade in Leipzig studierenshalber aufhalten sollte.

Sechstes Kapitel

Er war nicht happig

Wenn mein verehrter Leser zur Zeit, da diese wahre Geschichte spielt, mittags zwischen elf und zwölf Uhr auf der Grimmaischen Straße in Leipzig spazieren gegangen wäre, so würde er regelmäßig einem angenehm beleibten, doch nicht geradezu fetten Herrn begegnet sein, der mit der Miene eines erfahrenen, aber die Welt noch immer mit herzlichem Interesse betrachtenden Mannes und

in der Kleidung eines von einem guten englischen Schneider bedienten Repräsentanten der wohlbegüterten Volksschicht einherwandelte, freundlich gemessen die steifen Mützenschwünge der Korpsstudenten mit einem leichten Heben seines glänzenden grauen Zylinderhutes erwiderte und nicht gar selten hübschen jungen Mädchen von konfektionösischem Aussehen, wie sie um diese Zeit in dieser Straße immer in mehreren guten Exemplaren zu treffen sind, mit der hell behandschuhten Rechten kordiale Grüße zuwinkte, auch wohl ab und an mit einer dieser netten Personen in eine Nebenstraße einbog, um dort ungestörter freundliche Worte gefälligen Scherzes mit ihr zu tauschen.

Dieser liebenswürdige, joviale Herr, der Anfang der Dreißiger stehen mag und in nichts an das Normalbild des Leipziger Studenten erinnert, ist Herr Ewald Brock.

Sieht man ihn so in seiner lebemännischen Haltung, der es aber nicht an einem Beitone von gemütlicher Leutseligkeit fehlt, so würde man einen Herrn vor sich zu haben meinen, der die Klippen akademischer Prüfungen längst mit Gewandtheit umschifft oder überhaupt nicht den Ehrgeiz nach einem gelehrten Grade hat. Die unerbittliche Wahrheit erfordert es indessen, zu konstatieren, daß der imposant schäkernde Herr sich noch inmitten der strudelnden Fluten des Universitätslebens befindet. Wir haben Herrn Ewald Brock in seinem vierten Leipziger Semester vor uns, und es wäre unbillig, zu verlangen, daß er jetzt schon am Ende seiner Studien angelangt sein sollte. Wir wissen, es lag nicht in seinem Wesen, zu rennen, unanständige Eile war ihm fremd, seine Korpulenz verbot ihm geradezu, Sprünge zu machen.

Die Zeit dagegen, diese klapperdürre Geschwindspinne, raste in einem unangenehmen Tempo. Semester tobten förmlich an ihm vorüber. Es wurde ihm manchmal fast ängstlich, wenn er sie so jagen sah, die Generationen der akademischen Bürger. Jetzt waren schon

die Bürschchen auf dem Plan, die zu seiner Zeit Quintaner gewesen waren.

Höchst überflüssig daher, daß der alte Herr unausgesetzt ans Studieren mahnte. Natürlich studierte Herr Ewald Brock. Man konnte sagen: täglich. Nur übernahm er sich nicht. Er war nicht happig. Das unterschied ihn von den gewissenlosen Strebern, die, selbst erst Skizzen von Menschen, sich getrauten, praktische Ärzte zu werden, ehe sie praktische Menschen waren. Welch ein Fürwitz! Er seinerseits nahm es genauer, gewissenhafter. Erst galt es, das Leben zu ergründen, sich selbst in runder Fülle zu einem fertigen Menschen zu gestalten. Meint man, das gehe schnell? Ist das Leben nicht das schwerste Studium nach der übereinstimmenden Meinung aller Weltweisen? Man müßte ein Genie sein, um das im Husch zu erfassen. Hatte er sich aber je für ein Genie ausgegeben? Man weise ihm das nach! Ein Idiot war er ja gewiß nicht, aber sein Gehirn verdaute langsam. Das war Schickung wie ein schlechter Magen. Konnte er für sein Gehirn? Hatte er sichs gemacht? Und: wenn er gesunde Instinkte für die Weiblichkeit hatte, war das etwa seine Schuld, sein boshafter Vorsatz? Daß er nicht wüßte! Er war nicht befragt worden, was für Instinkte er sich wünschte. Möglich, daß er sich die Instinkte eines Wander-Quäkers gewünscht hätte. Es ist *alles* möglich.

Immerhin genierten ihn ziemlich häufig Anwandlungen solcher Art, und er war in solchen Augenblicken nicht glücklich zu preisen. Ich fürchte, er wäre sogar schließlich einer schleichenden Übernachdenklichkeit mit melancholischen Momenten verfallen, wenn nicht ein glücklicher Umstand rettend eingetreten wäre.

Herr Ewald Brock lernte Fräulein Mathilde Holunder kennen

Mir ist, als ob ich jemand lachen hörte. Ach, Freund Leser, Sie

finden den Namen Holunder zu lyrisch für Herrn Ewald Brock? Sie denken sich: wie kann man einen so unpassenden Namen erfinden?

Lachen Sie immerhin! Aber reden Sie mir nicht von Erfinden, wenn Ihnen meine Freundschaft wert ist. Diese Geschichte ist so wenig erfunden wie der König David. Ich kann nichts dafür, daß der rettende Engel meines Helden Holunder hieß. Das Schicksal macht oft sonderbare Nomenklaturen. Es bringt es fertig, einen Dichter Klopstock und einen Händler mit alten Hosen Veilchenblüh zu nennen. Warum also sollte eine Schlangendame nicht Holunder heißen?

Eine Schlangendame, eccolo! Endlich haben wir sie!

Siebentes Kapitel

Ist sie nicht wie die Morgenröte lieblich?

Herr Ewald Brock lernte den Engel, der ihn retten sollte, kennen, als er eines Abends mit seinem Freunde Stilpe, dessen Bekanntschaft die Kenner der besseren modernen Literatur in meiner anderen wahren Geschichte, der vom Negerkomiker, gemacht haben, die Vorstellung im Stadtgarten besuchte. Stilpe war eigentlich kein passender Umgang für Herrn Ewald Brock, da er einmal einen Fehltritt begangen hatte. Er gehörte, wie meine Freunde wissen, zu jenen gefallenen Jünglingen, die, statt in ein Korps, in eine der vielen und mannigfach benannten anderen Verbindungen getreten sind, die der Korpsstudent kurz und schnöde allesamt mit dem Zweisilber Blase bezeichnet. Dieser Makel wog schwer für Herrn Brock, aber es war in dem Mikrokosmus Stilpe so vieles, das seinem Wesen ähnlich war, soviel Wahlverwandtes zumal, daß er mit Aufbietung einiger Seelengröße über die geringere soziale Stellung des Mannes hinwegsah und sich ihn, wenigstens für den circensischen Teil seiner Neigungen, zum Freunde erkor. Stilpe

war, wie er, Mediziner in vorgerückten Semestern; gleich ihm übte er sich mit Ausdauer und Hingebung in den schwierigsten Künsten des Lebens; gleich ihm betonte er bei diesen Studien den Umgang mit dem zarten und gemütvollen Geschlechte, das von der Weltordnung zur Ergänzung der rauhen Männlichkeit bestimmt ist; gleich ihm auch liebte er das Geistige in den Getränken. Unähnlich waren sich die beiden insofern, als Stilpes Wesen von größerer Agilität, so leiblich als geistig, war, wie sich das schon in seiner weitaus knochigeren, schmäleren Statur ausdrückte. Auch besaß er im Zusammenhange damit eine geläufigere Zunge, er war, in der reichen Tropik seiner Sprache zu reden, auf dem Klappenwerke protuberant gut beschlagen.

Diese beiden also, der tunfischdicke Herr Ewald Brock, und der heringschlanke Stilpe (dieser nicht völlig mit der sicheren Eleganz jenes, aber immerhin nicht ohne Sinn für modernen Schnitt gekleidet) betraten an einem Winterabend den Zuschauerraum des Stadtgartentheaters, wo sie sich mit der Miene der anerkannten Habitués nahe dem Klavier niederließen.

Sie waren gerade in ein Couplet hineingeraten, in dem ein hübsches dickes junges Mädchen behauptete, sie habe viel Courage, wohne Bel-Etage, ihre hohe Gage, die erlaube es ihr.

„Ein liebes kleines Ferkelchen," sagte Stilpe, „aber wie kann man bloß Zickert heißen, wenn man so nette dicke Beinchen hat. Zickert kommt her von Zicke, das ist: Ziege. Ziegen aber haben keine Waden, wie schon der alte Buffon so richtig bemerkt hat. Mädchen, nenne dich künftighin Schinkel! Das schlägt in die Kunst und hat den Vorzug einer gewissen Suggestionskraft."

„Ruhe!" rief das Publikum.

„Der Mob hat kein Interesse für Etymologie," meinte Stilpe, „und da reden die Leute von gehobener Volksbildung. Kommt Zickert etwa nicht von Zicke, meine Herren?"

„Ruhe!“ rief das Publikum.

„Ist Zicke etwa nicht eine korrumpierte Form von Ziege?“ schrie Stilpe.

„Ruhe!“ rief das Publikum.

„Lesen Sie im Buffon nach, verehrte Anwesende!“ schrie Stilpe.

„Schmeißt den Kerl doch raus!“ rief das Publikum.

„Schinkel ist das einzig Wahre!“ donnerte Stilpe. „Wer für Schinkel ist, bekenne es laut und freudig mit einem deutlichen Ja!“

In diesem Augenblicke, als das Publikum Miene machte, aggressiv gegen Stilpe vorzugehen, kam eine weibliche Person, in einen dicken Theatermantel gehüllt, durch die Bühnentüre in den Zuschauerraum, ging auf Stilpe zu und sagte sehr ruhig: „Du bist also noch immer der alte Esel! Willst du gleich stille sein?“

„Oh!“ rief Stilpe erst laut, dann aber dämpfte er seine Stimme und sagte mit leiser Rührung: „Du bist es, Woglinde, meine süße Windung? Komm, rhythmisches Mädchen, lagere dich an meinen Busen!“

„Das werd ich bleiben lassen. Aber ich will mich her zu dir setzen, damit ich dir den Mund zuhalten kann.“

„Unnötig, du glättendes Öl meiner gelehrten Leidenschaft! Wo deine Wonne bebt, schweigt meine Tuba.“

Während sich das Publikum langsam beruhigte, da es den wilden Hering gebändigt sah, stellte dieser das Mädchen seinem Freunde vor:

„Dieses aber, mein teurer Ewald, ist das Mädchen, von welchem schon die Alten sagten: ‚Seht, welch ein netter Käfer!‘ Zücke dein Monokel, Mann, und betrachte sie! Ist sie nicht wie die Morgenröte lieblich? Hat sie nicht unter blonden Haaren braune Augen? Rehe, lagernd unter Weizengarben, würde Salomo sagen, dieser begabte König, der das Hohelied gemacht hat. Sind ihre

Backen nicht rot und rund und ihre Lippen desgleichen? Aber du mußt sie in Trikots sehen, die von der Farbe blonden Fleisches sind! Diese Beine . ! . Meine Harfe schweigt."

Beine, — das Wort zündete bei Herrn Ewald Brock, der ohnehin mit Interesse in diese braunen Augen sah, die zu Stilpes Redeschwung belustigt lachten. Er sprach: „Hä, werden wir sie heute noch zu sehen kriegen, die p. p. Beine?"

Das Mädchen sprach: „Nein, Herr Doktor! Ich bin fertig da oben, und ich wollte schon nach Hause gehn, wie ich das Klappenwerk da erkannte. Ich hätt es ja ruhig mit ansehen können, daß sie ihn an die Luft setzten, aber ich dachte mir: Er hat zwar eine entsetzliche Manier am Leibe, die Leute kaput zu reden, aber schließlich ist er doch n ganz passabler Kerl, dem man einen Knochenbruch ersparen kann."

Stilpe tat beleidigt: „Redet sie nicht Pamphlete? Ach du Wabernde, warum beschimpfst du mich? Hast du mich nicht einsten geliebt, wie nur ein Mädchen mit deinen Muskeln lieben kann? Trag ich nicht heute noch blaue Flecke von deiner Liebe?"

Das Mädchen sprach: „Sie sind sein Freund, Herr Doktor? Na, dann wissen Sie, daß er mehr lügt, als nötig ist. Nee, Stilpeken, wenn ich nicht deine schnodderige Seele verehrte, in deine Knochen würd ich mich nicht verlieben."

Stilpe: „Ewald, das geht auf dich! Pauline macht dir Avancen!"

Herr Ewald Brock war nicht abgeneigt, dies zu glauben, denn dieses Mädchen tat ihm wohl, obwohl er bei Tingeltangeldamen eigentlich eine robustere Umgangssprache vorzog und es stilwidrig fand, daß dieser Theatermantel so gewissermaßen hochdeutsch redete. Er sprach und legte Schmelz in seine Stimme: „Paula heißen Sie? Hä, ein schöner, wohlbeleibter Mädchenname. So . . . rund. Hä, mollig!"

Das Mädchen: „Na, eigentlich heiß ich Mathilde. Aber, sehen Sie, das ist kein Name für so einen Theaterzettel."

Jetzt mußte Stilpe, wollte er nicht platzen, in das Gespräch eingreifen: „Paula Morlow. Man beachte, wie dumpf das dahinrollt. Schlangendame und Serpentine-Cancanöse. Letzteres Eigenbau, persönlich erfundene Spezialität. Auch Woglinde genannt, aber nur von mir. Im Zivilverhältnis Mathilde Hol . . . hol mich der Teufel, ich brings nicht heraus, das Wort, es stinkt nach Fliedertee, . . . Hol . . . Hol . . . Mädchen, tu das Mündchen auf und sags selber! Es ist unaussprechlich!"

Das Mädchen: „Kindskopf! Ich heiße nämlich Holunder mit meinem Familiennamen."

Herrn Ewald Brock gings wie dem verehrten Leser, der vorhin lachte. Es kam ihm unwahrscheinlich vor. So ein nettes, rundes Ding und: Holunder! Er faßte sich aber und sprach: „Hä, ein wirklich einigermaßen erstaunlicher Familienname. Aber, hä, nett muß ich finden. Ja, sehr nett, hä. So n dichterischer Name!"

Stilpe war empört: „Ein ganz infamer Name. Paula, ich sage dir, du mußt heiraten, heiraten mußte, daß du n los wirst. Du könntest geradesogut mit einer Krinoline herumlaufen wie mit dem Namen. Wenn ich nu Aprikose hieße!"

Achtes Kapitel

Ich denke: die Situation ist klar

Herr Ewald Brock hat sich durch den Namen Holunder nicht abhalten lassen, das mit ihm behaftete Mädchen lieb zu gewinnen.

Es war verwunderlich, was ihm da geschah. Es entwickelte sich hier ein Verhältnis, das gar nicht mehr ein Verhältnis in dem bewußten Sinne dieses Wortes war. Gott, seine „Verhält-

nisse" sonst! Intermezzi wie im Zirkus, wenn es heißt: Die Pausen werden von den Clowns ausgefüllt. Alle die kleinen Mädchen, mit denen er es zu tun gehabt hatte, waren ihm ja gewiß angenehme Objekte gewesen, eine Art von Kleiderständer, an denen er seine Gefühle aufhing, um sie auf eine Weile loszuwerden. Aber wenn ihm die Objekte mitsamt den Gefühlen durchbrannten, so ward er keineswegs in Trübsal getaucht. Man konnte eher sagen, daß er derlei Geschehnisse mit einer Fassung ertrug, die von Schnuppigkeit nicht weit entfernt war. Das kam daher, weil er selbst nie daran gedacht hatte, der oder jener Ständer sei der ewig einzige Haken für seine Gefühle. Laß fahren dahin! sang er mit seinem berühmten Landsmann Luther.

Aber hier, diesmal, war es ganz anders. Kein Kleiderständer! Und viel mehr Gefühle, als auf ein solches Möbel gegangen wären. Vielleicht ein Schrank? Ein ganzer großer Kleiderschrank für Gefühle? Noch nicht geräumig genug! Einen größeren Begriff her! Ich habs: Eine ganze Kleiderstube, eine ganze Garderobe mit unzähligen Haken und Häkchen für unzählige Gefühle!

So war es! Herr Brock hatte sehr bald die Empfindung, daß dieses gesunde, frische, wohlgebaute Mädchen mit den großen braunen Augen, die so eigen still lebendig waren, und mit der lieben weichen Art, leise zu lachen; mit diesen runden, lustigen, aber nicht zu schnellen Bewegungen; mit dieser eher tiefen als hohen Stimme, die den Worten etwas wie einen warmen linden Flaum gab; mit diesem anschmiegenden, aber nie lästigen, vielmehr im Grunde ganz merkwürdig selbstbewußten Wesen, — er hatte die Empfindung, daß diese still resolute, aber durchaus feine weibliche Natur etwas Wohnliches, Heimliches in sein Leben brachte, etwas, darin man sich strecken und dehnen und wohl sein lassen könnte eine lange, lange Weile hin, sorglos, angenehm behütet und doch in keinem Zwange.

Wie sich diese Empfindung zur sanftlebenden Gewohnheit in ihm auswuchs, daß er sich sagen mußte, es würde recht fatal sein, wenn diese angenehme Situation plötzlich einmal aus wäre, zog er die logische und praktische Konsequenz daraus und begründete mit Fräulein Mathilde Holunder einen gemeinsamen Haushalt. Er hätte dies in ehrlicher Deutschheit gerne ohne alle Heimlichkeit und Hinterlist offen und unverhohlen getan, aber die antiquierte Art, mit der die Leipziger Polizei ihres Amtes als staatlich bestellte Hüterin der bürgersittlichen Überlieferungen waltete, zwang ihn, da er mit einem Verehelichungszeugnisse nicht dienen konnte, zu einem verschmitzten und leider kostspieligen Manöver. Er kaufte gegen schweres Geld eine volle Wohnungseinrichtung mittlerer Güte und überließ diese als eine Art Wilden-Hochzeits-Geschenks der Schlangendame seines Herzens. Diese möblierte damit eine kleine Wohnung aus, und an dieser nahm nun Herr Ewald Brock vor den Augen der mißgünstigen Welt und Polizei als möblierter Herr teil. So war den sittlichen Anforderungen unsres untadeligen Jahrhunderts wieder einmal löblich Genüge geschehen.

Wehe dem, der hierzu frivole Bemerkungen macht! Ich müßte ihn zurechtweisen. Möge er lieber sozial denken und erkennen, wie günstig hier die Moral auf den Möbelhandel gewirkt hat. Zwei kinderreiche Tischlerfamilien hätten vielleicht nicht gewußt, wohin sie ihr Haupt legen sollten, wenn nicht die Sittlichkeit des Staates Herrn Ewald Brock gezwungen hätte, drei Zimmer und eine Küche einzurichten.

Das Geld für diese soziale und moralische Tat kam übrigens erst auf Umwegen aus Herrn Brocks Tasche. Er war genötigt, es sich auf dem Wege des Kredits zu verschaffen.

Eine Preisfrage an Leser und Leserin: Von wem pumpte sich Herr Ewald Brock das Geld?

Wie meinen? Von einem Wucherer?

Das war gewiß eine Dame, die so riet. Nein, meine Gnädige, so dumm sind die Leipziger Wucherer nicht.

Was sagen Sie? Von Stilpe?

Himmlische Gerechtigkeit, kennen Sie Stilpen schlecht! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, Sie fänden eher im Neste einer Nebelkrähe gemünztes Metall als bei diesem braven aber unvermögenden Manne.

Es errätś also keiner? Keine?

Nun denn: Von Fräulein Holunder lieh sich Herr Ewald Brock das Geld.

Ah, wie ich mich an Ihrem Erstaunen weide. Aber verderben Sie mir, bitte, dieses unschuldige Vergnügen nicht mit dem entrüsteten Zurufe: „Das ist unanständig!" Ich müßte Ihnen dann folgende Auseinandersetzung antun: Nicht wahr, wenn ein armer Jüngeling ein reiches Mädchen heiratet, und er kriegt Geld von ihr in die Ehe, das schickt sich? Und: Er ist nicht einmal verpflichtet, es ihr wieder zu geben? Und: Liebe braucht auch nicht immer nachgewiesen zu werden? Ist das nicht so?

Nun gut, meine Herrschaften!: der ganze Unterschied zwischen diesem legalen und Herrn Brocks illegalem Falle ist bloß der, daß Herr Brock verpflichtet ist, das Geld, sei es mit oder ohne Zinsen, seinerzeit zurückzuerstatten, und daß er das Mädchen wirklich lieb haben muß. Denn: Ein Mädchen mit Geld ohne Liebe legal zu heiraten ist zwar anständig, aber niederträchtig und gemein ist es allerdings, ein Mädchen mit Geld ohne Liebe illegal zu heiraten.

Man sieht: Das Gesetz machts billiger, als die Ungesetzlichkeit. Daher ist das Gesetz, gottlob, so beliebt.

Paragraphieren wir aber doch der Sicherheit halber noch einmal den ungesetzlichen Kontrakt zwischen Herrn Ewald Brock und Fräulein Mathilde Holunder:

§ 1.

Die beiden Kontrahenten lieben einander.

§ 2.

Aus diesem Grunde heiraten sie einander, wenn auch nur im Sinne eines Privatabkommens ohne Hinzuziehung des staatlichen Apparates.

§ 3.

Herr Brock begibt sich zu seiner Frau in das Verhältnis eines Darlehenempfängers.

§ 4.

Herr Brock ist ein miserables Subjekt, wenn er seiner Frau, sobald sie nicht mehr seine Frau ist, die entliehene Summe nicht voll zurückerstattet.

*

Ich denke: Die Situation ist klar.

Neuntes Kapitel

Unglaublich, wohin überall sie ihren Kopf stecken konnte

Herr Ewald Brock fühlte sich als inoffizieller Ehemann so wohl, wie sich offizielle Ehemänner nach den übereinstimmenden Aussagen Sachverständiger selten fühlen. Paul, so nannte er seine Frau, wenn niemand, außer etwa Stilpe, zugegen war, entwickelte, so anmaßend dies von einer derartigen Person sein mag, alle Tugenden einer deutschen Hausfrau. Man hätte sie eine teutsche Hausfrau nennen können, so tüchtig war sie. Sie hielt die Wirtschaft zusammen und kochte, als wäre sie nie eine Schlangendame, geschweige denn eine Serpentinecancanöse gewesen.

Gewesen! Denn, wie es von den Damen der höheren Bühne

so schön in den Zeitungen heißt, wenn sie geheiratet haben, auch sie hatte „der Kunst den Rücken gekehrt". Sie schlangendamte und serpentinecancanierte nur noch in Separatvorstellungen vor ihrem süßen und kunstverständigen Ewald.

Ah, es waren begnadete Stunden reinsten Kunstgenusses, wenn er in der guten Stube auf dem brav breiten Diwan lag, das lange Nargileh im Munde, lässig schön nur mit einer blauseidenen türkischen Pumphose und einem allerliebsten, schnürenverbrämten Smoking aus hellbrauner Kamelhaarwolle bekleidet, und sie sprang durch die schwere Portiere ihres Schlafzimmers herein, im Trikot von der Farbe blonden Fleisches, oder auch ohne Trikot, bloß blond, und hob an, auf dem weichen Brüsseler Teppich ihre geschmeidigen Künste zu zeigen.

Der Teppich war blaß apfelgrün, anemonenblau und pfirsichblütenrot gemustert. Hände und Füße des kunstreichen Paul versanken linde darin, während Unter- und Oberkörper in den anmutigsten Windungen voll Ausdruck und Kraft rhythmisch auf- und niedergingen in einem sanft roten Lichte, das von einer japanischen Ampel herunterfiel, um die aus roter Seide ein feiner Schleier war. Unglaublich, wohin überall sie ihren Kopf stecken konnte mit den langen, weichen, blonden Haaren. Es sah manchmal ganz buddhistisch aus, feierlich schön verrenkt, andachtheischend. Man hörte nichts, als ihre tiefen Atemzüge, die wie eine heiße Begleitung ihrer Bewegungen waren. Manchmal knackte, wie verstohlen, ein Knöchel. Das gab etwas Ängstliches in diese breite Stille. Und dazu ein odeur de femme im Zimmer, gemischt mit dem süß vollen Geruche des schwer parfümierten türkischen Tabaks, ein Parfüm, das auch wie in Wellen ging, überall hinzog, alles durchtastete, um alles sich hing, so vollgeladen mit allerlei drängenden Zuflüsterungen, so schwer und üppig, daß Herr Brock wohl zuweilen tief Atem holen mußte, wie wenn es ihm eine schmerzliche

Wollust wäre, stöhnend auch etwas hineinzusagen in dieses warme Wellenspiel von Weib und Duft. Beim Schlußtrick wirkte er sogar persönlich mit. Er ließ sich rücklings langsam auf den Teppich nieder und richtete seine entzückten Augen schwärmerisch gen oben, wo Paul mit gespreizten Beinen, lieblich anzusehen, über ihm stand. Dann schloß er wie ein verzückter Fakir seine Augen, indessen Paul langsam, ganz, ganz ängstlich langsam Kopf und Oberkörper hintenüber tief zu ihm hinabbog, bis ihre heißen Lippen die seinen berührten. Sie nannten das gar gruselig den Schlangenkuß. Es war aber sehr angenehm. Dann machte Paul einen schwierig schönen Schwung, auf die Hände gestützt, Beine hoch, genau über Herrn Ewalds ängstlich verklärtem Gesicht, und, hopp, war sie hinaus durch die Portiere.

Herr Ewald erhob sich mühsam, rollte den Teppich zusammen und stellte ihn in die Ecke. Hinter der Portiere aber raschelte Seide, krachten Korsettspangen, pochten Tritte von Hakenschuhen. Dann die Portiere auf, und es begann Pauls denkwürdige Glanznummer: Cancan serpentant.

Daß ich ein Tanzmeister oder Frank Wedekind wäre, Ihnen mit allen Finessen der Technik klar zu machen, wie Paul den braven Pariser Schüttelbein- und Schwenkebauchtanz, den unsre Vorfahren Cancan nannten, und den ätherischen Londoner Serpentinetanz ineinanderschmolz. Es war ihre eigenste Erfindung. Ein bißchen kühn und im Grunde stilwidrig, aber von einer anbetungswürdigen Tollheit.

Unten schwarzseidenes Cancankostüm, schwarz bis auf die gestickten Unterhöschen mit vielen, vielen Rüschen, zitternd wie Espenlaub, oben der breitfaltige himmelblauseidene Tanztalar von Miß Loë Fuller, die gepriesen sei in alle Zeiten für das, was sie unsern Augen Gutes getan hat.

Der leise Armflügeltanz mit den blauen Seidenwellen weht

durch die rote Luft, — ach du unschuldiger Schmetterling! Bisch — bisch flattert er rundum, scheu, keusch. Steht im Beben still. Hebt und senkt die Schillerflügel, als warte er. Dreht sich in seiner wellenden Schönheit. Jetzt wächst er über sich hinaus. Jetzt ist er groß wie eine blaue Flügelsonne. Das ist den schwarzen Höschen unten zu viel. Sie knistern vor Ungeduld, dieser englischen Ästhetik cancanierend durch die Parade zu fahren. Sie könnens und könnens nimmer aushalten. Hup, saust eines der roten Stiefelchen hervor, schmeißt den blauen Talar hoch auf und winkt der japanischen Lampe einen Trällergruß. Doch die Arme lassen nicht ab von englischer Feierlichkeit. Sie runden die Seide zu blauen, drehenden Muscheln, sie predigen seidene Predigten. Aber die französischen Beine lassen sich nicht imponieren. Wie ein Gassenhauer trällert eine Pirouette dazwischen, jup, mitten in das blaue Hallelujah. Und jetzt wird der Kopf angesteckt. Jach wirft er sich nach hinten, daß die blonden Haare wie ein goldener Strahlenkranz aufstehen. Und wie im Taumel wieder nach vorn, daß sie hinunterstrudeln, und nun im Kreise rundum wie Sonnenfackeln, indessen die Beine toll auf- und niedergehen und der Unterleib sich allbereits nach vorwärts wagt. Fort mit dem blauen britischen Flügelschlag! Die Arme müssen auch mit hinein in den Trubel der cancanischen Beine. Weg den weiten Talar! Paul wirft ihn hinter sich. Und nun im gelben Mieder auf dem schwarzen Hemd, im kurzen schwarzseidenen Röckchen los, furioso, cancanoso, als wollte sie alle Glieder von sich werfen und oben an der Decke tanzen.

„Toller Balg!" weiter wußte Herr Ewald Brock nichts zu sagen, wenn dann Paul, mit Decken sorgsam eingehüllt, auf dem Divan lag und stammelte: „Ah, das tut gut, so mit Kopf, Arm, Bein und Leib zu tanzen!"

Zehntes Kapitel

Mädchen, Mädchen, studiere die Architektonik moderner Gelehrsamkeitstempel!

Herrn Ewald Brocks Beschäftigung war leider um ebensoviel unerfreulicher wie sie unästhetischer als die Pauls war. Daß er ein Tänzer wäre statt eines Medizinbeflissenen! Resigniert blickte er, soweit es ging, an seinem Bauch hinab. Himmlische Güte, was für ein Stück Fleisch wird man mit der Zeit! Das kommt von diesem vielen Sitzen hinter den Büchern.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß Herr Ewald Brock zu Beginn seiner Garçon-Ehe die Tendenz zu einer gewissen beschaulichen Passivität hatte. Wozu studieren, wenns einem auch ohne dies so gut geht? Aber in dieser Hinsicht huldigte Paul ganz anderen Ansichten. Sie entwickelte Grundsätze von einer erstaunlichen Neigung fürs akademisch Löbliche. Als ob sie eine Gouvernante wäre, dazu bestellt, Herrn Ewald Brock zum Fleiße anzuhalten, ward sie nicht müde, immer und immer wieder an die Kollegs, an die Kliniken zu erinnern, ja, sie scheute sich gar nicht, selbst von den Stationen des Staatsexamens zu reden. Zwei hatte Herr Brock tatsächlich hinter sich. „Nu, hopla, die andern!" meinte Paul in ihrem weiblichen Eigensinn. „Weißt du, mein Dickes, in zwei Jahren allerspätestens muß die Geschichte geschehen sein. Du siehst, ich drängele nicht, aber länger darfst du deinen guten Alten wirklich nicht kränken. Schließlich wird er wild und heimst dich ein. Na, und dann?"

Verflucht ja, und dann!

„Kind, du mußt nicht an die Zukunft denken. Es ist, hä, es ist dumm, an die Zukunft zu denken. Man verekelt sich bloß die Gegenwart damit. Hakschebaksche, wie die weisen Greise in der Türkei voll Tiefsinn sagen. Lasset uns tanzen und fröhlich sein, denn es wäre möglich, daß wir morgen die Gicht hätten."

Aber das Kind machte seine braunen Augen weit auf, so weit wie das Mädchen auf dem Pears-Soap-Plakat, und sprach:

„Laß du die türkischen Greise sagen, was sie mögen, Dickes. Wir kriegen die Gicht noch lange nicht. Aber wer in Leipzig faul ist, muß in Halle streben. Daher ist es besser, in Leipzig nicht faul zu sein und an morgen zu denken. Tust du s nicht, tu ich s."

Und, beim Himmel, sie tats recht ausgiebig und ermangelte nicht, auch Herrn Ewald Brock daran zu erinnern. Sie massierte ihn förmlich mit Ermahnungen. Wenn er das Mädchen nicht wirklich lieb gehabt hätte, wär er ihr längst durchgegangen.

So in der Fuchtel war er weiß Gott nicht einmal in Halle gewesen. Zu nachtschlafender Zeit bereits, früh um neune, holte Paul sein müdes Fleisch aus den Federn. Er wehrte sich mannhaft, wurde grob sogar, und die Not erleuchtete seine Phantasie zu kühn erfundenen Ausflüchten: Daß er Influenza habe, daß er nervös werde durch ungebührlich frühes Aufstehen, daß das lange Schlafen erblich sei bei den Brocks . . . Nichts half. Seine Lebensweise wurde umgekrempelt wie ein paar Hosen beim Ausklopfen. Es war keine Möglichkeit mehr, bis um elf zu schlafen, dann auf den Grimmschen Bummel, dann zum Frühschoppen ins Korpsstübchen und abends sechs Uhr zum Mittagstisch zu gehn, um sich stark und tüchtig zu machen für lehrreiche Nachtwandelungen mit Stilpe. Stilpe war überhaupt abgeschafft.

„Das ist kein Umgang für dich," sagte Paul. „Stilpe soll alleine versumpfen, bis ers selber dicke kriegt. Der frißt sich schließlich auch ohne Staatsexamen durch. Ein Klappenwerk wie seins kommt nie aufs Trockene. Paß auf, er wird mal Journalist oder sonst was Gemeinnütziges und verdient sich ganze Hüte voll Geld. Aber du, mein Dickes, was willst denn du machen, wenn du kein Staatsexamen machst?"

„Paul, du mußt mich nicht für ein Nilpferd halten; das ist beleidigend."

„Na, so mach dein Staatsexamen, daß ich sehe, wie gescheit du bist!"

„Werd ich machen, Paul, werd ich! Verlaß dich, hä, verlaß dich darauf. Aber ich bitte dich: Nicht drängeln! Ich bin das nicht gewöhnt. Es macht mich, hä, nervös macht michs. Du siehst ja, wie ich in den Kliniken herumstrebe. Seit drei Wochen stirbt hier kein klinischer Fall, den ich nicht dir zuliebe studiert hätte!"

„Ja, weil ich dich hinführe, Dickes. Alleine gingst du nie!"

Herr Ewald Brock lächelte bei diesen Worten.

„Was gibts denn da zu feixen, Dickes?"

„Ich lächle dir Dank, mein unentwegtes Mädchen. Komm, führ dein Lamm auch heute zur Schlachtbank!"

✿

Dieses Fragment aus einem Frühstückstischgespräch im Brock-Holunderschen Hause möge einen Begriff von den erzieherischen Praktiken geben, mit denen die merkwürdige Schlangendame das schwache Fleisch ihres möblierten Herrn höheren Zielen zuzuführen bestrebt war.

Schon bei der Wahl der Wohnung hatte sie das Studium Herrn Ewalds im Auge gehabt. Ihm wäre es angenehm gewesen, mitten im Weichbilde der Stadt, der Grimmaischen Straße nicht allzufern, am liebsten im Hause der Friedrich Wilhelm Krauseschen Weinstube zu wohnen, deren kalte Küche ihm als der Ausbund alles pikant Nahrhaften erschien. Aber Paul bestand auf dem öd unerfreulichen Mediziner-Viertel, wo in aufdringlicher Protzigkeit immer ein Hörsal neben einer Klinik steht.

„Siehst du," sagte sie, „hier hab ichs gerade so nahe zur Markthalle, wie du zu deinen Professoren."

Und richtig, Tag für Tag, wenn sie ihren Marktkorb nahm, mußte er seine Instrumententasche nehmen und sich von ihr, ob sich sein Stolz auch bäumte, zu seinen Instituten führen lassen.

„Was müssen die jungen Semester denken!" mahnte er. „Du sollst kein Ärgernis geben, Paul, steht in der Bibel!"

„Sag ihnen lieber, daß sie mich nicht so jugendlich angrinsen sollen. Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, sich von diesen Jünglingen anstarren zu lassen. Sei froh, daß ich dir das Opfer bringe. Wärs nicht nötig, tät ichs nicht."

Es war in der Tat keine Annehmlichkeit für Paul, ihren dicken Knaben zur Schule zu bringen, und sie lief immer sehr schnell ihres Weges, wenn sie ihn glücklich abgeladen hatte.

Eines Tages begegnete sie, wie sie von der Markthalle kam, Stilpen. Der hatte keinen geringen Ärger auf sie, denn er wußte, daß sie es gewesen war, die ihm den grauen Zylinder abspenstig gemacht hatte.

„Mädchen," sprach er, „deine Tugenden stinken zum Himmel. Ich erlebe es noch, daß du Präsidentin des Vereins zur Rettung gefallener Mediziner wirst. Pfui, welch ein niedriger Ehrgeiz! Und das nennst du Liebe, Woglinde! Ach, wüßtest du, wies wohlig ist dem Fischlein in der Flut! Ach, könntest du sehen, mit was für sorgensaurem Gesichte der gute Ewald jetzt zum Frühschoppen schleicht!"

„Er schleicht mit gar keinem Gesichte zum Frühschoppen, mein Lieber! Ich wollte, du gingest auch dahin, wohin ich ihn führe."

„Das kann ich nicht, Woglinde, maßen ich nicht die Ehre und das Vergnügen habe, ein J. A. C. B. zu heißen, was auf deutsch inaktiver Korpsstudent heißt und nicht etwa von der Vokalmusik der Esel herzuleiten ist."

„Red keine Rätsel!"

„Rätsel? Wie, du bist die Vertraute eines Korpsburschen und

weißt nicht, daß nur Korpsstudenten des Eintrittes ins Korpsstübchen gewürdigt werden?"

„Dummes Zeug! Ewald geht nicht mehr ins Korpsstübchen."

„Oh du ländliche Unschuld! Oh du armes, schnöde betrogenes Geschöpf! Sie schwebt auf reinen Sohlen durch die Gemüseстände und kauft naiven Herzens Sellerie, indes der gewissenlose Heuchler lichtenhainert, daß die Korpsfüchse vor Bewunderung epileptisch werden!"

„Ist das wahr, Stilpe?"

„So wahr als dies hier ein Selleriekopf ist."

„Aber wie ist denn das möglich!"

„Mädchen! Mädchen! Studiere die Architektonik moderner Gelehrsamkeitstempel!"

„So red mal deutsch!"

„Wenn aber meine Worte dann Keulen sind, die dein Vertrauen zu Blei zermalmen?"

Er meinte: Brei.

„Herrgott, die Klappe! Willst du vernünftig reden oder nicht?"

„Auf deine Rechnung und Gefahr, unbegreifliche Vestalin! Ich halte dich nicht, wenn du in Ohnmacht fällst! Also kurz und infam: Die medizinischen Institute dieser berühmten Stadt erfreuen sich nicht nur einer Eingangspforte, die vorne, sondern auch eines Ausfallstores, das hinten ist. So sind sie für Herrn Ewald Brock recht wohl geeignet, als Durchgänge zum Thüringer Hof benutzt zu werden."

„Ich danke dir, Stilpe. Du bist doch ein guter Kerl. So einen Gefallen kannst du mir wieder mal tun. Willst du Sonntag bei uns zu Mittag essen? Es gibt Schöpsenbraten mit Wickelklößen."

„Ist das deine Ohnmacht, abgebrühte Schlange? Aber frage nicht, ob ich will! Ah, was muß eine Schlangendame für Wickelklöße machen! Denn der Wickelkloß war, wie schon Winckelmann

und nach ihm der große Roscher in Wurzen nachgewiesen, bereits zu den Zeiten der olympischen Spiele das Wappentier der Schlangendamen. Aber könntest du statt Schöpsenbraten nicht ein weniger anzügliches Gericht dazu geben?"

„Du sollst extra Schnepfendreck dazu kriegen, du Rüpel! Aber ein guter Kerl bist du doch!"

Elftes Kapitel

Ich bin doch nicht dein Alter!

Paul ließ sich gar nichts merken. Sie fragte an jenem Tage der Enthüllung Herrn Ewald Brock, wie er zu Tische kam, harmlos und wie voll Mitgefühl: „Na, wieder was dazugelernt, mein Dickes?"

Und Herr Ewald Brock hatte wirklich die Frechheit, mit der Miene eines auf dem Roste gebratenen Heiligen zu antworten: „Den Kopf wird mirs zersprengen nächstens."

Und Paul, ganz Mitleid und güteheißes Erbarmen: „Armes, geplagtes Dickes! Zur Belohnung sollst du auch Stilpen wiedersehn. Ich hab ihn für Sonntag zum Mittag eingeladen. Siehst du, wenn du brav bist, gibts auch immer was Extras."

Herr Brock gab ein Gemurmel von sich.

Am nächsten Tage aber, als Paulchen Herrn Ewald vor dem Institut für Geburtshilfe abgeladen hatte, ging sie nicht in die Markthalle, sondern lief was sie laufen konnte, um den Garten des Instituts herum und stellte sich hinter eine Anschlagsäule, die dem hinteren Ausweg des Gebäudes gegenübersteht. Und es dauerte nicht lange, siehe, da schritt aus dem offenen Portal mit fröhlichen Schritten Herr Ewald Brock. Das Monstrum war so fröhlich, daß es vor sich hinpfiff. Auch schlug er mit seinem Spazierstock

eine steile Terz in die Luft. „So ein Aas!" dachte sich Paulchen und trat ihm in den Weg.

Sie sagte weiter nichts als „Na?", aber es war ein „Na?", das Herrn Ewald in die Gedärme fuhr.

„Paulchen!" sagte er, „du hier?"

„Ja, ich hier. Aber du? Wo bist denn du?"

„Ich? Ja, weißt du, hä, ich war bloß mal . . ."

„Was warst du bloß mal? Schäme dich, Dickes! Ich bin doch nicht dein Alter, daß du denkst, du kannst mir was vorschwindeln! Nein, Ewald, das ist wirklich gewöhnlich von dir. Wie ein Schuljunge, der hinter die Schule läuft! Weiß Gott, du, ich gehe zu deinen Professoren, reihum geh ich, und erkundige mich, ob du regelmäßig kommst. Ich blamier dich, wenn nichts anderes hilft. Es ist ja . . . Pfuiteufel nochmal! Das hätte ich nicht von dir gedacht!"

Herrn Ewald Brock wurde es ganz blümerant, wenn er sie so reden hörte, so bestimmt und so besorgt, so . . . Es war ja wahrhaftig wie die guten Lehren seiner Mutter. Bloß in den Worten war der Unterschied. Im Tone war es ganz dasselbe. Es packte ihn. Er kam sich ganz miserabel vor.

Und er sprach, indem er sich auf die Unterlippe biß: „Na ja, hä, ja, du . . . Du hast recht. Hä, wirklich. Du hast . . . ja . . . recht hast du. Es ist nicht, hä, schön von mir. Positiv recht hast du. Ganz positiv! Ich hab mirs, hä, auch schon selber gesagt, weißt du. Positiv selber . . . Ja. Es ist wirklich elend von mir, daß ich so . . . Aber laß gut sein! Wirklich! jetzt will ich . . . siehst du . . . jetzt geh ich sofort zurück ins Institut!"

„Ja, und vorne wieder raus!"

„Nein Paul, nein, du kannst dich darauf verlassen. Warte! Ich werde dir mein Wort darauf geben. Mein Wort! Siehst du, hä, dann kann ich ja nicht anders! Mein Wort also!"

„Gut; das wirst du ja wohl halten. Ich glaube dir. Aber das Wort gilt nicht bloß für heute!“

„Nein, nein, natürlich, das gilt, hå, das gilt für immer. Wirklich! Du brauchst auch gar nicht mal mehr mit bis hin zu gehen. Positiv, mein Wort! Für immer!“

„Na, so geh also, infames Dickes, du! Geh! Mach! Schnell!“

Und sie lachte ihn so glücklich an, daß er selber wieder fidel wurde und sprach: „Hakschebaksche, Paul, ich habe eine rasende Lust auf die Gynäkologie!“

Sie sah ihm vergnügt nach und schickte ihm hinter der Anschlagsäule her eine Kußhand.

In ganz Europa gab es keinen fröhlicheren Gynäkologen heute, als Herrn Ewald Brock.

Zwölftes Kapitel

Aber das streift ja ans Aschgraue!

Am nächsten Sonntag entwickelte sich das Mittagessen bei Schlangendamens, wie Stilpe das Haus Brock-Holunder nannte, zu einem heiter-feierlichen Gelage.

Herr Brock war in Frack und weißer Binde, Paul hatte das „berühmte seidene“ an, das zur Erzielung eines soliden Eindruckes zugleich mit den Möbeln gekauft worden war, und Stilpe erschien in einem hochkragigen braunen Bratenrocke, dessen Schnitt an die Biedermeierromantik erinnerte.

Gleich wie er ins Zimmer trat, ließ er alle Register seines Klappenwerkes los: „Träume kommen aus dem Bauche sagte jene Canaille, ehe sie sich aufknüpfte. Pfui, was für ein würdeloses Axiom! Ich tilge es aus dem Buche der Weltweisheit und schreibe dafür mit Zinoberzügen hin: Träume kommen aus der Erkenntnis!“

Sprachs und ließ sich in den Schaukelstuhl fallen, daß er wippte.

Herr Ewald Brock knöpfte seinen Rock auf, strich über den Leib und sagte: „Mehlsuppe!“

„Kleingläubiger!“ erwiderte Stilpe. „Denkst du, daß dein roher Hohn mich aus der Verfassung bringt? Bah! Mein Zerebralsystem ist robuster als dein eintöniger Witz. Träume kommen, — wie sagte ich doch?“

„Aus der Erkenntnis“ sagtest du.

„So? Sagte ich? Wundersam! Was man nicht alles sagt! Aber merke dir den Spruch, Ewald! Es könnte sein, daß er richtig wäre!“

„Nun bitte ich dich, Mensch wie bist du bloß, hä, auf den Unsinn gekommen!“

„Ich kam auf diesen Gedanken, wie ein Philosoph auf einen Gedanken kommt, d. h. der Gedanke kam zu mir. Was sollte ich anders tun, als ihn aussprechen? Er kam, also war er da. Er war da, also mußte er gesagt werden. Dies zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes.“

In diesem Augenblicke trat Paul mit der Suppenterrine ein.

Stilpe erhob sich zeremoniös, küßte Paul die Hände und sprach: „Siehe, die Bundeslade, getragen von Gabriel, der Engel schönstem. Pulchra ut sol, clara ut lux. Ich will ahnungslos sein, wie jener Knabe Baron, dem ich gestern eine Bierzeitung vorlas und den Glauben beibrachte, das sei das Pronunciamento einer neuen Literaturrichtung, ja, ich will ein unantastbarer Strohkopf heißen, wenn unter diesem Deckel von gebrannter Erde nicht Kalbshirnklößchen schwimmen, sanft umspielt von allerlei Gemüsen. Ist es so, Woglinde?“

„Nein, aber Krebssuppe ist es,“ erwiderte Paul. „Du, mein Lieber, bist n i c h t wert, davon zu essen, wenn du dich damit abgibst, naive Gemüter auf den Leim zu locken.“

„Es ist schnöde,“ bemerkte Herr Brock, „aber es sieht ihm ähnlich. Gib ihm wenigstens keine Klößchen!“

„Sagt ichs nicht? Hatt ich nicht recht? Klößchen schwimmen in jener Flut! Auf, laßt uns ein Lied zu Ehren der Klößchen singen! Mach du indes die dicken Burgunderbäuche auf, Ewald! Wie aus dem durchschnittenen Halse jenes Sängers, den sie Orpheus nennen, quille in breitem Strome gemach der rote Saft. Ich will hoffen, daß irgendwo auch Sekt steht. Sähe ich ihn, so würde mir noch wohler sein, obwohl es mich auch so dichtert. Denn es dichtert mich immer vor der Suppe."

Und Stilpe hatte die Niederträchtigkeit, folgendes zu singen:

Sah ein Knab ein Klöslein stehn,
Klöslein in der Suppe,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
S war ihm gar nicht schnuppe,
Klöslein, Klöslein, Klöslein rot,
Klöslein in der Suppe.

Knabe sprach, ich breche dich ...

Da fiel ihm Paul ins Wort: „Sing das Lied deinem Baron als moderne Lyrik vor, Stilpe, aber laß uns damit ungeschoren. So ein schönes Lied zu verekeln! Ich möchte heulen, wenn ich bloß die Melodie höre, so wunderschön ist es. Und so ein ruppiger .... Na, mach Ewald, die Suppe wird kalt!"

Aber Stilpe erwiderte: „Jetzt wird dieses erstaunliche Mädchen auch noch sentimentös. Mir wird es angst, ich fürchte mich! Menschen, sagt, was gehen hier für schwierige Sachen vor? Graue Zylinder gehen um in den Hörsälen, und Schlangendamen kochen Suppen, daß Nase, Aug und Ohr auf die Zunge neidisch werden. Aber diese mythologische Suppenvollkommenheit vermag es nicht, die zarteren Reize des gefühlvollen Mädchenbusens zu beeinträchtigen: Mathilde kocht nicht bloß, nein, sie schwärmt auch ...! Ewald, wer hat dir deine Prinzipien gestohlen? Ho-

lunderin, wer hat deine Tanzschlange gehäutet? Ich erlebe es noch, daß ich dieses Fabelheim als Hofprediger verlasse. Wachsen mir nicht schon Bäffchen, Woglinde?"

„Nein," sagte Paul, „du bleibst so ruppig, wie du immer warst."

„Aber an Weisheit nehme ich doch offenkundig zu, Mädchen. Ich bitte dich, raube mir nicht diese Gewißheit. Gestern, als jener Baron, den ich schon einmal in dieser Gesellschaft zu nennen mir herausnahm, schwärmerisch sprach: ‚Wahrlich, es ist ein herrliches Gefühl, mitschaffen zu dürfen, wenn auch als bescheidene Kraft, an den hohen und hehren Aufgaben dieser Zeit, und ich fühle so recht, daß auch ich,' — das übrige ist Nebensache, — wahrlich, da fühlte auch ich so recht, wie weise ich bin, und ich sagte zu dem erschütterten Knaben: Kennen Sie mein Neuestes? ‚Leider nein!' sagte das liebe Gemüt. Nun so hören Sie! sprach ich und sang:

Weise bin ich worden
Wie der König Salomo,
Stifte mir den Orden
Zum gezähmten Floh.

Als ich fertig war, lauschte mein süßes Knäbel noch immer, denn er dachte, es kommt noch was. Ist es nicht schön? sagte ich. ‚O ja,' sagte er. Und tief? sagte ich. ‚Zu tief für mich,' klagte er. So warten Sie noch ein wenig, Herr Baron, sagte ich. Auch Ihre Zeit wird kommen. Halten Sie nur unentwegt fest an der Fahne Ihrer schönen Hoffnungen, edler Adelsmensch!"

„Sag mal Stilpe," fragte Paul, „tut dir die Zeit nicht leid, die du mit solchem Unsinn verstreust?"

„Nein," sagte Stilpe, „denn es ist mein Metier, die Zeit zu verstreuen, wie du gar anmutig hinwarfst. Deshalb bin ich auch Dichter geworden seit vorgestern. Habt ihr mir das nicht an diesem

loreleihaft schönen Bratenrocke angesehen? Auch unterrichte ich im Dichten. Jener Baron ist mein erster Schüler. Talent wird nicht verlangt. Nur Unentwegtheit."

„Ich hoffe, daß das alles eine deiner gewöhnlichen Lügen ist, Stilpe," sagte Paul.

„Soll ichs euch beweisen, daß ich dichte?" rief Stilpe, „soll ich euch mein penetrantes Gedicht an die unentwegte Fahne vorlesen?"

„Nee, Stilpe," entschied Herr Ewald Brock, „das tu nicht. Rede soviel Unsinn, als du magst, aber lies keine Gedichte vor."

Und Stilpe redete in der Tat bis zum Nachtisch Unsinn in allerhand Schattierungen. Als aber der Kaffee an die Reihe kam und Paul hinausgegangen war, weil sie als Mieterin mit dem Hauswirt eine Besprechung hatte, wurde er ernsthaft.

„Du," sagte er zu Herrn Brock, „was denkst du dir denn eigentlich, was du mir schuldig bist, daß ich dir Mathilden beigelotst habe?"

Herr Brock reichte ihm kordial die Hand und sagte: „Danke!"

„Ich glaube, Mann, du weißt gar nicht, was du an dem Mädchen hast! Ich habs ja auch jetzt erst gemerkt, was für ein Frauenzimmer das ist, was für eine ganz unglaubliche Person! Ich trau mir kaum, sie mehr du zu nennen! Die hat ja mehr intus, als du und ich zusammen! Das ist ja gar keine Schlangendame mehr! Das ist ja eine Frau, vor der man knien sollte! Du bist ja diese eminente Person nicht im allerentferntesten wert! Gott straf mich!"

„Nu, nu," sagte Herr Brock, der beim Verdauen war, „einen bunten Hund brauchst du mich deshalb nicht gleich zu nennen. Aber es freut mich, daß du dahinterkommst, was, hä, was für ein Kerl Paul ist. Ein Kerl sag ich dir! So was lebt nicht! Wenn

ich jemals mein Staatsexamen mache, so ist sie schuld dran! Niemand sonst!"

„Du gewiß nicht," pflichtete Stilpe bei.

Und Herr Ewald stand auf, ging auf Stilpe zu, klopfte ihm mit dem rechten Zeigefinger feierlich auf die Schulter und sagte: „Und wenn ich ihr das jemals vergesse, so bin ich ein ganz gewöhnlicher Halunke!"

Sprachs und begab sich wieder zurück an den Ort, da er zu verdauen gewohnt war.

Stilpe aber sprach: „Weißt du was, heirate sie zur Belohnung!"

Da erhob sich Herr Ewald Brock zum zweiten Male. Diesmal sehr schnell, ging wieder auf Stilpen los und sah ihn nicht eben freundlich von oben bis unten an. Als Kommentar zu seinen Blicken bemerkte er bloß: „Du, das sag ich dir! Davon laß deine Witze!"

„Aber Scherz ohne, Ewald! Ich wüßte nicht, was du gescheiteres tun könntest!"

Herr Brock saß bereits wieder und hatte seinen alten ruhigen Ton: „Aber Stilpe! Wo denkst du hin! Mein Vater wird nächstens Geheimrat werden. Gott, das Geheule, wenn ich mit einer Schlangendame angezogen käme."

„Und Serpentine-Cancanöse. Tja!... Dumm!... Schade!... Aber mußt du denn gleich alles verraten? Kannst du die Schlangendame nicht unterschlagen und bloß die Pfarrerstochter aktiv werden lassen?"

„Was für eine, hä, Pfarrerstochter?"

„Na, das hat sie dir doch wohl erzählt?"

„Nee, was denn?"

„Was, das hat sie nich? Aber das streift ja ans Aschgraue! Das is ja sozusagen übermenschlich!"

„Wenn ich nur wüßte, was!"

„Na, daß sie sich dir nich als Pfarrerstochter vorgestellt hat."

„Quatsch nich!"

„Aber wenn ich dirs sagte! Ernstlich! Sie hat mirs selber mal erzählt, damals, wie ich sie kennen lernte. Sie litt gerade an so ner Gemütsdepression, weißt du, wies in den besten Familien vorkommt, wo man durchaus jemand haben muß, den man am Westenknopf nimmt und nicht eher losläßt, als bis er den ganzen pp. Jammer erfahren hat. Na, und sie verfiel auf mich, weil ich gerade auch so deprimiert und für Elegien milde empfänglich war. Nämlich dann bin ich nich so ruppig wie du denkst. Herrgott, du weißt ja selber, was moralischer Jammer ist, hoff ich. So mürbe ist einem, so müde, matsch und marode. Man kommt sich vor, wie eine Kommode, in der der Wurm schleicht und picke-pick macht. Vermoulu, nennens die Franzosen, wie mir Mathilde damals sagte."

Stilpe machte eine Pause. Aber Herr Brock war ungeduldig und sagte: „Komm doch zur Sache, Mensch! Siehst du denn nicht, daß ich endlich wissen möchte!"

„Na, Gott, es ist kein Roman. Es ist eine Geschichte, häufiger als Selbstmord. Also: Der Vater ein Pastor im Schlesischen, die Mutter eine Französin. Wie sich die Menschen manchmal finden und mengen. Im Himmel liebt man die Ragouts. Der Alte hatte das Mädchen aus der Fremde im Schlosse eines dieser schlesischen Großgrafen kennen gelernt, wo er die jungen Edelbuben als Präzeptor, sie die kleinen Komtessen als Gouvernante striegelte. Und so wurde aus dem schlesischen Gottesmanne und der netten fidelen Französin, NB. wie sie sich geheiratet hatten, unsere, pardon: d e i n e Mathilde. Und das ist nun ihr ganzes Verhängnis: daß sie aus zweierlei Blute ist. Sie hats einfach nicht aushalten können zu Hause und ist durchgebrannt, wie die

Mutter gestorben ist und die Pfarre in Friedenberge, oder wie das Nest heißt, ganz langweilig wurde. In Breslau ist sie zum Ballett gegangen. Da hat ihr aber die Schuhriegelei auch nicht gefallen, und, fix wie sie ist, hat sie sich unter der Anleitung von so nem Impresario ihre Spezialität zugelegt. Damit ist sie dann weit herumgekommen, in London, Brüssel, Paris, was weiß ich!"

„Das hat sie mir erzählt, wo sie überall war."

„Na ja, und schließlich hat sie gemerkt, daß der Impresario sie schauderhaft betrog und da hat sie ihm den Laufpaß gegeben, was sehr temperamentvoll, aber nicht gescheit war. Denn nun ist sie ein bißchen unter die Räder gekommen. Hats nicht verstanden, sich selber zu managen, wie die vom Brettl sagen. Daher der Name Stadtgarten. Hör mal: Das hast du doch hoffentlich gemerkt, daß sie keine von den ortsüblichen Trampelfüßlerinnen ist!"

„Hä, natürlich! Natürlich! Aber, daß sie mir nicht . . ."

„Ja, daß sie dir davon nichts gesagt hat, ist wirklich . . . Du, ich finde, das ist doch eigentlich fabelhaft anständig von ihr. Das is doch . . . nich?"

Herr Brock machte ein bekümmertes und ratloses Gesicht: „Ja, das ist . . . Aber das hilft mir ja doch nichts! Das ist ja, das ist ja eine verdammte Chose! Jetzt wird die Geschichte ja ungemütlich für mich. Am Ende . . ."

„Was am Ende?"

„Am Ende denkt sie selber ans Heiraten!?"

„Das glaub ich nicht."

„Es wäre auch gräßlich! Denn daran ist ja gar nicht zu denken!"

Herr Brock stand wieder auf und bewegte sich schnaufend durchs Zimmer.

Stilpe aber geleitete ihn mit folgenden klugen und tröstlichen Worten nach und nach wieder zu seinem Verdauungsstuhle: „Hab keine Angst. Sie denkt bloß ans Bemuttern. Glaube mir, der ich

seit vorgestern ein Dichter bin! Der alte Holunder aus Schlesien ist einfach zum Durchbruch bei ihr gekommen. Und nun seelsorgt sie ein bißchen für dich. Eines Tages aber wird wieder die alte Dame aus dem Lande Qui aktiv in ihr werden, und dann, mein Sohn, wirst du ihr zu dick und phlegmatisch sein. Plötzlich wirst du verwaist in diesem bauchigen Stuhle sitzen und nach den paulinischen Wickelklößen seufzen. Sei klug, gräme dich nicht und laß dir keine grauen Gedanken wachsen. Laß vielmehr, solange es dir beschieden ist, deine Seele von ihr retten und diesen imposanten Leib pflegen."

Dreizehntes Kapitel

Prolet, der du bist!

Am Abend desselben Tages, als Stilpe gegangen war, rückte Herr Ewald Brock sofort mit dem heraus, was ihm der gesagt hatte. Es war ihm ganz unmöglich, es bei sich zu halten. Es schob sich in ihm umher wie eine Wanderniere. Es war ihm, als trüge er einen Fremdkörper in der Magengegend mit sich herum. Er fühlte, daß etwas Bedrohliches über seiner friedlichen Existenz hing.

Er enthüllte, was er erfahren hatte, in einem schweren, vorwurfsvollen, bangen Tone, und er klavierte dabei recht erregt mit seinen Fingern auf dem Tischtuche, er, das Bild sonst innig gefestteter Ruhe.

Aber Paul nahms gar nicht feierlich:

„Hat er dirs nun glücklich ausgefrachtet, der Gute. Ich sags ja, der Mann ist zum Journalisten geboren. Er kann nichts für sich behalten. Und hast du geweint, mein Lämmchen, über die rührende Geschichte?"

Aber Herr Ewald Brock ging nicht auf diesen Ton ein. Obwohl das Fett am menschlichen Antlitz zur Entfaltung würdigen Ernstes

hinderlich ist (weshalb die meisten Pastoren bei ihren seriösesten Stellen so komisch aussehen), so brachte er es doch zu einem ganz respektablen Ansatze einer tragischen Maske, indem er sagte:

„Ach, Paul, du glaubst nicht, wie mich das, hä, ergriffen hat!"

„Ich glaube dirs schon, mein gutes Dickes, ich weiß ja, was du für ein weiches Lämmerschwänzchen bist trotz deines grauen Zylinders und der vielen verlassenen Konfektionösen. Aber, weißt du, die Geschichte ist wirklich nicht so rührend, wie sie vielleicht aussieht. Ich wenigstens, na, ich bin recht gut dabei gefahren. Ich will gar nicht davon reden, daß ich dich, mein Dickes, niemals gekapert haben würde, wäre ich ewig das Gänschen aus dem Pfarrgarten geblieben. Ich hätte wohl kaum gewagt, meine Augen zu einem grauen Zylinder zu erheben, und du würdest, wenn du mich in meiner Konfirmandinnenmantille, die mir bis zum 19. Jahre anhaftete, gesehen hättest, kaum Haksche-Baksche gesagt haben. Ich wäre dir übelriechende Luft gewesen wie jene armen Hallenserinnen, die du heiraten sollst. Nein, abgesehen davon auch, ich bin heilfroh, daß ich die Kurasche gehabt habe, ins Leben zu laufen aus diesem gräßlichen grauen Hause mit den ewigen Chorälen. Siehst Du, mein guter Junge, davon hast du wohl kaum eine Ahnung, wies einem zumute ist, wenn man Beine zum Tanzen hat und man soll immer bloß Schrittchen her und Schrittchen hin machen: von der guten Stube in die Küche, von der Küche in die Kammer, von der Kammer in die Kinderstube. Herrgott du, was war das für ein entsetzliches Leben! Solange meine Mutter lebte, gings ja. Das war doch eine Französin, wenn auch eine protestantische. Die konnte lachen, die konnte singen! Weißt du, sie sang die Chansons von Lisette! Vater entsetzte sich schon vor den Melodien. Der gute Vater! Wenn er den Text verstanden hätte! Ich glaube, er hätte das Haus ausschwefeln lassen. Und einen Humor hatte sie! Dem war nichts heilig. Auch Vaters Pre-

digten nicht. Manchmal übersetzte sie sie ins Französische und hängte ihnen Nutzanwendungen an in einem kollernden Pathos, daß man hätte schreien mögen vor Entzücken. Und wie sie es sprach, das Französisch! Es war wie ein Glockenspiel . . ."

Sie ging ans Klavier und sang:

„Gaité, persévère;
Amis, votre main.
Lise, emplis mon verre;
Eh! vite en chemin!"

„Deinen Vater hast du wohl nicht so lieb gehabt?" fragte Herr Ewald.

„Nein."

„Lebt er denn noch?"

„Ich weiß nicht."

„Und du hast, hä, gar keine Sehnsucht? Wie?"

„Gar keine."

„Das ist aber doch, hä, das ist doch merkwürdig. Nich?"

„Kann sein."

„Ich begreife das nich, Paul. Ich bin doch n Mann und ziemlich, hä, ruppig in meinen Gefühlen, aber so ganz ohne, hä, ohne Familiensinn zu sein, das ist mir doch, das geht mir doch, hä, über die Hutschnur."

„Ja ja, mein Dickes, und deshalb hab ich dir auch nichts von meiner guten, meiner schönen, meiner anständigen Herkunft erzählt. Du bist ein so liebes und unerfahrenes Herrgottschäfchen, daß ich dich schonen wollte. Du bringst es zwar fertig, deinen guten Alten zehn Jahre unausgesetzt zur Verzweiflung zu bringen, indem du das Gegenteil von dem tust, was er für recht hält, aber du wärest gewiß nicht imstande, ihm zum Trotz etwa Baß-Buffo zu werden, du pietätvolles dickes Tierchen!"

Herrn Ewald Brock war bei diesen Worten zumute, als hätte

ihm soeben jemand mit einem breiten, dicken englischen Absatz auf sein ältestes Hühnerauge getreten. Er machte ein wehevolles Gesicht, an dem Physiognomiker zu erkennen vermocht hätten, wie er einst als zahnendes Baby ausgesehen hatte, und sagte: „Ja, natürlich, dir wäre es freilich lieber, wenn ich so ein, hä, Tingeltangelmensch wäre. Verachtest mich wohl, weil ich kein „Künstler" bin? Hä? Ich bin dir wohl zu gewöhnlich!?"

„Nein, mein Dickes, du bist mir gerade recht. Sonst würd ich mich nicht so abquälen mit dir. Bloß, du mußt dir nicht einbilden, daß es eine Tugend ist, wenn man kein Temperament hat. Siehst du, das Temperament, das ist schuld daran gewesen, daß ich aus dem Pfarrnebel davongegangen bin. Farben wollte ich, Luft, Menschen, Tumult, Leben. Ich wollte Arme und Beine rühren und laut reden dürfen. Ich erstickte da hinten in dem tristen Immerwiederdasselbe. Ich fühlte mich, weiß Gott, nicht zu Hause in dieser Pfarre. Mein liebster Gedanke war mir, wenn ich mir einbildete, mein Vater wäre gar nicht mein Vater, ich wäre gar nicht die Pfarrerstochter von Freienberge, nein, ich wäre eine verwunschene Prinzeß, so eine ganz feine und schöne, und eines Tages würde ein wunderbarer Prinz mich holen in einer goldenen Kutsche mit vier Schimmeln. Kennst du das Lied? —:

Komme doch, komme doch, komm in mein Haus,
Herzensprinz, laß mich nicht warten,
Führ mich doch, führ mich doch, führ mich hinaus,
Der Mond steht über dem Garten.

O, sieh, wie sein Silber die Beete beglänzt,
Die Blumen sind wie aus Seide,
Ich habe mein Haar mit Rosen bekränzt,
Ich warte in mondweißem Kleide.

Komme doch, komme doch, nimm mich mit dir,
Herzensprinz, laß mich nicht warten.

Und kommst du nicht balde, so sterbe ich hier,
Der Mond steht über dem Garten.

Das Lied hat auch eine schöne Melodie. Soll ich sie dir vorspielen?"

„Ja, spiel nur."

Und Paul spielte und sang das Lied. Wie es zu Ende war, sprang sie schnell auf, ging auf Herrn Brock zu und gab ihm einen Kuß, daß es schallte: „Da, mein Prinz!"

„Hä, ich komm mir eher vor wie der p. p. Mond."

„Unsinn, der Prinz bist du. Allerdings, damals hab ich ihn mir anders vorgestellt. Nicht so umfangreich und mit mehr Haaren; weißt du, so einen richtigen Bilderbuchprinzen mit langen Locken und einem Barett drauf und einem rotseidenen Mantel. Heute ist das mein Geschmack nicht mehr. Hast du dir nicht auch mal eine Prinzessin eingebildet, Dickes?"

„Nee, weiß Gott, das hab ich nich."

„Siehst du, deshalb bist du auch nicht durchgebrannt. Sei übrigens froh. Wenn man sich solche Märchenmenschen vorstellt, gefallen einem manchmal die Zeitgenossen nicht recht. Wenn ich denke, wie viele Katzenjammer ich erleben mußte, ehe ich daran glauben lernte, daß es keine Märchenprinzen gibt ... Pfui Teufel, was für ein Gesindel ist mir über die Seele gelaufen!"

Sie schültelte sich. „Bloß das Tanzen hat mir drüber weg geholfen, und daß ich meinen Leib so nach Gefallen recken und strecken durfte. Armes Dickes, daß du nicht weißt, wie wohl das tut. Oh, du, wenn so die breiten Lichter über mir wechselten, und ich wußte von nichts mehr als von meinen Armen und Beinen, wie sie der Musik folgten. Ah, diese köstliche Mühe, die eine Lust ist, dieses wundervolle Gefühl, seine Wollust darzustellen. Ich bin mir immer wunder was vorgekommen, wenn ich oben stand."

Herrn Brock kam ein ängstlicher Gedanke: „Sag mal, Paul, hä, schließlich sehnst du dich nach dem Brettl?"

„Nein, ich sehne mich nicht. Ich wundere mich selber, daß ich mich nicht danach sehne. Ich muß wohl sehr verliebt in dich sein. Es ist unbegreiflich."

„Hä was? Was ist unbegreiflich?"

„Daß ich dich so gerne habe, du Kloß. Das ist gerade so unbegreiflich, wie daß meine Mama meinen Vater hat gerne haben können."

„Ach, Paul, bei deiner Mutter, hä, da war es doch noch was anderes."

„Wieso?"

„Na, dein Vater hat sie doch schließlich geheiratet . . ."

Kaum hatte Herr Brock das in aller Harmlosigkeit gesagt, da sprang Paul auf, sah ihn aus großen Augen erstaunt und verächtlich an, gab dem Stuhl, auf dem sie gesessen, mit dem Fuße einen Stoß und sprach: „Prolet, der du bist."

Herr Ewald Brock war sich über seinen Schrecken noch kaum klar, da war sie auch schon durch die Portiere verschwunden.

Er bemühte sich vergeblich, in ihr Zimmer zu kommen.

Vierzehntes Kapitel

Was stöhnst du denn so?

Herr Ewald Brock hatte eine schlechte Nacht nach dem Gespräche, das von Paul so brüsk abgebrochen worden war. In seinem ganzen Leben war es ihm noch nicht passiert, daß er im Bette nachgedacht hatte. Heute mußte er auch das noch erleben.

Erst wars bloß wieder dieses inwendige Herumgewandere, dieser unangenehme Fremdkörper, der in der Magengegend hin- und herrollte. Dann lichtete sichs ein bißchen, und Herrn Brock kam eine Empfindung, wie: Die Verhältnisse haben sich verschoben.

Das ists! Aber wie denn? Ja, so: Paul stand nicht mehr neben, sondern über ihm.

Das war es.

Infames Gefühl! Bisher war es ihm, unbewußt zwar, aber im Effekt ganz deutlich, eine wohltuende Empfindung gewesen, sich einzubilden, er habe Paul zu sich emporgezogen. Jetzt kam es ihm auf einmal umgekehrt vor.

Aber nein: Das ging nicht! Wirklich nicht! Unmöglich! Ein ebenso unwürdiges wie unbequemes Verhältnis! Und so ungewöhnlich! Wider die Natur geradezu! Er erinnerte sich, ähnliches, aber lange nicht in dieser Stärke, empfunden zu haben, wenn ihm ein junger Fuchs zu gescheit gekommen war. Na, den hatte er ja bald kirre gekriegt. Er zwiebelte ihn mit Ganzen und Halben solange, bis er sich entweder duckte oder austrat.

Ob er wohl Pauln würde ducken können?

Unsinn. Das wars ja eben, daß er so ganz machtlos, so positiv unten war.

Also mußte denn er das Feld räumen, er! Die Manneswürde erheischte es. Jawohl!

Aber kaum hatte er sich zur Höhe dieser Überzeugung emporgeschwungen, da wurde ihm zum Wimmern weh.

Ach Gott, es war doch so schön mit Pauln zusammen! So mollig, so angenehm sicher. In seinem ganzen Leben war ihm ja noch nicht so wohl gewesen, obwohl er sich nicht besinnen konnte, jemals ein solcher Streber gewesen zu sein, wie jetzt.

Und das soll also aus sein? Richtig und radikal aus?

Wie er auf diesen Gedanken stieß, wälzte Herr Ewald Brock seinen Leib so gewaltig im Bett, daß die Matratze schmerzlich aufstöhnte und die Bettpfosten murrten. Dieser Gedanke war zu furchtbar. Er trieb ihm den Schweiß aus allen Poren.

Herrgott, Herrgott, Herrgott! Was sollte das werden?

Er sollte also wieder hinabgeschleudert sein in die haltlos flutende miserable Menge derer, die nomadenhaft in allerlei Kneipen herum essen und sich mit impertinenten Philösen und ihrem schmachvollen Kaffee abfinden müssen? Er, er sollte wieder Sonntags im Schloßkeller zu Reudnitz mit den skizzenhaften Mädchen anbandeln müssen, die, ohne Distanzgefühl, alle Menschen wie die jüngsten Semester behandeln? Ach, und niemals würde er mehr auf dem Diwan liegen und durch den Rauch seines Nargilehs sehn, wie ihre schönen, vollen, runden . . .

Oh! Ohh!! Ohhh!!!

Er überstöhnte die Tonleiter der Matratze.

Aber nicht genug des Jammers. Tiefer noch ins schmerzende Fleisch der Pfahl. Ein Gedanke kroch ihn an, daß er sich entsetzt im Bette aufrichten mußte, als sähe er Gespenster: Himmel, was wird aus seinem Staatsexamen werden?

Verzweifelt fiel er zurück, und eine Bettplanke sah es ein, daß es vergebens sei, hier standhaft zu bleiben. Sie brach, und Herr Ewald Brock lag nun in einer Höhle, tief und unbequem. Aber diese Lage war Wollust gegen den Schmerz seiner Gedanken.

Nie, sagte er sich mit Entschiedenheit, nie wird er das Staatsexamen machen. Verbummeln wird er, versumpfen! Auf den Kathedern werden Leute stehn und lehren, die in Sexta saßen, als er die Universität bezog. Er wird der Spott der akademischen Jugend sein und sich irgendwohin verkriechen müssen. Und das Ende? Das Ende? Der Alte wird ihn, wie sichs gebührt, ja, *wie sichs gebührt*, enterben. Enterben!

Nochmals schwang er sich mit der Kraft der Verzweiflung im Bette empor, und nun wußte auch die zweite Planke keinen Ausweg mehr als brechen. Er aber lag wie im Grabe tief.

Recht so! Nur immer tiefer!

Doch da kam auch die Beruhigung. Seine Manneswürde war

bezwungen und grollte nicht mehr. Er resignierte. Jedes Auftrumpfen mit derlei stolzen Dingen ist vergebens, ist umsonst. Es geht nicht. Er muß sich fest anklammern an Paul. Fratzenhaft, der Gedanke, fortzugehen. Er kann ja gar nicht. Und wenn all das Widrige, das Kneipenessen, die Philösen, die inferioren Mädchen, ja, auch wenn das mit dem Staatsexamen nicht wäre, — er könnte doch nicht fort. Fest sitzt er. Verliebt ist er.

Dieser Gedanke schwang ihn zum Bett hinaus. Er lief zu Pauls Stubentür. Er pochte. Erst leise, dann immer gewaltiger.

Keine Antwort.

Er rief. Er schrie. Er fluchte. Er bettelte.

Keine Antwort.

Er ließ den Kopf sinken. In seinem Nachthemde glich er, wie er so knickebeinig dastand, einem mittelalterlichen Büßer. Es war unrecht vom Monde, ihn in dieser Situation auch noch anzuscheinen.

Noch einmal klopfte er. Noch einmal flüsterte er sehr zärtlich: Paul!

Keine Antwort. Nichts.

Er wankte zum Bett und warf sich trostlos in die Matratzenhöhle. Da erkannte die dritte Planke, daß jeder Widerstand vergeblich sei, und brach. Nun lag er ganz bejammernswürdig. Tief ruhte der runde Schwerpunkt seiner Leiblichkeit, aber aufwärts strebten Beine und Oberkörper.

Doch was war das gegen den Schmerz seiner Seele? Die geknickte Linie seines Körpers war nur ein schwaches Abbild seines vielfach geknickten Herzens.

Es war ihm klar: Paul würde ihn verlassen. Schrecklich schnell war Stilpes Prophezeiung Wahrheit geworden. Er sah sich schon einsam in dem Polsterstuhle sitzen und vergebens die Arme nach ihr ausstrecken.

Mit diesem traurigen Bilde im Gemüte schlief er ein, und herzlose Träume verzerrten es ihm noch mehr.

Früher als sonst, obwohl er so schlecht geschlafen hatte, wachte er auf.

Ob sie schon fort war? Nein, er hörte sie mit den Kaffeetassen klappern.

Ach, wie war seine Stimme matt und bange, als er rief: „Paul?"

Kurz klang die Antwort: „Komm doch!"

„Willst du nicht erst eine Weile zu mir herein, Paul?"

„Nein; mach schnell!"

Gott, er mußte sich die Strümpfe selber anziehn. So würde es nun immer sein. Ach! Oh!

„Was stöhnst du denn so?" fragte Paul mit unzärtlichem Gleichmut.

„Ach Gott, mir ist nicht wohl!"

„Mir auch nicht. Mach! Der Kaffee wird kalt."

Äh, was für ein Gesicht sein Spiegel ihm zeigte. So sah seine Zukunft aus: Matte Augen und schwarze Ränder darum.

Ängstlich trat Herr Ewald Brock ins Zimmer. Da saß Paul am Kaffeetisch und las die Zeitung. Sah gar nicht auf.

„Was fehlt dir denn, Paul?" wagte Herr Ewald zu sagen.

Da ließ sie das Blatt sinken, sah ihn groß an und sagte: „Hast dus eingesehen?"

„Ja, Paul."

„Na, dann ists gut."

Herr Ewald Brock war überglücklich. Er wollte gleich auf sie zu und sie umarmen.

Aber sie wehrte ab. „Nein, erst dein Wort, daß du nie wieder von solchen Gemeinheiten anfangen wirst."

„Ich habs ja nicht so gemeint, Paul."

„Dein Wort!"

„Ja, Paul, ich gebe dir mein Wort."

„Du bildest dir also nicht ein, daß ich von dir geheiratet sein will?“

„Nein, ich bilde es mir nicht ein.“

„Das ist dein Glück.“

Fünfzehntes Kapitel

Paul! Himmelherrgott, Paul! Nein!? Ja!? Herrgott, Paul!

Von nun ab geschah im Leben Herrn Ewald Brocks und seiner Erzieherin eine ziemliche Weile, wohl drei Semester lang, nichts, das mich zum Erzählen reizen könnte. Es ist ein langweiliges und unerbauliches Geschäft, täglich der Wissenschaft der Medizin nachzugehen, von der nur teuflische Frivolität behaupten kann, daß sie leicht zu fassen sei. Herr Ewald Brock entdeckte in ihr vielmehr eine überaus spröde Materie. Indessen, er ließ nicht ab, sich in sie einzubohren, nnd siehe, er nahm zu an Kenntnis und Erfahrung und klomm in einem zwar nicht hastigen aber sicheren Tempo von Staffel zu Staffel, von Station zu Station des Staatsexamens. Nach jeder bestandenen Prüfung aber brachte er ein Bukett nach Hause und sprach: „Das haben wir wieder mal sehr gut gemacht, Paul.“

Paul aber pflegte zu erwidern: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Schwarzen gern.“ Sie meinte damit den Examenzylinder.

Schließlich war Herr Ewald Brock so weit, daß er ihn nur noch einmal aufzusetzen hatte. Da kam ein Brief seines Vaters:

Lieber Sohn!

Die verhältnismäßig schnelle Folge, in der Du nun endlich Deine Examenpflichten bis auf eine erledigt hast, läßt mich hoffen, daß auch diese letzte bald und löblich getan sein wird. Ich freue mich herzlich dieser Hoffnung.

Du bist recht spät vernünftig geworden, lieber Ewald, und ich frage mich manchmal, was wohl der äußere oder innere Anlaß gewesen sein mag, daß Du Dich plötzlich aufgerüttelt und entschlossen hast, ein ersprießlich tätiges Leben zu führen, wie es sich für einen Mann in Deinen Jahren geziemt. Gleichviel, was der Grund sein mag, wir haben alle Ursache, ihm von Herzen dankbar zu sein. Ist es ein Mensch gewesen, der Dich vermocht hat, in Dich zu gehn, so wird es mir eine große und herzliche Freude sein, ihn kennen zu lernen und ihm meinen Dank auszusprechen. Ich wäre ihm soviel Dank schuldig, wie Deiner guten Mutter, die Dich geboren hat, denn durch ihn wärest Du uns ein zweites Mal geschenkt worden. Ich habe Dich schon zu den Verlorenen gerechnet, Ewald.

In diesem Zeitpunkte aber, da Du endlich an der Schwelle zu einem bürgerlichen Berufe stehst, ist es vonnöten, mancherlei ins Auge zu fassen. Ich weiß nicht, ob Du schon ans Heiraten gedacht hast. An der Zeit wäre es wohl. Du bist jetzt dreiunddreißig Jahre alt.

Deine Mutter, Du wirst es ihr nicht verdenken, hat bereits Umschau nach passenden Partien gehalten. Die geeignetste scheint ihr Fräulein Berta Petermann zu sein, die Tochter des Dir ja wohl bekannten Pastors in unserer Gemeinde. Er hat Dich ja konfirmiert. Fräulein Petermann muß Dir auch bekannt sein, obwohl Du Dich freilich letzter Zeit in Halle kaum hast sehen lassen. Sie verkehrte viel mit Deinen Schwestern. Es ist ein ruhiges, gründlich gebildetes Mädchen, jetzt fünfundzwanzig Jahre alt.

Ich schreibe Dir alles dies, damit Du, wenn Du nach Absolvierung der letzten Station zu uns kommst, darauf vorbereitet bist, daß Mama Dir Vorschläge dieser Art machen will.

Nun sieh zu, daß Du die letzte Station bald hinter Dir hast.

Und mach auch Deinen Doktor. Hast Du Dir schon ein Thema zur Dissertation überlegt?

Dein
treuer Vater.

Dieser Brief hinterließ in Herrn Brock junior fatale Gefühle.

Paul merkte seine Verstimmtheit und fragte: „Na, Gelehrtes, was ist dir ins Weisheitsmagazin gefahren? Hast du Angst vor der letzten?"

„Ich wollte, ich fiele durch!" sagte Herr Ewald mit einer beängstigenden Entschiedenheit.

„Ewa! Du wirst doch nicht ... Du wirst doch nicht übergeschnappt sein vor lauter Gelehrsamkeit? Gott, was man für Sorge mit den Kindern hat! Schließlich bist du wirklich so freundlich und fällst mir durch!"

„Ich bitte dich, mach keine Witze!" jammerte Herr Brock, „da lies mal den Brief!"

Paul las den Brief, nickte ein paarmal ernsthaft mit dem Kopfe, legte ihn dann sehr sorgfältig zusammen und sagte: „Ist das gründlich gebildete Mädchen hübsch?"

Jetzt wurde aber Ewald wild: „Herrgott, so sei ernsthaft!"

„Bin ich ja!" sagte Paul. „Das ist doch auch bei Hallenser Pfarrerstöchtern wesentlich, ob sie hübsch sind."

„Es ist komplett schnuppe, ob sie hübsch ist," schnaubte Ewald.

„Ich hätte dich für wählerischer gehalten."

„Herrgott!" Herr Ewald rollte die Augen.

Da tat Paul erschrocken und erstaunt:

„Nu! Nu! Es scheint also, du willst sie nicht heiraten?"

„Das Geburtshilf-Phantom werd ich heiraten! Alle Spirituspräparate werd ich heiraten! Den Professor Froscher werd ich heiraten! Den Teufel werd ich tun!"

Herr Ewald Brock nahm den väterlichen Brief und machte eine Papierwurst daraus.

„Na! Na! Na! Bloß nicht so heftig, du Gewaltsames! Wenn ich dich recht verstehe, so gedenkst du ledig zu bleiben?"

„Ich will . . . Ich will . . . Gar nichts will ich!" stöhnte Ewa und er warf die Last seines Leibes auf den Diwan, daß sie noch einmal emporschnellte.

„Das versteh ich nun nicht," bemerkte Paul recht gelassen. „Du willst nicht heiraten und willst auch nicht ledig bleiben. In diesem Leben ist aber eine andre Situation nicht möglich, wenigstens nicht standesamtlich. Es bleibt eigentlich bloß noch Selbstmord übrig. Du willst doch nicht, Ewa?"

Jetzt schrie aber Herr Brock auf wie weiland Achilleus, als er verwundet war:

„Paul, das sag ich dir! Wenn du jetzt nicht ernsthaft wirst, erlebst du was! Das, hä, das ist frivol! Das gehört sich nicht! Das ist . . . oh!"

Er stand auf und rannte zum Schreibtisch.

„Was willst du denn tun, Ewald!"

„Wirst du gleich sehen!"

Und er riß einen Briefbogen aus der Schatulle und schrieb geräuschvoll unter wilden Atemstößen folgenden Brief an seinen Vater:

Lieber Vater!

Ich danke Dir für Deinen Brief. Die letzte Station ist in drei Wochen. Ich denke, daß ich sie bestehen werde. Auch den Doktor werd ich machen. Meine Dissertation ist fertig. Ihr Thema lautet: „Über das Phänomen abnormer Knochenbiegsamkeit bei den sogenannten Schlangenmenschen." Ich habe besondere Gelegenheit zu eingehenden Versuchen auf diesem wenig behandelten Gebiete gehabt. Professor B. hat die Arbeit bereits für eine schätzbare Be-

reicherung unserer anatomischen Kenntnisse erklärt. Aber Fräulein Petermann heirat ich nicht. Ich heirate überhaupt nicht. Es gibt nur eine Person, die ich heiraten würde, und das ist dieselbe, der ich es zu verdanken habe, daß ich mein Examen bestehen kann. Aber diese Person will nicht.

Macht keine Versuche weiter. Das steht fest.

Dein treuer Sohn
Ewald.

In seinem Leben hatte Herr Ewald Brock noch niemals so schnell einen Brief geschrieben. Er nahm sich nicht Zeit, ihn noch einmal zu überlesen, sondern kuvertierte ihn hastig, schrieb die Adresse und ging nach seinem Hut.

„Na?" fragte Paul.

„Was denn!?"

„Ich denke, ich sollte sehen, was du schreibst?"

„Ist nicht nötig."

„Du hast es aber doch vorhin gesagt?"

„Aber jetzt sag ich dir, es ist nicht nötig!"

„Wenn ich aber doch gerne möchte?"

„Daß du wieder unpassende Witze machen kannst? Wie?"

„Nein, nein: Paß mal auf, wie ernsthaft ich sein kann."

„Also: Da!" Und er gab ihr den Brief.

Während sie ihn las, lief er, den grauen Zylinder auf dem Hinterkopfe, die Hände in den Taschen, trotzigen Antlitzes im Zimmer hin und her. Wie ein Junge, der auf Prügel gefaßt ist.

Paul las sehr langsam. Ein paarmal lächelte sie und schielte Herrn Ewald an. Wie sie fertig war, legte sie den Brief auf den Tisch und sagte: „Der reine Telegrammstil, und die Kommas fehlen alle. Aber komisch bist du, Ewa! Wer sagt dir denn, daß ich nicht will?"

Ewa blieb wie angepflockt stehn und riß die Augen auf. Dann nahm er seinen Hut, rückte ihn düster in die Stirne und sagte leise: „Du, Paul, ich sage dir, ich, hä, ich laß mir den Ton jetzt nicht mehr gefallen!"

Da ging Paul auf ihn zu, nahm ihm den Hut ab und streichelte seine dicken Backen: „Soll ich denn noch ernster werden?"

Da merkte Herr Brock, daß sie keine Witze machte. Erst konnte er bloß glotzen. Aber dann packte es ihn, wie wenn mit einem Schusse eine andre Seele in ihn führe, eine heiße, junge, tanzende Seele, und er nahm Paul um die Hüften, hob sie auf und preßte sie in seine Arme und trug sie unbarmherzig drückend im Zimmer herum und sagte. nichts als: „Paul! Himmelherrgott, Paul! Nein!? Ja!? Paul! Herrgott, Paul!"

Schließlich, da sie zu zappeln anfing und zu kneipen, legte er sie auf den Diwan nieder, küßte ihr die Hände und legte seinen Kopf mit seligem Gebrumme in ihren Schoß.

Schade, daß er in dieser Lage nicht sehen konnte, was sie für Augen zu alledem machte. Es hätte sich wohl verlohnt, diese lachenden, glückoffenen Blicke zu sehen, die zu denen gehörten, wie sie den Menschen für gewöhnlich nur einmal im Leben gegeben werden. Ich möchte nicht gerne in Überschwenglichkeit verfallen, sonst hielte ich Ihnen eine lange Rede über diese Blicke, obwohl sie einer Schlangendame angehörten. Nur soviel möcht ich mir zu bemerken erlauben, daß es keine Worte gibt, die nur halb so viel zu sagen vermöchten, wie solche Blicke, die, wie mir scheint, das Höchste sind, was die Natur mit dem Menschen vermag.

* * *

Als Herr Ewald Brock ruhig geworden war, fragte er: „Aber wie ist es denn gekommen, du, daß du deinen Willen geändert hast? Hä?"

„Ich habe meinen Willen nicht geändert, Ewa!“

„Aber du hast mir doch verboten, zu denken, daß . . .“

„Ja, daß ich von dir geheiratet sein will, freilich.“

Herr Ewald Brock machte eines seiner verdutztesten Gesichter. Es wurde ihm schon wieder bange.

„Na?“ fragte er.

„Aber mein Gutes! Das will doch nicht heißen, daß ich dir verbiete, dich von mir heiraten zu lassen! Ist das nicht ein kleiner Unterschied, Ewa?“

Ewa brauchte einige Überlegung. Aber schließlich nickte er das Nicken verstehender Menschen.

„Na, siehst du! Schließlich kommst du hinter alles. Man muß dich bloß sanft hinführen. Das ist die ganze Kunst.“

Sechzehntes Kapitel

Ich glaube, die Situation zu durchschauen

An demselben Tage, an dem, aber nur für fünf Minuten, eine andere Seele in Herrn Ewald Brock gefahren war (Paul meinte, es sei ein Glück, daß sie so schnell von der echten, eigentlichen, aufgesaugt worden sei), wurden noch viele ernste Reden von Paul und Ewa geredet. In der Hauptsache von Paul. Ewa machte es, wie die Baßgeige, wenn die Violine singt. Schrumm-schrumm! Ja — wohl!

Das Resultat war, daß am nächsten Tage jener Brief im Depeschenstil wirklich nach Halle geschickt wurde.

Zwei Tage später erschien Herr Professor Brock bei seinem Sohne. Der war erst erschrocken, denn aus alter Gewohnheit war ihm immer ängstlich in der väterlichen Gegenwart. Als der würdige Vater aber immer und immer wieder von dem unauslöschlichen Danke sprach, den er jener Dame schulde, die seinen Ewald ihm und der

bürgerlichen Gesellschaft wieder gewonnen habe, da erfüllte sich die Seele des zaghaften Sohnes mit fröhlichem Mute und lächelnder Zuversicht. Es war freilich immerhin ein Glück, daß Paul den plötzlichen Besuch des alten Herrn mit in das Bereich ihrer Dispositionen gezogen hatte, denn sonst wäre es Herrn Brock junior doch schwer gefallen, keine Dummheit zu machen.

Als nun der Vater Professor sagte: „Und nun führe mich auch hin zu ihr, wenn es angängig ist, Ewald," da machte Ewald ein harmloses Gesicht und sprach mit einem sanften Lächeln: „Sie ist hier, Papa, nebenan."

„Wa .. was?!" stieß der erstaunte Erzeuger hervor, dem nicht ganz wohl wurde bei dieser Enthüllung.

Aber der Sohn strahlte mildes Licht in das beklommene Dunkel mit den schlichten Worten: „Es ist meine Wirtin, Papa!"

„Ah so, ah: Die Wirtin! Ganz wohl: Die Wirtin!" wiederholte beruhigt der Vater. „So wirst du mich wohl ohne weiteres bei ihr anmelden können? ... Aber nein, vorher sage mir doch: welcher Art ist die Dame? Wie alt? Wohl eine Witwe?"

„Nein, Papa, es ist keine Witwe. Es ist, hä, eine Pastorstochter aus dem Schlesischen."

„Ah, eine Pastorstochter! So, so! Da begreife ich den heilsamen Einfluß. Aber sage mir doch: Wie kommt es, daß sie Zimmer vermietet? Verwaist vermutlich und in beschränkten Verhältnissen? Vielleicht könnte man sich da ..."

„Nein, der Vater lebt noch. Es hat, weißt du, hä, es hat da ein Zerwürfnis gegeben."

„Ein Zerwürfnis? Oh! Zwischen Vater und Tochter ... hm. Wohl wegen Liebessachen, schätz ich ... ? ..."

„Nein, nicht wegen so was. Hä, weißt du, Papa, sie ist nämlich eine etwas freigeistig angelegte Natur. Ja. Und der Alte, hä, der Vater, das ist so ein richtiger Orthodoxer, so ein ganz Schwarzer,

weißt du; entsetzlich, hä, borniert und intolerant, so ein, hä, theologischer Gewaltmensch. Ja. Und sie, na ja, hä, sie ist auch wohl ein bißchen, hä, wie soll ich sagen, hä, eigensinnig. Weißt du: Eigensinnig. Will nicht klein beigeben."

„Hm! Eine tiefe Natur, wie mir scheint. Selten das bei Frauen, daß sie wegen geistiger Fragen so viel aufs Spiel setzen! So viel! Es muß ein besonderes Mädchen sein."

„Ja, es ist ein, hä, sehr besonderes Mädchen, Papa."

„Höre mal, Ewald, ... sie ist wohl, hm, wie soll ich doch sagen: Sie ist wohl nicht sehr weiblich ... ? ..."

„Oh doch, Papa, sie ist sehr weiblich!"

„Ja, ja wohl: Unzweifelhaft; indessen ich meine: Es fehlt ihr wohl an jener gewissen mädchenhaften ... ich will sagen: Sie ist wohl nicht sehr mit äußerlichen Reizen ... Ja, richtig, was ich schon frug: Wie alt ist sie denn?"

„Ich denke: So an die fünfundzwanzig. Aber sie sieht eigentlich, hä, jünger aus, jünger. Man könnte sie auf zweiundzwanzig schätzen. Ja. Sie ist übrigens sehr hübsch ..."

„Sehr hübsch! Hm! Das ist doch höchst sonderbar! Ich hätte nicht gedacht, daß sie hübsch wäre."

Pause. Der Professor schwang denkend das Haupt. Herr Ewald sah auf den Teppich nieder, und es war ihm, als sähe er im roten Lichte der Ampel Pauls blonde Fülle auf- und niedergehen. Er lächelte.

Da brach der Vater Professor in seine freundliche Phantasie ein mit den Worten: „Sag mal, Ewald, was ich noch wissen möchte: Hast du bloß aus dem sehr begreiflichen Dankbarkeitsgefühle für dieses außerordentliche Mädchen daran gedacht, sie zur Frau nehmen zu wollen, oder sprechen da noch andere, hm, Gefühle mit?"

Herr Ewald wurde rot. Tatsächlich rot, wie es manchmal

junge Mädchen werden. Und er antwortete mit schöner Schüchternheit: „Wie ich dir schon schrieb, Papa, ich möchte keine andere Frau.“

Herr Brock senior reichte seinem Sohne die Hand. „Ich verstehe dich, Ewald.“ Dann sagte er mit dem Tone einer gewissen gelinden Ärgerlichkeit: „Aber, mein Gott, warum will sie denn nicht? Sie hat doch ein so schönes geistiges Interesse an dir genommen? Es muß wahrhaftig ein ganz seltenes Mädchen sein.“

„Das ist es ja eben, Papa. Sie ist ein so sehr seltenes Mädchen.“

Jetzt fing die Unterhaltung aber an, schwierig für ihn zu werden.

„Sage mal, Ewald, hast du dich, hm, hast du dich ihr erklärt?“

„Hä, ja, so nicht eigentlich, weißt du, direkt.“

„Ich verstehe. Als Aftermieter hätte sich das wohl nicht so recht geschickt. Du hast recht daran getan, Ewald, dir Zurückhaltung aufzuerlegen. Indessen, nicht wahr: Sie hat bemerkt, obwohl du nur andeutungsweise gewagt hast, ihr deine Gefühle zu zeigen, und das schon hat genügt, sie in ihrem Zartgefühle zu verletzen . . .“

Herr Ewald neigte einigemale sein Haupt.

Der Vater Professor stand auf, so, wie ein Denker wohl aufsteht, wenn er einen Gedanken ersessen hat, tippte seinem Sohne auf das Vorhemd und sprach: „Ewald, ich gebe noch nicht jede Hoffnung auf. Ich glaube die Situation zu durchschauen. Es wäre wohl möglich, daß ich hier, wenn ich es mit angemessenem Takt und rücksichtsvoller aber zielbewußter Geschicklichkeit anfasse, günstig zu vermitteln geeignet wäre. Laß mich nur machen, Ewald! Ich habe die besten Hoffnungen!“

Siebzehntes Kapitel

Sie tun meinem Zartgefühl nicht weh damit

Herr Professor Brock war einigermaßen erstaunt, wie er Fräulein Mathilde Holunder sah. So hatte er sich die Pfarrerstochter aus dem Schlesischen in der Tat nicht vorgestellt. Er hatte was Strengeres erwartet, so im Gesichte wie in der Figur. Ein weiblicher Freigeist, der seiner Gesinnung die Kindesliebe, das traute väterliche Heim zum Opfer gebracht hatte, der, so hatte sich der Professor der Weltgeschichte aus Halle gedacht, müßte etwas Antigonehaftes haben. Auch an Hypatia, die Tochter des Theon in Alexandria, hatte er gedacht, die ihren Anbetern die bewußten rotmelierten Läppchen schickte mit dem Satze: Id quidem amas. Und nun saß diese niedliche Blondine vor ihm, mit den runden roten Backen, der etwas nach oben lächelnden kleinen Nase, den braunen, gar nicht grüblerischen Augen und diesen unphilosophisch runden, festen, man möchte wohl sagen: üppigen Formen. Wie doch das Äußere täuschen kann, dachte der Herr Professor. Daß dieser kleine, wie es schien nur zum Lächeln bestimmte Mund begabt sein sollte, über theologische Streitfragen zu disputieren! Die Garderobe freilich, die verriet schon eher Sinn für das Weltabgewandte. So vorgestrig kleideten sich selbst die Pastorstöchter in Halle nicht.

Und der Geschichtsforscher wandte sein inneres Auge von Paul auf Ewald und dachte. „Ah," dachte er sich, wie er diese viel zu kurzen Ärmel und die schlechtsitzende Taille sah (Paul hatte mit arger List das Kleid gewählt, in dem sie einstens durchgebrannt war) „das ist es, das ihr meinen Ewald unsympathisch macht: Dieser weltliche Sinn für helle, karrierte Jacketts und graue Zylinderhüte, diese törichte und unziemliche Neigung für grelle Krawatten und ungebührlich hohe Stehkragen."

Es bedurfte Pauls ganzer liebenswürdiger Natürlichkeit, den Professor aus seiner feierlichen Dankesbefangenheit in eine freie Gesprächsstimmung zu bringen, in der er, soweit es ihm überhaupt möglich war, frisch von der Leber weg sprach.

„Wie haben Sie es nur, mein liebes Fräulein," fragte er, „fertig gebracht, meinen Ewald auf die rechte Bahn zu führen!? Er war doch, nicht wahr, beklagenswert prinzipienlos, wie er in Ihre Hände kam."

„Ihr Herr Sohn war," erwiderte Paul in einem sanft gesalbten Gouvernantentone, „in der Tat ein wenig haltlos, als er bei mir mietete. Es fehlte ihm jeder Sinn für das Systematische, jeder Zieltrieb, möchte ich wohl sagen."

„Sie haben da die richtige Kennzeichnung seiner Fehler gegeben, mein Fräulein. Oh, die Systemlosigkeit! Ja! Und der mangelnde Zieltrieb! Aber: Mit welchen Mitteln haben Sie es nur vermocht, diese fehlenden ihm einzupflanzen?"

Und Paul mit holder Bescheidenheit, niedergeschlagenen Auges, lind wie eine gute Amme: „Es war nicht so schwer, Herr Professor. Ihr Herr Sohn, Sie wissen es selbst, ist nicht schlecht. Er ist nur schwach. Wo er freundliches Interesse spürt, entwickelt er Erkenntlichkeit. Und wenn man nur unermüdlich ist in Aufmunterung, Fürsorge, Zuspruch und Bitte, so bringt er es nicht leicht übers Herz, das Gegenteil von dem zu tun, was sorgliche Anteilnahme ihm empfiehlt. Nur Geduld und Sanftmut ist vonnöten. Daran und an dem freundlichen Hinweise auf das, was seine Familie von ihm zu fordern berechtigt und er als guter Sohn zu leisten verpflichtet ist, habe ich es nicht fehlen lassen. Das ist alles, Herr Professor!"

„Oh, mein liebes Fräulein, das ist viel! Aber dennoch, ich glaube, dennoch würde es nicht genügend gewesen sein, wenn nicht das freundliche Geschick es gewollt hätte, daß mein Sohn, ja, wie soll

ich es nur sagen, ohne Ihr Zartgefühl zu verletzen, mein liebes Fräulein, daß mein Sohn mit besonderer Empfänglichkeit gerade für die sorgliche, ratende Güte Ihrerseits ausgestattet war, mit einer Empfänglichkeit, die, wie ich bemerkt zu haben glaube, ihre Wurzeln in einem sehr, hm, lebhaften Gefühle seinerseits für die wertvollen und, hm, ja, und anmutigen Eigenschaften Ihres Wesens hat."

Die Hervorbringung dieses vielgliedrigen Satzwurmes, der seinem Munde keineswegs glatt, sondern wie in angstvoll erschöpften Zuckungen entkam, bereitete Herrn Brock senior nicht geringe Schwierigkeiten und Fräulein Holunder viel Vergnügen. Es war ihr nicht leicht, dieses Vergnügen zu verbergen, aber es gelang ihr. Sie fand sogar die Kraft, zu erwidern wie folgt: „Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Professor, so wollen Sie sagen, daß Ihr Herr Sohn eine Art brüderlicher Zuneigung für mich empfindet. Sie tun meinem Zartgefühl nicht weh damit, ich bin dieser Zuneigung froh und erwidere sie von Herzen."

Herr Brock senior fühlte, daß die Entscheidung nahe herbeigekommen war. Jetzt oder nie, dachte er sich und stürzte sich voll Mut und Entschlossenheit in den Strudel des folgenden Satzes: „Mein liebes Fräulein, verzeihen Sie es mir als dem Vater Ewalds, wenn ich Ihnen widerspreche." (Das war nur das Sprungbrett.) „Jene Empfindungen meines Sohnes, auf die zu deuten ich mir erlaubt habe, nicht ohne vorher reiflich mit mir zu Rate gegangen zu sein, diese Empfindungen sind, ich bitte Sie, mich ohne, verzeihen Sie: ohne jene mir wohlbegreifliche mädchenhafte Scheu anzuhören, die ich als schönes Zeichen echter Weiblichkeit hochschätze, die aber ... ja: diese Scheu muß in gewissen Verhältnissen ... indessen: ich wollte mich eigentlich, obwohl der Gegenstand es erfordert ... kurz, liebes Fräulein: Diese Empfindungen meines Sohnes, von denen ich außerdem nur sagen

möchte, daß ich sie verstehe und daß ich mich von Herzen darüber freue, ja, wahrhaftig recht von Herzen freue, liebes Fräulein —: Diese Empfindungen sind **nicht** brüderlicher Natur!"

Gottlob, dachte sich Paul, jetzt hat ers überstanden, der arme liebe alte Herr. Ich fiele ihm weiß Gott gerne um den Hals und machte ein Ende. Aber er wünscht nun mal mädchenhafte Scheu. Also muß er noch ein bißl zappeln.

Und sie sprach, indem sie das Lachen, das in ihren Augen war, durch ein in vielen Lebenslagen des Weibes probates Senken des Kopfes verbarg: „Auch diese Empfindungen, Herr Professor, ehren mich, und sie ehren mich doppelt, wenn sie von Ihnen gutgeheißen werden, indessen . . ."

Sie schwieg. Es war die raffinierteste Kunstpause, die je gemacht worden ist.

Der Professor aber fing das Indessen mit dialektisch geübtem Munde, so wie ein gelehrter Pudel den Brothappen fängt, nicht minder kunstreich auf und hing daran folgende Wortschnur: „Kein Indessen, liebes Fräulein, kein Indessen! Ach, ich weiß ja, was meinem Ewald noch fehlt. Glauben Sie mir, mein liebes Fräulein, auch ich betrachte es mit Mißfallen, wie er leeren und lächerlichen Äußerlichkeiten einen Wert beimißt, dessen völlige Grundlosigkeit uns beiden, Ihnen und mir, gleich klar ist. Diese auffallend gefärbten hohen Hüte! Diese eines ernsten Mannes unwürdigen Halsbinden! Diese eher grotesken als schönen kurzen Röcke! Es ist klar, daß alles dies ein stilles Wesen wie das Ihre abstoßen muß, ein Wesen, das, ein seltener Fall bei Damen Ihres Alters, allem Äußerlichen abhold ist und in die Tiefen des Innerlichen forscht. Aber, liebes Fräulein, die Liebe, — seien Sie nicht böse über dieses Wort —, die Liebe wird ihn Ihnen ähnlich machen, — soweit es geht —, und Ihre sanftmütige Geduld wird es vermögen, daß Ewald auch diese Dinge ablegt, die doch nur die ge-

wissermaßen petrefakten Reste seiner früheren, nun gottlob überwundenen nichtigen Lebensanschauungen sind."

Paul konnte sich kaum halten. Heiliger Himmel, wenn der Professor jetzt den Kleiderschrank aufmachte und ihre schwarzseidenen Unterhosen sähe, mit den gelben Spitzen, oder gar, Gott sei mir armem Sünder gnädig, die fleischfarbigen Trikots! Ob er wohl am Leben bliebe?

Die Komödie, die sie da aufführen mußte, war ihr aber eigentlich nicht mehr amüsant. Es fiel ihr wahrhaftig schwer, diesen gläubigen Herrgottskäfer von einem Professor, diesen liebsorglichen, drollig guten Papa so schnöde anzumimen. Aber es gibt nun mal Papas, die durchaus beschwindelt werden müssen, wenn sie nicht Malheur anrichten sollen. Hilft nix! Weiter im Text:

„Ach, Herr Professor, nicht dieses eigentlich ist es. Wenn ich es Ihnen ... gestehen, wenn ich Ihre gütige Offenheit mit ... mit ... — wenn ich es vor Ihnen als dem Vater mei ... dem Vater des Herrn Ewald aussprechen darf ... ach, Herr Professor, es ziemt sich wohl nicht ..."

„Sprechen Sie, liebes Fräulein! Sprechen Sie! Oder nein! Sprechen Sie nicht! Ich weiß nun, oh, ich weiß, ach Gott, und ich freue mich ja so, ich bin ja ganz glücklich, daß Sie ... Ich danke Ihnen! Es ist ja ein Segen! Ich danke Ihnen!"

Jetzt war für Paul der schwierige Augenblick gekommen.

Der eine alte Herr war gewonnen, nun galt es, den anderen aus Sehweite zu rücken, zu verhüten, daß Schwiegervater zu Schwiegervater eilte. Der alte Herr in Freienberge, das wußte sie, der würde in seinem Lutherzorne alles hinausgezetert haben, was geeignet gewesen wäre, in Halle unangenehme Sensationen zu erregen. Gottlob, daß sie alt genug war, seinen Ehekonsens nicht mehr zu brauchen. Und da sie auf seinen Segen, schlimm genug für ihn, doch nicht rechnen konnte, so sollte er nur recht weit aus

dem Rahmen bleiben. Wie das aber dem guten Professor beibringen?

Paul tats mit einer gewissen melancholischen Eleganz. Sie malte mit beweglichen Worten die grimmige Orthodoxie des unbeugsamen Kanzelmannes, und sie erzählte, wie es ganz unmöglich sei, ihn ihr jemals wieder freundlich zu stimmen, denn er würde von ihr den Abschwur ihrer heiligsten Überzeugungen, also das Unmögliche verlangen. Und auch, wenn sie es Ewald zuliebe täte, was aber ein allzu schweres Opfer für sie wäre, so würde doch des Zwistes kein Ende sein. Nein, sie könne Ewald nur dann zum Manne nehmen, wenn seitens seiner Familie jeder Versuch zu einem Verhältnis mit der ihren unterlassen würde.

Herr Brock senior war zwar betrübt über diese Notwendigkeit, aber er erklärte, nachdem er sie von allen Seiten rednerisch beleuchtet hatte, sie einzusehen, und er schloß die letzte seiner Reden über diesen Punkt mit den Worten: „Gebe nun Gott, meine liebe Tochter, Gott, den auch Ihre freieren religiösen Anschauungen gewiß nicht leugnen wollen, daß Sie an der Seite meines Ewald das Familienglück finden mögen, das Ihnen im Vaterhause leider versagt war."

Bei dieser Gelegenheit wurde Paul zum ersten Male in ihrem Leben auf die Stirn geküßt.

Der Kuß ging ihr durch und durch.

In meinem Leben spiel ich nie wieder so eine Komödie, gelobte sie sich. Man kommt sich ganz infam vor, wenn man so einem guten alten Würdenträger was vormachen muß.

Zu Herrn Ewald aber sagte sie: „Weißt du, Dickes, das bist du wirklich nicht wert, was ich heute für dich geleistet habe. Alles andere war schließlich ganz angenehm. Aber das war eklig."

„Gott," sagte Herr Ewald, „ich habe mit all meiner Ehrlichkeit dem alten Herrn nicht halbsoviel Freude gemacht, wie du mit deiner Komödie."

Achtzehntes Kapitel

Also sprach die Moral

Jetzt kamen triste Tage für Paul und Ewa.

Die Moral, noch nicht zufrieden damit, daß ihr jene Möbelhekatombe gebracht worden war, verlangte, unbescheiden, wie sie ist, nochmals ein Opfer.

Sie sprach: Nachdem ihr endlich die goldene Leiter zur Wohlanständigkeit beschritten habt, indem ihr in die Reihe der staatlich akkreditierten Paarungs-Kandidaten eingetreten seid, die in der Saale-Zeitung und dem Leipziger Tageblatte als Verlobte verkündet worden sind, ist es fürder nicht mehr angängig, daß ihr eure Möbelehe weiterführt. Nicht eher schütze euch dasselbe Dach, ehe daß ihr durch die Vermittelung des Herrn Pastors Petermann mit dem Himmel und durch Vermittelung des Standesbeamten Schulze mit dem Staate einig geworden seid, hinfüro in ihrem Schutze als approbierte Ehemenschen miteinander zu leben. Hat euch dann der goldene Ring zu würdigen Gefäßen christstaatlicher Eheleute vorschriftsmäßig geeicht, so will auch ich nichts mehr dagegen haben. Was ihr getan habt, soll dann vergessen, und was ihr tun werdet, soll mir gleichgültig sein. Aber bis dahin achtet, bitte, auf die Reglements!

Also sprach die Moral.

Und Fräulein Mathilde Holunder fuhr gen Halle, ihre Brautzeit im Hause der zukünftigen Schwiegereltern zu verleben. Man nahm sie herzlich und mit Liebe auf, und zum Danke entzückte sie alles, was in ihre Nähe kam. Sogar Fräulein Petermann. Aber wohl fühlte sie sich gar nicht.

Jeden Tag schrieb sie an Ewa einen Brief des Inhalts: „Mach, daß Du fertig wirst, mein Dickes. Denn wenn Du noch lange brauchst, so stehe ich nicht gut dafür, daß ich plötzlich mal in Eurer

guten Stube lostanze, und wenn gleich Petermanns da sind. Ich halts wahrhaftig auf die Dauer nicht aus. Schrecklich gut sind Deine Leute, und ich hab sie gerne. Aber ledern sind sie auch. Und der ganze Leib tut mir weh, wenn ich nicht tanzen kann.

Jetzt erst versteh ich meinen Béranger:

Dieu donna l'air, la terre et l'onde,
Dit le merle, aux seuls animaux,
Nous y vivions exempts de maux,
Mais chaque race trop féconde
Poussa tant et tant de rameaux,
Qu'on étouffa dans ce bas monde.

Ils sautaient,
S'ébattaient,
Coquettaient
Et chantaient,
Chantaient,
Chantaient.

Nach dieser Strophe scheint es, daß Béranger auch mal in Halle gewesen ist. Laß sie Dir von Stilpen übersetzen, aber mach, mach, mach!

Dein Paul."

Herr Ewald Brock aber hegte selber das dringende Verlangen nach möglichster Abkürzung dieser tristen Epoche, und er setzte mit einem raschen Sprunge heilen Leibes über die letzte Station weg, holte sich auch, wie der Knabe auf dem Karussellpferde das Stechringel, mit geschickter Hand das Diplom eines Doktors der Medizin und fuhr in aller Gelehrsamkeit und Freude nach Halle.

Neunzehntes Kapitel

Wie Bildung und Erziehung den Menschen ziert

Es tut mir leid: Die Geschichte von Herrn Ewald Brock und Fräulein Mathilde Holunder geht ihrem Ende entgegen.

Wäre ich nicht der exakte Mann mit dem Tatsächlichkeitsrespekte, den die realistischen Zeitläufte großgesäugt haben — ich hoffe, Leser und Leserin danken es ihnen —; wäre ich einer von jenen prinzipienlosen Fabulisten, die sich nicht entblöden, die Spannung des Lesers durch emsig herbeigelogene Hindernisse, Intrigen, Zufälle, Beinbrüche, falsche Testamente, aufgefundene Taufscheine, und Gott weiß was noch für jammervolle Schwindelbehelfe grausam und systematisch zu steigern (ich hoffe, Sie merken, wie wütend ich bin), so wäre mir es, bah, ein Leichtes, so vieles und erstaunliches Zeug zu erfinden, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen sollte, ja, ich will es gar nicht für ausgeschlossen erklären, daß ich dieser wahren Geschichte am Ende einen tragischen Trichter voll gräßlich siedenden Öles furchtbarer Vergeltung überstülpen könnte.

Ich könnte z. B. den unglückseligen Vater der heuchlerischen Schlangendame am Hochzeitsaltar erscheinen und mit Donnertone rufen lassen: „Halt ein, Verworfene! Nimm erst den Fluch deines Erzeugers!" Das wäre gewiß ein aufregendes Ereignis, und es würde mir das Lob der Gutgesinnten einbringen, die da mit Recht wünschen, daß die Tugend belohnt und das Laster bestraft werde.

Ich könnte aber auch anderen berechtigten Wünschen entgegenkommen. Ich könnte jenen Impresario auftauchen lassen. Jenen Impresario, Sie erinnern sich, mit dem Paul in Paris, London, Brüssel gewesen ist. Wer weiß, was das für ein sauberer Impresario war! Der Teufel traue einer Schlangendame! Beim hei-

ligen Tovote, das könnte vielleicht Sekt auf die Mühle derer geben, die mit Recht wünschen, daß eine Schlangendame pikante Erlebnisse gehabt habe. Wer weiß, ob ich nicht die schätzbare Unterstützung des Staatsanwaltes gewönne, wenn ich z. B. den Impresario sprechen, nein, hauchen ließe: „Erinnerst du dich noch, Pauline, wie wir zusammen im Walde von Fontainebleau waren, — du hattest dein rotseidenes Korsett an, und es war der erste Mai?! . . ."

Ich verschmähe alles dieses, denn ich verachte die Künste, die nichts mit der Wahrheit zu tun haben. Ich lehne den Eichenlaubkranz der Tragik ebenso stolz bescheiden ab, wie den Lorbeerkranz der Pikanterie und sage einfach: Sie kriegten sich.

Ihre Hochzeitsreise machten sie nach Ostende. Hakschebaksche, sagte Herr Ewald Brock, wie er das Meer sah.

Aber in Mecklenburg-Strelitz ließen sie sich als praktische Arztens-Eheleute nieder.

Kein Mensch in dem traulichen Städtchen, in dem sie heiter und zufrieden leben, hat eine Ahnung davon, daß Frau Doktor Brock dereinst geschlangendamt und Tänze getanzt hat, die keine Walzer sind, und Frau Amtsrichter Stüdteke sowohl wie Frau Pastor Hösemann bedauern es sehr, daß sie sich so selten machte, die liebe, nette, bescheidene Frau Doktor, der man es doch einmal ansähe, wie Bildung und Erziehung den Menschen ziert.

Vielleicht befürchten Sie, daß Brocks sich da oben langweilen?

I Gott bewahre!

Herrn Ewald macht es Spaß, herumzuheilen in Stadt und Land, und erst wenn er sich rechtschaffen abstrapaziert hat, macht es ihm das volle Vergnügen, mit dem Nargileh im Munde auf dem Diwan zu liegen und mit stetig sich steigernder Kennerschaft zu betrachten, was Sie, wenns beliebt, im neunten Kapitel dieser wahren Geschichte nochmals nachlesen können.

Das schöne Mädchen von Pao

Ein chinesischer Roman

Widmung

An den erhabenen, dick mit Perlen besäten, fußhoch von Edelsteinen bedeckten, an allen Ecken ausgiebig mit Gold beschlagenen

Stufen

des

unbeschreiblich prächtigen

Thrones

der

Kaiserin-Tante

von China

Majestät usw. usw.

p. p. p.

unter konvulsivischem Zittern seines ganzen schäbigen Leibes, mit bebenden Lippen, ehrfürchtig gesträubten Haaren und bedrückt von dem schmerzlichen Gefühle des Bedauerns, keinen Schweif zu haben, mit dem er wedeln könnte,

niedergelegt

von dem jammervollsten aller

rotborstigen Barbaren, dem zwar streb-

samen, aber leider noch recht

mangelhaften

Baccalaureo der schönen Künste

Bi-bao-mo

annoch Inhaber keines Mützenkopfes und keiner Rangklasse angehörig, aber ersterbend in der berauschenden Hoffnung, mit nächster Post nach Ankunft dieses Geschichtswerkes in China den Drachenorden mit Lotoslaub unter Erlassung der Sporteln zu erhalten (Adresse Schloß Englar im Eppan bei Bozen, Südtirol, franco).

Vorwort

Die Geschichte des schönen Mädchens von Pao ist in einem Werke jener Gattung der chinesischen Literatur überliefert, die die Chinesen „wilde Geschichte" nennen. Sie verstehen darunter eine Art historischer Romane, bei denen das eigentlich Geschichtliche indessen mehr im Vordergrunde steht, als wir es bei Werken der verwandten Gattung in unserer Literatur gewöhnt sind. Ich lernte das Bruchstück, in dem die Geschichte des schönen Mädchens von Pao auf zwei Seiten kurz erzählt wird, durch meinen Lehrer am orientalischen Seminar in Berlin, Herrn Professor Arendt, kennen und habe mich nun, zehn Jahre später, fleißig und fröhlich bemüht, die wilde Geschichte noch ein bißchen wilder zu machen, als sie schon war.* Welche wilden Sachen auf chinesische Rechnung kommen und welche auf meine, — das ist ein zu hübsches Thema für eine Doktordissertation strebsamer Sinologen und Quellenreiniger, als daß ich hier etwas davon verraten sollte.

München auf der Insel, den 10. März 1899.

Otto Julius Bierbaum.

* Man findet übrigens einen Auszug aus dem chinesischen Texte in A Chinese Biographical Dictionary by Herbert A. Giles LL. D. London 1897/98. Bernard Quaritsch.

I

Das unheimliche Lied

Der Sohn des Himmels von Hunden und Schweinen besiegt, der Rücken Seiner Majestät beschmutzt von grinsenden Blikken siegreicher Barbaren, — oh alle Gongs und Lärmtrompeten: Dröhnt, dröhnt und heult! Denn auch die Seele Hsüan-Wangs, das kaiserliche Gong von China, dröhnt, und auch der erhabene Mund des Reiches, Hsüan-Wangs Mund, heult, heult, heult — vor Schmerz und großem Grimme.

Aber nicht lange sollen sie ihren Triumph feiern mit Tänzen und Reisbier die hündischen Jung, die schweinischen Ti!

Seine Majestät wird eine Volkszählung veranstalten lassen, wird erkunden, wieviel Kriegssteuern zuwege gebracht werden können vom blumigen Reiche der Mitte, und dann: wehe den Hunden und Schweinen! Er wird sie zerstampfen und zu Dung machen!

Vergebens legen die Minister ihre Köpfe auf die Stufen des Thrones und wimmern: Oh Sohn des Himmels, lasse ab von solchen Plänen, denn unziemlich ist es mit Perlen auf Vögel zu schießen!

— Was soll das heißen! ruft der Kaiser. Redet chinesisch, oh meine Minister!

Wir reden chinesisch, Majestät, und eben deshalb in Bildern. Kaiserliche Waffen sind Perlen, aber Barbaren, die sich erfrechen, ungezogen zu sein, dünken uns nicht mehr, als wertlose Spatzen.

— Und wenn ich sie mit Perlen erschießen soll, — tot müssen sie werden, tot, tot, tot!

Seine Majestät war durchaus nicht umzustimmen. Er hatte sich die Rache nun mal in den Kopf gesetzt, und da war es eigentlich dumm von den Ministern, erst noch in Bildern zu reden. Volkszählung! Und damit basta!

Gut denn: Volkszählung! Das wird zwar nette Scherereien geben, aber Der, der unterm Himmel sitzt, wills haben, also: zählen wir in Gottesnamen das Volk!

*

— — Aber, der Himmel meints manchmal doch gut mit seinen Mandarinen; ehe man sichs versieht, passiert etwas Neues, und der Kaiser vergißt darüber seinen Grimm und seine Befehle.

Und es passierte etwas.

Eine Revolution? Gott bewahre! Hungersnot? Überschwemmung? Wirren im Frauenpalaste? Nichts derlei von Belang.

Sondern: der Kaiser hörte, gerade wie er in seine Hauptstadt einziehen will, auf der Straße eine Schar kleiner Knaben — ein Lied singen.

Unerhört: ein Lied, das sich mit seiner Dynastie beschäftigt! Und zwar in Ausdrücken von einer höchst widerwärtigen Unbegreiflichkeit. Orakelhaft. Mystisch.

Und so sangen die kleinen Knaben:

Es steigt der Mond!
Die Sonne sinkt!
Durch den Bogen von Yen
Und den Köcher von Tschi
Droht Untergang,
Droht Untergang,
Oh, oh, oh,
Dem Hause Tschou!

Mond? Sonne? Yen? Tschi? Untergang? Dem Hause Tschou? — Was für eine niederträchtige Singerei! — Arretiert die Bengel! Her das Gesindel!

Die Bübchen waren bald eingefangen und standen nun heulend vor Seiner Majestät.

— Ruhe! schnaubte der Sohn des Himmels sie an, der selber

genug Kinder zu Hause hatte, Ruhe! und die Wahrheit gesagt! Wer von euch Lümmels hat das Lied aufgebracht!

— Ich nich! Ich nich! Ich nich! beteuerten sie alle und heulten noch gräßlicher.

— Ich laß euch allen fünfundzwanzig aufzählen, wenn ihr nicht gleich erzählt, wer euch das infame Lied beigebracht hat.

— Der Rote ist es gewesen! Der Rote!

— Was für ein Roter?!

— Ein Junge in roten Röcken. Wir kennen ihn nicht. Keiner kennt ihn. Vor drei Tagen kam er und sang das Lied. Und seitdem singens alle Kinder in der Stadt, überall, auf allen Gassen, in den Stuben am Tage und abends im Bette. Alle! Alle!

— Wo ist der infame Bengel?!

— Fort. Weg. Nirgends zu sehn.

Dem Kaiser wurde unbehaglich. Das sah nach Wunder aus. Der rote Knabe ... wer weiß ... Der Himmel liebte es, zuweilen Boten auf die Erde zu senden, Warner. Jedenfalls schnell ein Edikt!

Das hatte der Polizeipräsident bald:

„Auf Allerhöchsten Befehl!

Seit drei Tagen wird von den Kindern der Haupt- und Residenzstadt ein höchst unziemliches Lied gesungen, das die Dreistigkeit hat, dem Allerhöchsten Herrscherhause unter albernen und sinnlosen Wendungen den Untergang anzukündigen. Das ist kein Lied für Kinder treuer Untertanen, und somit wird es hierdurch auf das nachdrücklichste verboten. Sollte sich fürderhin irgendein Kind unterstehen, dieses Lied zu singen, so wird nicht allein das Kind, sondern es werden auch seine Eltern und älteren Brüder sehr fühlbar bestraft werden. Der Polizeipräsident."

Dieses Edikt hatte zur Folge, daß die sorglichen Eltern ihren

Kindern dicke Seidentücher vor den Schnabel banden, und somit war das Lied allerdings unmöglich gemacht.

Aber seiner Sorge war der Kaiser darum nicht ledig.

Ich muß durchaus wissen, was die Singerei bedeutet, dachte er sich und berief seine Minister und den Hofastrologen zu einem Kronrate.

— Zuerst bitte ich S. Exzellenz den Kultusminister um seine Meinung.

Der Kultusminister, Herr Schau-hu, machte ko-tao und sprach: Es gilt zuvörderst, die Bedeutung der Worte Yen und Tschi zu eruieren. Ich habe mich sofort darum bemüht und schätze mich glücklich, folgendes an Ew. Majestät Throne niederlegen zu können: Yen ist der Name einer Maulbeerbaumart, aus deren Holze man Bogen schnitzt, und Tschi heißt ein Kraut, aus dem man Pfeilbeutel macht. Wenn ich mir erlauben darf, den logischen Schluß aus diesen Tatsachen zu ziehen, so kann der nicht anders lauten als: Es droht Unheil durch Pfeil und Bogen.

— Das scheint mir auch so, meinte der Kaiser. Aber nun S. Exzellenz der Minister des Innern, wenn ich bitten darf!

Der Minister des Innern hatte bloß darauf gewartet, denn das mit Pfeil und Bogen war Wasser auf seine Mühle, da er vor allen andern gegen Wiederaufnahme des Barbarenkrieges gewesen war. So machte er also schnell ko-tao und sprach: Kein Zweifel, o Majestät, das Lied bedeutet, daß man nicht nochmals mit Pfeil und Bogen gegen jene Hunde und Schweine zu Felde ziehen soll.

— Hm, meinte der Kaiser, das klingt ja ganz plausibel ... indessen ...: Was bedeutet der Knabe in Rot? Vielleicht wissen mir Ew. Liebden etwas darüber zu sagen, Herr Hof- und Reichsastrologe?

Der Hof- und Reichsastrologe Herr Po-yang-ju war froh, endlich zu Worte zu kommen, machte ko-tao und sprach, feierlich,

wie es sein Amt mit sich brachte: Majestät! Wenn in Straßen und Gassen ein Wort umgeht, niemand weiß, woher es kam, wer es fand und prägte, so ist dies kein gewöhnliches Wort und nicht von irdischer Herkunft, sondern es ist Prophezeiung, gelegt auf die Zunge des Volkes. Fragt sich nur: von welchem Sterne ist dieses Wort? Nun wohl! Rot war der Knabe gewandet: rot muß also der Stern sein, von dem er kam! Welcher Stern aber ist rot? Rot ist der Mars, der Yung-huo, der Feuerstern! Vom Mars also der Knabe, vom Mars das Lied!

Herr Po-yang-ju wollte eigentlich noch weiter reden, aber der Kaiser hatte gerade einen Gedanken und ließ den auch sogleich hören: Hm! Ja! Wohl! Die Sache ist sicher eine Warnung von oben, und darnach muß man sich natürlich einrichten. Demnach wären erstmal sämtliche Pfeile und Bogen aus diesem abscheulichen Maulbeerbaum Yen und dem ebenso greulichen Kraute Tschi zu konfiszieren und gleichzeitig aufs strengste zu verbieten, fürderhin diese gefährlichen Materialien bei der Pfeil- und Bogenfabrikation zu verwenden.

Sämtliche Mitglieder des Kronrates huldigten der Weisheit Seiner Majestät durch die denkbar tiefsten Verbeugungen.

Aber der Hof- und Reichsastrologe bat nochmals um das Wort, machte nochmals ko-tao und sprach: Ohne Zweifel hat die Weisheit Ew. Majestät das Richtige befunden. Indessen: was bedeutet der Anfang des Liedes? Was bedeutet:

Es steigt der Mond!
Die Sonne sinkt!...?

Unmöglich kann dies nur eine kalendarische Bedeutung haben! Tiefer sitzt der Kern des dunklen Sinnes! Und dies ist der Sinn: Es steigt das Weib! Es sinkt der Mann! Denn der Mond ist das Abbild des Weiblichen, wie die Sonne das Abbild des Männlichen ist.

— Ja aber um Gotteswillen: daraus werde ich nun erst recht nicht klug! rief der Kaiser; das Weib, der Mann, — das sind ja wieder bloß Rätsel!

Darauf Herr Po-yang-ju: Um Verzeihung, Majestät, es bedeutet: von einer Kaiserin droht dem Reich Unheil!

— Was nicht gar! Von einer Kaiserin! Ew. Liebden sollten wohl wissen, daß ich nicht mehr in der Lage bin, mich auf galante Abenteuer einzulassen, und überdies: In den Angelegenheiten der sechs Serails* durfte und darf ich mich durchaus auf die Tugend, die Klugheit und den Takt meiner hohen Gemahlin Tschiang verlassen. Sie ist bei der Auswahl der Palastdamen** noch immer mit sorgsamster Kritik zu Werke gegangen und wird, dessen bin ich mir sicher, auch künftighin es an nichts darin fehlen lassen. Unsinn! An Weibergeschichten ist absolut nicht zu denken.

Aber der Hof- und Reichsastrologe war nicht der Mann, sich so schnell aus dem Sattel heben zu lassen, und so machte er nochmals ko-tao und sprach nochmals: Es lag mir ferne, o Sohn des Himmels, an die Möglichkeit zu denken, daß die Gefahr von einer Dame drohen könnte, die in den sechs Serails Ew. Majestät zu leben die hohe Ehre und das unaussprechliche Glück hat. Aber muß die Gefahr denn augenblicklich drohen? Muß denn das Unheil in den jetzigen sechs Serails schlummern? Daß etwas vorgeht, schon jetzt vorgeht, ist freilich leider nur zu wahrscheinlich, — doch glaube ich nicht, daß es in nächster Zeit bereits in Erscheinung treten werde. Dafür sind mir Bürge die hohen moralischen Prinzipien, denen mein allerhöchster Herr huldigt.

Der Kaiser lächelte und sagte: Ja, ja, ich bin über die Jahre hinaus; das steht fest; leider; und somit wäre in diesem Punkte: Mond — Sonne, Weib — Mann, alles in bester Ordnung. Aber

* So wird der Harem des Kaisers von China auch heute noch offiziell genannt.

** Das heißt die Nebenfrauen des Kaisers.

unheimlich bleibt die Geschichte doch. Die ganze Sache gefällt mir gar nicht. Gar noch zukünftige Weibergeschichten! Das ist doch furchtbar lästig.

Etwas unwirsch entließ er den Kronrat.

II

Das Vierhundertachtzigmonatkind

Aber, kaum, daß er glaubte, nun für eine Weile Ruhe zu haben, da meldete sich die Kaiserin bei ihm an, warf sich lang vor ihm nieder und schrie: Schrecklich! Schrecklich! Schrecklich!

— Ja, mein Gott, was ist denn schon wieder passiert!

— Gräßlich! Gräßlich!

— Aber wollen Ew. Majestät sich nicht erheben und mir ruhig sagen, was Sie so aus der Fassung gebracht hat?

Die Kaiserin erhob sich, ließ sich auf einen Sessel nieder und starrte vor sich hin.

— Betragen sich die Damen unziemlich? fragte mit liebenswürdigem Tone der Kaiser. Muckt die Eunuchengarde wieder einmal auf? Diese Verschnittenen haben einen widerwärtigen Charakter, ich weiß es, — aber: was will man machen? Man braucht derlei Leute, es geht nicht anders ...

— Ach nein, ach nein! Wenns das bloß wäre, — es ist was viel, viel Greulicheres ... Kennt Ew. Majestät die alte Wang?

— Was soll ich die alte Wang kennen!? Was ist das für eine Person?

— Es ist das eine alte Seraildienerin, die noch vom vorigen Kaiser her da ist.

— Die muß aber schon schrecklich alt sein.

— Freilich, ist sie auch! Und die ... die ... die ... o, mein hoher Gemahl: es ist fürchterlich, unmöglich, schauderhaft ...

— Also! Also?!

— Die alte Wang hat ein Kind gekriegt ...

— Wa ... a ... as? Im Serail, wos keine Männer gibt, außer mir? Sollte ich ... aber das ist ja völlig undenkbar!

Die Kaiserin machte ein empörtes Gesicht: Ich bitte Ew. Majestät, in so ernsten Dingen nicht zu scherzen. Es handelt sich hier um ein höchst schreckliches Phänomen; die alte Wang hat natürlich ebensowenig einen Mann gesehen, als ich einen Halbgott. Ihr Kind ist von keinem Manne.

— Ja, von was denn dann?

— Mag sie es selbst erzählen, wenn Ew. Majestät es gestatten.

— Freilich gestatte ich es! Wer weiß ... Wer weiß ... oh! mir schwant Fürchterliches! Wie recht hatte Po-yang-ju! Bringt mir die Person! Was werde ich hören müssen!

Die alte Wang, mehr tot als lebendig, ein altes verhutzeltes Weiblein, erschien vor dem Kaiser, legte sich mit einer Miene auf den Boden, als wollte sie sagen: Bitte, zertritt mich, Majestät! und schluchzte fürchterlich.

— Wer ist der nichtswürdige Vater! herrschte sie der Kaiser an.

— Kein Vater! kein Vater! Oh Gott, oh Gott! Ich unglückselige Kreatur! Huhuhuhu!

— Du wirst sofort aufhören zu heulen und mir augenblicklich Aufschluß darüber geben, woher du das Kind hast. Aber halt! Wo ist es!

— Bei den Dienerinnen im westlichen Palaste!

— Man setze es sogleich aus!

— Ja, ja, ja, nur fort mit der Drachenbrut!

— Was: Drachenbrut?!

— Ja: Drachenbrut!

— Ah, also du weißt doch etwas!? Daß du mir nichts verschweigst! Was weißt du!

Und nun erzählte die alte Wang folgende bedenkliche Geschichte, etwas weit ausholend, wie es alter Weiber Art ist:

— Ich habe sagen hören, daß sich im letzten Jahre der Hsia-Dynastie . . .

— Was geht mich die Hsia-Dynastie an? fiel der Kaiser ein.

— Es . . . es gehört dazu . . . wirklich . . .

— Also meinetwegen; was hast du sagen hören!

— Daß im letzten Jahre des letzten Kaisers der Hsia-Dynastie zwei Gott-Menschen aus der Stadt Pao als Drachen herbeigeflogen sind zur Kaiserburg und sich im Hofe da niedersetzten.

— Greulich!

— Ja! Und Speichel ist aus ihren Mäulern geflossen.

— Äh!

— Aber auf einmal haben sie reden können; und so haben sie geredet, zum Kaiser Tschïe geredet, der gerade da war: „Wir . . . sind . . . zwei . . . Fürsten . . . aus Pao!" Darüber ist der Kaiser furchtbar erschrocken.

— Natürlich!

— Er wollte sie auch gleich totschlagen lassen.

— Hm!

— Aber zuvor ließ er den Reichsastrologen kommen und fragte den.

— Das war weiser, als ich es einem aus dem Hause Hsia zugetraut hätte; aber erzähle mir nun nicht etwa erst, was der Hofastrologe gesagt hat, denn das führt zu weit. Was tat der Kaiser?

— Er ließ ein seidenes Tuch vor den Drachen ausbreiten und ihnen ein Opfer bringen.

— Also nichts mehr vom Totschlagen? Seltsam.

— Und einen Teller aus lauter Gold ließ er bringen und fing damit den Drachenspeichel auf.

— Pfui Teufel! Das sieht einem Hsia-Kaiser ähnlich.

— Ja, und dann ließ er den Teller in einer roten Kiste einschließen.

— In einer — roten Kiste? Du sagtest rot?

— Ja, in einer roten Kiste einschließen.

— Rot, — warum gerade rot? ... Weiter! Weiter!

— Und da kam ein großer Wind, und ein großer Regen fiel, und die Drachen flogen fort. Puh — huh — fort!

— Mach kein Theater! Weiter!

— Und da ließ der Kaiser Tschïe die rote Kiste ins Schatzhaus bringen und dort hinsetzen.

— So? Nun? Und?

— Und nun kam die Yin-Dynastie.

— Das weiß ich schon.

— Und dann kam Ew. Majestät erhabene Dynastie.

— Das weiß ich erst recht. Die Kiste! Die rote Kiste!

— Ja, und dann waren schon wieder fast dreihundert Jahre vorbeigegangen, seitdem das erhabene Haus Tschou den Thron bestiegen hatte ...

— Ein Haus kann keinen Thron besteigen; drücke dich gewählter aus!

— Oder oben saß, und da war nie irgend etwas passiert, nicht das geringste.

— Weiter, sag ich! Weiter!

— Aber, da kam auf einmal, gerade wie Ew. Majestät hochseliger, allerhöchst seliger Vater sein letztes Jahr abregierte, ich habe ihn noch sehr gut gekannt, er war so ein ...

— Was kam!?

— Da kam ein heller Glanz aus der Kiste.

— Hm!

— Der Schatzaufseher meldete das dem Kaiser, der Kaiser fragte, was in der Kiste wäre, der Aufseher holte die Bücher ...

— Weiter! Weiter!

— Und die Inhaltsverzeichnisse und die . . .

— Was tat der Kaiser!?

— Er machte die Kiste auf.

— Höchstselber?

— Nein, er befahl es einem Kammerherrn.

— Das wollte ich auch gemeint haben. Und der Kammerherr?

— Nahm den goldenen Teller heraus und überreichte ihn dem Kaiser.

— Ach! Und nun? Nun?

— Der Kaiser wollte ihn in die Hand nehmen.

— Wollte bloß? Nahm nicht?

— Nein: er ließ ihn fallen.

— Oh!

— Ja, und da floß der Drachenspeichel auf den Boden.

— Was? War der denn nicht in den tausend Jahren eingetrocknet?

— Nein, er war ganz frisch und verwandelte sich in eine kleine Schildkröte.

— T . . . t . . . t . . .!

— Ja, und die lief nun auf dem Burghofe rum, immer so im Kreise, immer rum, immer rum . . . das sonderbare Tierchen . . . ganz rot sahs aus am Schilde oben und hatte rote Augen, und die Beine waren auch rot . . .

— Hast du die Kröte denn gesehen?

— Ja, ich . . . hab . . . die Kröte . . . gesehn . . . und ich sah, wie der Kammerherr sie fangen wollte und immer psch! psch! kiß! kiß! machte . . . aber da lief sie so schnell, so schnell lief sie mit ihren roten Beinen . . . ins Zimmer des Kaisers.

— Die Kröte . . . ins Zimmer des Kaisers . . . mit den roten Beinen . ? .

— Ja, und ich, mein Gott, zwanzig war ich gerade vorbei, ich . . . ich mußte . . . lachen, wie das Tierchen so lief und der Kammerherr gegen die Türpfosten rannte mit seinem spitzen Kopfe und sich die Stirne rieb. Da rief der Kaiser: Du! was hast du da! Bist auch so eine Kröte! Komm mal her und heb den Teller auf! Und lachte auch.

— Lachte . . . auch? . . . Ich hätte nicht gelacht. Und du?

— Ich ging zum Kaiser und da, . . . da . . . huh, mich grausts . . . da . . . trat . . . ich . . . auf was Nasses . . . und ich sah . . . daß ich . . . in . . . die Spur . . . der . . . äh . . . der Kröte getreten war . . . und es wurde mir so . . . mir wurde übel, und ich . . . fiel nieder.

— Fielst nieder?

— Ja, und mir war . . . mir war . . . als wenn ich in der Hoffnung wär . . .

— Du warsts am Ende auch, du schlechte Dirne damals!

— Das sagte der Kaiser auch und schalt mich, und ließ mich einsperren. Aber ich war ja unschuldig wie eine Wolke am Himmel, und es war nichts mit mir.

— Gut . . . aber nun?

— Aber nun . . . nun . . . nach vierzig Jahren seitdem, gestern, am Abend, bekam ich die Wehen und . . . brachte ein Mädchen zur Welt.

— Ah! Das sind ja höchst merkwürdige Geschichten, die du mir da erzählst . . . und glauben soll ich sie am Ende auch? Nun: das Krötenkind wird hoffentlich im Wasser sein, wie ich befahl! Geh, pack dich!

— Oh ich weiß: zehntausendmal hab ich den Tod verdient . . . zehntausendmal! . . . ich . . .

— Geh!

Die alte Wang, noch mehr tot als lebendig, ging. Die Kaiserin tat dasselbe.

III

Die beiden schneidigen Staatsräte

Der Kaiser hatte nur den einen Gedanken: Wenn der Wechselbalg nur tot ist! Er ließ peinlich nachforschen, ob man das Kind ins Wasser gesetzt habe, und war erst beruhigt, als er hörte, es sei längst fortgeschwemmt. Nun erzählte er die Geschichte dem Hofastrologen und schloß: Das Kind ist also tot. Der Zauber muß demnach gelöst sein. Wollen Ew. Liebden gefälligst mit Hilfe der mystischen Zeichen untersuchen, ob dem so ist.

Po-yang-ju warf die Lose, las und sprach:

Weinen und Lachen!
Lachen und Weinen!
Lamm, verschlungen vom Geiste!
Pferd, verfolgt vom Hunde!
Hüte dich! Hüte dich
Vor dem Bogen von Yen!
Vor dem Köcher von Tschi!

— Gütiger Himmel! Das ist ja noch unverständlicher als das Gassenlied! Ew. Liebden erlauben sich wohl kleine Späßchen mit mir? Ich verbitte mir das! Aber sehr! Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, was nun wieder das Lachen und Weinen, das Lamm, der Geist, das Pferd, der Hund bedeutet? Das sind ja alles Bilderrätsel!

Der Reichs- und Hofastrolog zog Brauen und Schultern hoch und sprach: Was Lachen und Weinen bedeutet, weiß ich vorerst selber nicht; Lamm, Geist, Pferd, Hund bezieht sich auf die Tierzyklen unsres Kalenders und besagt, daß die Erfüllung des Mysteriums in einem Wu- und Wei-Jahre geschehen muß; und schließlich das wieder auftauchende Yen und Tschi besagt, daß der Zauber zwar nicht mehr im Palaste, aber noch wirksam ist.

— Eure Wu- und Wei-Jahre fangen an, mir uninteressant zu werden, mein Lieber; jetzt will ich die Sache doch lieber polizeilich anfassen. Welcher Ober-Staatsrat gilt augenblicklich als der schneidigste?

— Der Herr Tu-po.

— So soll also Herr Tu-po sofort vor mir erscheinen. Ich danke Ew. Liebden, erbitte mir aber für künftighin etwas mehr Klarheit.

— Majestät, ich bin bereit, mein Amt . . .

— Wenn ich Sie absetzen will, werde ich es sagen! Herr Tu-po soll kommen!

Der Reichs- und Hofastrologe entfernte sich mit der Empfindung, daß die Gnade Seiner Majestät einigermaßen aufgehört habe, ihm zu lächeln. Deshalb lächelte auch er selber nicht im mindesten.

Das Lächeln war jetzt an Herrn Ober-Staatsrat Tu-po.

— Ich habe Ihre Schneidigkeit rühmen hören, lieber Tu-po, sprach der Kaiser zu ihm, und das freut mich. Schneidige Beamte brauchen wir, nicht unklare Köpfe, die Ideologien spinnen. Ich hoffe, Sie sind der Mann, das auszuführen, was mir augenblicklich am meisten am Herzen liegt (nächst dem Wohle des Reiches natürlich). Hören Sie!

Und Seine Majestät erzählte dem aufhorchenden Ober-Staatsrate die seltsame Wochenbettgeschichte der alten Wang und schloß wie folgt: Es wäre nun möglich, daß dieser greuliche Wechselbalg, dieses Vierhundertundachtzigmonatkind doch noch lebte. Unkraut verdirbt bekanntlich nicht leicht. Aber ich denke: in diesem Falle werden Sie es ausfindig machen. Lassen Sie also darnach suchen, durch Stadt und Land, von Haus zu Haus, und wenn Sie die ganze Armee dazu benötigen sollten. Wer es herbei bringt, tot oder lebend, soll zweihundert Stück Seide bekommen, desgleichen der, der als

erster mitteilt, wo es sich befindet. Sie aber, mein lieber Ober-Staatsrat, werden in diesem Falle zum Wirklichen Geheimen Ober-Staatsrat befördert werden mit dem Prädikate Exzellenz.

Herr Tu-po legte sich auf den Bauch und klopfte zwölfmal mit der Stirne auf die Thronstufen. Der Kaiser aber fuhr fort: Die Familie, die den Bankert aufgenommen hat, wird natürlich hingerichtet.

Herr Tu-po erklärte, daß er selber hingerichtet zu werden wünsche, wenn es ihm nicht gelingen sollte, das abscheuliche Wesen aufzutreiben.

— Schön, mein lieber Tu-po, ich sehe, Sie sind im Bilde. Nun aber: Welches ist der schneidigste unter den Unter-Staatsräten?

Herr Tu-po ließ seine Freunde Revue passieren und erklärte schließlich: Herr Tso-yu scheint mir die meisten Talente in dieser Hinsicht zu besitzen.

— So soll Herr Tso-yu aufs strikteste folgendes durchführen: Nirgends, weder in Läden, noch auf dem Markte, noch im Hausierhandel dürfen fürderhin Bogen aus dem Yen-Baume und Köcher aus dem Tschi-Kraute verkauft werden; wer dawiderhandelt, wird hingerichtet!

*

Die Herren Tu-po und Tso-yu entwickelten sofort eine fieberhafte Tätigkeit. Im ganzen Lande zogen Suchpatrouillen herum, die auf das ausgesetzte Kind fahndeten, und überall verkündeten Edikte das kaiserliche Verbot des Handels mit Yen-Bogen und Tschi-Köchern.

Aber das Glück war nur dem geringeren Range hold. Während der Ober-Staatsrat nicht das geringste fand, gelang es dem Unter-Staatsrate, ein altes Bauernweib dingfest zu machen, das mit Tschi-Köchern ahnungslos in die Stadt kam. Sie wurde sofort

zur Richtstätte geführt, und der Unter-Staatsrat hatte das unaussprechliche Vergnügen, Seiner Majestät einen Bericht über ihre Arretierung und Hinrichtung einzureichen. Daß der Mann des alten Weibes, der mit Yen-Bogen hinter ihr hergegangen war, Zeit gefunden hatte, seine Bogen wegzuwerfen und das Weite zu suchen, verschwieg der vortreffliche Beamte aus Rücksicht auf die Seelenruhe des Kaisers. Der Lohn dafür blieb nicht aus: er wurde sofort zum Range eines Ober-Staatsrates befördert, wodurch er in die Lage kam, den ebenso rastlos wie vergeblich suchenden Herrn Tu-po kollegialiter aufzuziehen. Glücklicherweise vergaß der Kaiser, daß Herr Tu-po eigentlich auch nun endlich einen Bericht über seine Tätigkeit hätte einreichen sollen, aus Freude über das an der Tschi-Köcher-Verkäuferin statuierte Exempel.

Ach, wenn er gewußt hätte, daß es auch einen Yen-Bogen-Verkäufer gab, und daß der ausgerissen war!

Und just der, der nicht geköpfte Mann, war vom Schicksal ausersehen, in aller Ahnungslosigkeit eine für das Haus der Tschou verhängnisvolle Rolle zu spielen. Woraus zu ersehen ist, daß auch die schneidigsten Beamten immer noch nicht schneidig genug sind.

Hätte der pp. Tso-yu nur besser aufgepaßt und dafür gesorgt, daß auch der Mann geköpft werden konnte. Dann wäre das ganze Unheil nicht geschehen, — oder wenigstens nicht so.

IV

Die roten Vögel

Aber der Mann war eben leider *nicht* geköpft, ja nicht einmal arretiert. Er konnte davonlaufen und *lief* davon.

Mit gemischten Gefühlen. Einesteils tat es ihm leid, daß seine Frau arretiert war, aber andernteils war er froh, daß *er nicht* arretiert war.

So, mit geteilter Seele, kam er in seinem Laufe an das Ufer des Flusses, der „Klarwasser" geheißen ist, und betrachtete sein halb wehmütiges halb vergnügtes Antlitz im hellen Spiegel des Gewässers. Da bemerkte er ein seltsames Schauspiel, das ihm bald interessanter vorkam, als sein Gesicht: Ein großer Schwarm flatternder roter Vögel war bemüht, ein Strohmattenbündel von der Mitte des Flusses nach dem Ufer zu ziehen. Die einen hatten Mattenflechten im Schnabel und zerrten so das Bündel hinter sich her, die anderen flogen schreiend drum herum. So wurde das Bündel vor dem Manne gelandet.

Ei, dachte sich der, was mag da drinnen sein, daß sich soviel Vögel darum bemüht haben!

Und siehe da: es war ein kleines Mädchen.

— Schau! Mein altes Weib hab ich verloren, und Vögel haben mir ein jung Maidlein dafür gebracht. Das ist am Ende kein so übler Tausch, und mit dem nackenden Dingschen da muß es wohl eine eigene Bewandtnis haben, denn um gewöhnliche Menschenkinder bekümmert sich kein Vogel. Hm! Hm! Hm! Was tu ich mit dem Fratz! Soll ichs da liegen lassen und schreien? Das Gescheiteste wärs am Ende . . . aber mich erbarmt des Würmchens. Nehm ichs halt und trags in die nächste Stadt.

Die nächste Stadt aber war — Pao, dasselbe Pao, aus dem die Drachen aufgeflogen waren. Der alte Bauer wußte das freilich nicht, und es wäre ihm wohl auch gleich gewesen. Er war froh, daß er das schreiende kleine Ding bald anbrachte, gab sogar noch ein paar Stück Baumwollzeug dem Manne zu, ders ihm abnahm. Dieser Mann hieß Szö-ta und nahm das Mädchen, weil seine Frau ihr eigenes eben geborenes Kind gleich nach der Geburt durch den Tod verloren hatte.

Damit verschwindet der Yen-Bogen-Verkäufer aus unserer Geschichte, die nun wieder in höhere Sphären, an den Kaiserhof, steigt.

V

Lachen und Weinen

Nun geschah, wie es dem alten Kaiser auch durchaus das Liebste war, eine Reihe von Jahren hin nichts von Belang. Aber, als Seine Majestät eben ins dreiundvierzigste Jahr seiner Regierung getreten war, meldete sich das Umheimliche aufs neue.

Es war um die Zeit des großen Opfers im Tempel der kaiserlichen Ahnen, und Seine Majestät brachte die Nacht vor dem Opfer unter Fasten und Leibesbuße in der Sakristei des Tempels zu.

Ungefähr einhalb zwölf Uhr nachts wars, und der Kaiser kämpfte eben mit einem hartnäckigen Anfall von jetzt unerlaubter Müdigkeit, da, unerhört, kommt ein Weib schwebenden Schrittes lautlos von Westen her auf ihn zu. Ein Weib! In der Nacht der Askese! Natürlich erregte das den höchsten Zorn Seiner Majestät.

— Weg da! rief der Kaiser, und: die Garde herein! Säubert den Tempel!

Aber wer nicht kam, war die Garde, und wer nicht ging, war das Weib. Im Gegenteil: es tut, als wäre Seine Majestät durchaus nicht zugegen, geht ohne weiteres an ihm vorüber, in den Ahnentempel hinein, lacht dreimal laut auf, weint dreimal laut auf, nimmt dann ganz gemächlich das Allerheiligste des Reiches, die Ahnentafeln sämtlicher Kaiser der Dynastie, von ihren Gestellen und trägt sie wie eine Schicht aufgetürmter Kuchen weg, — nach Osten weg.

Der Kaiser will auf, ihr nach, — aber nicht einmal schreien kann er. Ist wie gebannt, wie verhext.

So, mit verglasten Blicken nach Osten starrend, fanden ihn früh die Garden. Wie sie ihn anriefen, fiel er um und in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, war sein erster Befehl: Seht nach den Ahnentafeln! Sind sie da?

— Freilich! Alle!

— Holt mir Po-yang-ju, den Astrologen!

Aha! dachte sich der, jetzt bin ich wohl wieder gut, weil Seine Majestät übel geträumt haben.

Mit nicht geringer Genugtuung legte er dem Kaiser die Erscheinung aus: Habe ich es nicht von Anfang an gesagt, damals, Majestät? —: Ein Weib ist im Spiele! Und: was kündeten meine mystischen Lose? Hieß es nicht:

Lachen und Weinen!
Weinen und Lachen! — ?

Nun?

— Ja doch, ja, mein lieber Po-yang-ju! Gewiß, Ew. Liebden haben immer recht. Wozu wären Sie sonst Hofastrologe? Das kann ich am Ende verlangen. Aber das Weib mit den Bogen von Yen und den Köchern von Tschi ist damals doch hingerichtet worden!

Geringschätzig bemerkte darauf der Astrologe: Was hat ein altes Bauernweib mit den Fügungen des Schicksals zu tun?

Der Kaiser, nicht bemerkend, daß in dieser Antwort eine Spitze gegen ihn war, erinnerte sich plötzlich an Herrn Tu-po.

— Der Ober-Staatsrat Tu-po soll augenblicklich kommen.

Diesmal lächelte Herr Po-yang-ju, aber Herr Tu-po lächelte nicht.

— Herr! schrie ihn der Kaiser an, wo ist der Bericht über Ihre Bemühungen damals in Sachen des Wechselbalges?

— Ma ... ma ... majestät, ich ... dachte ...

— Was unterstanden Sie sich zu denken? Sollten Sie denken? Sie sollten schneidig sein!

— Ich dachte, da doch das alte Weib hingerichtet worden ist ...

— Was hat ein altes Weib mit den Fügungen des Himmels zu schaffen? Was gehen Sie die alten Weiber außerhalb Ihres

Ressorts an? Ah! Ich will Ihnen zeigen, was Schneidigkeit ist! Rührt die Gongs! Der Hofstaat herein!

Die Gongs heulten, der Hofstaat kam.

Der Kaiser erhob sich majestätisch und reckte seine Faust nach dem schlotternden Tu-po: Meine Herren! Sehen Sie sich, bitte, einmal diesen schneidigen Ober-Staatsrat an! Sie haben nicht mehr lange Gelegenheit dazu. Denn er soll augenblicklich wegen Pflichtvergessenheit geköpft werden!

Die Gesichter des Hofstaates nahmen die Farbe des Lehmes an, und alles duckte sich unwillkürlich.

Da ... unglaublich! ... da tritt der Ober-Staatsrat Tso-yu vor, hält seinen Kollegen Tu-po fest und ruft einmal über das andere Mal: Unmöglich! Unmöglich! Unmöglich!

— Sind Sie verrückt geworden? ruft der Kaiser.

— Nein! schreit der unglaubliche Herr Tso-yu, aber das, das ist scheußlich! Das ist unerhört! ... Was kann denn Herr Tu-po dafür, daß Seine Majestät übel träumt? Gerechtigkeit, Sohn des Himmels, Gerechtigkeit!

— Er ist völlig übergeschnappt! bemerkt der Kaiser. Was hat denn der sonderbare Mensch? Den Tu-po zu töten, das ist mir nicht mehr, als würfe ich einen Strohhalm ins Feuer. Und da redet sich dieser gute Tso-yu noch Lipp und Zunge müde! Hurtig! Köpft mir den Tu-po! Herr Tso-yu aber wird hoffentlich wissen, was sich nach seinen unpassenden Redensarten für ihn schickt!

— Ich weiß es! erklärte Herr Tso-yu und ging.

Just um dieselbe Zeit, als man Herrn Tu-po den Kopf abschnitt, schnitt er sich zu Hause den Hals ab.

VI

Die böse Jagd

Der Kaiser merkte bald, daß er mit seiner Bemerkung vom Strohhalm-ins-Feuer-werfen mehr Gleichmütigkeit bei Todesurteilen markiert hatte, als er wirklich besaß. Die Sache ging ihm doch nahe. Er wurde schwermütig — ja, es ging ein Gemunkel: Seine Majestät sei eigentlich nicht mehr ganz richtig im Kopfe. Er war so sonderbar zerstreut immer und redete zuweilen Dinge, die kein Mensch mehr verstand, und er auch nicht. Es ging zu Ende mit ihm. Das Regieren ließ er die Minister besorgen, und sein einziges Vergnügen war noch, auf die Jagd zu fahren, d. h. von seinem Wagen aus zuzusehen, was die andern schossen oder fehlten. Und selbst auf der Jagd sah er zuweilen Dinge, die gar nicht mit der Jägerei zusammenhingen.

Seine letzte Jagd brachte ihm sein letztes Gesicht, und das war das unangenehmste von allen.

Die Jagd war gut gewesen, und der Kaiser war in einer Art von guter Laune, als man heimzog. Die Jäger trugen auf Spießen das erlegte Wild und sangen heitere Lieder:

Was im Wald gesprungen ist,
Liegt auf unsern Spießen;
Jägerlust und Jägerlist
Ist, das Wild zu schießen;
Wenn der Braten fertig ist,
Wolln wir ihn begießen;
Hinterdrein
Soll der Wein
Durch die Kehlen fließen!

Der Kaiser lachte dazu und rief: So recht, so recht, meine guten Jagdgesellen! Seht, der Himmel selber ist rot von Wein, den die untergehende Sonne ausgegossen hat.

Hinterdrein
Soll der Wein
Durch die Kehlen . . .

Da fiel er plötzlich hintüber und starrte in das Abendglühen, als sähe er etwas Schreckliches:

Rot, rot, alles, alles rot; und aus der Röte rast ein kleiner offener Wagen auf ihn zu. Zwei Männer stehen drauf, rote Bogen überm Rücken, rote Pfeile in der Hand, und sie machen halt vor dem Kaiser, schaun ihn groß an und flüstern: Wie gehts Ew. Majestät, seitdem wir uns nimmer gesehen haben? Majestät kennen uns doch? Ei freilich! Freilich! Ich da, ich, schauen Sie mich nur an: ich bin der Ober-Staatsrat Tu-po! Da, der rote Streif am Halse, — den kennen Ew. Majestät doch wohl? Hehe! . . . Und ich da, ich, ich bin auch ein Ober-Staatsrat! O ja! Tso-yu heiß ich und hab auch so einen roten Halsstreif! Da, da! Gib deine Hand her, Kaiser! Greif hin! greif hin!

Der Kaiser schrie gräßlich auf, fuhr mit beiden Händen sich an den Hals und rief: Haltet sie! Haltet sie! Ich will sie zu Exzellenzen machen!

Dann versank er in Grübeln und schloß die Augen.

Das Abendrot war verglüht. Die Dämmerung kam kühl.

— Fahrt schneller! Schneller! Fahrt! Fahrt! Fahrt! Sie kommen wieder! Sie kommen wieder! Dicht mir am Wagen fahren sie her! Fort, Gespenster! Tso-yu! Tu-po! Geht mir aus dem Wege! Ich schlag euch noch mal tot! Ich schlag euch noch mal tot! Ich . . . schlag . . . euch . . .

Und der alte Kaiser Hsüan riß sein Schwert Tai-O aus der Scheide und hieb in die leere Luft.

— Oh! Oh! Nun legen sie die Bogen an, die roten Bogen! Und nun die Pfeile auf, die roten Pfeile! Eisen! Eisen! Eisen! legt mir Eisen aufs Herz! Sie . . . schießen . . . mich . . . tot! . . .

Gräßlich kreischte der Kaiser auf und fiel ohnmächtig rücklings in den Wagen.

Als er erwachte, sagte er bloß: Mir ist so weh ums Herz.

*

Der Dichter Su-Tschung-Po, den sie den Alten im Barte nennen, hat ein Lied auf diese Erscheinung geschrieben; das lautet so:

Wie Götter kamen sie hergefahren
Mit roten Pfeilen auf roten Bogen,
Und mitten im Jagdzug des Kaisers fuhren
Sie her und hin.

Und führst du, Kaiser, schneller als Winde:
Die Blutschuld folgt dir als rote Wolke,
Die rote Wolke hüllt dich, Kaiser,
In Blutnaß ein.

VII

Der neue Kurs

Nach diesem letzten bösen Erlebnis hatte der Kaiser Hsüan nur noch Zeit zu einer schönen Abschiedsrede an seine beiden greisen Paladine Yin-tschi-fu und Tschou-hu.

Er befahl dem Eunuchen vom Dienste, ihn im Bett aufzurichten, lehnte sich an das Kissen von gestickter Seide und sprach: An die fünfzig Jahre hab ich nun regiert, gestützt auf meine treuen Diener. Nach Süden und Norden trug ich siegreich meine Waffen und gab Frieden den vier Meeren.* Nun muß ich schnell dahin. Nicht unfroh bin ich dessen, denn ich bin müde der Welt und meiner Irrtümer. Nur, daß Kung-Nië, mein Sohn und Erbe, mündig zwar an Jahren, aber unreif im Geiste, jetzt schon mein schweres Amt

* Das heißt die Welt.

aufnehmen soll, besorgt mich. Auf euch steht meine Hoffnung. Helft ihm, meine Treuen, daß nicht der Glanz des Hauses Tschou verschwinde!

Mit diesem Vermächtnis starb Kaiser Hsüan, über dessen letzten Jahren bereits ein Schatten dessen gelegen hatte, was sich unter seinem Sohne vollziehen sollte.

*

Der nannte sich als Kaiser Yu, und das bedeutet etwas sehr Schönes. Was helfen aber die schönsten Namen und Devisen eines Kaisers, wenn die Regierung nicht darnach ist?

Der alte Kaiser hatte seine Paladine nicht ohne Grund gebeten, auf der Wacht zu sein. Der junge Herr war ein böses Pflänzchen, obwohl er eigentlich so gar jung nicht mehr war. Schon lange hatte er ein reich ausgestattetes Serail und von der rechten Kaiserin, einer früheren Vicomtesse Schen, auch schon einen halbwegs erwachsenen Sohn. Dieser mit Namen I-tschiu, wurde, wie sichs gehört, zum Thronfolger proklamiert, und der Schwiegervater des Kaisers, Vicomte Schen, zum Grafen gemacht.

Fürs erste konnte Kaiser Yu, so gerne er es auch getan hätte, noch keine sonderlichen Sprünge machen, denn seine Mutter lebte ja noch, und die Kaiserinnen-Mütter in China sind für die recht jungen chinesischen Kaiser das, was bei uns die Schwiegermütter manchmal für die jungen Ehemänner sein möchten —: die eigentlichen Regentinnen. In ihren Händen liegt das Leitseil, an dem sich die neugebackenen Kaiser die majestätische Gangart angewöhnen sollen, die sich vom Tempo kronprinzlicher Sprünge wesentlich unterscheidet. Eine politische Pädagogik, die nicht ohne Weisheit ist.

Der Kaiser Yu hatte diese Pädagogik besonders nötig, aber das Unglück wollte, daß seine erhabene Mutter schon sehr bald starb,

zu einer Zeit, da Seine Majestät längst noch nicht ins rechte Tempo gekommen war.

Schon zu Lebzeiten der alten Kaiserin erregte er fatales Aufsehen dadurch, daß er die Trauergebräuche keineswegs korrekt einhielt. Nicht allein, daß er Fleisch aß und Wein trank, was schon greulich genug mit anzusehen war, — nein, er scharte auch eine Tafelrunde von allerlei bedenklichen Leuten um sich: Künstler, Dichter, Lebemänner; aber immerhin: es ging noch an. Er gab sich wenigstens Mühe, sich vor seiner Mutter zu verstellen.

Aber, als sie tot war, kehrte er sich an gar nichts mehr und überließ sich, wie es in der Überlieferung heißt, ganz den „Vergnügungen schlechter Musik", worunter wohl vornehmlich Tanzmusik und Couplets zu verstehen sind.

Yin-tschi-fu und Tchou-hu, die beiden greisen Paladine, hoben vergeblich sämtliche Hände beschwörend hoch und zitierten die Klassiker — Majestät Yu pfiff den letzten Gassenhauer dazu und meinte, sie sollten nur nicht gar so feierlich tun. Sie seien fertig mit dem Leben, er wollte gerade anfangen. Also sei es besser, sie ließen ihn ungeschoren.

Das nahmen die greisen Paladine loyal ad notam, gingen hin und starben.

Niemand war darüber vergnügter als Yu der junge. Er ließ sie wunderschön begraben, gab ihnen die erhabensten Totentitel und wählte sich schleunig Ratgeber, die besser zu ihm paßten. Der chinesische Autor steht nicht an, die als „intrigant, speichelleckerisch, habsüchtig, ämtergierig und völlig prinzipienlos" zu erklären.

Die hoben freilich keine Hände hoch und zitierten keine Klassiker. Die pfiffen mit, wenn der Kaiser pfiff, und amüsierten sich vortrefflich bei der schlechten Hofmusik.

Der Himmel konnte das kaum mit ansehen. Er warnte seinen Sohn mit Bergstürzen, Erdbeben, Überschwemmungen.

— So? sagte der Kaiser; na, wenn nur der Palast nicht einfällt und das Wasser nicht bis zu den Weinfässern steigt.

— Aus—ge—zeich—net! applaudierten die drei Intriganten etc. pp.

Nun stürzten gleich ganze Gebirge ein, die Erde bebte eine Stunde lang, das Meer selber trat aus.

— Fabelhaft, was nicht alles passiert! sagte der Kaiser. Jetzt fehlt bloß, daß der Himmel einfällt. Dann muß ich Quartier für die verehrten Götter suchen.

— Köst—lich! köst—lich! applaudierten die drei Intriganten etc. pp.

Nur der Kultusminister, der noch von früher her da war, schüttelte das Haupt über diese Blasphemie und bat in beweglichen Worten, Seine Majestät möge geruhen, ernsthafter zu sein.

— Ach, Sie! meinte der Kaiser. Sie halten es wohl für Ihre Pflicht, zu predigen, weil Sie das Kultusressort haben? Gehen Sie lieber und komplettieren Sie mir mein Serail. Es muß doch noch ein paar schöne Mädchen in China geben. Machen Sie sich auf die Beine, Exzellenz! Für jedes Mädchen kriegen Sie eine Pfauenfeder.

Der Kultusminister schlug die Hände über dem Kopf zusammen und gab seine Demission.

— Gott sei Dank, daß wir den Konsistorialrat los sind! sagte Seine Majestät. Einen Kultusminister brauch ich überhaupt nicht; ein Serailminister ist viel nötiger. Ich werde den We-tê-king dazu machen, unsern fidelen Liebesdichter. Wird er wohl annehmen?

— O ja, Majestät, wenn er nicht gleichzeitig zum Eunuchengeneral ernannt wird ...

— Das wäre ein Spaß! Wir wollen es erwägen! Aber im Ernste: ich brauche mehr Mädchen. Sucht, meine Lieben, sucht! Wer die Schönste bringt, kriegt die gelbe Jacke!

VIII

Das Mädchenschwärmen

Das ließen sich die drei prinzipienlosen Herren nicht zweimal sagen und sandten flugs Agenten durch das ganze Land, schöne Mädchen aufzutreiben.

Es dauerte nicht lange, und ein Mädchenschwärmen hub an durch das Reich der Mitte, daß man hätte glauben mögen, es sei unter den jungen Dirnen Chinas mobil gemacht worden. Was nur ein bißchen hübsch war, ließ sich anwerben, und alle Landstraßen waren voll von zierlichen Jungfrauen, die, unter der Führung von Ministerialgesandten, zur Residenz zogen. Es gibt ein altes Duett darüber:

Fein Dirnlein du, fein Dirnlein du,
Wo gehst du hin im Reiseschuh?

Ich reise in die große Stadt,
Wo sein Haus der Kaiser hat.

Ei, das ist ein gar feiner Ort:
Fein Dirnlein du, was willst du dort?

Dort eß ich von Golde, wie jetzt von Zinn,
Denn morgen bin ich Kaiserin.

Aber so groß waren die sechs kaiserlichen Serails denn doch nicht, um all das willig flügge Jungfernvolk aufzunehmen. Auch fand der Kaiser, sooft er auch Parade über die nach Landschaften in Nationaldivisionen eingeteilten Mädchen abhielt, nicht eine einzige, die ihm besonders gefallen hätte. Ein paar hundert behielt er ja zurück, aber mehr aus landesväterlicher Huld und um nicht in den Ruf der Gefühllosigkeit zu kommen, als aus wirklichem Interesse.

— Etwas Besonderes möchte ich haben, meine Herren, nicht

bloß gute Mittelware. Eine, in die ich mich mal richtig verlieben kann. Wie unser We-tê-king so schön singt:

Ich sah sie an: Da ward der Himmel klar,
Und helle ward, was vorher dunkel war.

Der schwarze Wald wuchs als ein Flammenmeer,
Es brannte, brannte alles um uns her.

Und um die Hüfte nahm ich sie und sprang
Ins Flammenmeer, in dem das Glühen sang.

So was möcht ich. Alles andere ist wie ein laues Bad. Und a propos, mein lieber We-tê-king: ich muß es sonderbar finden, daß Sie Ihre schönsten Genüsse für sich behalten. Es wäre loyaler, mir auch etwas abzugeben. Sie müssen doch derlei glühende Sachen erlebt haben. Warum verhelfen Sie mir nicht auch dazu?

Der Dichter We-tê-king machte ko-tao und lispelte: Majestät, ich bin bloß ein Dichter. Sie aber sind Kaiser von China. Wie könnte, was mich in Glühen bringt, auch Ew. Majestät genügen? Was mir schon Wunder ist, das ist dem Sohne des Himmels gemein. Jenes Lied machte ich auf eine — Köchin. Ew. Majestät würde sich von dieser Person nicht einmal eine Hühnerbrühe kochen lassen.

— Wunderlich! bemerkte der Kaiser. Eine Köchin! Wer hätte das gedacht! Aber wer weiß: vielleicht sind es gerade die Köchinnen? Die Liebe ist doch eine mysteriöse Sache . . . Aber gleichviel: es ist mir klar, daß niemand mehr dazu geeignet ist, mir diese Sensation zu verschaffen, als Sie, mein lieber We-tê-king. Und wenn es eine Köchin, eine Ausgeherin, eine Kuhmagd wäre: Sie müssen mir eine bringen. Gelingt es Ihnen, so berufe ich Sie in den Staatsrat mit dem Titel und dem Gehalt eines kaiserlichen Hausministers; gelingt es Ihnen nicht, so haben Sie am längsten Liebeslieder gesungen und kommen unter die Eunuchen. Dies

ist mein unabänderlicher kaiserlicher Wille. Richten Sie sich darnach!

Der Hofliebesdichter hatte eine Empfindung, wie wenn er operiert würde, verwünschte seine sämtlichen Gedichte und erwog die Frage in sich, ob er nicht besser täte, sich gleich aufzuhängen. Schließlich aber dachte er sich: wer weiß: Suchen wir halt erst mal! Glückts nicht, so wird der Hanf bis dahin auch nicht aufgeschlagen sein.

Und so begab er sich auf die Mädchensuche.

IX

Die Mission des Herrn We

Wie männiglich weiß, haben die Dichter in weiblichen Angelegenheiten durchschnittlich mehr Glück als die Minister. Und so gelang es Herrn We-tê-king sehr bald allein, was den drei Ministern mit all ihren Agenten nicht gelungen war.

Er hatte sich gesagt: je weniger offiziell ich auftrete, um so mehr werde ich erreichen. Die Ministerialagenten haben den Fehler gemacht, daß sie zu sehr mit kaiserlichen Edikten operierten. Da sind natürlich nur Mandarinentöchter und höchstens noch Mädchen aus Literatenfamilien gekommen, denn das Volk, wenn es nur ein Edikt auf gelbem Papiere sieht, denkt gleich: das ist nichts für mindere Leute, da gibt es genug Mandarinenlöffel, den Rahm abzuschöpfen. So werd ich es also nicht machen. Denn gerade im Volke wachsen die nettesten Pflanzen, und ein Bauernmädel wird am allergeeignetsten sein, Seiner Majestät besondere erotische Sensationen zu verschaffen. Alles andere kennt er ja mehr als genug. Aber Frische, Frische! Heublumenduft und Volkslied!

Meine Laute auf dem Buckel, ein baumwollenes Habit an, auf dem strohenen Vagantenhut ein paar Hahnenfedern, — so will ich

von Dorf zu Dorf ziehen und die Dirnen am Ziehbrunnen zusammenklimpern. Ein Haderlumpenlied zieht mehr als zehntausend kaiserliche Edikte.

Und so tat er, der pfiffige Hofliebesdichter und gute Psychologe. Es machte ihm auch außerdem ein Heidenvergnügen und dünkte ihn besser als an der kaiserlichen Tafelrunde sitzen und Zweideutigkeiten reimen oder gar die kaiserlichen Verse korrigieren.

Von Dorf zu Dorf sich durchsingend und manches hübsche Mädchen am Kinne fassend, kam er schließlich in die Gegend von Pao. Ein großes Dorf lag in Mittagssonne. Männer und Weiber schnitten draußen den Reis, am Bache aber, der durch das Dorf floß, knieten die Mädchen und wuschen. Pitsch-patsch klang es, wie sie das Leinenzeug auf die glatten Steine schlugen.

Da setz ich mich irgendwohin, wos schattig ist, und befingere die Laute, dachte sich der erfahrene Herr We-tê-king und tat auch so.

Erst bloß ein bißchen Saitengerupf: ping—pang—pong—dewing, ping—pang—pong, dann ein paar kichernde Läufe, und nun los:

Heißer Himmel, Sonnenbrand,
Weiß vom Staub die Stra—a—ßen,
Ach, ich bin zu weit gerannt
Über krumm und grades Land,
Heißer Himmel, Sonnenbrand
Macht durstig aus der Ma—a—ßen.

Die Mädchen drehten sich schon rum und stießen einander an: Schaut da, einer mit der Laute, und singt!

Jetzt machte es Herr We-tê-king recht zum Erbarmen:

Hätt ich nur ein bissel Wein,
Würd ich balde hei—ei—ter,
Bin ein armes Singerlein,
Fahr landaus, landab, landein,
Hätt ich nur ein bissel Wein!
Laßt mich nicht durstig wei—ei—ter!

— Der arme Bursch! Hört nur, wie kläglich er tut! Bringen wir ihm die Kürbisflasche! Nimm sie, Pao-Szö!

Der ganze Schwarm machte sich auf und kam nahe. Die Kleinste trug die Flasche und bot sie dem Sänger.

Himmel, was machte Herr We-tê-king für ein paar Augen, als er das Mädchen sah!

Die, die ist es! Bei allen kaiserlichen Ahnen: die und keine andre! Eine Blume aus dem Garten der Götter! Die Blume Wundergruß!

— Mädchen, wie heißest du?

— Pao-Szö, Herr!

— Wer ist dein Vater?

— Szö-ta, Herr!

— Führ mich schnell zu ihm.

— Warum, Herr?

— Weil du schön bist, Pao-Szö, schön und für den Kaiser gemacht!

— Warum spottet der Herr?

— Nicht Spott, du Lieblichste des Reiches! Nicht Spott! Laß dich anschaun, laß dich ... oh! Wie sind deine Brauen fein! Feiner im Schwunge als die Bogen im Waffensaale des Himmelssohnes! Und deine Lippen, wie rot! Röter als der Zinnober des kaiserlichen Namenszuges! Und weiß die Zähne wie das seidene Bett der Kaiserin, das für dich gerichtet ist! Für dich, du Allerholdseligste, deren Haar wie eine schwarze Wolke ist, hangend auf dem blühenden Gipfel des Pfirsichberges im Kaiserparke! Sind deine Finger nicht kunstvoll geschnittene Edelsteine? Aber dein Antlitz ist lieblich wie der klare Mond! O du Schönheit du! Du Schönheit du! Länder und Städte wird er für dich hinfallen lassen wie faule Brombeeren!

Die Mädchen griffen sich an die Stirnen und meinten: Du

hast wohl Wind im Gehirn, oder bist du trunken, vor du noch getrunken hast?

— Schweigt, alberne Gänse! Ich bin der Hofdichter We-tê-king, und dieser da sollt ihr noch die Füße küssen, schnatterndes Volk; ehe eine Woche ins Land geht, sitzt sie dem Kaiser auf dem Schoße.

— Er ist besessen! Er ist besessen! kreischten die Mädchen auf und liefen davon. Herr We-tê-king aber kniete vor Pao-Szô nieder und sprach: Als erster huldigt dir dein niedriger Sklave We-tê-king. Wolle dich in Gnaden dessen erinnern, wenn du das Kopfkissen des Kaisers hast. Und nun geruhe, mich zu deinem Vater zu führen.

Pao-Szô lachte: Ist das auch alles wahr?

— So wahr, als ich über ein kleines Hausminister sein werde. Schnell, schnell zu deinem Vater!

*

Der alte Szô-Ta war ein armer Bauer und ein bißchen ungehobelt. Er stand gerade nacktbeinig im feuchten Reisfelde und sichelte, als Pao-Szô zu ihm lief und also sprach: Vater, der Herr da will mit dir reden!

— Reden? Was will er reden? Mein Reis ist schon verkauft.

— Nicht deinen Reis will ich, sagte Herr We-tê-king, sondern deine Tochter, alter Biedermann!

— Meine Tochter will er? Die brauch ich selber. Wenn sie auch faul ist wie eine genudelte Hochzeitsgans, n bißchen hilft sie mir doch in der Wirtschaft.

— Nicht für die Wirtschaft will ich sie, nicht als Magd, Alter.

— Wozu denn?

— Ich will sie ausbilden lassen.

— Ist schon ausgebildet genug und eingebildet dazu. Soll sie

etwa s Tanzen lernen? Oder die Laute schlagen? Der schöne Herr ist wohl ein Lautenmeister?

— Ich bin Hofdichter Seiner Majestät.

— Ah! Was ist denn das?

— Ich mache Lieder für den Kaiser.

— Lieder? Die gibts ja schon so.

— Neue Lieder, Alter, nicht solche gewöhnliche, wie ihr sie singt.

— So! Meinetwegen. Heiß Wetter heute.

— Hört mal, mein guter Mann, macht keine Flausen: was ists mit der Pao-Szö! Gebt Ihr sie mir?

— Ich denke gar nicht dran.

— Was? ich bin Beamter der dritten Rangklasse.

— Geht schon gut.

— Ich bin Vertrauter des Kaisers.

— Ich brauche nichts.

— Was soll das heißen!?

— Daß ich nichts brauche.

— Ihr gebt das Mädchen also nicht freiwillig?

— Unfreiwillig auch nicht. Was meine ist, ist meine.

— Nichts ist euer! Dem Kaiser gehört alles! Wißt Ihr das nicht?

— Dem Kaiser? Ja, das ist richtig. Das ist so. Freilich. Aber: seid Ihr der Kaiser?

— Nein, aber der Kaiser will Eure Tochter!

— Das kann jeder sagen.

— Es ist so, Alter.

— Zeig her!

— Was denn?

— Den Brief vom Kaiser, mit dem Drachen und der roten Unterschrift. Hähä! Nee, mein Lieber. Es heißt zwar:

Der Bauer und der Stier,
Das sind zwei dumme Tier,

aber so gescheit wie ein abgerissener Bänkelsänger sind wir doch noch. Weg aus meinem Felde, Vagabund! Denkst du, ich sehs deinem Rock nicht an, wie dein Beutel aussieht, du — Beamter der dritten Rangklasse?

Er hob einen Lehmkloß auf, ihn nach Herrn We-tê-king zu werfen.

In diesem Augenblick merkte der Hofdichter, woran er es hatte fehlen lassen. Er zog seinen Geldriemen, an dem an die fünfzig Kupfermünzen hingen, und warf ihn dem Bauer vor die Füße: Da!

— Hä? Hat der Herr Münze? Laßt sehn!

Der biedere Szó-Ta zählte das Kupferzeug.

— Hm! Achtundvierzig Stück Große. Er kraute sich hinter den Ohren:

— Das wäre für die da?

— Ja, und später kommt noch mehr, viel mehr, wenn sie erst beim Kaiser . . .

— Tit-ti-ti-ti . . . Kaiser! Lassen Sie mich mit dem Kaiser zufrieden. Mit Ihnen handle ich. Mit dem Kaiser hat unsereins bloß zu tun, wenns ans Halsabschneiden geht . . . Noch so ein Riemelchen voll!

Herr We-tê-king fuhr in den Brustbausch und zog eine Silberstange hervor.

— Ich hab kein Kleingeld, aber, damit Ihr seht, daß ich mich nicht lumpen lasse —: Da!

Die Silberstange flog dem Alten vor die Füße.

— Silber? Das kenn ich nicht. Silber? Nee! Das kann falsch sein. Und: wer solls wechseln? Gebt mir Kupfer, Herr!

— Das Silber da ist hundertmal soviel wert als der Riemen! Seid nicht blöde!

Szó-Ta betrachtete die Stange, wog sie in der Hand, schlug sie

auf einen Stein, machte Hum! machte Hem! rieb sie an seinem Kittel, schabte an ihr mit seinem Messer und schrie schließlich: Lao-Mu! Lao-Mu!

Aus dem Reisfelde kam eine alte Frau und rief: Was ist?

— Der Herr da will die Pao-Szö kaufen; kennst du Silber, Alte?

— Zeig her!

— Da!

— Das ist Silber. Sind ja Stempel drauf.

— Stempel!? Ja so! Ja dann!

Szö-Ta zog sich mit Lao-Mu etwas ins Reisfeld zurück. Nach einer Weile tauchten sie wieder auf, und Szö-Ta erklärte: Die Mutter will mit Euch handeln.

— Nun in Gottes Namen! Aber Ihr habt wahrhaftig genug jetzt!

— Nein, Herr, sprach Lao-Mu. Nein, Herr! Das Kind da, wahrhaftig, ist mehr wert. Wärs unser geborenes Kind, — ja, dann wärs schon zuviel, denn wir sind erbärmliche Leute. Aber, Herr (und nun flüsterte sie:) Pao-Szö ist ein Kind der Wundervögel mit Perlmutterflügeln! Rote Schnäbel haben sie und gelbe Augen und am Bauche den Flaum, der genannt ist: Kaiserwiegenflaum, — schneeweiß und weicher als Altweiberfäden, die im Spätjahr fliegen! Der Himmel weiß, was für ein Wunder an dem Mädchen ist! Als ich sie kriegte, da mein eigenes Kind gestorben war, und ich nahm sie in den Arm, da lief durch meinen Leib ein Zittern und seltsames Geriesel, und mir war, ich darf nicht sagen wie. Auch hat sie keine Milch von mir getrunken und auch nicht Milch von Kühen und Ziegen oder Eselinnen, und gedieh doch mehr als alle anderen Kinder im Dorf. Und nachts habe ich an ihrer Wiege zwei rote Vögel stehen sehen, die Vögel Fung-Hoan; die sangen:

Es steigt der Mond!
Die Sonne sinkt —
Schlaf dich schön!
Schlaf dich schön!
Mädchen, das den Mondstrahl trinkt.

Und wirklich: Der Mond kam an ihr Bett und legte sich über sie wie Mutterbrust, und Pao-Szö saugte an ihm. Das ist wirklich wahr!

— So? — Und ich soll nun die Mondamme bezahlen? Laßt mich doch mit solchen einfältigen Päppelkinds-Geschichten zufrieden, Alte. Kurz und gut: Wieviel wollt ihr noch?

— Noch so ein Stängelchen, Herr, noch so ein Silberstängelchen! Denkt doch: sie hat am Monde getrunken, das liebe Kind, das süße.

Sie wurde plötzlich sehr ergriffen und bedeckte Pao-Szö mit Küssen.

— Also gut! Hier!

We-tê-king produzierte noch eine Silberstange und gab sie hin:

— Dafür kriegte man die Tochter des Kultusministers, Verehrteste. Aber nun ist es genug! Bestellt mir eine Sänfte mit vier Trägern! Nehmet Abschied, Fräulein Pao-Szö!

Das ging sehr schnell. Die Sänfte war auch bald da, und der glückliche We-tê-king hatte das Vergnügen, in ein paar Stunden die Gegend von Pao hinter sich zu haben.

X

Die große Wo

Es war erstaunlich, wie schnell und geschickt Pao-Szö auf alles einging, was der zukünftige kaiserliche Hausminister von ihr verlangte. Es schien, als habe sie nur darauf gewartet, nach den Sechs Serails abgeholt zu werden.

Natürlich brachte sie der glückliche Entdecker nicht sofort dorthin. Sie roch immerhin etwas nach Stall und war weder hinreichend equipiert noch vorgebildet, um alsogleich Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Aber der erfahrene Liebesdichter wußte Bescheid.

Da war ein kleines Teehaus in der östlichen Vorstadt, dem eine ehedem sehr berühmte Kurtisane vorstand, von der es bekannt war, daß sie sich auf galante Manieren, Tanz, Musik und Dichtkunst, kurz auf alles, was man von einer chinesischen Grande amoureuse nur verlangen konnte, noch immer vortrefflich verstand. Sie galt allgemein als Dame von ungewöhnlichem Takt, Geschmack und Lehrvermögen, und ihr Haus war berühmt als die hohe Schule der Galanterie von China.

Zu ihr, die sich Wo-fu-ling nannte, von ihren Verehrern aber nur Ta-Wo genannt wurde, die große Wo (groß in dem Sinne, wie man Friedrich der Große sagt), begab sich Herr We-tê-king und sprach: Meine liebe Ta-Wo, ich habe eine außerordentliche Bitte an Sie, eine Bitte, die Sie mir durchaus nicht abschlagen dürfen, und es sollen auch ein paar sehr große Ballen Seide für Sie abfallen, wenn nicht gar der Titel einer kaiserlichen Seraillieferantin.

— Ihr Vertrauen ehrt mich, wertester Herr We, antwortete mit vielem Anstand die große Wo, aber ich habe augenblicklich nichts, was ich einem verwöhnten Kenner wie Ihnen anbieten könnte. Ein paar Elevinnen lassen zwar für die Zukunft Schönes hoffen, aber für den Augenblick sind sie noch grünes Obst und gerollte Knospen.

— Ihre Elevinnen, große Wo, so gewiß ich mir bin, daß sie unter Ihrer bewährten Hand die denkbar beste Entwicklung nehmen werden, interessieren mich zur Stunde nicht, wenngleich ich mich hiermit vorgemerkt haben will. Es handelt sich um eine viel wich-

tigere Sache. Da ich Ihrer Verschwiegenheit sicher sein kann, um so mehr, als jedes Wort Ihnen die Konzession kosten würde, will ich es Ihnen verraten.

— An meiner Schweigsamkeit gemessen sind die Karpfen im heiligen Tempelteiche geschwätzig wie die Agenten des Bundes zur Hebung der Sittlichkeit; das dürften Ew. Hochgeboren wohl wissen, entgegnete etwas pikiert die alte Dame.

— Ich weiß, große Wo, und so schenke ich Ihnen mein Vertrauen in einer Angelegenheit, die, wie ich wohl sagen darf, augenblicklich die wichtigste im ganzen Reiche ist.

— Politisches? Um Gott! Nein! Mein erstes Geschäftsprinzip ist: keine Politik! Ich bin schon einmal beinahe geköpft worden, damals, wie die rote Tai-ta dem dürren Staatsanwalt Ho-fing-gê das Lied vorsang:

Käm zu mir der Himmelssohn
In dem goldnen Wagen,
Wollte mich in sein Serail
Auf den Händen tragen,
Eine Nase dreht ich ihm,
Und ich würde sagen:
Lieber laß ich mich von Lung,
Meinem Liebsten, schlagen,
Eh ich mich einsperren ließ
In den goldenen Schragen.

— Genug! Genug, Madame, ich kenne die Geschichte; die rote Tai-ta bildete sich zuviel auf ihr bißchen Lyrik ein. Um derlei handelt es sich gar nicht. Ihr wißt wohl selber, daß Seine Majestät sich um Politik weniger kümmert als ein Hahn ums Eierlegen; schöne Mädchen will er, basta, und ich habe eine für ihn. Sie aber sollen sie mir vorher etwas polieren. Das ist alles.

— Ah, das ist etwas anderes! Aber: hat sie auch Talent?

— Ach was, sie ist schön, und wenn sie den Mund auftut,

klingen alle Flöten des Himmels. Sie braucht gar nicht zu tanzen, und man sieht doch mehr als ein ganzes Ballett. Sie braucht nur die Augen aufzuschlagen, und alle Dichter der Welt ekeln sich ihrer eigenen Reime. Nur ein paar äußerliche Manieren, ein paar Redensarten, wie sie der Hof verlangt: nichts mehr. Um Gottes willen: nichts mehr! Putzt mir an dem Kleinod um Himmelswillen nicht zu sehr herum! Laßt ihr den Heublumenduft und den frischen Pfirsichhauch!

— Sie unterschätzen mich, Herr We, ich trete als Künstlerin an die lebendigen Blumen heran, die man mir anvertraut. Eher wollte ich in ein Kloster gehen, als daß ich Reize verwischte. Reize zu heben ist mein Geschäft; ich fasse Schönheiten, wie der Juwelier Perlen faßt, aber ich zerstöre sie nicht. Das überlaß ich jenen Dilettantinnen meines Berufes, die nichts wissen, als ein paar Schminkregeln und die Kapitel der chinesischen Poetik.

Madame Wo war offenbar beleidigt.

Aber Herr We-tô-king besänftigte sie schnell, indem er sprach: wüßte ich das nicht so sicher, verehrteste Ta-Wo, so würde ich mich nicht an Sie gewandt haben, die ich als Meisterin in der Pädagogik der Galanterie aufs höchste schätze, und von der ich das Wort geprägt habe, das, wie ich mich getrauen darf, zu sagen, zu Ihrem Weltruf ein weniges auch mit beigetragen hat:

> Wir armen Dichter! Unsere Kunst ist roh,
> Die Schönheit müssen wir aus Worten kneten;
> Viel edler schafft die herrliche Ta-Wo,
> Die unbestrittene Fürstin der Poeten,
> Die Reime rankt aus Mädchenarmen und
> Die schönste Strophe bildet: Mund auf Mund.

Der Dichter machte eine tiefe Verbeugung und küßte dann Madame Wo-su-ling auf die linke Schulter.

Die große Wo lächelte scharmant und sprach: Unter den zehn-

tausend schönsten Gedichten Eurer Herrlichkeit ist dies das schönste, wenngleich es meinen schwachen Fähigkeiten viel zu sehr schmeichelt. Indessen: ich bin Ew. Hochgeboren ergebenste Dienerin und werde es an nichts fehlen lassen, um Ihren Wünschen nach besten Kräften und mit allem Fleiße nachzukommen. Ich erwarte die zarte Blume, die mir Ihre unverdiente Güte anzuvertrauen gedenkt.

Sie sprach wie gedruckt, obwohl damals auch in China die Buchdruckerkunst noch gar nicht erfunden war.

XI

Das talentvolle Mädchen

Am nächsten Tage führte der Dichter das Mädchen aus Pao in das Haus von Madame Wo.

— Oh, sagte die, völlig betroffen von dieser Schönheit, was soll ich da noch viel tun? Es ist ja eine Gnade für mich, diese Blume betrachten zu dürfen. Schreiten wir gleich zur ersten Lektion!

— Oh, das ist interessant, meinte Herr We-tê-king und ließ sich in einen Sessel nieder.

— Nicht doch, verehrter Herr, erklärte die große Wo, so angenehm mir sonst Ew. Hochgeboren Gegenwart ist: jetzt müssen Sie die Gewogenheit haben, mich mit diesem Fräulein allein zu lassen. Es wäre in hohem Grade unschicklich, wollte ich sie in Ihrer Gegenwart dem Verdrusse einer Korrektur aussetzen, und überdies ist es unstatthaft, eine Dame, die für die Gemächer Seiner Majestät bestimmt ist, in Gegenwart eines andern Mannes zu unterweisen, und sei es selbst der erste Dichter Chinas.

Etwas vertattert erhob sich Herr We und stotterte: — Ich bitte vielmals um Vergebung und ersuche um den Vorzug, von Zeit zu

Zeit durch ein Billett über die Fortschritte im Unterrichte der verehrungswürdigen Dame auf dem Laufenden erhalten zu werden. Ich empfehle mich den Damen.

Wie Herr We hinaus war, warf sich Madame Wo mit einem zierlichen Schwunge vor Pao-Szö nieder, zog ihr die Schuhe aus und küßte sie auf die kleinen, weißen Füße und sprach: Ich bin die niedrige Sklavin meiner zukünftigen Kaiserin und bitte im voraus um gnädige Verzeihung, falls ich in die Lage kommen sollte, Eurer Holdseligkeit eine Korrektur zukommen zu lassen. Auch flehe ich um ein huldreiches Gedenken in der nicht mehr fernen Zeit, da die unvergleichliche Schönheit meiner erhabenen Gebieterin auf dem Schoße des Himmelssohnes thronen wird.

— Ist das denn so sicher? meinte Pao-Szö und legte den Kopf schief.

— So sicher, als ich weiß, was ein Mann ist.

— Was ist denn ein Mann?

Pao-Szö machte die Augen weit auf, in denen ein seltsames Glimmen war.

— Ein Mann, du Holde, ist ein Ding, das wunder wie streng und hart und rauh tut und sich viel hoch über uns Frauen dünkt. Wenn aber ein Mann ein Mädchen sieht, wie dich, so wird er linde, weich und zärtlich und weiß sich keine höhere Seligkeit, als deinen Fuß auf seinem Nacken. Reiß ihn im Barte, und er flötet: Ach, tut das gut! Schlag ihn ins Gesicht, und er wimmert: Ach, tut das lieb! Zieh ihm dein Hemd an, und er keucht vor Wonne: Ich schwebe in den Himmel!

— So ist der Mann ein närrisch Ding?

— Närrisch oder nicht: er ist dein Sklave.

— Aber, wenns der Kaiser ist?

— Und wenns der Kaiser ist!

— So so ...

Pao-Szó verschränkte die Hände am Hinterkopf und schritt auf und nieder.

— Was muß ich aber tun, daß er mein Sklave wird?

— Wer schön wie du ist, mit Augen, hinter denen das große Geheimnis brennt, das einen Schein auswirft, der bis dorthin dringt, wo jeder Mann wehrlos ist; wer wie du sich nur zu bewegen braucht, um seine Schönheit nackt zu zeigen; wer so wie du eine Stimme hat, die eine Glocke aus allem Heimlichen und Süßen deines Wesens ist, eine Glocke aus der Tiefe des Weibes, in die jeder Mann versinken möchte und wüßte er auch, daß zehnfacher Tod da unten droht —: Wer so Weib und Kind in einem ist wie du: der braucht gar nichts zu tun; der hat die Gnade ... die Gnade ...

Madame Wo war tief ergriffen und warf sich wiederum vor Pao-Szó nieder.

— Jeder Hauch aus deinem Munde wird ihm heilig sein, für jeden Blick aus deinen Augen wird er Länder und Städte hingeben, — frieren wird er, wo nicht die Wärme deines Leibes ist, und um jedes Lächeln deiner Lippen wird er betteln. Ah, du, du weißt nicht, wer du bist; du stehst so da und blickst mich groß an und weißt nicht, was im Grunde deiner Augen glimmt; und deine Hände, die lässig herabfallen und auf den Schenkeln tasten, sie wissen nichts von ihrer Macht. Fast fürcht ich mich vor deiner Schönheit, die sich nicht kennt und doch nur immer sich selber lieben wird. Ich ... ich ... sieh: ich sah schon viele Mädchen und habe mich selber auch einmal gefühlt, — aber ein Wesen wie dich sah ich und empfand ich nie. Wie wenn ich in einen tiefen Brunnen schaute und sähe unten eine nackte Nixe, die die Fluten des Wassers in sich einzieht mit den Poren ihres Leibes und den Himmel mit hinabzieht mit dem Wasser, und alle Sterne und die Sonne und auch den Mond, — so ist mir, wenn ich dich sehe.

— Lala, was redet ihr da; so was versteh ich nicht und mags nicht hören. Lehrt mich singen und tanzen und gebt mir bunte Kleider. Gelbe Seide will ich und rote Schuhe, eine Schärpe aus Brokat um den Leib und Steine ins Haar! Hei und einen goldenen Reif um die Stirne mit kühlen Perlen und eine Laute in die Hand. Ists schwer, zu spielen?

— Hast du noch nie gespielt?

— Nein, nie.

— So nimm die Laute!

— Ists recht so?

— Aber du hast sicher schon gespielt; du hältst sie, wie jemand, dem die Laute vertraut ist von Kind auf.

— Nie hielt ich eine Laute. Greif ich so recht?

— Aber Wunder! Wunder! Nun erschreck ich noch mehr: Du greifst wie eine Künstlerin, und es klingt ohne Fehl.

Pao-Szö schloß die Augen und spielte eine schwermütige Weise. Dann ließ sie die Laute sinken und sprach: Wie schön das klingt. Lautenspielen gefällt mir.

Madame Wo machte ein unsagbar dummes Gesicht, ging ganz nahe an Pao-Szö heran, sah ihr in die Augen und schrie plötzlich laut auf: Kind, in deinen Augen zuckt es gelb auf! Wer ... wer ... bist du!? Ich fürchte mich.

— Tu nicht so dumm, Frau, sag mir lieber: muß ich auch dichten lernen, wie Herr We mir sagt?

— Dichten? Ja, das heißt, die Männer habens gern, wenn unsereins Worte schön zu setzen weiß und Reime auf die Liebe findet. Aber es muß nicht gerade sein.

— Ist es gedichtet, wenn ich sage:

Es steigt der Mond!
Die Sonne sinkt!
Schlaf dich schön!

Schlaf dich schön!
Mädchen, das den Mondstrahl trinkt!

Ist das gedichtet?

Pao-Szö blickte fast streng vor sich hin.

— Aber, aber, aber! Freilich! Es ist in der dunklen Art, die jetzt so beliebt ist! Wo hast du das her? Wo hast du das her?

— Weiß nicht. Ist mir auch gleich. Nun sag: wie ists mit dem Tanzen? — Aber halt! Erst gelbe Seide und die Schärpe aus Brokat! Schnell, schnell!

Mit zwei, drei Bewegungen hatte sie sich entkleidet und sprang nun in der Lust ihrer Nacktheit durchs Zimmer.

— Mein Gott! Mein Gott! Was fängt sie an! Wo andere aufhören, da ist sie schon. Kind, Kind, du tanzest ja wie eine selige Göttin! Oh! Oh! das ist der pas voluptueux, der pas ravissant, das ist die schwerste der Künste!

Zum dritten Male sank die große Wo vor Pao-Szö nieder, und diesmal rief sie: Kaiserin! Kaiserin! Herrin des Reichs! Sei mir gnädig! Bleibe mir gnädig! Das Heil meines Lebens ist eingezogen in dieses Haus! O, Majestät Pao-Szö! Erhabene Mutter der Sechs Serails!

Unablässig beklopfte sie den Boden mit ihrer Stirn.

— Seide! Seide! Gelbe, gelbe Seide! Wo ist die Schärpe aus Brokat? Sterne ins Haar! Hei und den Goldreif mit den nickenden Perlen!

Kaiser, mein Kaiser, komm, tanz mit mir!
All meine Nacktheit verschenk ich dir!

Hahahaha!

Mit einem übermütigen Gelächter warf sie sich auf ein Polsterbett und rief: Ist jetzt die Stunde aus?

— Majestät! Majestät! Gnade mit Eurer Sklavin! Gnade! Gnade! Madame Wo kroch auf den Knien heran und bedeckte

die erregt Atmende mit seidenen Tüchern, damit sie sich nicht verkühle.

XII

Ein sehr schöner Brief der Madame Wo

Am nächsten Tage erhielt Herr We-tê-king von Madame Wo folgendes im besten Briefstile abgefaßte Schreiben zugesandt:

„Demütiges Schreiben
niederzulegen
auf der schimmernden Schwelle
des von Edelsteinen
strotzenden
goldenen Palastes
Seiner Herrlichkeit
We-tê-king
des erhabenen Dichters der vier Meere
aus der baufälligen
und schmutzigen
Hütte
der
niedrigen Sklavin
Wo-fu-ling

Geruhen Ew. Herrlichkeit mit gnädigem Finger dieses schlechte Papier zu ergreifen, auf dem eine unwürdige Hand mit dem gemeinsten Pinsel und höchst schäbiger Tusche diese stümperhaften Schriftzeichen niedergelegt hat. Die erbärmliche Schreiberin fleht auf das begnadete Haupt Ew. Herrlichkeit den Ährenregen des Himmels herab und hört nicht auf, das blühende Talent der himmlischen Flöte Chinas zu bewundern und im Staube hockend zu verehren."

— Die gute Ta-Wo schreibt wie ein kaiserlicher Prüfungskommissarius, dachte Herr We, als er bis hierher gekommen war. Sie könnte wahrhaftig einen Briefsteller herausgeben. Dann las er weiter:

„Dem Wunsche Ew. Herrlichkeit gemäß, aber auch dem Antriebe meines eigenen jämmerlichen Inneren folgend, habe ich die Ehre, Ew. Herrlichkeit zu vermelden, daß es ganz und gar überflüssig ist, die mir anvertraute über alle Begriffe mit den Gnaden der Götter überschüttete Dame aus Pao in irgend etwas zu unterweisen. Sie ist eine mit tausend Perlen und Edelsteinen gezierte Schatulle aller Talente, und, soweit der Himmel auf der Erde aufliegt, gibt es nichts, das mit ihr verglichen werden könnte. Was ihr noch fehlt, sind lediglich seidene Kleider, Schmuckgegenstände und der goldene Stirnreif, der ihr gebührt.

Ew. Herrlichkeit haben mich unbeschreiblich beglückt, indem Sie mir vergönnt haben, dieses zauberhafte Wesen in meiner ruinösen Hütte zu beherbergen, dieses Wesen, das ohne jeden Zweifel von Göttern abstammt und nicht von Menschen. Mein jammervoller Pinsel ist nicht imstande, die erhabene Göttin würdig zu bezeichnen, und wenn ich selbst das unvergleichliche Talent Ew. Herrlichkeit besäße, im Walde der durcheinandersprießenden Schriftcharaktere Zaubervögel singen zu lassen, so würde ich dennoch glauben, unvermögend zu einer solchen Aufgabe zu sein.

Zwischen den Spinnweben meiner dem Einfalle nahen Hütte sitzend, sende ich in die strahlenden Gemächer von Ew. Herrlichkeit goldblendendem Palaste die demütige Bitte: Wollen Ew. Gnaden die unverdiente Huld haben, meine von Schmutz starrende Schwelle zu überschreiten und die für den Sohn des Himmels bestimmte Blume aus den Gärten der Götter mit seidenen Gewändern bekleidet dorthin führen, wo einzig und allein der würdige Sitz dieser zauberhaften Holdseligkeit ist: in den Onyxpavillon der kaiserlichen

Favoritinnen. Ich liege auf der von Würmern zerfressenen schmierigen Diele der meiner Niedrigkeit entsprechenden Ruine, in der ich hause, und harre gekrümmt des blendenden Schimmers, der sie durchleuchten wird, wenn Ew. Herrlichkeit geruhen wollen, sie auf goldenen Sohlen zu betreten."

— Ganz erstaunlich, was für einen brillanten Stil die große Wo schreibt; man könnte diesen Brief wahrhaftig in die Paradigmensammlung für höfliche Schreibweise aufnehmen. Ich muß Seine Majestät wirklich bitten, ihr einen Ehrenbogen errichten zu lassen... Aber wo krieg ich bloß das viele Geld für die Aussteuer Pao-Szös her? Das ist ein schlimmer Casus ... Doch was quäl ich mich! Hat mir die große Wo nicht schon oft gepumpt? Auch muß sie ja überhaupt eine reichausgestattete Mädchengarderobe haben! Esel, der ich bin! Madame Wo wird sie schon anziehen!

In dieser tröstlichen Zuversicht begab sich der Hofdichter zur „baufälligen Hütte" der großen Wo, die natürlich ein wahres Palais zu nennen war gegenüber seiner Garçonwohnung. Die Garderobefrage war schnell im Sinne Herrn Wes erledigt, und Pao-Szö verließ das Haus von Madame Wo in einem gelbseidenen, blaublumig durchwirkten Kleide, eine dunkelrote Brokatschärpe um die Taille, eine Kette von großen grünen Steinen um den Hals, rotseidene Pantoffeln mit hohen gelben Hacken an den Füßen und entzückend frisiert.

So führte sie Herr We in seiner grünen Beamtensänfte zum kaiserlichen Palaste.

Da er gegen Vorzeigung seiner vom Palastamte abgestempelten Visitenkarte jederzeit gleich eingelassen und in die kaiserlichen Gemächer geführt wurde, stand er mit seiner schönen Begleiterin bald vor Seiner Majestät.

XIII

Ihr Debüt

Der Kaiser regierte gerade. Er unterschrieb eine Anzahl Todesurteile und scherzte: — Unglaublich, wieviel Köpfe es in China gibt. Freuen Sie sich, lieber We, daß Sie nicht Kaiser sind. Sie würden gar keine Zeit mehr zum Dichten haben.

Jetzt erst blickte er auf.

— Ah! Ahh!! Ah!!! Was ist ... was ist ... das für eine entzückende kleine Person? Komm her, mein Schatz, laß dich näher ansehn! Oh! Oh! Das ist ja die leibhaftige Blume Wunderhold! Oh du süßes Ding du! Heiliger Himmel, wie wird mir? Ein roter Nebel vor den Augen mit goldenen Säumen ... Wo schwebe ich hin? Was drängt so in mir! Mädchen! Mädchen! Halt ... mich ... fest ...! Ich ... wanke ... ja ...

Pao-Szö trippelte sogleich auf den Kaiser zu und umschlang ihn.

— Oh, oh, wie wohl das tut! Wie hold das ist! Mädchen, Mädchen, sprich ein Wort, daß ich weiß, wie die lebendigen Blumen der Götter sprechen!

— Ich will dein sein, Kaiser.

— Du ... willst ... mein sein? ... Du ... Du ... willst mein sein? We, mein lieber We, haben Sies gehört! Sie will mein sein! Ah, nun weiß ich, was es ist, wenn die Wälder brennen. Mein Herz stößt in Flammen ins Hirn! Meine Augen sehen nichts als Glut und Glanz ... Komm! komm, Mädchen! Allein mit dir! Allein mit dir!

Der Kaiser nahm Pao-Szö auf den Arm und trug sie, ohne Herrn We noch einen Blick zu schenken, aus dem Zimmer. Sie aber sandte ihrem Entdecker, fröhlich wie ein Kind mit den Beinen zappelnd und laut auflachend, einen Schwarm von dankbaren Kußhänden.

*

— Daß ich nicht ins Eunuchenkorps komme, ist sicher, dachte sich Herr We; ob es aber Seine Majestät unter diesen Umständen nicht vergißt, daß er mich zum Hausminister ernennen wollte, ist nicht so ganz ausgemacht. Nun, warten wirs ab. Gut gegangen ist die Geschichte jedenfalls! Ich werde ein paar Ahnenopfer bringen müssen.

Der Hofdichter rieb sich die Hände und lächelte das vergnügteste Dichterlächeln. Aber plötzlich wurde das Lächeln boshaft, und Herr We summte, indem er das Zimmer Seiner Majestät verließ:

> Wo trug der Kaiser das Mädchen hin?
> Wohin, eija, wohin?
> Gott sei Dank, daß ich nicht die Kaiserin bin,
> Eija, die Kaiserin!

XIV

Im Juwelenpavillon

Wo trug der Kaiser das Mädchen hin?

Nach dem Serailreglement hätte die Antwort darauf lauten müssen: In den hinteren Serail, dorthin, wo, unter der Oberaufsicht der Kaiserin, alle neuangekommenen Palastdamen gemeinschaftlich wohnten und, bis zur Erreichung des nächsthöheren Konkubinenranges, in den Künsten höfischer Galanterie unterwiesen wurden.

Aber der Kaiser dachte gar nicht daran, Pao-Szö dorthin, unter die Augen Schön-haos, seiner erhabenen Gemahlin, zu tragen.

— Ich bedanke mich ergebenst dafür, von der guten Schön-hao das liebe Mädchen kritisieren zu lassen; das würde mir den ganzen Spaß verderben. Es ist auch zu dumm: für wen ist das Mädchen eigentlich da, — für mich oder die verehrte Gattin? Also!

Dies denkend, trug Kaiser Yu seine liebe Last geradenwegs in

den Juwelenpavillon, schloß die Türen hinter sich zu und befahl dem wachhabenden Gardeoffizier, der vor Staunen Augen vom Umfange eines Bratentellers bekommen hatte, dafür zu sorgen, daß niemand in die Nähe des Pavillons komme, außer dem Oberküchenmandarin natürlich.

Denn essen mußte Kaiser Yu freilich, aber sonst gedachte er auch durchaus nichts zu tun als Dinge, die mit Pao-Szö in Verbindung standen.

Regieren? — Schnecken!

Seine Majestät mußte lächeln, wenn er sich vorstellte, wie sich die unglückseligen Minister und vortragenden Geheimräte jetzt an der Tür des Audienzsaales drängen würden, unerledigte Staatsschriftstücke schwingend.

— Du bist mein Reich, dein Schoß mein Thron, süße Prinzessin Pao, und deine Liebe ist mein Staatsgeschäft. Lach mich an und gib mir deinen Mund! — Oh, das Glück der Fische im Wasser, wie die alten Dichter sagen!

*

Und so gingen drei Monate hin, während deren niemand den Kaiser sah und kein anderes Edikt von ihm an die Beamten kam, als dieses:

„In Anbetracht der ganz außerordentlichen Verdienste, die sich der Hofdichter We-tê-king um das Reich und Meine Person erworben hat, ernennen Wir ihn hiermit zu Unserm Hausminister mit dem Titel Ta-jen (großer Mann) und geben ihm Unser Lustschloß Wao-pa mit allem Lande im Umkreis von 300 Li zum Lehen. Wollen und gebieten auch, das ihm in seiner Geburtsstadt ein Ehrenbogen errichtet werde mit der Aufschrift: Dem großen Dichter und warmen Patrioten We-tê-king, kaiserlichem Hausminister und Lehensträger, für ungewöhnliche Verdienste um den

Staat und seine vorbildlichen Tugenden als Beamter von seinem dankbaren Kaiser Yu."

— Fabelhaft! dachten sich die Beamten. Diese Dichter haben mehr Glück als Verstand. Jetzt müssen wir die Verse dieses Belletristen auswendig lernen und fleißig im Staatsrate zitieren. Unglaublich, was alles man muß, wenn man die diplomatische Karriere eingeschlagen hat.

*

Aber sie hatten ja Zeit, Verse zu memorieren, da die Regierungsmaschine stillstand. Es waren gewissermaßen Reichsferien, ein kleines Liebesinterregnum, währenddessen es keinen Kaiser Yu von China gab, sondern nur einen wahnsinnig verliebten Herrn vom Juwelenpavillon. „Der Alte im Barte", den wir schon einmal zu zitieren Gelegenheit hatten, hat über dieses Interregnum folgende Verse gemacht:

Im weiten Reiche Teuerung
Und Mißwachs, Dürre, Wassersnot;
Am Grenzwall bellt Barbarenwut
Und wühlt der grimme Eberzahn;
Wo ist der Kaiser mit dem Schwert?

Der Kaiser liebt Hanftuch und Dorn.*
Er brach sich eine Blume hold,
Die heißt: Ich dufte übers Land;
Das schönste Mädchen nahm er sich,
Das jemals Kaiserliebchen war.

Sie saßen Bein an Beine stets,
Und Schulter stets an Schulter lag,
Wenn auf sie standen; tranken sie,

* Das heißt ein Mädchen, das früher einen Unterrock aus Hanftuch und statt der Haarnadel einen Dornenzweig im Haare getragen hat.

So tauschten küssend sie das Glas,
Und wenn sie aßen, teilten sie
Sich Schüssel, Teller, Stäbchen zu.

Es war kein Kaiser mehr im Reich,
Doch eine neue Kaiserin,
Die wußte nichts als Spiel und Tanz
Und Lachen, Küssen, Lieben und
In seidenen Gewändern gehn.
Weh dreimal weh: es lauert schon
Das Unheil unterm Drachenschleim.

Einstweilen hieß das Unheil aber Schên-hao.

XV

Die Kaiserin und der Purpurkelch aller Seligkeiten

Drei Monate hatte die Kaiserin es murrend ertragen, daß sie wie eine Witwe leben mußte, während ein Getuschel durch den Palast lief: Hochzeit im Juwelensaal, Flitterwochen drei Monde lang! aber nun hielt sies nicht mehr länger aus. Sie bewaffnete das Eunuchenkorps, überrumpelte die Pavillonwache und rauschte plötzlich, ganz Würde und Empörung, in den kleinen reizenden Salon, das Liebesnest Seiner Majestät.

Sie hätte es gar nicht besser treffen können: Der Kaiser saß auf einem breiten gelben Polsterstuhl und hatte das Mädchen aus Pao auf dem Schoße. Dazu lächelte er glückselig und sang, indem er den Mund des Mädchens zu einem süßen Kußschnutchen zusammenkniff:

Weißes Mäuschen, sitze still,
Laß mich machen, mein Prinzeßchen,
Laß mich machen, was ich will.

Das Liedchen hatte noch eine Strophe, aber die Kaiserin gelüstete es nicht im allerentferntesten, auch diese zu vernehmen. Sie trat

einen großen Schritt vor und schrie recht laut: Schämen sollst du dich! Was ist das für ein miserables Ding, für ein elendes Subjekt, für eine widerwärtige Person, die hier eingedrungen ist und den Palast verunreinigt!? Wird sie wohl augenblicks aufstehen und mich begrüßen, wie sichs ziemt? Oder soll ich mich vergessen und ihr beide Augen auskratzen, diese scheußlichen Gallertkugeln?

Sie trat wieder einen großen Schritt vor und machte mit allen zehn Fingern bedrohlich krallende Bewegungen.

Pao-Szö rührte sich nicht und sah die Wütende bloß groß an. Der Kaiser aber, der seine Gemahlin kannte und Tätlichkeiten fürchtete, sagte unbefangenen Tones und leichthin: Warum ereiferst du dich so, meine Liebe? Ein neues Mädchen für den Serail, nichts weiter. Ihr Rang ist noch nicht festgesetzt, sonst hätte ich sie dir schon vorgestellt.

Er lächelte süß.

— Ich sehe wohl, welchen Rang diese abscheuliche Kreatur einnimmt, und ich rate dir bloß eins: Wage nicht, sie mir vorzuführen! Heute noch verläßt diese schmutzige Sklavin den Palast. Oder du sollst sehen, was geschieht!

Sprachs und rauschte ab, nicht ohne sich an der Tür noch einmal umzuwenden und ein schrilles Pfui! auf den Kaiser und das, was auf ihm saß, abzuschießen.

Pao-Szö sprang vom Schoße des Kaisers herunter, stellte sich gerade vor ihm hin und fragte kurz: Wer war denn das?

— Ach, das, das war bloß die Kaiserin, mein Mäuschen.

— So! die Kaiserin! Von der hast du mir ja noch gar nichts gesagt?

— Mein Gott, warum denn auch? Was geht denn uns die Kaiserin an?

— Schimpft sie immer so?

— Ach Gott, nein; bloß, wenn sie ärgerlich ist. Du mußt näm-

lich wissen, Schatz, daß ich dich ihr eigentlich hätte vorstellen sollen. Das ist eine Art Hausgesetz, und ich hätte schon wirklich ... Aber du kannst ihr ja bei Gelegenheit deine Aufwartung machen.

— Ach? Was denn noch? Fällt mir ja nicht im Traume ein. Erst soll sie kommen und mich um Verzeihung bitten wegen der Niederträchtigkeiten, die sie mir an den Hals geworfen hat. Das war ja schlimmer als im Kuhstalle in Pao. Eine nette Kaiserin.

— Ach, das mußt du nicht so nehmen. Die Gemahlinnen ersten Ranges sind immer so, dafür bist aber bloß du mein einziges ...

— Ach, laß das! Sag mir lieber: was für einen Rang hab denn ich?

Der Kaiser kraute sich im Bart und machte ein paarmal Hm! Dann sprach er: Du? ja, das ist eine schwierige Sache. Eigentlich, dem Reglement nach, das sechs Rangklassen unter den Palastdamen vorschreibt, gehörst du in die sechste Klasse.

— Sechste? Du bist wohl ... Sechste! Das ist wirklich heiter.

Pao-Szö schlug eine unangenehme Lache auf, fuhr sich in die Frisur und warf dem Kaiser eine große goldene Haarnadel, eine Diamantagraffe, einen Schildpattkamm und eine gelbe Rose ins Gesicht. Dann kauerte sie sich in eine Ecke und fing fürchterlich an zu weinen.

— Aber um Himmelswillen, Maus, mein Gott, mein Gott, so hör bloß mit dem Geweine auf! — ich, oh, ich — o Gott, nicht weinen, nur nicht weinen, ich kann das nicht sehen, nicht hören — sieh, ich liege hier neben dir und bitte dich, — steh doch auf, steh doch auf!

— Sechste Rangklasse! Huhuhuhu! Sechste ... huhuhuhuhuhu! — Rangklasse ... sechste ... huhuhuhuhuhu!

— Nein doch! Nein doch! Ich habe ja bloß gesagt: eigentlich! Aber du bist natürlich eine Ausnahme.

Pao-Szó hörte sofort mit der lauten Tonart auf und ging in ein leises Wimmern über.

— Es versteht sich, daß bei dir irgendeine Ausnahmebestimmung in Kraft tritt, irgendein Paragraph für besondere Fälle; es wird sicher so etwas geben; und wenn nicht, so muß der Hausminister einen Anhang machen. Wir werden schon sehen, Maus, sei nur wieder ruhig.

Pao-Szó vollzog den Übergang vom Wimmern zum Schluchzen und hauchte: Aber bis dahin, bis der Paragraph gefunden ist? Bis dahin soll ich wohl gar nichts sein? Gar keinen Titel haben?

Es hatte allen Anschein, als wenn ein Rückfall kommen wollte.

— Nein, nein, nein! Hab nur keine Angst: Bis dahin mach ich dich zur . . .

Der Kaiser überlegte. Pao-Szó stand auf, legte ihm beide Arme auf die Schultern und sah ihn halb weinend, halb lächelnd an: —?

— Also in Gottesnamen: zur Prinzessin schlechtweg. Das kann ich immer. Das geht das Reglement nichts an.

Pao-Szó lächelte und hielt Seiner Majestät den Mund hin.

Der Kaiser küßte sie und sprach: Dem Himmel sei Dank, daß meine süße Prinzeß wieder lächelt. Ach, Schatz, wenn ich dich nicht lächeln sehe, bin ich krank. Wenn du lächelst, so sind deine Lippen das Holdeste der Erde, und deine Augen sind dann der Himmel selber. Aber, wenn du böse blickst, erschreckt mich dein Auge, und ich möchte mich am liebsten gleich umbringen. Aber nicht wahr, nun weinst du nicht mehr?

— Mein liebs, liebs Kaiserle! Jetzt lach und lächle ich tausend Jahr und weine nicht ein einzigmal mehr. Aber gell, du setzt mir gleich das Edikt auf?

— Auf der Stelle, meine liebe, kaiserliche Hoheit! Kannst du schreiben, so schreib, was ich jetzt sagen werde.

— Ich hab noch nie geschrieben, aber sag nur und gib mir Pinsel, Tusche und Papier. So versuchs ichs halt.

Der Kaiser lachte: Chinesisch schreiben ist so leicht nicht, Schatz, aber, wenn du auch bloß Kleckse machst, es wird doch schöner sein, als alle Tafeln der Klassiker.

Seine Majestät gab Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Pao den Arm und führte sie an den Schreibtisch.

— Hier Pinsel, Tusche und Papier! Nun schreib!

Prinzessin Pao ergriff den Pinsel, tauchte ihn in die Tuscheschale, setzte ihn spitz auf Papier, wandte sich lachend um und sprach: Und ...?

Der Kaiser sah ihr über die Achseln und sprach: Zuerst das Zeichen, das kaiserliches Edikt bedeutet.

Prinzessin Pao setzte den Pinsel an und — schrieb es.

— Wie? Das ist ja ganz richtig! Aber woher hast du denn das?

— Weiß nicht. Sag nur weiter!

— Wir, Kaiser der vier Meere, sitzend unter dem Himmel und regierend die Welt ... Aber du kannst ja unvergleichlich schön schreiben! Wart, du sollst mir jetzt immer beim Regieren helfen!

— Wenn ich mag, schon!

— Also: wie weit bist du?

— Re—gie—rend die — Welt ...

— Schön! Schreib weiter: Geheißen Yu und thronend im Juwelensaale Unseres kaiserlichen Palastes ... Red ich zu schnell?

— Gar nicht.

— Unglaublich! Bei meinem Geheimschreiber gehts nicht halb so fix!

— Weiter! Hopp! Allez!

— Wart nur, wart nur! so schnell kann ich nicht denken, wie du schreibst. Also: Kaiserlichen Palastes ...

— Nochmal?

— Du! Du! Jetzt kommts: Befehlen hiermit und bestimmen wie folgt . . .

Seine Majestät schritt sinnend auf und ab.

— Was folgt? lachte Prinzeß Pao.

— Gleich werd ichs haben . . .

— Hoffentlich!

— Ernsthaft, Prinzeß! Hier gilt es Worte wägen, wie ein Wechsler Gold wägt, denn jedes Wort kommt in die Annalen des Reiches.

— Muß das sein?

— Selbstverständlich! Also schreib: In Ansehung der unvergleichlichen Talente, mit denen sie ausgeschmückt ist, wie eine durchbrochene Blumensäule im Tempel der kaiserlichen Ahnen . . .

— Du brauchst nicht immer zu pausieren, Kaiserle.

— Und in Anbetracht der über alle Begriffe köstlichen Eigenschaften ihres gesamten inneren und äußeren Wesens, die sie auszeichnen vor allen Töchtern unseres Landes . . .

— Die Kaiserin eingeschlossen?

— Natürlich, aber das darfst du nicht schreiben, denn das wäre gegen die Etikette, nach der die Kaiserin den Titel: Erhabene Mutter des Reiches führt. Und du sollst mich auch nicht immer herausbringen, denn nun hab ich schon wieder alles vergessen. Laß mich mal lesen . . . Hm . . . Also: Und in Anerkennung der ganz einzigartigen Verdienste, die sie sich um mein leibliches und seelisches Wohlbefinden und damit um den gedeihlichen Gang der Staatsgeschäfte und die Blüte des Reiches erworben hat . . .

— Bin das alles ich?

— Wer denn sonst?

— Famos! Aber der Vordersatz ist furchtbar lang.

— Das ist immer so bei Edikten. Den Stil mußt du mir schon lassen.

— Laß ich auch.

— Also dann schreib weiter: Ernennen und erheben Wir hiermit aus besonderer Gnade und ... warte mal, jetzt muß ich etwas noch nie Dagewesenes sagen ...

— Na?

— Und ... ja: intimster Zuneigung allerhuldvollst Fräulein Pao-Szö zur Prinzessin des Reiches mit dem Beinamen: Purpurkelch aller Seligkeiten.

— Ah! Das ist schön! Dafür muß ich dich ...

Der Purpurkelch aller Seligkeiten sprang auf, hing sich dem Kaiser an den Hals und küßte ihn sehr lange.

— Kommt noch was?

— Bloß noch das Datum: Gegeben an der Stätte Unseres größten Wohlbefindens, im Juwelenpavillon Unseres kaiserlichen Palastes, anno I Unsrer vom Himmel sichtlich begnadeten Regierung, am Tage Prinzeß Pao.

— Was für ein Tag?

— Der Tag soll in alle Ewigkeit nach dir heißen. Schreib aber das gewöhnliche Datum in Klammern darunter! Hast dus?

— Ja! Fertig! Punktum!

— Jetzt den Zinnoberpinsel her! So! Und nun wollen wir eine Weile nicht mehr regieren, mein Schatz. Sieh, hier liegt meine Stirn auf der Spitze deines Pantoffels, und so huldigt dir dein untertäniger Kaiser Yu, meine süße Prinzeß Pao, du Purpurkelch meiner Seligkeiten! O, lache, lache, lache durchs Gemach!

Und der Purpurkelch aller Seligkeiten tat sich auf und lachte dreimal durch den Juwelensaal.

XVI

Die Mitregentin

Seitdem ihm Prinzeß Yao beim Regieren half, gewann Kaiser Yu einigermaßen Geschmack an dieser Beschäftigung. Er rieb sich ja nicht auf dabei, und er hielt auch nicht gerade Amtsstunden ein, aber so zwischenhinein wurde nun doch wieder manchmal regiert.

Meistens gab die Prinzeß den Anstoß dazu.

— Vergiß den Kronrat nicht, Kaiserle! Es macht immer einen guten Eindruck, wenn du selber dabei bist. Und die drüben im östlichen Palast sollen nicht sagen, daß du meinetwegen weniger tust, als früher.

„Die im östlichen Palast" waren der Kronprinz J-tschiu und die Erhabene Mutter.

Die gescheite Yao hatte bald für einen prompten Zuträgerdienst Sorge getragen und dadurch in Erfahrung gebracht, daß neben der Kaiserin es auch der Kronprinz war, der sie mit besonderem Haß verfolgte und dabei zuweilen Redensarten von bedrohlicher Schärfe fallen ließ.

— Wart nur, mein Prinzchen, dachte sich die neue kaiserliche Hoheit, dich werd ich bald draußen haben und die „Erhabene" dazu.

Es war ihr ganz recht, daß „im Östlichen" der Zorn immer lauter wurde. Sie legte es geradezu darauf an, daß er auch einmal explodierte. Hatte auch schon einen schönen Trumpf in Bereitschaft für diesen Fall.

Des Kaisers war sie sicher; der kam auf den Pfiff und parierte Ordre wie ein Gardeleutnant.

*

Nur in Einem war er schwierig: Zur Kaiserin wollte er sie durchaus nicht machen.

— Aber das *geht* ja nicht, Kind! sagte er, das *geht* ja nicht! Das ist direkt gegen die Gesetze und geradesogut wie eine Revolution. Setze ich die Kaiserin ab, so hab ich meinen Sohn auf dem Nacken, und der ist doch nun einmal als Kronprinz proklamiert.

— So setz halt ihn zuerst ab!

— Was du nicht alles weißt! Wie kann ich ihn absetzen, wenn er mir keinen Grund gibt?

— Das wird sich schon finden, meinte Ihre Hoheit und dachte sich: Ich muß ihn nur recht ärgern, dann wird er schon irgendeine Dummheit begehen.

*

Der Schlag, den sie führte, geschah im Bündnisse mit dem Hausminister We.

— Ich bin noch immer ohne eigentlichen Palastrang, sagte Prinzeß Pao zu ihm, als er in ihrer Gegenwart beim Kaiser Audienz hatte. Wie steht es eigentlich mit dem Nachtrag zum Serailreglement?

— Das ist eine sehr schwierige Affäre, kaiserliche Hoheit, entgegnete der Minister.

— Furchtbar schwierig, Kind, pflichtete der Kaiser bei. Wenn es dir recht ist, hält uns Se. Exzellenz gleich Vortrag darüber.

— Meinetwegen! sagte das politische Mädchen.

Seine Exzellenz stellte sich in Positur und begann: Das kaiserliche Serailreglement, das so alt ist wie der Thron der Tschous, läßt leider durchaus keine Auslegung zu, die es ermöglichte, eine Palastdame anders zu klassifizieren als nach Maßgabe der bestehenden sechs Rangstufen.

— Was geht das mich an? warf die Prinzeß ein, bin ich etwa eine Palastdame? Ich dächte wohl, daß ich mit diesen Personen nichts gemein habe. Oder ...?

Sie warf einen sehr ausdrucksvollen Blick auf den Kaiser.

— Mach doch keine solchen Augen, Maus; es versteht sich ganz von selbst, daß du keine Palastdame bist.

— Na also, was bin ich dann? Das ist ja eben die Frage.

— Ja, kaiserliche Hoheit, erwiderte der Hausminister, das ist die Frage, und ich weiß leider keine Antwort darauf. Zum Serail gehören Ew. kaiserliche Hoheit nicht, das steht fest, aber: wohin gehören dann Ew. kaiserliche Hoheit? Ja, wenn Ew. kaiserliche Hoheit keine Dame wären! Dann wäre es leicht. Männliche Ämter können nach Belieben errichtet, gewissermaßen erfunden werden. Aber für Damen gibt es eben leider im kaiserlichen Palaste bloß ein Amt: Mitglied des Serails, sei es als Erhabene Mutter, die gewissermaßen mit dem Kopfe zwar über dem Serail steht, mit den Beinen aber mittendrin, oder als Angehörige einer der sechs Klassen.

Prinzeß Pao trommelte ärgerlich mit ihren schönen weißen Fingern auf einem Jadetischchen und sprach: So erfindet halt ein weibliches Amt außerhalb des Serails. Wenn ihr männliche Ämter machen könnt, warum nicht weibliche?

— Aber Kind, Kind, ich kann dich doch nicht zu einem Mandarin mit dem violetten Knopf machen!

— So mach mich halt zu einer Mandarine! Seid doch nicht gar zu plump!

In diesem Augenblick legte sich Ta-jen We auf den Bauch, beklopfte den Boden neunmal mit der Stirne und rief: Ha! Ha! Ha!

— Was? Ha! sagte die Prinzeß.

— Na? meinte der Kaiser.

— Ich habs! rief der Minister.

— Also her damit!

— Her damit!

Der Kaiser und die Prinzessin blickten gespannt auf den Minister, der, da er seit seiner Ernennung nicht mehr seine frühere

lyrische Schlankheit hatte, nur mit einiger Mühe wieder hochkam.

— Wenn Ew. Majestät geruhten, Ihre kaiserliche Hoheit zur — Mitregentin zu ernennen?!

— Hm! machte der Kaiser, der doch ein bißchen erschrocken war.

— Warum: Hm? fragte energisch die Prinzessin.

— Aber das wäre ja ein politischer Akt! Das rührt ans Staatsrecht. Soviel ich weiß, ist das noch niemals dagewesen.

— Sehr richtig! bemerkte höhnisch die Dame aus Pao. Ich bin aber auch noch nicht dagewesen. Bitte: Regiere ich etwa nicht wirklich mit?

— Ja, das freilich.

— Nun, und: wenn ich wirklich Mitregentin bin, warum soll ichs nicht auch heißen?

— Gewiß ... im Grunde ... freilich ...! aber bedenke doch: das Aufsehen! Die Zensoren! Es wird Protestschriften regnen! Alle Klassiker werden sie zitieren! Das Volk werden sie aufwühlen! Die Kaiserin, der Kronprinz ...

— Natürlich: Die Kaiserin, der Kronprinz! Das ist deine ganze Angst! Aber ich sage dirs: Entweder gleich Kaiserin oder wenigstens Mitregentin! Sonst ... huhuhuhuhu! Laut heulend verließ Prinzessin Pao das Gemach.

Der Kaiser sank in einen Stuhl: So macht sies nun immer, wenn ich nicht gleich Ja sage. Ach, ich bin doch furchtbar übel dran! Ich habe ja gar keinen Willen mehr, seit die Hexe im Schlosse ist! Ja, eine Hexe ist sie. Wie verzaubert bin ich. Wie aus mir selber genommen. Und schwach! Schwach! Denken Sie, lieber We: ich kann mein Schwert Yang-lung nicht mehr ziehen, seit Prinzeß Pao bei mir ist.

— Wie?

— Ja: es geht nicht aus der Scheide.

— Vielleicht hat sich was eingeklemmt?

— Nein! Denn die Prinzessin zieht es mit ihrem kleinen Finger heraus.

— Sonderbar.

— Freilich! Und noch etwas: Ich habe die Ahnengebete vergessen!

— Das geht mir auch manchmal so. Das ist so schlimm nicht. Wenn man liebt, Majestät, braucht man den Himmel nicht, man hat ihn.

— Ja, sonst wäre das alles auch gar nicht zu ertragen!

Aus dem Nebenzimmer klang eine Laute und ein Lied:

Rote Wolke, laß dich nieder,
Rote Drachenwolke, falle!
Bläh dein Fung-hoang-Gefieder,
Laß dich nieder,
Hol mich wieder,
Aus der kalten, öden Halle.
Fung-hoang! Fung-hoang!
Wie zum Sterben ist mir bang.

Und nun jammerte ein Weinen wie von hundert gequälten Kindern.

— Setz das Edikt auf! Sogleich! Schnell! Schnell! Ich kann das nicht hören! kann das nicht hören. Und wenn sie mir Gift für die Kaiserin gibt: ich nehme es und tu was sie will!

So wurde der Purpurkelch aller Seligkeiten Mitregentin des Kaisers Yu.

XVII

Der wütende Kronprinz

Diese Ernennung hatte nur noch gefehlt, um den Zorn des Kronprinzen zur Explosion zu bringen.

— Ha! rief er, das übersteigt denn doch alle Schranken. Dieser Person will ichs zeigen! Morgen, als am ersten Tage des neuen Monats, muß der Kaiser zur Abhaltung der großen Audienz in den Drachensaal. Da ist sie allein. Da will ich es ihr beibringen, was ich von ihr halte. Sie soll wahrhaftig nicht denken, daß der östliche Palast eingefallen ist oder sich hinter dem Juwelenpavillon versteckt!

Und nun begab sich dies:

Früh am Morgen des Audienztages, eben als der Kaiser sich von Prinzeß Pao mit unzähligen Küssen verabschiedet hatte, erschien ein Schwarm Diener des östlichen Palastes im Garten des Juwelenpavillons, machte sich mit Hacken und Spaten über die mit Porzellanvasen eingefaßten Beete her und hieb die sämtlichen kostbaren Blumen sowie ihre Einfassung um. Eine Anzahl Palastdamen des Kronprinzen stand dahinter und guckte vergnügt zu.

— Seid ihr verrückt geworden? riefen die Diener der Prinzessin Pao. Ihr wollt wohl geköpft werden, daß ihr die Blumen köpft, die Seine Majestät selber für die Kaiserin Pao hat pflanzen lassen!? Macht gleich, daß ihr weiterkommt!

— Was da! schrien die Östlichen. Uns schickt der östliche Palast, und wir pfeifen auf eure „Kaiserin". Unsere ist die rechte! Wir haben Befehl! Raus mit den Blumen! In Scherben die schäbigen Töpfe!

— So?! Euch wollen wirs zeigen!

— Nur her, wenn ihr Schneid habt!

Und nun regnete es mitten im Garten der Mitregentin von

China hanebüchene Prügel, und es gab einen Kulilärm wie am Hafen beim Schiffeausladen.

— Was ist denn das?! rief die Prinzessin Pao und trat in einem reizenden Negligé, das Haar noch in zwei langen Zöpfen herabhängend und in der Hand den Schminkpinsel, unter die Tür.

— Wird sich das Gesindel gleich packen? Weg da, ihr Elenden!

— Du weg da! schrie der Kronprinz, der nur auf sie gewartet hatte und nun mit drei, vier Sätzen auf sie los sprang.

Er warf ihr aus weitgeöffneten Augen einen wütenden Blick zu, trat dicht an sie heran und hielt ihr beide Fäuste unter die Nase.

— Wer bist du denn eigentlich, du hergelaufenes Weibsbild ohne Namen und Rang, daß du es wagst, dich Kaiserin nennen zu lassen und auf andere Leute herabzusehn? Kuhmagd! Kuhmagd! Wart, ich will dir zeigen, wer ich bin! Und er nahm sie bei den Zöpfen, riß sie nieder und schlug unter fortwährendem Gebrüll: Kuhmagd! Kuhmagd! auf sie los.

Aber kaum hatte er mit diesem Geschäfte begonnen, da warfen sich seine sämtlichen Damen bäuchlings nieder, mitten in die zerstampften Beete, tunkten ihre schön frisierten Köpfe in das Erdreich und schrien laut auf: Prinz, o Prinz! Sei gnädig, Prinz! Prinz, mäßige deinen Zorn! Denk an den Kaiser! An den Kaiser!

Der Kronprinz dachte an den Kaiser, schrie zwar noch ein paarmal Kuhmagd! ließ aber das Prügeln sein.

Prinzessin Pao, die nun wirklich wie ein Purpurkelch aussah, so rot war sie vor Zorn, sprang auf, fuhr dem Kronprinzen mit dem Schminkpinsel ins Gesicht, daß nun auch er wie ein Purpurkelch aussah, drehte sich um und schrie: Lümmel! Das soll dir was kosten!

— Kuhmagd! Kuhmagd! brüllte der Kronprinz nochmals und versuchte, sich die Schminke wegzuwischen, erreichte damit aber nur, daß sie sich über das ganze Gesicht verbreitete. So, mit einem

päonienroten Kopfe, rannte er, umringt von seinen ganz außer sich geratenen Damen, die die Röcke bis über die Knie hochhoben, davon dem östlichen Palaste zu.

Prinzessin Pao aber fiel im Juwelensaal auf einen Diwan nieder und schrie fürchterlich.

XVIII

Der Trumpf

Als Kaiser Yu von der großen Audienz zurückkam, froh, keine Geheimräte mehr zu sehen, sondern seine geliebte Mitregentin, fuhr er bei ihrem Anblick entsetzt zurück.

— Ja um Himmelswillen, wie siehst du denn aus? Du bist ja absolut unfrisiert! Und deine Kleider! Und das Gesicht! Was fehlt dir denn? Was ist denn passiert?!

Prinzessin Pao antwortete eine Weile lang nicht, und erst dann, als der Kaiser dadurch nur noch aufgeregter geworden war, erzählte sie unter entsetzlichem Weinen das Geschehene.

Seine Majestät geriet in äußerste Wut und rannte nach seinem Schwerte. Da er es aber wieder nicht aus der Scheide brachte, rief er: Er muß fort! Ich verbanne ihn! Setz dich, bitte, und schreib das Edikt!

Prinzessin Pao schüttelte müde den Kopf.

— Mir ist so schwach ...

— Herrgott, du wirst doch nicht etwa ... krank werden?

Prinzessin Pao sah ihn mit einem seltsam vergehenden Blick an.

— Maus! Maus! Was ist dir?

Prinzessin Pao erhob sich langsam, zog seinen Kopf zu sich herab und flüsterte: Noch vier Monate!

— Wa ... as! Wa ... as!? Oh! Oh! Nein? wirklich?

— Ja ...

— Ah! Ah! Oh! Oh!

Seine Majestät sprang wie ein übermütiges Zicklein durchs Zimmer.

— Palastillumination! Feuerwerk! Amnestie! O du! Du!

Er nahm sie an sich und drückte sie, daß sie laut aufschrie.

Dann aber sagte sie langsam: Wer wird Kronprinz, wenn es ein Sohn ist?

— Er, er! Natürlich er! Wie magst du fragen! Und I-tschiu wird verbannt! Sogleich! Ich selber werde das Edikt schreiben.

Und der Kaiser Yu schrieb mit großen Zinnoberzügen, kürzer und bündiger, als sonst sein Stil war:

Kaiserliches Edikt.

Da der Kronprinz I-tschiu übermütig, unverschämt, prinzipienlos, frech und ungehorsam ist, verbanne ich ihn hiermit in das Land seines Großvaters und ehemaligen Erziehers Graf Schên. Besagter Graf erhält den Auftrag, ihn in strengste Zucht zu nehmen und, wenn es noch möglich ist, ihm jetzt die Eigenschaften beizubringen, die er ihm früher leider nicht beigebracht hat. Beide, Graf Schên und sein mißratener Enkel, sollen nicht eher an den Hof zurückkehren, als bis das Erziehungswerk wirklich vollendet ist.

Selbst aufgesetzt und gegeben im
Pavillon der Regentin Pao.
Yu, Kaiser.

XIX

Reisbier und Mandelkuchen

Dieses Edikt fiel im östlichen Palaste mit der Wucht eines Meteorsteines nieder, und die Kaiserin Schên-hao fiel in eine unzweifelhaft echte Ohnmacht.

— Ich reise nicht nach Schên! rief der Kronprinz; fällt mir gar nicht ein, in diese triste Provinz zu fahren!

Aber der Wagen stand schon vor der Tür und es wimmelten so viele Hellebarden um ihn herum, daß selbst der Kronprinz von China einsehen mußte, hier sei Bravsein das Gescheiteste.

Vorn eine Schwadron gelbe Kürasreiter, hinten eine Schwadron rote Kürasreiter, rechts und links je einen Rittmeister von den roten und gelben, fuhr der Verbannte J-tschiu gen Schên. Die Kaiserin aber stand hinter der Gardine und weinte.

— Was soll ich nun tun? dachte sie sich: Zum Klatschen gehören zwei Hände, und meine andere Hand war J-tschiu. Ohne ihn kann ich gar nichts unternehmen. Aber jeden Tag soll der arme Junge einen Brief haben. Ach, was für eine unglückliche Frau bin ich! Wahrlich, der alte Dichter hat recht, der da sagt:

Hohes Amt und hohe Würde
Sind oft Nackenjoch und Bürde.

Hätt ich doch lieber den Baron Wu geheiratet, der damals um mich anhielt!

*

Im Juwelenpavillon dagegen herrschte jetzt doppelte Freude. Die Aussicht, ein Kind von Prinzessin Pao zu bekommen, vielleicht gar einen Sohn, machte den Kaiser halb närrisch vor Glück.

Sechzig Dienerinnen waren unablässig damit beschäftigt, Kinderwäsche zu nähen, täglich wurde Wiegenparade über die Modelle abgehalten, die alle Tischlermeister des Reichs im Verein mit den Juwelieren einliefern mußten, und es wurden drei besondere Säle mit Spielzeug für das kommende Pfand der Yu-Pao-Liebe angefüllt. Die berühmtesten Hebammen Chinas wohnten im Juwelenpavillon, und rastlos warfen die Zeichendeuter die Lose.

Unbeschreiblich war die Aufregung Seiner Majestät, als der kritische Zeitpunkt näher und näher rückte. Statt Kronrat hielt er

nur noch Hebammenrat, und kein Minister wurde empfangen, außer Herrn We.

Ein Satiriker jener Zeit hat darüber ein Epigramm hinterlassen:

> Mag das Reich zugrunde gehen,
> Der Kaiser muß durchs Schlüsselloch sehn,
> Denn die Pao=fê liegt in Wehn.

*

Endlich, endlich war es soweit, und der Eunuch vom Dienste hielt zum Zeichen, daß alles glücklich abgelaufen und ein Prinz erschienen sei, ein gelbes Seidentuch zur Türe hinaus.

— Gelb! Dem Himmel sei Dank! rief der Kaiser, ergriff eine Kindertrompete und blies dreimal Tusch. Auf dieses Zeichen eilten zweitausend gelb gekleidete Hartschiere blasend erst durch die Palaststadt und schmetterten dann von der Mauer den Bürgern gewaltige Fanfaren in die Ohren. Alle Gongs und Glocken wurden gerührt, Reisbier und Mandelkuchen durch die Stadt verteilt; die Bannertruppen marschierten in Paradeausrüstung mit Regimentsmusik durch die Straßen; wer am Pranger stand oder im Bock lag, wurde freigelassen; wer gerade hingerichtet werden sollte, bekam nur die Ohren abgeschnitten; in allen Tempeln wurden Hochämter zelebriert, und abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, daß es von weitem aussah, als brenne die Residenz.

Indessen saß der Kaiser am Bette der Prinzessin und betrachtete selig seinen Sohn.

— Mein Kleinod! Mein Kleinod! Strahlender Stengel, emporgetaucht aus dem Pupurkelche aller Seligkeiten! Hör nur, wie kräftig er schon schreit. Ein Held und Feldherr und großer Gebieter!

Die junge Mutter, die seltsamerweise durchaus nicht schwach war, ja eher noch kräftiger und blühender schien, als vorher, tat die Augen weit auf und sprach: Ein Kaiser!

— Ja, ein Kaiser! Keiner soll mir folgen, wenn nicht er!

— Schnell, schreib mir das Edikt! Gleich mußt du ihn zum Thronfolger ernennen und mich zur Kaiserin!

— Oh du Süße, nur jetzt keine Geschäfte! Nur jetzt nicht! Es soll geschehen! Gewiß! Ich schwörs bei meinem Schwerte! Ein Anlaß, den jetzigen Kronprinzen abzusetzen, wird sich leicht finden. Mach das mit Exzellenz Wê ab. Aber jetzt, ich bitte dich, erhabene Mutter, gönne mir Ruhe im hebenden Glücke! ... Tiketiketike — du, mein süßes Kerlchen! Tatatata! Totototo! Schau nur, wie er die Backen aufbläst. Oh du meine Triumphposaune des Reiches! Oh du mein liebes, süßes, dickes, knirpsiges Bengelchen! M ... m ... m ...!

Es war klar, daß Seine Majestät in diesem Zustande wirklich kein Edikt aufsetzen konnte. Und da die Prinzessin Pao ihrer Sache sicher war, so ließ sie es sich gefallen, noch eine Weile zu warten und irgendeinen Anlaß zu finden, aus dem man den jetzigen Kronprinzen absetzen und ihren Sohn an dessen Stelle zum Thronerben proklamieren konnte.

XX

Ein Brief aus dem östlichen Palaste

Der Anlaß fand sich bald.

Die Kaiserin Schên-hao, der es ausdrücklich verboten worden war, mit dem verbannten J-tschiu zu korrespondieren, konnte es im Getümmel dieser Geburtstagsfeierlichkeiten nicht mehr ertragen, ohne alle Verbindung mit ihrem Sohne zu sein. Auch fühlte sie, daß jetzt etwas geschehen müsse. So beschloß sie, sich krank zu stellen und der weisen Frau, die sie scheinbar untersuchen sollte, einen Brief an den Kronprinzen zuzustecken. Die alte Wên, berühmt als erste Heilkünstlerin des Landes, war, gegen das Ver-

sprechen, als Lohn zwei Stücke feinster Seide zu erhalten, leicht dafür gewonnen. So stellte sich die Kaiserin also krank und übergab, nebst den beiden Seidenstücken, der gefügigen Ärztin folgenden Brief:

„Mein lieber Sohn! Dein Vater, der Kaiser, sinkt immer tiefer in Prinzipienlosigkeit und Wollust. Uns hat er voneinander getrennt, um so ungenierter mit jener niedrigen Sklavin ein unwürdiges Lotterleben führen zu können. Nun hat ihm diese abscheuliche, gemeine Person gar einen Sohn geboren, und jetzt ist er auf dem Gipfel der Schamlosigkeit angelangt. Als du geboren wurdest, genügten ihm 500 Hartschiere, das verkündigen zu lassen, und die waren nicht einmal in gelber Gala, auch ließ er nur Reisbier verteilen; jetzt, zur Geburt jenes scheußlichen Bastards, mußten es 2000 Hartschiere und in Gelb sein, auch hat er noch Mandelkuchen durch die ganze Stadt verteilt. Dazu alles übrige, was seit Bestehen des Reiches nur bei der Geburt eines rechtmäßigen Thronerben geschehen ist.

Du siehst also, mein lieber Sohn, daß die Lage sehr gefährlich ist. Es ist durchaus nötig, daß du wieder an den Hof zurückkehrst. Damit dies geschehen kann, ist es nötig, daß du dich mit einem Bittgesuch an den Sohn des Himmels wendest. Natürlich mußt du darin deine wahren Gefühle verbergen und so tun, als sähest du deine Schuld (die aber ein großes Verdienst ist) ein und wärest von Reue ganz zerknirscht. Das wird schon wirken, denn die Verstandeskräfte Seiner Majestät haben, wie es bei dieser schmählichen Lebensweise ja auch nicht anders sein kann, erheblich abgenommen. Tue also ja, wie ich dir rate. Bist du erst wieder bei mir, dann wollen wir vereint beraten, was geschehen muß. Im schlimmsten Falle lassen wir unsere Garden in Aktion treten.

Deine dich liebende unglückliche Mutter
Schön-hao.

PS. Grüße den Großvater und lege ihm nahe, heimlich mobil zu machen. Es könnte sein, daß wir seine Truppen brauchen könnten. Ich hoffe, daß du gesund bist. Ich bin es soweit."

Die alte Wên wickelte den Brief in ihre zwei Seidenstücke ein, setzte ein Medizinalratgesicht auf und ging, scheinbar in sehr ernsten Gedanken, in Wahrheit aber seelenvergnügt, aus dem östlichen Palaste hinaus, mit dem Vorsatze, schleunigst Extrapost nach Schön zu nehmen. Aber die wachhabenden Serail-Eunuchen, von der Prinzessin Pao, die über alles von ihren Spionen unterrichtet war, instruiert, hielten sie an und sagten: Madame, sind das Pillen, die Sie da in den Seidentüchern tragen? Oder Medizin-Fläschchen? Oder eine Klystierspritze? Hä?

Die alte Wên erbleichte, faßte sich aber und sprach: Meine Herren, es ziemt sich nicht, daß ich Geräte, deren ich zur Untersuchung Ihrer Majestät bedurfte, profanen Augen zur Schau stelle. Lassen Sie mich weiter! Ich muß in die Apotheke.

— Wir bedauern sehr, Madame, erwiderten die Eunuchen mit einem unangenehmen Grinsen, daß wir Ihnen die Ungelegenheit einer Untersuchung verursachen müssen. Galant, wie wir sind, möchten wir Ihnen die kleine Unannehmlichkeit ja gern ersparen, aber Amt geht vor Galanterie. Wir haben gemessenen Befehl aus dem Juwelensaal.

Die alte Dame erbleichte nochmals und fand diesmal keine Worte. Am ganzen Körper zitternd ließ sie sich zur Prinzessin Pao führen.

— Ah, die Frau Doktorin von drüben! höhnte die. Zeigen Sie doch mal her, was Sie da haben. Das sind ja entzückende Stoffe. Lassen Sie mich doch das Muster sehen!

— Gnade! Majestät! Gnade! wimmerte die Alte und reichte das Paket hin.

— Oh, sehr hübsch das! sagte die Prinzessin. Ja, der östliche

Palast hat Geschmack. Ach, und ein Brief? Der ist sicher an mich von meiner lieben Freundin Schên-hao. Da bin ich aber mal gespannt.

Ihre Augen funkelten, als sie den Brief ergriff.

Madame Wên sank in die Knie.

Die Prinzessin las, und ihre Augen wurden immer größer, der Falten auf ihrer Stirn immer mehr.

— Ah! ... Ah!! ... Ah!!! ... Das ist denn doch ... das ... Oh diese Kanaille!

Ein Weinkrampf befiel sie, und sie zerriß wie bewußtlos vor übermäßigem Zorn die Seidenstücke von Frau Wên in tausend Fetzen und schrie unter fürchterlichem Schluchzen: Nichts als Schimpfworte! Nichts als Verachtung! Selbst mein Kind schmäht diese Bestie!

In diesem Augenblick erschien der Kaiser in der Tür zum Kinderzimmer:

— Aber du weckst ja den Kleinen auf, meine liebe Pao! Was hast du denn! Warum reißt du diese Seide in Fetzen! Was liegt dieses Weib da auf den Knien? Hat sie dich mit der Seide betrogen? Deshalb macht man doch kein solches Aufsehen!

— Da, kennst du diese Handschrift? Lies nur, lies! Dieses Weib da hat den Brief aus dem östlichen Palast geschmuggelt. Ohne meine Wachsamkeit hätten wir nächstens die Garden von drüben auf dem Halse. Oh, diese Dame versteht sich auf Niederträchtigkeiten, deine verehrte Gattin und Erhabene Mutter des Reiches.

Der Kaiser las, und seine Schläfenadern schwollen an.

— Wo ist mein Schwert Pang-lung!

— Wo es immer ist: dort an der Wand.

— Bring es und zieh es aus der Scheide!

— Was willst du damit?

— Das wirst du gleich sehn.

Die Prinzessin brachte das Schwert, der Kaiser nahm es und hieb die unglückselige Heilkünstlerin in zwei Stücke.

— Ach so, — die? sagte Prinzeß Pao enttäuscht; ich dachte, du würdest dich an die richtige Adresse wenden.

— Alles der Reihe nach, mein Kind. Und jedem nach seinem Rang. Dieses alte Weib da konnte ich entzwei hauen; mit der Person da drüben muß ich einige Umstände machen. Es kommt aber auf eins hinaus. Auch bitte ich dich, zu bedenken, daß wir politisch handeln müssen. Im Grunde kommt uns dieser Brief ja nur erwünscht. Jetzt haben wir ja den Anlaß, den wir brauchen. Das Komplott ist offenkundig. Die Dame aus Schên und ihr unverschämter Sprößling haben ihren Rang verwirkt. Majestätsbeleidigung und Verschwörung genügt einigermaßen. Ich werde sofort den Kronrat berufen. Morgen bist du Kaiserin und unser Kleinod Thronerbe.

. Das bißchen Alt-Weiber-Blut hatte Seine Majestät energisch gemacht.

XXI
Ein Kronrat

Meine Herren! redete der Kaiser den versammelten Kronrat an, welche Strafe setzten die Reichsjuristen für Leute fest, die den Sohn des Himmels beleidigen und Komplotte gegen ihn schmieden?

Der Justizminister legte sich auf den Boden, hob die Hände und rief: Das kommt auf den Rang an, den diese Leute bekleiden. Erfrecht sichs einer aus dem Volke, so wird er in achtundachtzig Stücke zerschnitten; verirrt sich ein Beamter der achten Rangklasse soweit, so wird er zwischen zwei Eichenbrettern zerquetscht; ist es einer aus der siebenten Rangklasse, so . . .

— Schon gut. Ich wünsche keine juristische Vorlesung. Kurz und gut: was geschieht mit einer Kaiserin, die diese Niederträchtigkeiten begeht?

Sämtliche Mitglieder des Kronrates hoben sämtliche Hände auf und riefen: Wie? Unmöglich!

— Ich bitte Seine Exzellenz den Hausminister We, diesen Brief hier zur Verlesung zu bringen.

Der Kaiser setzte sich nieder, legte sein Schwert über die Knie und nahm das Aussehen eines gleichmütigen Gerichtspräsidenten an, während Herr We las.

— Nun? fragte er, als die Vorlesung vorüber war, nun, was ist unmöglich?

Sämtliche Mitglieder des Kronrates warfen sich auf den Bauch und wimmerten: Gnade!

— Wie? rief der Kaiser und tat die Miene des gleichmütigen Gerichtspräsidenten ab, Gnade für diese Verbrecherin?

— Nein, Gnade für uns, weil wir voreilige Knaben waren und für unmöglich hielten, was doch geschehen ist, Kaiser! Oh, was geschieht nicht alles in diesen prinzipienlosen Zeiten! Schauderhaft! Schauderhaft! Wo sind die Sitten der Alten hin?

— Das weiß der liebe Himmel, sprach der Kaiser, ich aber möchte wissen, was mit dieser Staatsverbrecherin geschehen soll, mit ihr und ihrem verworfenen Sprößling!

Der Justizminister machte ko-tao und sprach: Es ziemt uns nicht, über Personen zu richten, die zum Sohne des Himmels in einem Kopfkissenverhältnis gestanden haben, aber soviel ist gewiß, daß ein weiteres Fortführen dieses Verhältnisses ganz unmöglich ist nach dem Satze der alten Tafeln: Ein ungebärdiges Weib liegt nicht mehr im Bette, — das will sagen: jede Ehe hört auf, wenn die Frau gegen die Obergewalt des Mannes aufsteht.

— Demnach ist die Dame aus Schên meine Frau gewesen,

und ich bitte die Herren, zu protokollieren: Da die bisherige Kaiserin Schên-hao durch ihr eigenes verbrecherisches Betragen die Ehe mit dem Sohne des Himmels gelöst hat, wird sie in ihren ursprünglichen Rang einer Vikomtesse von Schên zurückversetzt und in die Provinz ihres Vaters zu ihrem entarteten Sohne J-tschiu transportiert, der eo ipso seines Ranges als Thronerbe entkleidet ist. Nur aus besonderer Freude darüber, daß Seine Majestät durch diesen Zwischenfall in die Lage versetzt ist, die mit allen Tugenden der Erde und sämtlichen Gaben des Himmels ausgestattete Prinzessin und Mitregentin Yao zur Kaiserin zu erklären und seinen mit dieser unvergleichlichen Dame gezeugten Sohn als Thronerben zu proklamieren, sieht der Sohn des Himmels davon ab, die Vikomtesse Schên und ihren Sohn aufhängen zu lassen. — Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihren sachverständigen und ebenso von hoher Loyalität wie tiefer Gelehrsamkeit zeugenden Rat und bitte Sie, die Neuordnung der Dinge auf dem amtlich vorgeschriebenen Wege zur Kenntnis der Beamten und des Volkes zu bringen. Sie sind entlassen.

Da Seine Majestät sonst kein Redner war, so mußte es selbst den grünsten Unterstaatssekretären klar sein, daß er diese Rede vorher fleißig memoriert und auswendig gelernt hatte. Sie wirkte darum nicht weniger stark und majestätisch.

XXII

Die blühenden Talente

In den weiteren Kreisen der Beamtenschaft und des Volkes machte die Sache aber einen üblen Eindruck.

Die meisten freilich, Familienväter und auf Karriere bedachte, murrten nur inwendig und „grollten mit den Gedärmen", indem sie den Spruch beherzigten: versiegle deinen Mund, damit er nicht

ins Gras beißen muß. Aber schon bildeten sich Geheimkonventikel der Kandidaten, in denen vermessene Reden geführt wurden.

Damals war es, wo der „Bund der blühenden Talente" gegründet wurde, dessen Mitglieder ein Amulett auf der Brust mit den Zeichen trugen, die bedeuten: Der Tugend den Kranz! Dem Laster das Hanfseil! Es waren jugendliche Ideologen mit durchaus revolutionären Tendenzen. Sie verlangten, frech wie sie waren, daß die alte chinesische Sittenreinheit, die geheiligte Moral der Han-Söhne, nicht bloß vom Volke und den niederen Beamten geübt, sondern auch „oben" in Ehren gehalten werde.

Natürlich wurde dieser Geheimbund von der Polizei mit allem Nachdruck verfolgt, und man konnte, wenn man durch die Straßen der Hauptstadt ging, sicher sein, bald da, bald dort einen jungen Menschen im Bock hängen zu sehen, der eine Tafel mit der Aufschrift auf der Brust trug:

> Auf zehn Tage in den Bock gehängt, wegen Teilnahme an den hochverräterischen Umtrieben der Blühenden Talente. Speit ihn an, ihr guten Bürger!

Da gab es denn loyalen Speichel genug. Aber das hielt diese verwegenen, autoritätsfeindlichen Burschen nicht ab, immer wieder in Winkelkneipen heimlich zusammenzukommen und sich bei Tee oder Reisbier gefährliche Reden zuzuflüstern.

Von ihnen gingen geflügelte Worte aus, wie: Es sollte nicht mehr heißen: Der, der unterm Himmel sitzt*, sondern: Der, der unterm Unterrock von Fräulein Pao sitzt.

Oder: Die Hauptschnüre des Moralnetzes, die drei Kangs, die das Sittenleben des Volkes regulieren, von wem sind sie durchschnitten? Von Seiner Majestät! Den ersten Kang, das Verhältnis zwischen dem Souverain und den Beamten, hat er gelöst, indem er alle ehrlichen Beamten von sich stieß; den zweiten Kang, das

* So heißt der Titel des Kaisers.

Verhältnis von Mann und Frau, hat er gelöst, indem er die gute Kaiserin Schên-hao verjagte; den dritten Rang, das Verhältnis von Vater und Sohn, hat er gelöst, indem er den rechtmäßigen Thronfolger enterbte. Wovon wird jetzt sein Sittenleben reguliert? Vom Strumpfbande der Pao!

Oder: Woraus besteht heutzutage ein vom Kaiser errichteter Ehrenbogen? Aus zwei Schandsäulen, verbunden durch eine schlechtstilisierte Lüge.

Oder: Was kann man stehend erwarten? Die nächste Schamlosigkeit in der Kaiserstadt und den Untergang der Dynastie Tschou.

Diese unverschämten Bonmots verstummten nicht eher, als bis der sehr schneidige Polizeipräfekt Mêng-thiën-wa den Spießkäfig daraufsetzte. Man stellte die witzigen Jünglinge, an einen Pfahl geschnürt, in einen Käfig, bog ihnen den Kopf zurück, und steckte einen Spieß vor ihnen fest, dessen Spitze gerade bis an die Kehle des Delinquenten reichte —: nun konnte der zusehen, wie lange er es aushielt, den Kopf hinten zu halten. Es dauerte ja immerhin ein paar Stunden, während deren er recht fatale Grimassen schnitt, aber schließlich, er mochte es noch so angestrengt hintanhalten wollen, sank der Kopf vornüber, das Eisen fuhr in die Kehle, und nach einer Weile kam es am Hinterkopfe des naseweisen Kandidaten wieder heraus, der gar kein revolutionäres Gesicht mehr machte.

Das half. Die Blühenden Talente versiegelten gleichfalls ihren Mund.

XXIII

„Seligkeiten überall"

Seiner Majestät war es übrigens sehr gleichgültig, was außerhalb der Palaststadt für Reden geführt wurden. Für ihn hatten lediglich die Reden der Kaiserin Pao und das Lallen des kleinen Lu Interesse.

Nach wie vor war er unbeschreiblich verliebt, und immer mehr wurde er zum Sklaven von „Hanftuch und Dorn".

Aber es war auch erstaunlich: die Pao wurde immer schöner. War sie bisher etwas mädchenhaft gewesen, eher niedlich als majestätisch, so gewann sie jetzt in Gestalt und Miene etwas Großes, Gebietendes.

Der Hausminister We, der, seitdem er Exzellenz geworden war, nur noch selten Verse machte, konnte nicht umhin, der kaiserlichen Schönheit rhythmisch zu huldigen. Das ist an sich gewiß nicht erstaunlich, aber verwunderlich muß es erscheinen, daß er eine so intime Kenntnis dieser Schönheit hatte. Es scheint, daß Seine Majestät selber ihm das Material zu folgendem Gedicht geliefert hat:

Die Wunderknospe hat sich aufgetan:
Nun biegen sich des Kelches Blätter aus
Wie rote Baldachine, eingesäumt
Von kaiserlichem Gold. Ihr Duft ist so,
Daß, wer ihn riecht, von Stund an selig weiß,
Wie Götteratem duftet. Wonnetraum
Heißt dieser Duft, und er berauscht wie Wein.

Wär meiner Laute Hals so mächtig lang,
Daß er bis in den Himmel reichte, und
Läg meiner Laute Knauf im Götterschoß,
Daß Götterhände mir sie stimmten: dann,
Vielleicht dann säng ich würdig, Pao-Huan,
Erhabene Mutter, deiner Reize Macht.
So aber stümpr ich nur ein Klimperlied,
Und, Meister sonst, fühl ich mich Dilettant
Vor diesem Stoff der Stoffe; jämmerlich
Ein Kinderlallen, klingt mein Preislied so:

Ein Gott erträumte sich ein Menschenweib,
Das ihm als Dienerin beim Mahl den Wein
In goldener Schale bieten sollte: sieh,
Da schwebte Pao-Huan aus seinem Haupt

Und lächelte und sprach: Da bin ich, Herr,
Wo ist die goldene Schale, wo der Wein,
Ich will dir dienen, Herr, ich: Pao-Huan.
Der Gott tat seine beiden Augen auf,
Zwei dunkelrote Sonnen aus Kristall,
Und — deckte schnell sich beide mit der Hand,
Die wie ein Palmblatt lang, doch golden war.

Was für ein Glanz, so rief er bebend aus,
Strahlt dir aus deinen Augen, Pao-Huan;
Er blendet mich, denn tausendsonnenhaft
Und übermächtig ist er. Statt der Brust
Hast du zwei Monde, die so silbern sind,
Daß alle Götter Blindheit schlüge, wenn
Das Silberlicht von deiner weißen Brust
Sie träfe. Wie zwei Tempelsäulen sind
Aus Diamanten palmenhaft gefügt
Die Beine dein, und, hebst die Arme du,
So steht ein Riesenmondhorn zackig da,
Zwei Fackeln leuchten gletschern in die Welt.
Dein Leib jedoch ist wie der Schild Po-yao,
Der, wie ein Ei geformt, so strahlend ist,
Daß Himmel, Erde, Sterne, Sonne, Mond
In Flammen aufgehn, trifft sie jäh sein Schein.

Ich konnte dich im Traum erschaffen, doch
Dich ansehn kann ich nicht; ein blinder Gott
Zerträte wolkenwandernd ja die Welt!
Zum Sohn des Himmels geh, den ich für dich
Mit Übergötteraugenkraft begabt
Und zum Gemahl bestimmt dir habe. Geh!
Doch lasse keinen deine Nacktheit sehn,
Als ihn. Es stürzte sonst in Brand die Welt.

So sprach ein Gott. — Was spräche wohl ein Mensch,
Der deine Nacktheit sähe, Pao-Huan?

Für dieses Lied, das in der chinesischen Literaturgeschichte noch heute als ein Muster höfischer Prunklyrik gilt, wenngleich die

strengen Kritiker nicht unbetont lassen, daß sein Thema nicht auf der Höhe des daran verschwendeten Talentes stehe, wurde Exzellenz We zum Reichskanzler ernannt und in den Grafenstand erhoben. Woraus zu ersehen ist, daß in jenen Zeiten die Lyrik in China ein einträgliches Gewerbe war, wenn sie in Verbindung mit diplomatischer Begabung stand und eine geschickte Hand in der Wahl des Stoffes verriet. Wo das freilich fehlte, wie bei den Blühenden Talenten, winkte Bock und Spießkäfig, — das war nun mal damals so im Lande China.

Übrigens: wenn die Blühenden Talente „die Pao", wie sie sie respektwidrig prädikatlos nannten, zu sehen gekriegt hätten, wären sie wahrscheinlich auch ohne die Fürsorglichkeit des Herrn Mêngthiën-wa manierlicher in ihren Auslassungen gewesen. Ging doch die Rede von ihr, daß, wer immer auch sie sehen mochte, so beglückt davon war, daß er „Wasser für Wein trank und in kaiserlicher Seide zu gehen vermeinte, wenn er gleich nur Schafwolle anhatte." Und nun denke man sich, wie dem Kaiser Yu zumute sein mußte, der immer wirklichen Wein trank und immer wirkliche Seide trug. Er war einfach im Himmel! Bei jeder Gelegenheit sagte er: Gott, was bin ich glücklich! Und über allen Türen brachte er in großen, aus kostbarem Holze geschnitzten Figuren die Zeichen an, die bedeuten: Seligkeiten überall! An die weiland Kaiserin Schên-hao, an den weiland Kronprinzen J-tschiu dachte er so wenig als ein in Süßwein schwimmendes Ei an die Henne denkt, die es gelegt hat. Es war ein Rausch, in dem er schwebend und mit verzückten Gebärden ging.

Ein kleines Palastlied singt davon:

> Wie sitzt der Kaiser auf dem Thron?
> Wie sitzt er auf dem Thron?
> Die Kaiserin hat er auf dem Schoß,
> Und Pao-Yuan auf ihrem Schoß

Hat ihrer beider Sohn.
Hallih — Halloh!
Die Freude ist unendlich groß
Auf unserm Kaiserthron,
Hallih — Halloh
Auf unserm Kaiserthron.

XXIV

Die roten Drachen

Aber, aber — das Unheil unterm Drachenspeichel!

Eines Tages, plötzlich, ging mit Pao-huan eine sonderbare Veränderung vor sich: wie mit einem ätzenden Schwamme war das glückliche Lächeln von ihrem Antlitz weggewischt, das den Kaiser immer so entzückte.

— Um Gotteswillen, was ist dir denn geschehen, meine Liebe? sprach er, — du lächelst ja gar nicht mehr? Ist dir eine Maus durch die Leber gelaufen in der Nacht?

Kaiserin Pao starrte stumm vor sich hin, dann sprach sie: Die roten Drachen!

— Was du nicht hast! Drachen! Und gar rote! Wieso denn?

— Mir sitzt ein kalter Schauer im Leibe, mir ist, als hätt ich eine Kröte verschluckt.

— Ach, das kommt von den Austern, Maus. Ich hab dirs gestern abend gleich gesagt, daß zwei Dutzend zum Nachtessen zuviel sind.

— Nicht von den Austern. Austern machen mir nichts, zumal, wenn Seetang dabei ist, das verdauen hilft.

— Da hast du freilich recht. Nichts ist empfehlenswerter zu Austern, als Seetangsalat. Und ich habe ja schließlich drei Dutzend gegessen und sah keine Drachen. Wie wars denn?

— Ach, gräßlich! Zwei rote Fledermäuse hingen am Himmel-

bett und sahen mich mit Zinnoberaugen an. Geht weg! rief ich. Das ist kein Platz für euch! Nun kommen wir gerade erst recht, wisperten sie, flogen klatschend im Zimmer herum, kamen auf mich zu und setzten sich mir in die Haare. Das bedeutet eine Fehlgeburt, dachte ich mir und wollte sie entfernen. Da aber biß mich eine in die rechte, eine in die linke Hand, zwei Blutstropfen rannen mir die Arme hinab in den Busen ...

— Hör auf, mir wird schlecht! sagte der Kaiser.

— Und plötzlich saß auf jeder Brust eine kleine rote Kröte und quakte: Brüt mich aus! Brüt mich aus!

— Mein Gott, mein Gott, welche Unverschämtheit! Und übrigens: Sie waren ja schon fertig! Das ist doch unlogisch!

— Und sprangen mir in die Achselhöhlen ...

— Was? Unerhört! Rote Kröten! Pfui Teufel!

— Und da wurde mir so enge und heiß, und ein lauer Saft rann mir den Leib herab, und ich mußte die Arme auftun, und zwei rote Drachen flogen purr! aus meinen Achselhöhlen und saßen auf der Bettdecke wie zwei Hunde.

— Hättest du mich doch geweckt! Mit meinem Schwerte Panglung hätte ich das Ungeziefer getötet!

Der Kaiser rollte heroisch die Augen.

— Ach du! sagte die Kaiserin, du hättest dich noch viel mehr gefürchtet als ich. Denn nun sperrten beide Drachen das Maul auf, und der eine verschluckte mich, der andere dich.

— Das ist denn doch ... Das geht denn doch zu weit! Da muß der Hofastrologe her!

— Aber sonderbar: Dabei war mir, als hätte ich einen Drachen verschluckt. Und seitdem ist mir so kalt inwendig, und ich kann nicht mehr lachen.

— Nun, nun, meinte der Kaiser, ich gebe ja zu, daß das ein etwas widerlicher Traum war, aber schließlich doch nur ein Traum.

Du wirst ihn vergessen und aufs neue lächeln. Ich freue mich darauf, wie auf Sonnenschein, wenns regnet.

XXV

Das Seidereißen

Aber Pao-huan vergaß den Traum nicht. Mit großen Rändern um die stets weit und stier geöffneten Augen ging sie verdrossen herum, vor jedem Geräusch zusammenzuckend, oft wie in angstvollem Lauschen stehenbleibend und dann wieder müde hinsinkend, um wie leblos mit offenen Augen dazuliegen.

— Nein, das kann nicht so fortgehen, sagte der Kaiser, da muß etwas geschehen. Hast du nicht irgendeinen Wunsch, weißt du gar nichts, was dir Spaß machen könnte? Ich muß dich wieder lachen sehn, koste es, was es wolle. Überleg dirs doch: irgend etwas mußt du doch wissen, was dich freut!

Die Kaiserin Pao-huan neigte ihre Wangen auf die Fingerspitzen der linken Hand, sann nach und sprach: Wie ich damals die Seide zerriß von der niederträchtigen Doktorin, das tat mir sehr wohl und ich hörte das Reißen gern, — so rppp, — rppp! . . .

— O, das wollen wir gleich haben! rief fröhlich der Kaiser und schlug auf einen Gong, daß es dröhnte.

Der Oberst der Eunuchengarde kroch ins Zimmer und fistelte: Majestät befehlen?

Der Generalmagazinier soll sofort hundert Stück Seide herausgeben, recht feste, gute, nur prima, und die stärksten Palastdamen sollen damit hier antreten. Schnell! Schnell! Viel schneller! Noch einmal so schnell!

Der dicke Eunuchenoberst raste davon, daß sein Bauch wie ein Ballon hin- und herschwappte.

— Ich werde die schönste Darmverschlingung kriegen, dachte er sich.

Eine kurze Weile darauf erschien ein Schwarm kräftiger Palastdamen, deren jede einen Seidenballen schleppte. Sie warfen erst die Seidenballen, dann sich selbst hin und lispelten: Was geruht unser erhabener Herr zu befehlen?

— Stehen Sie auf, meine Damen, und zerreißen Sie diese Seide!

Die Damen dachten sich: merkwürdig! wozu denn? die schöne Seide?! standen aber flugs auf und rissen, daß die Fetzen flogen.

— Schneller! Kräftiger! kommandierte der Kaiser, ritsch — ratsch! ritsch! — ratsch! Tempo halten! Rhythmisch! In zwei Abteilungen! Die eine: ritsch! die andere: ratsch! So gehts gut! Bravo, meine Lieben! Ritsch—ratsch! Ritsch—ratsch! Haha! Das ist wirklich lustig! Meiner Seel, es tut mir selber wohl! Rrrritsch! Rrrratsch! Hahahaha!

Aber die Kaiserin Pao zog bloß die Brauen hoch und sah gelangweilt zu, wie die Seidenstücke durch die Luft flogen und niedersanken. Dann sagte sie, indem sie sich die Ohren zuhielt: Aufhören! Abtreten! Genug!

— Aber ich dachte doch . . .? stammelte der Kaiser.

— Hinaus! schrie die Kaiserin und schlug mit den Füßen den Generalmarsch, den Seine Majestät schon kannte. Ich mag das Gereiße nicht mehr! Und die Damen schwitzen schon. Pfui! Pfui! Pfui! Äh! Ach!

Sie fiel in ihrer ganzen Länge nieder und schrie und schrie.

Die Hofdamen flohen kreischend davon wie eine Schar Gänse, wenns donnert.

Seine Majestät beugte sich teilnahmsvoll über Ihre Majestät und flüsterte: Soll ich vielleicht? . . .

— Gehen sollst du! Gehen! Gehen! Gehen! Hih! Hih! Hih!

Seine Majestät ging.

XXVI

Das Konzert am Goldkarpfenteiche

Am nächsten Tage ließ der Kaiser die Palastkapelle aufmarschieren und lud die Kaiserin zu einem kleinen Konzert am Goldkarpfenteiche ein.

— Der berühmte Schi-ling-ßô wird die viola d'amour spielen, Schatz, der einzigartige Tu-yi-lê wird ein Flötensolo blasen, und das Trommlerkorps wird die von mir selbst arrangierten Wirbelpotpourris exekutieren. Paß auf, das wird dich erheitern. Das Programm ist durchaus heiter und leicht. Ich freue mich selber darauf.

Die Kaiserin nickte schwermütig und sagte: Wir wollen sehen.

Alles war wunderschön arrangiert. Auf der kleinen Insel mit dem Lotosboskett stand die kaiserliche Tafel, auf der nichts fehlte, was Pao-huan gern hatte. Niedliche Pagen in Rot warteten mit süßen Weinen auf. In Gondeln umkreisten die Musiker die Insel, während am Ufer das Trommlerkorps hinter seinen Pauken und Trommeln stand. Der ganze Teich war damit umstellt.

— Siehst du, Maus, die große Pauke dort, mit dem goldenen Schild, das ist die Wung-pong-tang, vor deren Schall ein Heer von achtmalhunderttausend Barbaren floh. Daher heißt sie: Das Grauen der Hunde. Die etwas kleinere mit den Tschinellen heißt Bâng-tâng-hui; sie hilft gegen die Geister, die sofort tausend Li weit wegfliehen, wenn sie losgeht. Deshalb führt sie den Namen: Der rasselnde Spukbesen. Sie wird von einem musikalischen Theologen gerührt. Die kleinen Trommelchen aber, die, wie du gleich hören wirst, fast wie die Vogelscheuchklappern klingen, dienen dazu, vor der Schlacht die Raben aufzurufen, die bestimmt sind, die Leichen der erschlagenen Feinde zu fressen. Daher ihr Name: Rabentriller. Sie werden mit Menschenknochen geschlagen.

— Willst du mir vielleicht die ganze Instrumentalmusik auch vorstellen? meinte Pao-huan und führte ein Stück Tausendschichtenkuchen zum Munde. Laß anfangen.

Der Kaiser schwang ein gelbes Tuch, und sofort näherten sich die Geigengondeln und begannen eine Art Serenade, die von einem Solo des berühmten Schi-ling-hô beschlossen wurde.

— War das nicht schön? meinte der Kaiser. Ja, der lange Herr Schi versteht's! Einen Strich hat er, — einen Strich!

— Es klingt, wie wenn hunderttausend Kinder weinten.

Der Kaiser schwang schnell ein rotes Tuch, und die Flötengondeln kamen. Was sie zu Gehör brachten, war eine Art Tanz, aber zum Schlusse blies Herr Tu-yi-lô eine Kette unglaublicher Koloraturen.

— Ah! Ah! rief der Kaiser, unvergleichlich! Zehntausend Nachtigallen sitzen in der Flöte des unnachahmlichen Tu-yi-lô.

— Es klingt, wie wenn zehntausend Nachtigallen gerupft würden. Laß die Leute abgondeln! Laß trommeln!

Der Kaiser schwang ein blaues Tuch.

Sofort erhoben die großen Pauken ein Gebrüll, als wenn der Himmel einstürzen wollte. Tschinellen zischten wie Blitze hinein, große und kleine Trommeln rumpelten, rasselten, rollten, ratterten, pumperten, knatterten, — es war ein unbeschreiblicher Lärm.

Der Kaiser reckte sich imperatorisch auf in hingegebenem lauschenden Entzücken und sprach: Wenn du jetzt gestatten wolltest, daß die Posaunen, Helikons und Bombardons einfielen, — das wäre ein himmlischer Ohrenschmaus!

— Ich bitte dich vielmehr, diesem abscheulichen Spektakel Einhalt zu tun. Das einzige lustige ist der Theologe, der so wütend auf seine große Pauke haut. Aber, daß ich über so etwas lachen sollte — nein: So lustig ist es doch noch nicht.

Der Kaiser schwang ein weißes Tuch, und wie mit einem Stoße

brach das Getrommel und Gepauke ab. Nur der fanatisch gewordene Theologe paukte weiter.

— Ruhe an der Bäng-täng-hui! brüllte der Kaiser.

Der Theologe paukte weiter!

— Ruhe! Ruhe! heulte Seine Majestät.

— Tsching-geräng-pum! Tsching-geräng-pum! machte der Theologe, der nun auch über die Tschinellen kam.

— Werft den Rebellen ins Wasser! zischte der Kaiser.

Der Theologe wehrte sich mit beiden Klöppeln wie ein Rasender und schlug auch noch auf das Wasser los, als hätte er seine Pauke vor sich. Dann sank er unter und paukte nicht mehr. Und nun wars still.

— Na, Schatz, das war doch wenigstens lustig?

— Ganz nett! meinte Pao-huan. Aber bis zu einem Lächeln kams nicht.

XXVII

Die unglaublichen Künste des Herrn A-yu

Wenn mir nur um Gotteswillen was Lustiges einfallen wollte! dachte sich unablässig Seine Majestät, damit der Kelch der Kelche wieder lacht. Aber es fiel ihm nichts ein. Deshalb berief er den Reichskanzler zu einem intimen Rate.

— Können Sie mir denn gar nichts Amüsantes vorschlagen, lieber We? sprach er. Ich muß Ihre Majestät wieder lachen sehen, und koste es das Reich!

Der Graf-Reichskanzler zog die Brauen hoch und sprach: Haben es Ew. Majestät schon mit dem Theater versucht?

— Ach, sie will ja kein Theater sehn! Für das historische Drama hat sie, wie ich ihr nicht verdenken kann, nicht das mindeste Interesse, und das ist auch wirklich nicht amüsant. Und die

Possenspieler stinken alle so nach Knoblauch, daß ihr schon bei dem Gedanken daran übel wird.

— Man könnte ihnen ja, verzeihen Ew. Majestät das derbe Wort, die Rachen parfümieren und sie auf Staatskosten baden lassen.

— Das könnte man freilich, meinte der Kaiser, aber erstens würden sie dadurch ihre Laune verlieren, und zweitens entsprechen die modernen Komödien gar nicht dem feinen, sensitiven Geschmacke Ihrer Majestät. Sie haben keine Ahnung, wie ästhetisch gebildet die Kaiserin ist, lieber Kanzler. Das Feinste erscheint ihr noch als roh. Kürzlich gebrauchte ich in einem Gedichte das Wort Raupe, und sie fiel in Ohnmacht, weil es ihr war, als kröche ihr eine Raupe in den Busen.

— Vielleicht ein Ballettchen? Ich selbst habe einmal eins entworfen: Der verliebte Eunuch. Es ist zwar ein bißchen stark, aber voll von komischen Situationen. Z. B. wie der Eunuch ... Seine Durchlaucht näherte sich dem allerhöchsten Ohre und flüsterte.

Der Kaiser schüttelte sich vor Lachen: Großartig! das müssen Sie mir mal vorspielen lassen; das muß ja zum Schreien sein! Aber für Ihre Majestät? Wo denken Sie hin! Wenn sie auch persönlich nicht prüde ist, so liebt sie in der Kunst doch das Keusche. Nein, das geht auch nicht. Leider!

Seine Durchlaucht strich sich den schwarzen Ziegenbart, benetzte die Lippen mit der Zunge, was bei ihm ein Zeichen heftigen Nachdenkens war, sah ernst an seinem Bauche entlang, der mit jeder Würde voller wurde, und klatschte sich plötzlich auf die Stirn.

— A-yu!

Er rief es so laut, daß er, über diese hofwidrige Unart erschreckt, sofort auf den Boden sank.

— Was ist das: A-yu!? fragte der Kaiser und winkte den Kanzler auf die Beine.

— A-yu ist der berühmteste Prestidigitateur dieser Zeit und eben von einer Studienreise nach Indien zurückgekehrt. Der Meister seines Faches. Was man von ihm hört, grenzt ans Unglaubliche. Der und kein anderer wird ein Lächeln des Beifalles auf Ihrer Majestät allerholdseligste Lippen zaubern. Daß ich nicht gleich auf ihn kam!

— Das ist allerdings unerhört, Verehrtester. Wo haben Sie denn Ihre Gedanken? Dichten Sie am Ende noch?

Der Kaiser sah eine Spur ungnädig aus, und der Kanzler erschrak bis ins Eingeweide.

— Kein Reim naht sich der Schwelle meiner mit Staatsgeschäften erfüllten Seele, oh Sohn des Himmels, stammelte er, seit Ew. Majestät die unverdiente Gnade gehabt haben, mich Wurm der Würmer in den Lichtkreis Ihrer göttlichen Entschließungen emporzuziehen. Ich . . .

— Schon gut, mein Werter, fiel ihm der Kaiser, schon wieder gnädig geworden, ins Wort. Bestellen Sie mir den Menschen sofort! Er soll sich aber zusammennehmen. Gehts gut, so wird er Hofpresti . . . wie sagten Sie doch?

— digitateur.

— Schön: Hofprestidigitateur. Das ist übrigens ein sehr wohlklingender Titel. Blamiert er sich aber, so möchte es ihm übel ergehen!

— A-yu hat sich noch nie blamiert.

— Um so besser! Morgen nach Tisch soll er antreten!

*

— Heute habe ich aber mal eine Überraschung für dich, Schatz, sagte der Kaiser am nächsten Tage zu der immer gleich düsteren Kaiserin, als abgedeckt war. Wenn du die Güte haben wolltest, mit in den Garten der Zehntausend Lilien zu kommen?

— Eigentlich möchte ich lieber schlafen. Was ists denn?

— Ein Pre-sti-di-gi-ta-teur.

— Was für ein Ding?

— Weißt du, so ein Mensch, der Münzen aus der Luft fängt und Papierrollen aus dem Munde zieht.

— Ach, ein Hokuspokusmacher? So was habe ich früher allerdings recht gern gesehen.

Der Kaiser war überglücklich und schlug in die Hände: Also! Siehst du! Und es ist natürlich der Meister seines Faches! Der berühmte A-yu! Ein wirklicher Tausendkünstler! Er bringt die neuesten Tricks aus Indien! Paß auf! Das wird dich amüsieren.

— Gott ja. Vielleicht. Hoffentlich. Wir wollen Lu-lu mitnehmen.

— Selbstverständlich! Das ist auch was für den Kleinen! Ach Gott, ich freue mich furchtbar!

Der kleine Kronprinz hatte zwar offenbar gar keine Lust, Herrn A-yu zu sehen, und sträubte sich unter heroischem Gebrüll dagegen, aus der Wiege genommen zu werden, aber ein doppelt gesüßter Lutschbeutel besänftigte sein empörtes Gemüt, und er geruhte, sich, unablässig schmatzend, in den Garten tragen zu lassen.

Dort war auf einem Rundteil zwischen den in bunter Fülle stehenden und schwer duftenden Lilienbeeten ein gelber indischer Teppich ausgebreitet, und auf diesem Teppich lag, lang hingestreckt, Herr A-yu.

Als er sein Haupt zwölfmal erhob, um es zwölfmal wieder feierlich huldigend niederzulegen, sah man, daß es ein sehr schöner Mann mit einem indischen grün-gelben Turban und einem braunen, gleichfalls indisch gestutzten Spitzbart war. Er war tadellos nach der neuesten Mode von Bombay gekleidet, d. h. er trug einen langen stahlblauen Kaftan mit einem eingestickten Ornamentenmuster von kühnster Linienführung und um die Hüften einen brei-

ten Ledergürtel, der auf rehgrauem Grunde goldbraune Arabesken in demselben Geschmacke zeigte. An den Füßen rote Saffianschuhe von elegantester Form, in der rechten Hand einen mit mystischen Charakteren in eingelegter Elfenbeinarbeit bedeckten Ebenholzstab.

Nachdem er sich erhoben hatte, machte er noch zwölf tadellose Verbeugungen, strich sich den Spitzbart, lächelte scharmant und sprach: Sohn, Tochter und Enkel des unendlichen Himmels, herrlich geformtes Dreiblatt, beschattend die vier Meere, Majestäten und kaiserliche Hoheit! Ich werde mit allerhöchster Bewilligung die große Ehre haben, Ihnen sogleich die auserlesensten meiner Künste vorzuführen, die ich mir mit rastlosem Eifer bei den Meistern der indischen Magie angeeignet habe. Wollen Sie sich gnädigst zuvor davon überzeugen, daß ich keinerlei Apparate bei mir habe, und daß auch dieser indische Teppich kein doppeltes Futter hat, in dem irgend derlei verborgen sein könnte.

— Willst du dich überzeugen, Schatz? fragte der Kaiser die Kaiserin.

— Ich will, daß der geschwätzige Herr endlich beginne, antwortete diese, die etwas ungeduldig schien.

Herr A-yu kreuzte die Arme über der Brust und sprach: Ich danke untertänigst für das allergnädigste Vertrauen Ihrer Majestät und werde nur noch die allernötigsten Beifügungen zu meinen Produktionen machen. Zuvor aber ist es nötig, daß ich einige Beschwörungen vornehme.

— Ist das unumgänglich nötig, meinte die Kaiserin.

— Zu meinem schrankenlosen Bedauern muß ich diese Frage Ew. Majestät bejahen. Ohne Beschwörungen keine magische Gnade, ohne magische Gnade keine Vorstellung aus der höheren Magie.

— Also beschwören Sie in Gottesnamen, aber fix, wenn ich bitten darf, entgegnete die Kaiserin und heftete die starren Blicke ihrer weitgeöffneten schwarzen Augen auf den Magier.

Der riß die Augen gewaltig auf, schüttelte seinen Kopf, als wollte er ihn von sich werfen, steckte seinen Stab in den Gürtel, rieb sich die Hände, daß es nur so knackte, und schrie: prassama — ba — ba — —! prassama — bo — bo — —! jam — jam — —! ri — ke — —! ri — ke — —! ri — ke — —! ri — ke!

— Um Gotteswillen, hören Sie auf, Mensch, mit diesem ewigen ri — ke! Wer ist denn das?

— Das wird die Göttin der indischen Magie sein. Unterbrich ihn nicht, Schatz; er hat schon Schaum vor dem Munde.

Herr A-yu sah in der Tat gefährlich aus. Seine Haare sträubten sich so, daß der Turban hochgehoben wurde, sein Spitzbart stand stachelig auseinander, seine geriebenen Hände knackten wie brennende Holzscheite. Plötzlich ergriff er seinen Ebenholzstab, schwang ihn bedrohlich ums Haupt und stach dann in die Luft, als gälte es, einen unsichtbaren Feind tausendfältig zu erdolchen. Dazu kreischte er: Pan! Pan! Huhu! Pan! Pan! Huhu!

— Jetzt vertreibt er die niedrigen Geister, erklärte der Kaiser; ich kenne das. Die Luft muß erst rein sein von den störenden Kobolden. Jetzt wird er aber gleich fertig sein.

Seine Majestät hatte natürlich recht.

Herr A-yu drehte sich nur noch etwa fünfzigmal rasend schnell um sich selbst, blieb dann eine Weile wie angewurzelt stehn, sprang fabelhaft hoch kerzengerade in die Luft, schlug in der Luft die Beine unters Gesäß und fiel so in die indische Sitzart nieder. Schwärmerisch beide Arme in die Höhe fackelnd und den Kopf soweit hintenüber geworfen, daß die Spitze seines Bartes gen Himmel wies, schrie er noch einmal mit aller Anstrengung: Ri — ke — —! hü — ke — sta! Dann wischte er sich mit einem schön gemusterten Seidentuch den Schweiß von der Stirne und den Schaum vom Munde und sprach: Numero eins: die Schmetterlinge!

Das sah so aus:

Er ballte sein Seidentuch zusammen, legte es vor sich auf den Teppich, kauerte sich daneben, machte ein paar fächelnde Handbewegungen darüber, blies es ein paarmal an, hob es vorsichtig auf — und: Zwei Schmetterlinge, ein grüner und ein gelber, folgten den Zipfeln des Tuches und schwangen sich hoch. Zwei-, dreimal umflogen sie sein Haupt, setzten sich auf seinen Turban und — verschwanden in dessen Farben. Es war, als wäre es nur ein Spiel dieser Turbanfarben gewesen.

— Erstaunlich! sagte der Kaiser, dem die Augen fast aus dem Kopfe getreten waren vor starrem Hinsehen. Hast du eine Ahnung, Schatz, wie das zugegangen ist?

Die Kaiserin saß starr und schüttelte bloß den Kopf: Weiter!

Herr A-yu lächelte scharmant und sprach: Numero zwei: die Tulipane! Ich bitte, allergnädigst zu beachten, daß es ein Teppich ist, auf dem ich mich produziere, und nicht das Erdreich. Ein ganz gewöhnlicher Teppich ohne jede . . .

— Schon gut! sagte die Kaiserin.

Herr A-yu fuhr zusammen, ließ sich nieder und breitete sein Tuch lang aus. Dann entnahm er seinem Gürtel ein Fläschchen in gesprenkelten Farben und goß daraus ein paar Tropfen auf das Tuch. Ein seltsamer narkotischer Duft teilte sich der Luft mit. Die Anwesenden schlossen für einen Moment die Augen. Als sie sie wieder auftaten, sahen sie, daß sich das Tuch, über dem Herr A-yu ziehende Bewegungen machte, langsam erhob. Schließlich fielen seine Zipfel um einen Gegenstand herab, der sich offenbar unter ihm befand. Herr A-yu ergriff das Tuch mit den Spitzen des Mittelfingers und Daumens der rechten Hand in der Mitte und zog es behutsam in die Höhe. Siehe: Eine rot und gelb gesprenkelte Tulipane stand auf durchsichtig hellgrünem Stengel, und ein noch betäubenderer Duft als vorhin von der Flasche ging von ihr aus. Die Anwesenden mußten wiederum einen Augenblick

die Augen schließen, und als sie sie wieder öffneten, war Duft und Tulipane fort, und sie sahen nichts als den scharmant lächelnden A-yu, der die angenehmsten Verbeugungen machte.

— Fabelhaft! rief der Kaiser und griff sich an die Stirne. Ist das die Menschenmöglichkeit? Ich bitte dich, Schatz! Ein Teppich, ein Tuch, ein gesprenkeltes Fläschchen und: eine Tulipane! Hast du Worte?!

Die Kaiserin sah nur noch starrer, hingenommener aus und flüsterte: Weiter! Weiter!

Meister A-yu erhöhte sein scharmantes Lächeln zu einem bestrickenden Grinsen und sprach: Zum Schluß werde ich mit allerhöchster Bewilligung die Ehre haben, Ew. Majestäten und Seiner kaiserlichen Hoheit (die aber in einen gesegneten Schlaf verfallen war) den neuesten indischen Trick vorzuführen, der im Lande der Lotosblume unter dem Namen: Die unbegreifliche Strickleiter bekannt ist. Zur Ausführung dieses Tricks ist es nötig, daß ich mich entkleide.

— Sie sind wohl nicht bei Troste, Herr! rief der Kaiser — in Gegenwart Ihrer Majestät!?

— O, nur bis auf die Unterpantalons natürlich, Majestät.

— Wie denkst du über diesen Fall, Schatz? fragte der Kaiser die Kaiserin.

— Es ist mir vollkommen gleichgültig, wie weit sich der Herr auszieht, antwortete diese.

— Also gut, ziehen Sie sich aus, Herr A-yu. Ihre Wäsche wird hoffentlich auf der Höhe Ihrer Kleider stehn. Und die Sache ist doch lustig?

— Die unbegreifliche Strickleiter hat noch überall fröhlichen Beifall gefunden, o Sohn des Himmels, entgegnete der gewandte Zauberkünstler und löste seinen Gürtel. Dann tat er seinen Kaftan auseinander, schlüpfte aus den Ärmeln und stand in rotseidenen

Pumphosen, gelbseidenen Strümpfen, blauseidener Hüftenschärpe und weißseidenem blusigen Hemde da.

— Ah, sagte die Kaiserin, der Herr sieht ganz allerliebst aus. Diese Art Wäsche ist netter, als eure Beinbinden und Sackhemden.

— Wenn du es wünschst, erwiderte höflich Seine Majestät, werde ich mich künftig so equipieren.

Dann, zu Herrn A-yu gewandt: Diese Sachen beziehen Sie wohl aus Indien?

— Es ist meine eigene Erfindung, Majestät, und es wird mir eine unaussprechliche Ehre sein, dem kaiserlichen Oberhofwäscheschneider die Schnittmuster zur Verfügung zu stellen.

— Genehmigt! erklärte der Kaiser.

Herr A-yu näherte sich nun seinem auf dem Boden liegenden Kaftan, spuckte dreimal darauf, berührte ihn tippend an allen Enden mit dem Ebenholzstabe, griff unter ihn und produzierte zum unsagbaren Staunen des Kaisers drei Räucherpfannen aus getriebener Bronze unter ihm hervor. Diese Räucherpfannen stellte er vor dem Kaiser, der Kaiserin und dem Kronprinzen auf, und sofort schlug eine blaue Flamme aus ihnen empor, hinter der ein gelblicher und sehr dichter, dabei aber höchst merkwürdig riechender Rauch aufstieg.

— Wie riecht das nur? rief der Kaiser. Ist es nicht wie ein Gemisch aus Kampfer, Tee und Moschus?

— Ich schlief einmal zwischen getrockneten Teeblättern ein, — da war es mir gerade so, erklärte die Kaiserin. Mit offenen Augen schlief ich und träumte.

Unterdessen hatte Herr A-yu seinen Kaftan aufgenommen und vor sich ausgebreitet. Er kniete auf ihm nieder, beschrieb mit seinem Stabe unter dumpfem Gemurmel Linien darauf und sah dann den Kaiser und die Kaiserin durchdringend an, indem er ihnen die

Elfenbeinspitze seines Stabes regungslos entgegenhielt und Pff! Pff! machte.

Sowohl der Kaiser, als auch die Kaiserin mußten wie gebannt auf den Stab blicken.

— Jetzt könnte ich den verehrten Majestäten beide Nasen abbeißen, und sie würden es nicht merken, dachte sich der verschmitzte Hexenmeister.

Und nun sahen der Kaiser und die Kaiserin folgendes:

Herr A-yu hob seinen Kaftan auf, — aber es war kein Kaftan mehr; es war ein Haufen gedrehter blauer Schnüre. Er entwirrte den Haufen und wand die Schnüre um seinen Zauberstab wie um eine Walze.

— Sehen Ew. Majestäten die blaue Strickleiter? fragte er.

— Ja, hauchte der Kaiser und die Kaiserin.

— Wo befestige ich sie nur? sprach Herr A-yu für sich und blickte zum Himmel. Der Mond ist noch nicht da, die Sonne ist zu hoch . . . Halt!

Und plötzlich drehte er sich, so sahen es der Kaiser und die Kaiserin, den Kopf vom Halse, wie man den Schraubendeckel von einer Flasche dreht, behielt aber merkwürdigerweise doch noch einen Kopf auf den Schultern. Mit diesem Kopf, den er auf hatte, berührte er küssend den Kopf, den er in der Hand hatte und der zum Unterschied von jenem ganz gelb aussah und einen feuerroten Spitzbart zeigte, und warf diesen Kopf mit einem leichten: Hup! in die Luft. Der Kopf flog etwa dreißig Meter hoch und blieb dann in der Luft stehen.

— Sehen Ew. Majestäten den Kopf mit dem roten Spitzbarte? fragte Herr A-yu höflich.

— Ja, hauchte die Kaiserin.

— Natürlich! sagte der Kaiser, ich sehe sogar, daß er die Zunge

herausstreckt. Eine Zunge, an der Spitze aufgebogen wie ein Küchenhaken. Me ... me ... merkwürdig!

— Das geschieht deshalb, erklärte Herr A-yu, damit die Strickleiter hält.

Und, jupp! warf er die blauen, jetzt mit roten Sprossen verbundenen Schnüre in die Luft, genau dem Monde ins Gesicht, wo die oberste Sprosse sich in der aufgebogenen Zungenspitze festhakte.

— Wenn sie nur auch festhält, sagte Herr A-yu und zog sie straff. Der Mond oben zog ein schmerzliches Gesicht, und der rote Bart sprühte Funken.

— Er ärgert sich, erklärte Herr A-yu, aber es hilft ihm nichts; ich steige doch hinauf und raufe dem Mond den Bart aus.

Und wirklich, der Kaiser und die Kaiserin sahen, wie Herr A-yu mit der Eleganz eines Seiltänzers die Sprossen hinaufklomm und dem Mondgesichte rips — raps den ganzen Bart ausriß. Fürchterlich brüllte der Mond, so daß sich die Kaiserin erschrocken an Seine Majestät lehnte. Es war nur ein Glück, daß jetzt der Kronprinz nicht aufwachte.

Elegant wie er hinaufgestiegen war, stieg Herr A-yu unter anmutigem Hin und Her des prallsitzenden Teiles seiner Pumphose wieder herunter und hielt in seiner Hand — den roten Bart des Mondes? Nein: ein aus roten Meeralgen geflochtenes Nest, in dem zwei rote Eier lagen.

Mit einem sonderbaren, halb ängstlichen halb neugierigen Ausdruck betrachtete die Kaiserin diese Eier.

— Was wird damit? fragte sie.

— Das ist der Schlußeffekt, Majestät. Wenn die erhabene Tochter des Himmels geruhen wollte, dieses Nest auf den Schoß zu nehmen? ...

Die Kaiserin erbebte und machte eine abwehrende Handbewe-

gung, aber plötzlich griff sie mit beiden Händen zu und sprach wie ein kleines Kind: Haben! Haben!

— So werden die Eier aus dem Barte des Mondes der unendlichen Gnade teilhaftig sein, von der Herrin der vier Meere ausgebrütet zu werden. Ehe dies aber geschehen ist, ein kleines Intermezzo: Die Söhne des Mondes.

Herr A-yu klatschte in die Hände und rief: Allez!

Sofort riß der Mond seinen ohnehin schon gewaltig aufgesperrten Mund noch weiter auf und aus ihm heraus schlupften zehn rotgekleidete Kerlchen. Pfeil und Bogen über dem Rücken sprangen sie, ohne sich anzuhalten, die Strickleiter herunter, wie wenn es eine Treppe wäre, und stellten sich, zu Reihen von fünf geschieden, einander gegenüber auf.

Die rechte Reihe sang (in einem eigentümlich pfeifenden, ganz hohen Sopran):

Es steigt der Mond!

Die linke Reihe sang (ganz tief im tiefsten Männerbaß):

Die Sonne sinkt!

Die rechte Reihe sang und schwang die Bogen vor:

Da der Bogen von Yen!

Die linke Reihe sang und schüttelte die Köcher:

Da der Köcher von Tschi!

Und die Rechten und die Linken legten die Pfeile auf die Bogen, kniffen zielend die linken Augen zu und sangen:

Mausetot! Mausetot! Mausetot!

Und schossen die Pfeile auseinander ab. Die rauschten surrend durch die Luft, und jeder blieb in der Brust des gegenüberstehenden Knaben stecken. Beide Reihen sanken vornüber und riefen, im Sopran die einen, im Baß die andern:

Oh! Oh! Oh!
Untergang!
Un—ter—gang!

In diesem Augenblicke stand die Kaiserin mit weit von sich gereckten Armen auf, das Nest fiel von ihrem Schoße, die Eier kollerten auf die Erde, und aus jedem Ei erhob sich pfauchend ein roter Drache und kehrte den Geierschnabel gegen die Kaiserin.

Mit einem entsetzlichen Schrei fiel die Kaiserin wie tot um.

Der Kaiser, wie aus einem Schlaf erwachend, obwohl er immer die Augen weit offen gehabt hatte, sprang auf, warf sich über die Kaiserin und rief: Was ist mit dir? Was ist mit dir?

Dann kehrte er sich zu Herrn A-yu und wollte ihm Verwünschungen ins Gesicht schleudern.

Der aber stand in seinem blauen Kaftan scharmant lächelnd da und machte anmutige Verbeugungen.

Weg die Knaben, die Strickleiter, die Räucherpfannen, der Mond, — es sah alles ganz unmagisch aus.

— Meine Produktion ist zu Ende. Ich gebe mich der schmeichelhaften Hoffnung hin, daß sie Ew. Majestät vollen Beifall . . .

— Mörder! Mörder! schrie der Kaiser. Elender, was haben Sie angerichtet!

— Ach, das hat nichts zu sagen, Majestät, erwiderte der unausgesetzt lächelnde Prestidigitateur. Wenn Ew. Majestät gestatten wollen, daß ich der erhabenen Stirn Ihrer Majestät die Hände auflege, so wird sie sofort zu sich kommen. Das sind bloß die Nerven.

— Leg deine niederträchtigen Hände auf, gefährlicher Mensch, aber wehe dir, wenn sie nicht gleich erwacht!

— Oh! Oh! Es ist kein Anlaß zur Besorgnis vorhanden. Ein kleiner Nervenchok, nichts weiter.

Herr A-yu näherte sich mit vollendeten Manieren und fort-

gesetzt scharmant lächelnd der Kaiserin, legte ihr die Hand auf die Stirne und blies sie an.

Die Kaiserin erhob sich und schlug die Augen auf.

— Ah! machte sie, war das gräßlich!

Da fiel ihr Blick auf den lächelnden Herrn A-yu, und sie schrie: Ist denn dieser entsetzliche Drachenbeschwörer noch da? Aus meinen Augen, Scheusal! Fort! Fort! Fort!

Herr A-yu erbleichte und stammelte: Aber es war ja doch bloß Salonmagie, Majestät . . .

— Fort! Fort! Aus meinen Augen!

Herr A-yu wollte noch etwas erwidern, aber der Kaiser fuhr ihn an: Schweig, niederträchtiger Spukfabrikant! Wie konntest du dich unterstehen, in der Kaiserstadt Drachen zu machen? Elender Attentäter, das soll dir übel bekommen!

Der Kaiser schlug aufs Gong (dabei sah er immer sehr majestätisch aus) und befahl dem herbeieilenden Eunuchen vom Dienste: Dieser Mensch da hat ein Attentat auf Ihre Majestät verübt. Nehmen Sie ihn und lassen Sie ihn . . . Was soll mit ihm geschehen, Schatz? wandte er sich zur Kaiserin.

— Fort soll er, nur fort!

— Es gebührte ihm eigentlich tausendfacher Tod, erklärte der Kaiser, da aber Ihre Majestät nicht darauf zu dringen scheint, möge es fürs erste mit der Tretmühle sein Bewenden haben. Später können wir ihn vielleicht in die Eunuchengarde des östlichen Pavillons aufnehmen, damit er die Langeweile der Damen mit seinen Kunststücken, aber ohne Drachen! vertreibt. Weg mit dem Elenden!

— Ni—ke! Ni—ke! stammelte der käseweiß gewordene und völlig gebrochene Prestidigitateur und ließ sich willenlos abführen.

XXVIII

Eine politische Rede des Grafen Schên

Seit dieser Vorstellung in indischer Magie ging es mit der Kaiserin nur noch schlimmer.

Sie fiel aus einer Laune in die andere, aber eine gute war nie darunter.

Auch, als sich Seine Majestät in Unterkleidern à la A-yu präsentierte, lachte sie nicht, sondern sagte bloß: Du bist zu dick für Pumphosen.

Eine ganz krankhafte Aversion bekam sie gegen die rote Farbe. Alles, was rot war, wurde aus der Kaiserstadt verbannt, und die Palastdamen mußten sich so stark pudern, daß sie wie Reismehlsäcke aussahen. Selbst der kaiserliche Namenszug durfte nicht mehr in Zinnober unter die Edikte gesetzt werden, sondern in Gelb.

Dieser Umstand führte zu einer neuerlichen wilden Gärung in der jüngeren Beamtenschaft. Die Blühenden Talente erhoben wieder ihr Haupt, und ein Stachelwort lief durch das Volk: Warum unterzeichnet der Kaiser nicht mehr rot? Weil nicht einmal sein Pinsel mehr erröten kann.

Der Zensor Pa-fu-sching, der letzte Beamte aus den Zeiten des vorigen Kaisers, der noch nicht zurückgetreten war, machte folgende Eingabe, nach deren Abfassung er sich sofort aufhängte:

„Es steht in den Klassikern zu lesen: Laß stehen, was fest steht; jedes Sandkorn gerissen aus dem Gefüge des Staatsbaues lockert das Gemäuer; Quadern fallen bald hinterdrein! Wie konnte es dir in den Sinn kommen, Sohn des Himmels, deinen Namen gelb zu schreiben? Es wird nicht lange dauern, und einer kommt, der s e i n e n Namen r o t schreibt! Es ist ganz unerträglich, wie du dich aufführst! Ein Mann von Prinzipien

kann unmöglich weiterleben unter einem Kaiser, der keine Prinzipien hat. Der letzte Ausweg meiner Loyalität führt in meinen Garten zur Blutbuche. An dieser hängt sich als Mahnung für seinen grundsatzlosen Kaiser auf

sein bis zum letzten Atemzuge
auf das Wohl der Dynastie bedachter
niedriger Sklave
Pa-fu-sching."

— Das soll nun Loyalität sein! sagte der Kaiser, indem er der Kaiserin das Schriftstück hinreichte. Sottisen sind doch keine Loyalität! Und als ob es was Rechtes wäre, sich aufzuhängen, wenn man genau weiß, daß man sonst eben gehangen würde! Es ist bloß Niedertracht und Bosheit, auf einen guten Abgang berechnet, damit der Beamtenpöbel sagen soll: „Ah, was für Prinzipien! Ah, was für ein heiligenmäßiges Ende! Ah, was für ein großer Mann war doch dieser Pa-fu-sching!" Pfui Teufel!

Die Kaiserin warf die Eingabe auf den Boden und sprach: Hinter alledem steckt diese Vikomtesse Schön und ihr sauberer Vater und Sohn. Warum hast du diese Familie auch nicht gleich ausrotten lassen. Du bist eben ein . . .

Sie gebrauchte ein stark despektierliches Wort.

Der Kaiser machte ein Gesicht wie ein gescholtenes Kind und sprach: Es ist nicht nett von dir, Schatz, mich so zu behandeln. Sag mir lieber, was ich tun soll? Nur möchte ich darum gebeten haben: schimpf mich nicht so! Ich darf mir das eigentlich nicht gefallen lassen.

Die Kaiserin antwortete: Höre mal, mein Lieber, mach nicht, daß ich lache!

— Aber das will ich ja gerade, Schatz! Wenn es bloß das ist!?

Wenn ich so was sagen muß, damit du lachst, dann sag ich den ganzen Tag so was!

— Das hilft dir alles nichts. Ich kann doch nicht lachen. Es ist zu schrecklich. Ich glaube, es kommt nur daher, weil diese Familie Schön noch lebt.

— Aber, warum hast du das denn nicht gleich gesagt? Dem kann wahrhaftig abgeholfen werden! Dazu braucht es bloß ein Edikt. Sei so gut und schreib!

Der Kaiser diktierte, die Kaiserin schrieb.

Kaiserliches Edikt.

Da die Familie Schön fortgesetzt an der Arbeit ist, die Ruhe des Reiches sowohl durch Zettelungen aller Art, als auch durch ihre bloße staatsgefährliche Existenz zu stören, so erfordert es die Staatsraison, daß mit dieser Familie der Garaus gemacht wird. Deshalb ergeht hiermit an deren sämtliche Mitglieder die Aufforderung, sich unverzüglich vom Leben zum Tode zu befördern, wobei es, da sie früher in gewissen Beziehungen zur regierenden Dynastie gestanden hat, in ihr Belieben gestellt wird, die Operationsart selber zu wählen. Sollten die pp. Schöns in ihrer hochverräterischen Verstocktheit soweit gehen, diesem genauen Befehle nicht sofort strikten Gehorsam zu erweisen, so werden sie hiermit für vogelfrei erklärt, und jeder, der ein Mitglied dieser abscheulichen Sippe tot oder lebendig hier einbringt, soll pro Kopf tausend Taels erhalten.

Geschrieben von der Kaiserin Pao,
unterschrieben vom Kaiser Yu.

Dieses Edikt machte das unangenehmste Aufsehen von der Welt, und zwar nicht so sehr seines Inhaltes als des Umstandes halber, daß unter einer Staatsschrift der Name der Kaiserin

stand. Damit erschien die Tatsache, daß der Kaiser nicht bloß privat, sondern auch politisch unterm Pantoffel stand, geradezu dokumentiert, und es gab Staatsrechtslehrer, die ganz offen erklärten, ein solches Edikt sei ein Kopfkissenpapier und kein Staatsschriftstück.

Sie wurden dafür geköpft, aber das hinderte nicht, daß sich die unzufriedenen Elemente zu einer Schên-Partei zusammentaten.

Unter dem Vorwande, sich die tausend Taels verdienen zu wollen, in Wahrheit aber zu dem Zwecke, die Schênschen Streitkräfte zu vermehren, zogen ganze bewaffnete Scharen nach Schên und forderten den alten Grafen auf, mobil gegen den Kaiser zu machen.

Der alte Graf antwortete ihnen sehr würdig: Es ist kein Zweifel, meine Herren, daß der Kaiser sich unerhört aufführt, und daß es nicht unangebracht wäre, ihn abzusetzen, um so mehr, als der echte Thronfolger, mein Enkel, ein Jüngling von den besten Gaben und Gesinnungen ist. Indessen: eine Fliegenklatsche genügt zwar, Fliegen zu töten, aber gegen einen Stier ist es eine unzureichende Waffe. Sie, meine Herren, und ich mitsamt allen meinen Soldaten, sind nur eine Fliegenklatsche neben einem Stier, wenn wir die Streitkräfte bedenken, die dem Sohn des Himmels zu Gebote stehen. Ehe wir nicht die anderen Lehnsfürsten auf unserer Seite haben, ist an ein Losschlagen gar nicht zu denken. Die anderen Lehnsfürsten aber, der dicke Wu, der phlegmatische Kwei, der ewig wildschweinjagende Lung, der steifbeinige Ko, der für nichts Interesse hat, als für Mathematik, und überhaupt durch die Bank alle, — du lieber Gott: wie sollten wir die gewinnen? Ich kenne die Herrschaften zur Genüge: solange es ihnen nicht an die eigene Behaglichkeit geht, ist ihr zweites Wort: Treue unserm erhabenen Lehnsherrn! Was der im übrigen tut, ob das Reich durch ihn in Gefahr gerät, ob er sich an anderen vergreift, das ist ihnen höchst egal.

Wenn nur sie ihre Wildschweine jagen oder Quadratwurzeln ausziehen können, oder was sie sonst für eine lehnsfürstliche Liebhaberei haben. Nein, meine Herren, so gehts nicht. Wir müssen abwarten, bis es der Kaiser auch mit ihnen verschüttet. Und, meine Lieben, wie ich Seine Majestät kenne, werden wir nicht lange zu warten brauchen. Die Maßregeln meines Verhaltens sind gegeben. Hier kann ich natürlich nicht bleiben, denn tausend Taels sind ein schönes Stück Geld, und es möchte bald irgendeinem Schuft einfallen, sie an meinem Kopfe verdienen zu wollen. Ich werde also mit meiner Familie auswandern. Und zwar werde ich in das Land der Tis gehen.

— Oh! riefen die Parteigänger des Grafen, ins Land der Schweine? Zu den Barbaren?

— Eine Annehmlichkeit ist es ja gewiß nicht, erwiderte der Graf, denn schon die Küche dieser borstigen Ungeziefer kann einen rechtschaffenen Chinesen zur Verzweiflung bringen, aber: darf sich ein Staatsmann durch solche Erwägungen von der Bahn des politischen Handelns abbringen lassen?

Der Graf sah ehrfurchtgebietend aus, wie er dies sagte.

Seine Parteigänger aber murmelten: Politik? Wieso?

— Aber meine Herren! Erheben Sie sich doch auf die Höhe der Situation! Wenn ich das greuliche Grützmus der Ti-Schweine esse, was anderes treibe ich dann als weit ausschauende Politik? Ich verschaffe der guten Sache Bundesgenossen, indem ich meinen Magen und meine Zunge zum Opfer bringe.

— Ah! Ah! Welch politischer Blick! riefen die Getreuen, — aber: ist es nicht gefährlich, sich mit Barbaren einzulassen?

Der alte Graf blinzelte schelmisch: Keine Sorgen, meine Herren! Die braven Barbaren läßt man sich, wenns nötig erscheint, wohl in den Pelz kriechen, aber wenn man sie nicht mehr braucht, schüttelt man sie ab wie Flöhe.

Da lachten die Getreuen recht herzlich und freuten sich der Weisheit des alten Grafen und billigten alles, was dieser tat.

Die Familie Schên zog mit großem Gefolge ins Land Ti und wurde dort, wenn auch mit unglaublich schalem Reisbier, aufs beste aufgenommen.

XXIX

Die Witzkonkurrenz

So war auch das Unternehmen mit der Ausmerzung der Familie Schên fehlgeschlagen, und die Kaiserin wurde immer düsterer, launenhafter, unangenehmer.

Da sagte der Kaiser: Jetzt kann nur noch ein Edikt helfen, und er ließ an allen Straßenecken anschlagen, was folgt:

An mein Volk!

Mein kaiserliches Herz ist in tiefste Betrübnis dadurch versetzt, daß meine hohe Gemahlin Pao, der Purpurkelch aller Seligkeiten, das Lachen verlernt hat. Der Rat meiner Weisen hat versagt; keiner wußte Hilfe. In dieser Not wende ich mich an mein getreues Volk, an den Mutterwitz des ganzen Landes. Meine teuern Untertanen! Strengt euren Verstand an! Sinnt etwas recht, recht Lächerliches aus! Wer es dahin zu bringen weiß, daß der Purpurkelch aller Seligkeiten ein einziges Mal lacht, der soll tausend Taels und den violetten Mützenknopf erhalten.

Der Sohn des Himmels.

Man kann sich wohl denken, wie es in den witzigen Köpfen von China nach diesem Edikt aussah.

Es gab damals noch keine Journale mit Preisausschreiben (weil es überhaupt noch keine Journale gab), und die witzigen Leute

wußten daher durchaus nicht, wo sie ihre scherzhaften Einfälle abladen sollten. Nicht einmal gratis waren sie anzubringen, und der Spießkäfig konnte doch nicht eigentlich als Honorar angesehen werden. Und nun plötzlich, wie eine Himmelserscheinung, wie ein Strahlenfächer von der Sonne her, dieses Edikt. Tausend Taels und der violette Knopf!

Alles, was Witz hatte in China, geriet in einen Taumel. Handel und Gewerbe stockten, denn es galt jetzt, einen Witz ad usum des Hofes zu machen, und das war wichtiger, als Filzsohlen auf Schuhe kleben, Zucker abwiegen, Fächer malen und dergleichen. — Schulfrei! Schulfrei! riefen die Buben und schwangen ihre Tafelkäscher, der Herr Lehrer muß einen Witz machen!

Die Zivil- und Kriminalsgerichtshöfe schlossen gleichfalls ihre Tore, denn vom Herrn Präsidenten bis hinab zum Gerichtsschreiber war die gesamte Justiz nur darauf bedacht, etwas Ulkiges zu erfinden. Selbst die Scharfrichter stellten ihre Beile in die Ecke, legten den Finger an die Stirn und sannen nach, ob ihnen nicht etwas Urkomisches einfallen möchte. Und die Verurteilten waren nicht minder heiß hinter Witzen her; selbst die, die im Bock hingen, strengten sich nach Möglichkeit an; nur die Spießkäfigleute hatten Wichtigeres zu tun.

Daß alle Glieder der Regierung, vom Reichskanzler bis zum letzten Subkalkulator hinunter, kein wichtigeres Staatsgeschäft kannten, als Witze ergrübeln, versteht sich am Rande.

Wie viele Suppen um diese Zeit versalzen wurden, weil die Köche, die freilich nicht feiern durften, wie abwesend ins Herdfeuer starrten, ist, bei dem niederen Stand der Statistik damals, nicht überliefert worden, aber soviel steht fest: es waren sehr viele, und mit dem Kochsalze wurde nicht minder verschwenderisch umgegangen, als mit dem Salze des Witzes.

Natürlich erforderte es eine bis ins kleinste ausgearbeitete Orga-

nisation, die einlaufenden komischen Einfälle zu sammeln und zu sichten, ein eigener Beamtenkörper mit dem Kultusminister an der Spitze, wurde dazu gebildet. Er erhielt den Titel: Kaiserliche Witzsichtungskommission und bestand aus acht Rangklassen. Die einlaufenden Einfälle wurden nach einem scharfsinnig entworfenen Schema eingeteilt und jeder sub rubro so und so registriert. Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte in den Bureaus der Kommission, in denen über dreitausend Schreiber Tag und Nacht den Pinsel schwangen.

Als die Arbeit beendigt war, stellte es sich heraus, daß von diesen Schreibern zweitausend blödsinnig geworden waren, und der Kultusminister reichte seine Entlassung ein.

Auf dreihundert Ochsenwagen wurden die mit Witzen bedeckten Schriftballen in die Kaiserstadt gekarrt.

— Grundgütiger Himmel! rief Seine Majestät aus, ich habe meine Untertanen ja immer für sehr drollige Leute gehalten, aber daß sie solche Massen von Komik produzieren würden, hätt ich doch nicht gedacht. Jetzt werde ich allein ein paar Jahre brauchen, um mir über diese Literatur Vortrag halten zu lassen, und bis dahin wird mir mein süßer Purpurkelch schwarz vor Melancholie. Sagen Sie mir um Gotteswillen, lieber Reichskanzler, was soll ich tun? Ich kann doch unmöglich das Zeug alles durchlesen?

— Das ist in der Tat ganz ausgeschlossen, oh Sohn des Himmels, antwortete Graf We. Schon das Sachregister allein erfordert ein Studium von Monaten. Ich habe mir erlaubt, es in meiner Kanzlei von den besten Köpfen meines Ressorts bearbeiten zu lassen, und muß leider gestehen: Es läßt wenig Hoffnung auf viel Gutes zu. Der Witz in seiner Überanstrengung und geblendet von der glänzenden Aussicht auf kaiserliche Belohnung ist meistens übergeschnappt, ganz abgesehen von den allzu naiven Äußerungen der Volksseele, die z. B. in den Rat ausklingen, Seine Majestät möge doch einfach Ihre Majestät kitzeln.

— Das habe ich aber wirklich auch schon versucht, lieber Graf, aber Ihre Majestät hat keineswegs darüber gelacht, mir vielmehr eine —, aber genug davon! Was meinen Sie also?

Graf We befand sich in einer etwas schwierigen Situation. Er hatte selbst einen Witz eingesandt. Natürlich nicht wegen der tausend Taels oder gar, um den violetten Knopf zu bekommen, sondern ehrenhalber und zum Beweise seiner unablässigen Gedankenarbeit für das Wohl der Dynastie. Sollte, durfte er nun einfach sagen: ganz China hat nur einen guten Einfall produziert, und das ist meiner ...? Das wäre doch am Ende auffällig erschienen. So beschloß der kluge Mann, erst einen Vortrab fremder Einfälle vorauszusenden und mit dem seinen erst dann nachzurücken, wenn sie, wie er voraussetzen durfte, sämtlich abgelehnt wären. Um aber auch für den Fall, daß ein fremder Einfall angenommen werden sollte, ein weniges davon zu profitieren, nahm er sich vor, nur solche Einfälle zu nennen, die, wenn auch nicht von ihm selber, so doch von Beamten seiner Kanzlei stammten.

Er sprach: Wenn ich Ew. Majestät in dieser überaus schwierigen Angelegenheit meine untertänige Meinung unter die Sohlen der erhabenen Pantoffeln legen darf, so ist es diese: Eine systematische Prüfung des gesamten Materials zum Zwecke einer Sichtung und engeren Wahl ist unangängig, weil sie zuviel Zeit und Ew. Majestät kostbare Gehirntätigkeit kosten würde. Ich halte es für das zweckmäßigste, mit Stichproben vorzugehen, aber so, daß die Stichproben sich nicht sogleich auf die ganze unabsehbare Masse erstrecken, sondern kategorienweise vorgenommen werden. Die kaiserliche Witzsichtungskommission hat die eingereichten Einfälle mit feinem volkspsychologischem Takte nach dem Stande der Einsender rubriziert. Es gibt da z. B. eine Hauptabteilung: Handwerkereinfälle, die in zahlreiche Unterabteilungen wie: Schuster-, Schneider-, Friseur-, Kaminfegerwitze usw. zerfällt.

— Das ist nicht übel, warf der Kaiser ein, die Friseurwitze könnten mich reizen.

— Dann gibt es eine Hauptabteilung: Gelehrteneinfälle, mit Unterabteilungen wie: Schullehrer-, Philosophen-, Mathematikerwitze usw.

— Darauf verzichte ich unbesehen, meinte der Kaiser.

— Ferner ist natürlich die Beamtenschaft mit ihren Einsendungen systematisch geordnet nach Justiz, Steuer, Zoll usw., und alles, was mit der Regierung direkt zusammenhängt, ist wiederum und zwar nach den Ressorts der Ministerien geordnet.

— Löblich, löblich. Wie denken nun Ew. Durchlaucht, wo wir mit der Stichprobe beginnen sollen?

— Mich dünkt, oh Sohn des Himmels, daß es der Weisheit Ew. Majestät am meisten entsprechen würde, wenn wir, wie es in Staatsdingen ja immer geschieht, oben anfangen, d. h. bei Einsendungen von Angehörigen der Reichskanzlei, wobei ich nur, um die Objektivität dieses meines Vorschlages zu erhärten, bitten möchte, daß mein persönlicher Einfall fürs erste hors concours bleibe, um erst dann beigegeben zu werden, wenn die andern sich als unzulänglich erwiesen haben sollten.

— Sie sind wirklich ein Muster von Edelmut, lieber Graf, Ihr Vorschlag hat meinen ganzen Beifall. Man bringe die Witze der Reichskanzlei.

Graf We beauftragte einen Eunuchen, die Ochsenwagen der Reichskanzlei herbeizurufen, und es dauerte nicht lange, so fuhren diese vor.

— Hilf Himmel, was hat sich Ihre Kanzlei angestrengt! rief der Kaiser aus, als er die riesigen Fuhrwerke mit den zahllosen Ballen erblickte. Und da soll ich nun stichproben? Zu diesem Behufe müßte ja erst abgeladen werden, und das allein kann drei Stunden dauern. Nein, lieber Graf, das geht auch nicht! Nennen Sie mir auf gut Glück ein paar Einfälle Ihrer Beamten.

— Wie Majestät befehlen! Ich habe mir einige notiert.

— Lesen Sie, mein Lieber, lesen Sie!

— Der Unter-Staatssekretär Hao-bo-schên meint: Wenn man die Eunuchen als Palastdamen und die Palastdamen als Eunuchen anzöge und beide Hofkategorien demgemäß agieren ließe, so müsse das unendlich komisch wirken.

— Der Unter-Staatssekretär Hao-bo-schên verdient für diesen Einfall selber als Eunuch angezogen zu werden. Der Vorschlag ist so albern, wie der Herr, der ihn gemacht hat.

— Der Geheimrat Bo-to schlägt vor: einen Kronrat aus dressierten Affen zusammentreten zu lassen, und meint, das müsse furchtbar lustig sein.

— Der Geheimrat Bo-to ist selber ein dressierter Affe und scheint bei dieser Gelegenheit sein Mütchen am Kronrat kühlen zu wollen, weil er nicht dazu gehört. Der Vorschlag sieht ihm zu ähniich, als daß er lustig sein könnte.

— Der Supernumerarius Kui-ping hat die sonderbare Idee, alle Hunde und Katzen der Kaiserstadt gelb und blau anmalen zu lassen und behauptet, es gäbe nichts Komischeres auf der Welt, als diesen Anblick.

— Dieser Supernumerarius muß ein ausbündiger Schafskopf sein, daß er auf einen solchen witzlosen Einfall kommen konnte. Ich hätte nicht übel Lust, ihn dafür zu entsupernumeraren ... Nein, teurer Graf, wenn Ihre Beamten nichts Besseres vorzuschlagen wissen, so will ich doch lieber die Handwerkereinfälle prüfen. Ich bin überzeugt, daß jeder Schuster in China Besseres eingesandt hat. Zuvor aber Ihren Vorschlag, lieber Reichskanzler! Wenn er auch nicht akzeptabel sein sollte, so wird er mich doch auf alle Fälle nach diesem Wust von Hirnverbranntheiten erquicken.

Graf We hatte natürlich mit gutem Vorbedacht die törichtsten Einfälle seiner witzlosesten Beamten ausgewählt, um für seinen

Vorschlag einen günstigen Hintergrund zu haben, und er schickte sich nun mit dem sicheren Gefühle, mindestens nicht abzufallen, an, seinen Vorschlag kundzutun.

Über diesen Vorschlag selber ist aber vorher einiges zu sagen.

Er war gar nicht vom Reichskanzler selber, sondern ging nur unter dessen Flagge, und Graf We, so gescheit er im übrigen war, wußte nicht, was für schlimme Pläne er mit seinem Namen deckte. Der Gedanke stammte von einem jungen Kanzleiaspiranten, namens Pa-ni, der zum Bunde der Blühenden Talente gehörte und im Einvernehmen mit der Partei des Grafen Schên handelte. Dieser Herr Pa-ni hatte, nachdem ihm der Inhalt jener politischen Rede des Grafen Schên bekannt geworden war, nur das eine Ziel im Auge: Die Lehnsfürsten müssen gegen den Kaiser aufgebracht werden. Und dieser Absicht sollte auch der scheinbar ulkige Vorschlag dienen, den er ausgeheckt hatte. Da er wohl wußte, daß der Einfall eines jungen Kanzleiaspiranten blutwenig Aussicht hatte, dem Kaiser bekannt zu werden, und da er vielmehr der Überzeugung war, daß doch nur der Vorschlag angenommen werden würde, den der Reichskanzler machte, so hatte er seine Idee dem Grafen We persönlich überschickt und erklärt, er werde der Glücklichste aller Sterblichen sein, wenn sie sein erhabener Chef zur seinigen machen wollte. Das Wohlwollen Seiner Durchlaucht sei ihm tausendmal mehr wert, als der violette Knopf und tausend Taels. Diesem Wohlwollen aber sich zu empfehlen, sei der Grund dieses seines Schrittes. Der Reichskanzler war erfreut über diesen Beweis löblicher Gesinnung und fand überdies, daß die Idee des Herrn Pa-ni einen gewissen Zug von grotesker Größe und Originalität habe. So machte er sie zu der seinigen und ihren Urheber zum Kanzleirat.

Dem Kaiser aber trug er den Vorschlag folgendermaßen vor: Es ist unmoralisch und beweist eine geringe Vertrautheit mit den

Geboten des Anstandes, die unsere Klassiker aufgestellt haben, wenn jemand die Posaune seines eigenen Lobes ist. So ziemt es mir also nicht, den Vorschlag, den ich sogleich die Ehre haben werde, in den Lichtschein der Betrachtung Ew. Majestät zu rücken, als etwas besonders Witziges hinzustellen. Aber das mag mir erlaubt sein zu sagen: auf der Stufe maskierter Eunuchen, dressierter Affen und angemalter Quadrupeden steht er nicht.

— Daran habe ich nie gezweifelt, lieber Graf. Sie ahnen nicht, wie gespannt ich bin, erklärte der Kaiser.

— Ich sagte mir: Wenn eine Kaiserin lachen soll, so muß der Anlaß durchaus außerhalb des Gewöhnlichen liegen, er muß einer Sphäre angehören, die sich im erhabenen Gesichtskreis der unvergleichlich hohen Persönlichkeit befindet, für die die ganze Sache arrangiert werden soll. Ist es schon ein Witz, so muß es ein Staatswitz sein, ein Witz von politischer Perspektive, ein Witz, der gewissermaßen von den höchsten Staatsangehörigen agiert wird, kurz: eine Staatsaktion als Witz!

— Sublim, lieber Graf, sublim! Sie spannen mich aufs angenehmste.

— Es ist freilich keine Frage, daß es etwas Gefährliches hat, mit staatlichen Dingen Witze zu treiben und den Geist des Ulkes auf das ernste Gebiet der Reichspolitik zu übertragen, und wenn ich schon als Autor dieses Witzes ihn in aller Untertänigkeit zu empfehlen die Verwegenheit habe, so muß ich doch gleichzeitig als Reichskanzler darauf hinweisen, daß er, staatsmännisch angesehen, sein Bedenkliches hat.

— Bah, bah, bah, bah! Machen Sie keine politischen Umschweife, lieber Freund; es handelt sich darum, daß die Kaiserin lächelt; alles übrige ist Nebensache. Heraus mit dem Witz!

— Nun also denn! Ew. Majestät wissen, daß am Berge Li, unweit der Hauptstadt, zwanzig Feuerobelisken und vierzig Rie-

sentrommeln aufgestellt sind, und daß in diesen Feuerobelisken unter andauerndem Getöse der Riesentrommeln Wolfsmist, als welcher die stärkste Flamme erzeugt, angezündet wird, um beim Einfalle der Barbaren die zunächstsitzenden Hauptvasallen Ew. Majestät herbeizusignalisieren. Mein Vorschlag geht nun dahin: Brennen wir die Feuerobelisken an! Lassen wir den Wolfsmist dampfen! Rühren wir die vierzig Trommeln! Und — sehen wir uns die verblüfften Mienen von Ew. Majestät getreuen Vasallen an, wenn sie in Wehr und Waffen atemlos herbeirücken und sehen, daß sie gefoppt sind! Wenn Ihre Majestät darüber nicht lacht, so lacht sie überhaupt über nichts mehr.

Der Kaiser sprang mit einer ungewohnten Behendigkeit vom Throne, umarmte den Reichskanzler gegen alle Gesetze der Zeremonie stürmisch und rief: Mensch, Mensch, wo kriegen Sie nur die Einfälle her!? Das ist ja großartig! Das ist ja ein Riesenulk! Ein geradezu dämonischer Witz! Ein Witz, der in die Annalen des Reiches gehört! Dafür mache ich Sie zum Fürsten! Und erkläre die Reichskanzlerschaft als erblich in der Familie We! Nein, nein, wehren Sie nicht ab! Dafür gibt es ja gar nicht genug Ehren- und Gnadenbeweise! Das ist ... das ist ... das ist einfach unsagbar! Genial! Genial! sag ich! ... Das ganze übrige Witzzeug brauchen wir nun nicht mehr. Wir schleppen die Witzballen von ganz China auf den Berg Li und lassen sie mit dem Wolfsmist um die Wette gen Himmel stinken, als ein Flammenmal für Ihren genialen, alles in den Schatten stellenden Geist. Gott, was bin ich froh, daß ich so einen Reichskanzler habe! Ich muß Sie küssen! Kommen Sie her, lieber Fürst! Ein noch nie dagewesener Kuß für einen noch nie dagewesenen Witz!

Und der Kaiser küßte tatsächlich den Reichskanzler auf den Mund.

Der Alte im Barte hat darüber dieses Gedicht hinterlassen:

Es hätte geziemt, mit glühenden Messern
Die giftigen Lippen ihm abzuschneiden
Dem schnödesten Mann.

Indessen: der Kaiser, die Sitte vergessend,
Bedeckte die giftigen Sprudler des Unheils
Mit schnödestem Kuß.

Nun kauert das Unheil gleich schwangerem Drachen,
Die Flanken zum Sprunge gespannt, heiß gierig
Am Flammen-Berge Li.

XXX

Die enttäuschten Witzbolde

Eine Million und sechsmalhunderttausend witzige Köpfe (soviele hatten sich an dem kaiserlichen Preisausschreiben beteiligt) harrten in nervöser Spannung der Entscheidung Seiner Majestät.

Das Geschäftsleben stockte noch immer, denn kein Mensch hatte für etwas anderes Sinn als für die eine Frage: Wer wird die tausend Taels kriegen? Schon fingen die schwächeren Gehirnkonstitutionen an, unter der Aufregung des Wartens aus dem Gefüge zu gehen, und täglich, ja stündlich konnte man in den Straßen der Stadt arme Teufel sehen, die deutliche Zeichen von Übergeschnapptheit zur Schau trugen.

Da trug Einer, ein unendlich fetter und blöd aussehender Mann, eine Tafel an seiner Brust, auf der geschrieben stand: Platz da! Ich bin Herr Dö-ne-kê, das Genie, das den lächerlichsten Einfall von ganz China gehabt hat. Mein Kopf ist eine Birne geworden seitdem und mein Gehirn ein Eierkuchen! Achtung! Achtung! Meine Birne wird faul! Mein Eierkuchen brennt an!

Ein anderer erfüllte die Luft mit unaufhörlichem kreischenden Gelächter, hielt sich den Bauch und drehte sich unablässig im

Kreise: Ich platze! Ich platze! Legt mir Reifen um den Leib! Sonst schütte ich die Gedärme vor Lachen aus! Mein Witz! Mein Witz! Hahahaha! Haben Sie schon so etwas gehört?

Wieder andere klagten und heulten, man habe ihren Witz unterschlagen; gewissenlose Beamte hätten ihn aus Konkurrenzangst zurückbehalten; und sie querulierten den Richtern unablässig die Ohren voll, bis man sie einsperrte.

Es gab nicht genug kalte Duschen und Räucherpfannen, um dieser epidemisch auftretenden „Windkrankheit" Herr zu werden. Auch hingen sich Zahllose in der Ungeduld ihres Herzens auf.

So erschien es denn als Staatsnotwendigkeit, die Gemüter zu beruhigen, indem man die Entscheidung kundgab. Es erschien ein Edikt:

An die sämtlichen Einsender
komischer Einfälle.

Mein Appell an die witzigen Köpfe des Reiches ist nicht ungehört verhallt. In einer Masse, wie Ich sie nicht für möglich gehalten hätte, sind drollige Vorschläge aller Art an den Stufen Meines Thrones niedergelegt worden, und alle Klassen der Bevölkerung haben sich mit gleicher Beflissenheit um das Lächeln Ihrer Majestät, Meiner erhabenen Gemahlin und Mutter des Reiches bemüht. Ich spende ihnen allen Meinen kaiserlichen Dank. Sie dürfen sämtlich das erhebende Bewußtsein im Herzen tragen, sich an einer Sache von höchster Bedeutung werktätig beteiligt und ihrem kaiserlichen Herrn den Beweis erbracht zu haben, daß der alte Chinesengeist, die alte Chinesentreue noch lebt.

Leider war es ganz unmöglich, alle die scherzhaften Einsendungen mit Preisen auszuzeichnen; waren sie auch mehr oder weniger löblich, so befand sich doch nur einer auf der Höhe des

erhabenen Zieles. Es gereicht Mir zur besonderen Freude, verkünden zu dürfen, daß es der erste Beamte des Reiches gewesen ist, der mit seinem Einfalle diese Höhe erreicht hat: Mein lieber Reichskanzler We, den Ich dafür in den Fürstenrang erhoben habe.

Aber auch die übrigen Einsendungen denke Ich auf eine noch nicht dagewesene Weise zu ehren: Ich werde sie eigenhändig in den zwanzig Feuerobelisken auf dem Berge Li verbrennen, wohin Ich Mich sogleich begeben werde.

Möge der Lichtschein dieses Brandes ein weithinleuchtendes Zeichen Meiner kaiserlichen Zufriedenheit und Dankbarkeit sein.

Yu, Kaiser.

Mit sehr langen Gesichtern standen die witzigen Untertanen Seiner Majestät vor diesem Edikte, und da sie keine Hosentaschen hatten, in denen sie die Fäuste ballen konnten, so verrichteten sie diese symbolische Handlung innerhalb der Rockärmel.

Wer feine Ohren hatte, konnte da wunderliche Monologe hören:

— Natürlich: der Reichskanzler!

— Wer die Wahrheit sagt, wird gespießkäfigt, wer einen Witz reißt, wird Fürst.

— Ein netter kaiserlicher Dank! Er stinkt nach angebranntem Papier.

— Dafür habe ich meine Kunden sitzen lassen!

— Jetzt bin ich glücklich bankrott, und dazu wird noch illuminiert!

— Ob Ihre Majestät über den fürstlichen Witz des Reichskanzlers lachen wird, ist am Ende noch fraglich, aber daß ich heule, steht fest.

— Ich Esel! Hätte ich doch soviel Witz besessen, einzusehen, daß das Ganze bloß ein Witz Seiner Majestät gewesen ist.

— Ich mache keine Witze mehr! Unter dieser Regierung vergeht einem das Witzemachen.

— Na, wer zuletzt lacht, lacht am besten, — ein Kaiser, der die geistreichen Köpfe seines Landes zum Narren hat, wird sie bald zu Feinden haben. Seine Majestät wird sich die Finger verbrennen, wenn er die Feuerobelisken anzündet!

*

Es war nur allzu klar, daß dieser kaiserliche Dank wenig Entzücken verursachte. Schon rührten sich die Blühenden Talente aufs neue, und die Angehörigen der Schön-Partei schickten bedenklich zuversichtliche Chiffre-Briefe nach dem Lande der schweinischen Tis.

XXXI

„Für tausend Taels ein Lächeln kaufen"

Indessen rüstete der Kaiser zur Reise nach dem Berge Li. Ihre Majestät hätte zwar beinahe den ganzen Plan vereitelt, indem sie erklärte, sie habe keine Lust, in die Sommerfrische zu gehen, sie sei müde und verdrossen und nicht zum Reisen aufgelegt, aber schließlich willigte sie ein, da der Hofastrologe erklärte, in den Sternen stehe geschrieben: Lachen! Lachen! Lachen! Und um den roten Stern breite sich ein nie gesehener Hof, aus dem ersichtlich sei, daß besondere Dinge bevorständen.

So reiste man denn.

Ein schier unendlicher Zug bewegte sich aus der Kaiserstadt hinaus. Zuerst ein Regiment Gardes du Corps der Kaiserin in vergoldeten Panzern und mit Standarten, auf denen ein purpurner Blumenkelch war. Dann hundertfünfzig Ochsenwagen mit Schriftballen, eskortiert von Kaiserjägern zu Pferde in grün-blauen Mänteln mit roten Bogen und Köchern. Dann der Wagen des Polizeipräfekten, umgeben von einem Schwarm Gendarmen. Dann

der Wagen des Kaisers mit der Kaiserin und dem Thronfolger, rechts und links begleitet von riesigen Hartschieren in Lederpanzern, — fürchterlichen Leuten, die immer die Augen rollten. Dann der Wagen des Reichskanzlers, umgeben von den Offizieren des neu errichteten Regiments Fürst We. Dann wieder hundertfünfzig Ochsenwagen mit den übrigen Manuskripten. Dann ein Regiment Gardes du Corps des Kaisers in silbernen Panzern mit Standarten, auf denen das Zeichen stand, das „Seligkeiten überall" bedeutet. Zum Schluß, von einem Regiment Trainsoldaten beschützt, der Küchen- und Kammertroß: Fünfzig Wagen mit Wein, Viktualien, Garderobe, Dienerschaft, Eunuchen etc. etc.

Die Regimentsmusiken bliesen ihre Märsche, die Soldaten sangen; es war eine große Fröhlichkeit.

Das Lied, das die Soldaten sangen, hatte der Kaiser allerhöchst selbst gedichtet und unter Beihilfe des berühmten Bung-gô komponiert. Es hieß so:

> Wir ziehen nicht zu Felde und ziehn nicht in die Schlacht.
> Jetzt dauerts ein paar Stunden bloß, bis daß die Kaiserin lacht,
> Bis das die Kaiserin lacht, juchhe!
> Und unsern Kaiser glücklich macht,
> Bis daß die Kaiserin lacht.
> Juchhe. juchhe,
> Juchhe, hurrah, juchhe!

Der Kaiser konnte sich gar nicht satt hören an dem Liede.

— Habe ich da den Volkston nicht famos getroffen, Schatz? fragte er die Kaiserin.

— Gejuchhet wird allerdings genug, gab die zur Antwort.

— Na, das ist ja eben der Volkston, Maus! Ohne Juchhe kein Volkslied. Und das Hurrah dazwischen! Das ist eine Nüance, auf die ich mir einigermaßen etwas einbilde:

> Juchhe, hurrah, juchhe!

Der Kaiser schrie es förmlich.

— Anfangs hatte ich heissa, — aber plötzlich sagte mir eine innere Stimme: hurrah muß es heißen, hurrah! Das ist wirklich eine Nüance, um die mich der gute We beneiden könnte. Ich glaube, er tuts auch ein bißchen, haha! ... Gott, Maus, ich bin furchtbar glücklich. Paß mal auf, was ich dir am Berge Li vorführen werde! Das wird dich von der verdammten Melancholie kurieren! So was ist noch nicht in Szene gesetzt worden, solange das Reich steht.

— Wenns nur nicht wieder schief geht ...

— Keine Angst, Schatz, diesmal gehts gerade, oder ich will keinen Vers mehr dichten:

Juchhe, hurrah, juchhe!

— Schrei nicht so! Ich bin froh, daß Lu-lu schläft.

— Ach so. Aber der Junge schläft auch was Rechtschaffenes zusammen. Der ist imstande und schläft, wenn die vierzig Pauken rasseln.

— Schon wieder was mit Pauken?

— Bloß als Begleitung, Schatz, nicht als Musik an sich. Hab nur keine Angst. Es wird unbeschreiblich lustig werden!

Die Kaiserin lächelte — beinahe. Das Fahren in freier Luft, das bunte Gewimmel um sie herum, die von den Feldern herbeieilenden Bauern, die ihre Hacken und Rechen präsentierten, alles das hob ihre Stimmung sichtlich.

Plötzlich aber hielt sie sich die Nase zu und rief: Was stinkt denn hier so pestilenzialisch?

— Das ist bloß der Wolfsmist, Schatz, den ich schon gestern habe anzünden lassen, damit wir nicht zu lange warten müssen, antwortete der Kaiser und enthüllte ihr nun die Idee mit den Vasallenfürsten.

— Und darüber, glaubst du, werde ich lachen?

— Ich glaube es nicht: ich weiß es! Du kennst meine braven Vasallen nicht, Schatz, aber paß nur auf. Es genügt eigentlich, einen einzigen von ihnen bloß so anzusehen, um sich vor Lachen auszuschütten; wenn sie aber gleich alle auf einmal herangerückt kommen und noch dazu ärgerlich sind, dann würde selbst der tausendköpfige Höllendrachen vor Vergnügen seine hunderttausend Zähne fletschen.

— Na, vielleicht. Übrigens: rede nicht von Drachen!

— Pardon!

Allmählich kam man auch ins Bereich der Riesentrommeln. Es war ein Gedröhne, als wenn sich die Berge aneinander rieben. Lu-lu wachte wirklich auf davon. Aber statt zu heulen, wie es bei ihm die Regel war, sperrte er den Mund auf, machte pf . . pf . . und lachte.

— Ei, mein Mäuschen lacht ja? sagte die Kaiserin und lächelte wieder — beinahe.

— Siehst du? Siehst du? Na, ich wußte es ja! Es geht sicher alles nach Wunsch!

*

Der kaiserliche Zug kam gegen Abend am Berge Li an. Etwa um Mitternacht mußten die Vasallen, Eilmärsche als selbstverständlich angenommen, eintreffen. Bis dahin wurde auf dem breiten, riesigen Rücken des Berges zwischen den himmelanlohenden Feuerobelisken ein Mahl gerüstet und die Soldaten mit den Manuskriptballen, in die man Weihrauchkörner gestreut hatte, an die Feuerbecken verteilt. Der Mutterwitz Chinas brannte vortrefflich und vermischte sich verblüffend gut mit dem Wolfsmiste. Als man sich zur Tafel setzte, war man wie in einem Feuermeere. Nur dort, wo der Hauptweg aufs Plateau einmündete, war ein Zugang freigelassen.

Das Mahl begann. Der Kaiser und die Kaiserin saßen auf goldenem Throne an einem erhöhten Tisch für sich, den Blick gerade auf den Zugang gerichtet, wo die zwei riesigsten Hartschiere Posten standen. Vor ihnen breitete sich hufeisenförmig die Tafel der Beamten und Offiziere aus. Von Zeit zu Zeit riefen die Wächter die Stunden ab.

Man war eben beim fünften Gange, Hechtzungen in Schildkrötenaspik, und eben hatten die Wächter gerufen: Mit—ter—nacht! Mit—ter—nacht! Da näherte sich ein Gerassel den Berg herauf, das das Gedröhne der Lärmtrommeln noch übertönte.

— Ah, sie sind pünktlich, meine Herren Vasallen, sagte der Kaiser und ließ die Eßstäbchen fallen. Nun, paß auf, Maus!

Kommandorufe: Ha—alt! Setzt die Piken zusammen! Schlagt die Zelte auf! Dann Hörnersignale, Trompetengewirbel und der Ruf: Fahnen herbei!

Nun ein Getrappel, ein Klirren wie von aneinandergeriebenen Harnischteilen, ein dumpfes Gemurmel, dann, näherkommend, wuchtig stampfende Schritte.

Aus dem Dunkel des Weges traten in den Lichtschein, schwarzgepanzert, den eisernen Helm auf dem Kopfe, Lanzen in der Hand, über und über mit Kot bespritzt und eskortiert von zwanzig Fahnenträgern, die die Fahnen kriegerisch schwangen, die Vasallen des Kaisers.

Einen Augenblick vom Licht geblendet blieben sie stehen, dann stampften sie klirrend eilig vor, ließen sich in einer breiten Reihe auf die Knie nieder, und der älteste unter ihnen, noch halb atemlos, rief: Hier Kwei und Wu und Lung und Ko und Pa und Fêng und Fa und Pu! Über Berge gestiegen, durch Sümpfe gewatet, durch Flüsse geschwommen bei Tag und Nacht, in Wetter und Wind, von Kot bespritzt, von Schweiß bedeckt, in Waffen und Wehr! Heil Kaiser, wo sind die Barbaren!?

— Barbaren? Der Kaiser sah sich lächelnd um: Sehen wir aus wie Barbaren? Gott Lob und Dank: Die Hunde und Schweine liegen in ihren Ställen. Ich wollte mir bloß das Vergnügen machen, Ew. Liebden wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alles wohlauf zu Hause, meine Herren?

In diesem Augenblick ließen sämtliche Vasallen ihre Speere fallen, sperrten den Mund auf, sahen einander unglaublich verdutzt an und riefen: Wa . . . a . . . s? Dabei schlugen sich die einen klatschend vor die Stirne, die andern schüttelten, wie von einem Mechanismus bewegt, die Köpfe, und einer, ein recht dicker, bemühte sich vergeblich, wieder auf die Füße zu kommen.

Ein unendliches Gelächter brauste in der Runde, und die Kaiserin lehnte sich in den Thron zurück und lachte dreimal hintereinander laut auf: Die Köpfe! Die Köpfe! Hahaha!

Wütend sprangen die Vasallen auf: Ausgelacht?! Ausgelacht?! In Waffen und Wehr durch Wetter und Wind, von Kot bespritzt, von Schweiß bedeckt, — und: ausgelacht!? Kaiser! Kaiser! Ist das dein Dank?

— Mein Gott, ich erkenne ja die Eilmärsche Ew. Liebden an! Kommen Sie heran, meine Verehrten: Ein Löffel Suppe ist noch übrig. Sie sehen wirklich etwas mitgenommen aus.

Die Vasallenfürsten aber machten, indessen noch immer das belustigte Lachen der Kaiserin wie der Ton einer hohen Glocke über dem Baßgelächter der Offiziere und Soldaten schwebte, kehrt und riefen: Rollt die Fahnen zusammen! Blast Abmarsch!

Und stampften wütend ab.

Der Kaiser aber stand auf, hob den Becher mit rotem Wein und rief: Nun wieder Glück und Glanz im Reich! Die Kaiserin lacht! Für tausend Taels hab ich das Lachen gekauft, in tausend Seligkeiten hat es mich getaucht! Lacht, lacht, lacht, meine Lieben und trinkt! Hahahaha! Hahahaha!

Und ein Gelächter brauste hinter den abziehenden Vasallen her, wie die Flut hinter fliehenden Fischern donnert.

Für tausend Taels ein Lächeln kaufen, heißt aber noch heute ein Sprichwort in China, das bedeutet: Eine Sache zu hoch bezahlen ...

XXXII

Die nackte Kaiserin

Die Kaiserin war nun wieder froh, ja, ein lachender Übermut war über sie gekommen; Tanz und Gesang ging durch das Kaiserschloß.

Der Alte im Barte, ob er gleich ein sehr moralischer Dichter war und das Ende immer im Auge hatte, hat sich doch dieser Stimmung nicht ganz entziehen können, als er darüber dieses Gedicht schrieb:

Zum zweiten Male blühte der Purpurkelch,
Als Heiterkeit mit lachendem Licht ihn traf,
Den ganzen Himmel und alle Seligkeiten
Schlürfte er ein.

Das ganze Leben war ihr ein Schwebetanz,
Sie warf den Kopf mit Lachen zurück und sang:
All meine Adern strömen voll rotem Weine,
Leben ist Rausch!

In ihrer Schönheit war jetzt die Glut des Sommers, und sie schritt wie eine Siegerin, die nichts zu fürchten hat. Am liebsten ging sie nackt mit lang herabfallenden Haaren, und hatte gerne große reife Früchte in der Hand und schwere, farbenglühende Blumenkränze auf dem Scheitel.

Was ihr früher ein Entsetzen gewesen war, wurde ihr jetzt höchste Lust. Tausend riesige Drachen ließ sie aus Gold bilden und

in einem Kreise um eine Wildnis roter Rosen herumstellen. Die Rosen umwandelnd grüßte sie die Drachen mit heißen Umarmungen ihrer Nacktheit. Und laute, brausende Musik mußte wie in schmetternden Strahlen immer um sie sein.

Für den Kaiser hatte sie ein gütiges Lächeln, doch durfte er nicht mehr Schatz und Maus zu ihr sagen. Vielmehr war es ein heroischer Ton, auf den sie jetzt alles stimmte.

Und als die Kunde kam, daß die Vasallen sich empört hätten und unter Führung des Grafen Schên mit den Yungs und Tis gegen die Hauptstadt heranrückten, da wurde ihr Jubel zur Ekstase.

— Nackt auf einem schwarzen Hengste möcht ich ihnen entgegenreiten und mit großen goldenen Äpfeln auf sie zielen, rief sie, und der Kaiser mußte ihr ein Schwert machen lassen, das nannte sie Ta-hsiao, das große Lachen.

Dem Kaiser aber war das Weinen näher, denn, je näher der Feind heranrückte, um so wilder gärte es auch in der Hauptstadt. Er hatte kaum mehr als seine Garde, sich den Empörern entgegenzustellen.

— Ah bah, rief die Kaiserin, was tuts? Und wenn wir niemand haben, als meine tausend goldenen Drachen, so will ich mich zwischen die Rosen stellen und meine Drachen werden die Feinde verzehren. Ta-hsiao, mein Schwert, Ta-hsiao: wir zweie wollen lachen!

Sie ist verrückt, dachte sich der Kaiser und übte seine Garde ein.

*

Herolde vom Feinde kamen und verkündeten: Wenn der Kaiser zugunsten seines Sohnes J-tschiu abdankte und die Dame aus Pao verstieße, so sollte er persönlich freien Abzug haben und ein Schloß als Verbanntensitz erhalten.

Seine Majestät war nicht abgeneigt, darauf einzugehen, wenn er nur mit der Kaiserin Pao und seinem Sohn Lu abziehen dürfte.

Die Kaiserin aber lachte: Willst du Gutsbesitzer werden, Kaiser? Geh, zieh ab! Mich aber laß bei meinen Drachen! Ah, wie freue ich mich, wenn die Barbaren kommen! Nackt zwischen den Rosen sollen mich die haarigen Tölpel sehen! Was für Gesichter werden die Struppigen machen! Lustig, Kaiser, lustig! Ich will den Borstentieren das Tanzen beibringen!

Und sie ließ ins feindliche Lager melden: Die Kaiserin Pao freut sich auf den Besuch der Hunde und Schweine, sie hat schon lange eine Menagerie haben wollen.

Dieser Hohn entflammte die Wut der Heranrückenden aufs äußerste. Am nächsten Tag war die Kaiserstadt umzingelt. Die Fanfaren der Vasallen und Barbaren dröhnten bis in die innersten Gemächer.

— Nun, Kaiser, nimm dein Schwert und deinen Sohn und kämpfe. Ich mit meinem Schwerte warte hier auf dich oder — die Barbaren.

Der Kaiser tat, wie sie befahl, machte einen Ausfall und wurde mit dem kleinen Kronprinzen getötet. Zwei rote Pfeile hatten ihn und seinen Sohn getroffen, noch ehe die Truppen recht aufeinandergestoßen waren.

*

Kein Mann war in der Kaiserstadt; nur Palastdamen und Eunuchen. Im östlichen Palaste lagen wimmernd zu einem Haufen zusammengedrängt die sechshundert Damen der Sechs Serails und stöhnten und schrien: Was wird aus uns werden! Was wird aus uns werden!

Die fetten Eunuchen aber trippelten hin und her und fistelten: Habt euch nicht so! Für euch ist immer gesorgt; die Barbarenhäuptlinge werden schon wissen, wie sie euch plazieren sollen. Aber

wir! Wir! Was wissen Barbaren von der Mission kaiserlich chinesischer Eunuchen? Gott weiß, zu was sie uns benutzen werden! Wir haben zuviel Kultur! Ach, ach, — werden die Barbaren uns zu würdigen wissen? Ach, hätten wir doch soviel Courage, wie Herr A-yu, der Zauberkünstler, der sich an seinem ledernen Gürtel aufgehängt hat!

Indessen ging die Kaiserin Yao ruhig und mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen in den Juwelenpavillon, sah sich in der Thronhalle kopfnickend um und setzte sich auf den Thron.

— Nun sitze ich allein unterm Himmel! sagte sie ganz laut und langsam vor sich hin.

— Wie sie draußen toben! Wie schön das klingt! Die Hörner dröhnen Wut und Kraft, und die Fanfaren der Posaunen sind wie wehende gelbe Tücher. So winken meine Drachen.

Sie ergriff den Klöppel und schlug dreimal das Gong. Es hallte durch den Raum.

— Wie die leere Luft bebt und alle Geister in ihr rufen!

Sie schloß die Augen.

— Wer die Augen schließt und in sich vollendet hat, der sieht sein Herz . . .

— Was seh ich? Ein tiefer Kelch ist aufgetan und strudelt Blut in sich ein. Das dampft. Und aus den Dämpfen steigen meine Drachen. Und einer faßt mich und hebt mich hoch und setzt mich auf seinen Rücken und trägt mich fort.

— Wohin? Da rauscht ein Fluß, und rote Vögel singen. Und ich liege in Binsen und schlafe so süß.

— Und nun? Wolken wehen vom Monde, und eine Brust gibt sich mir zu trinken.

— Und nun? Meine Knie drücken sich in feuchte Erde, und meine Hände mähen hohes Gras. Duft und Helle! Lachen fliegt im Winde. Ich singe ein Lied:

Sichel, Sichel durch die Saat,
Alle Halme fallen,
Heute ist die große Mahd,
Heute gilt es allen:
Gras im Feld: Dir, eija,
Magd im Felde: mir, eija, —
Müssen alle fallen,
Denn der Tag ist da.

— Wie wunderlich! Ein Beben und eine Lust ... Ich schneide mich in den Finger und trinke mein Blut. Da nicken Drachen aus Wolken und ein Wetter kommt.

— Und nun? Wie klingt das andere Lied?

Es steigt der Mond,
Die Sonne sinkt ...

— Und sieh: Die Drachen tragen mich hoch, und unter mir glüht mich die Sonne an und bettelt: komm!

— Was weiter? Weiter? Pah! Ich tue meine Augen auf und lache!

Die Kaiserin öffnete die Augen, lehnte sich breit in den Thron zurück und lachte laut auf.

— Fort mit der Seide! Thron und Kleider sind eng. Alle meine Poren wollen Luft und Sonne.

Mit einem starken Risse teilte sie ihr Gewand, warf es hinter sich auf den Thron und stand nackt.

— Nun bin ich ich! Nun bin ich frei! Nun tanz ich meinen letzten Tanz und weiß — wohin.

Sie nahm ihr Schwert in die rechte Hand und schulterte es.

— Dein Rücken ist kalt, mein Schwert Ta-hsiao, und meine Schulter ist heiß. Bald wird dir warm sein, mein großes Lachen.

Sie trat in den leeren Garten. Grelle Sonne lag auf dem gelben Kies, der unter ihren dunkelroten Pantoffeln knirschte. Das Ge-

töse der Kämpfenden klang nahe her: schwach die Signale der Kaiserlichen, dröhnend voll die Hörnerstöße der Rebellen und Barbaren.

Die Kaiserin stieg auf den Hügel des Ahnentempels, ging in den kühlen Tempelvorsaal und sprach vor sich hin: Kühl habens die Ahnen und kühl hats nun mein guter Yu, — er und der Kleine. Werden sie ihm auch eine Tafel aufstellen?

Die Tür zum Saal, in dem die Tafeln standen, war verschlossen. Sie legte das Schwert ans Schloß, und leise taten sich die beiden mit Goldblech beschlagenen Flügel auf. Da lehnten rundherum an den dunklen Wänden die hellen Tafeln des Hauses Tschou.

Die Kaiserin ging bis in die Mitte des Saales und sah sich um.

— Wo stehen die Tafeln m e i n e r Ahnen?

Sie ging die Tafeln entlang und las die großtönenden Namen und Devisen. Eine leere Tafel schloß die Reihe. Die Kaiserin kauerte sich vor ihr nieder, nahm ihr Schwert und schrieb in großen Zügen, die purpurrot leuchteten, als hätte der Stahl Blut aus dem Steine geritzt, dies:

Es steigt der Mond,
Die Sonne sinkt;
Die Seligkeiten
Sind erfüllt.
Das große Lachen schallt und schwillt,
Verhallt und lebt in letzter Lust,
Die nackte Kaiserin grüßt den Mond
Und geht.

Dann richtete sie sich hoch auf, schwang das Schwert langsam über ihrem Haupte und lachte laut.

Ein wunderliches Echo klang — wie fernes Wolfsbellen.

Die Kaiserin schritt langsam hinaus und die Turmtreppe hinauf.

Oben, auf dem Turmumgang blieb sie stehen und lehnte ihre Arme auf die Brüstung. Mit großen, ruhigen Augen sah sie in die Schlacht vor den Mauern: auf die Flucht der kaiserlichen Garden. An die Mauer gedrängt, entwichen sie rechts und links; wie ein riesiger Stierschädel stieß breit mit gewaltigen Hörnern das Heer der empörten Vasallen und Barbaren vor. Ein riesiger Barbarenhäuptling, ein schwarzes Fell um die Schultern und sitzend auf einem breiten schwarzen Gaule, hielt die eroberte Standarte des kaiserlichen China. Wie ein gelber Baldachin wehte das Feldzeichen des Himmelssohnes über der schwarzen Gestalt.

Die Kaiserin lehnte sich über die Brüstung vor und rief: Hebt eure Hauer, Schweine des Waldes, wittert empor, Giernüstern der hungrigen Hunde: Da steht die Beute und wartet auf eure blutigen Zähne!

Dann wandte sie sich um und schlug mit ihrem Schwerte auf die große Glocke, genannt Klingdonner des Himmels, und die Glocke hob sich und klang gewaltig und tief: Pang-pong! Pang-pong! Pang-pong!

Alle Köpfe im feindlichen Heere erhoben sich und starrten zum Turme des kaiserlichen Ahnentempels, und ein Geheul klang auf wie von einer hunderttausendköpfigen Meute wuttoller Hunde. Mit einem Satze, als wollte sie sich in die Tiefe stürzen, sprang die Kaiserin auf die Brüstung, so daß ihr Haar sich wie ein schwarzer Strudel über sie hob und dann vornüberfiel. Und, nackt vor allen Feinden stehend, hoch oben im klingenden Donner der großen Glocke, breit die Füße gestellt, das Schwert geschultert und die linke Hand in die Hüfte gestemmt, jauchzte sie hinunter: Heioh! Heioh! Heioh! Ich bin die Beute! Ich bin die Braut! Setzt über die Mauer und kommt!

Posaunen und Tuben, Hörner und Trompeten dröhnten auf, und hunderttausend Trommeln rasselten Angriff. Die Barbaren

stießen ihr Kampfgebell aus, die Truppen der Vasallen brüllten: Das Reich dem Kaiser J-tschiu!

Der riesige Stierkopf stemmte sich gegen die Mauer der Kaiserstadt.

Ruhig drehte sich die Kaiserin um und sprang von der Brüstung. Ganz langsam umwandelte sie den Turmumgang und überschaute die Palaststadt mit ihren Palais, Pavillons, Kiosken, Gärten, Seen und Flüssen. Dem Juwelenpavillon sandte sie noch eine lachende Kußhand, dann schritt sie die Treppe hinab.

Trällernd ging sie den Weg zum Drachenrund. Der Weg lag wie beblutet von der untergehenden Sonne, und die tausend goldenen Drachen leuchteten wie gelber Wein aus einem roten Glase.

Zwischen den Rosen und Drachen schreitend sang die Kaiserin so:

Meine Drachen, meine Treuen!
Meine Rosen, meine Geliebten!
Könnt nicht lachen mit den Lippen,
Euer Lachen ist die Röte,
Rot vor Lachen liegt die Welt.

Da drang ein Rasseln, Keuchen, Gemurmel heran, und die Kaiserin blieb lauschend vorgebeugt stehen. Sie hörte:

— Wer warf die Garden? Wir, die ihr Barbaren schimpft!

— Woher die Pfeile, die den Kaiser trafen? Von uns, den Vasallen!

— Zurück mit euch! Die Kaiserstadt ist unser!

— Unser ist der Kaiser J-tschiu!

— Macht, was ihr wollt mit dem! Wir wollen die nackte Kaiserin!

— Macht, was ihr wollt mit der! Wir wollen den Thron!

— So geht in den Palast und laßt uns hier das Feld! Wir wollen nichts als die nackte Kaiserin.

— Gut so! Hahaha!

— Lacht immer! aber geht!

Es waren die Vasallenfürsten und die Barbarenhäuptlinge, die da aneinandergerieten.

Nach einer Weile ward es ruhig, die Vasallenfürsten zogen ab: zum Thronpalast. Die beiden Häuptlinge murmelten miteinander:

— Laß du sie mir, Njang-Purr! Nimm alle sechs Serails dafür.

— Das möchte dir gefallen, Ak-Pjörl, — haha! Redlich mitsammen gehauen, redlich mitsammen geteilt!

— Der Weiber drüben sind über fünfhundert! Die alle du! Ich bloß die eine, — das ist nicht redlich geteilt?

— Ich will die Nackte, die auf dem Turme stand, die schöne Pao!

— Du Ziegenkäsfresser?

— Was sagst du, räudiger Hund? Sauf Stutenmilch und troll dich!

Ein Keuchen, Ächzen, Grunzen, — sie lagen sich wohl in den Haaren.

Die Kaiserin lächelte: das sind aimable Freier. Aber es wäre schade, wenn sie sich auffräßen, ehe ich sie sehe.

Sie sprang in das Rund zwischen den Rosen und rief: Ei da, ihr Helden da draußen, was laßt ihr mich solange warten, die nach euch schmachtet? Kommt, meine riesigen Recken und holden Herren! Kommt alle zweie und laßt mich den Schönsten von euch wählen!

Njang-Purr ließ die Gurgel Ak-Pjörls los, die er eben zwischen den Fäusten hatte, und Ak-Pjörl hörte auf, die Weichen Njang-Purrs zu quetschen.

— Sie hat recht!

— Gehen wir zusammen!

Schnaubend, mit wuchtig stampfenden Schritten, hochrot und schwitzend vom Kampfe traten sie in das Drachenrund, zwei maf-

sige schwarzhaarige Gesellen mit langen struppigen Bärten, fellumhangen, eisenbehelmt, an den Beinen stahlbebuckelte Lederbinden, unter den Füßen dicke, metallbeschlagene Holzsohlen, in der linken Hand einen breiten krummen Säbel, über und über, wo man das Nackte sah, an Armen, Beinen und Brust, schwarzborstig behaart.

— Huh! Welcher mag der Hund sein, welcher das Schwein? dachte sich die Kaiserin zwischen den Rosen. Nach dem Stalle riechen alle beide.

Sie hatte sich geduckt, so daß sie von den Barbaren nicht gleich gesehen werden konnte.

Die ließen die Blicke wild und gierig herumrollen und riefen:

— Wo steckst du, Nackte?

— Komm, zeige dich, komm!

— Zwischen Rosen sitzt die Braut! lachte die Kaiserin und erhob sich.

— Hah! keuchten die beiden und verschlangen die Kaiserin mit ihren Blicken.

Die hatte die Arme hinters Haupt gelegt und lächelte.

— Soll ich euch eins tanzen?

Und sie begann, sich in den Hüften zu wiegen, und schwang die Arme und bog und drehte sich und lachte dabei leise, heiß.

Die beiden Barbaren standen wie angeheftet breitbeinig da, nur ihre Brust hob sich wild.

Plötzlich grunzte Njang-Purr heiser auf, machte einen Satz und sprang vor. Aber Ak-Pjörl fuhr hinter ihm drein, erwischte ihn am Fell und brüllte: Halt da! Zurück!

Njang-Purr holte mit dem Schwert aus und schlug nach hinten. Krach! höhnte der Schild Ak-Pjörls, und nun haute der zu.

Hieb und Krach und Krach und Hieb, — es entwickelte sich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Zweien, und sie jag-

ten sich unter wildem Geknurr und Gekeuch zwischen den Rosen und Drachen herum.

Die Kaiserin stand hoch aufgerichtet da und sah mit lautem Lachen großäugig zu.

Da traf Ak-Pjörl seinen Gegner am Halse, und ein dicker Blutstrahl sprang aus der Wunde. Der Getroffene brüllte auf und sank nieder. Ak-Pjörl stürzte sich mit einem heulenden Jauchzer über ihn und riß die Wunde mit beiden Händen auseinander.

Starr sah die Kaiserin, wie das Blut über die Hände des Siegers quoll. Sie schloß die Augen, kauerte nieder, lachte gellend auf und stieß sich mit beiden Händen das Schwert in die Brust.

Da hob sich ein Rauschen von zweitausend ehernen Schwingen, und die tausend goldenen Drachen stiegen empor, und zwei große rote Vögel flogen in das Rosenrund.

Ak-Pjörl ließ von dem Erschlagenen und sprang heulend mitten in die Rosen. Die Vögel flogen auf.

Der Barbar, von tausend Dornen gerissen, wand sich durch den Busch und warf sich in die leere Blutlache.

Nichts! brüllte er, nichts! Drachenflug und Gespenster! Genarrt! Genarrt! Genarrt!

Und er erhob das Kriegsgebell seines Stammes.

Von allen Seiten wimmelten die Barbaren heran. Über und über mit Blut besudelt, zerfetzt am ganzen Leibe, mit halbem Barte und halb nackt schrie Ak-Pjörl: Betrogen die Yung! Betrogen die Ti! Feuer, Feuer, Feuer in die Stadt der Paläste! Alles zertreten, zerstampft, zerhackt! Niedergemäht alles Volk! Alles zur Wüste gemacht und zernichtet! Auf! Auf! Auf!

Und wie sich der Abend senkte und es dunkel werden wollte, flammte die Palaststadt auf, und in der Volksstadt erhob sich das Gemetzel zwischen den Barbaren und Chinesen.

Der Alte im Barte hat es kurz in Verse gebracht:

Die eine gab sich selbst den Tod,
Nun ist der ganze Himmel rot
Vom Blute.

Dreihunderttausend starben da,
Kein Lachen war, wie das geschah
Voll Blute.

Barbaren bellten durch die Stadt
Und soffen sich mit Heulen satt
Im Blute.

XXXIII

Der Epilog des Kommentators Tiïen-tzê

Diese wahre Geschichte enthält für Kaiser, Beamte und Volk mancherlei Lehrreiches. Möge es immer wohl beachtet werden.

Erstens: Es ist kein Heil bei der Sittenlosigkeit. Eine Weile mag es ja gehen und süß scheinen, aber am Schlusse kommt es immer bitter.

Zweitens: Rühre niemand an die guten Traditionen! Sie sind erprobt und dürfen keinesfalls mißachtet werden. Die gelbe Unterschrift des Kaisers hat den Himmel nicht weniger erzürnt, als seine prinzipienlose Regierungsweise.

Drittens: Gehe keiner zu weit in der Liebe. Es lauert immer Drachenspeichel darunter.

Viertens: Beugt euch der Weisheit gelehrter Männer! Wie recht hatte doch der Hof- und Reichsastrologe Po-yang-fu!

Seine Prophezeiung:

Weinen und Lachen?
Lachen und Weinen!
Lamm, verschlungen vom Geiste!
Pferd, verfolgt vom Hunde!
Hüte dich! Hüte dich
Vor dem Bogen von Yen,
Vor dem Köcher von Tschi!

hat sich aufs Wort genau erfüllt. Denn die Worte „Lamm verschlungen vom Geiste" bezogen sich auf das Todesjahr des Kaisers Hsüan, das unter dem Zeichen des Lammes stand und in dem der Kaiser von Geistern geplagt wurde; das Wort „Pferd verfolgt vom Hunde" bezog sich auf das Schlußjahr der Regierung Kaiser Yus, das unter dem Zeichen des Pferdes stand und in dem die Barbarenhunde siegten; und was Lachen und Weinen bedeutete und der Bogen von Yen und der Köcher von Tschi, — das hat der geneigte Leser ja wohl gesehen.

Fünftens: Ein Kaiser soll sich seine Ratgeber aus dem Kreise ernster Männer, aus dem Stande der geprüften Literaten wählen und nicht aus der lyrischen Bohême. Dieser Liebesgedichtemacher We-tö-king hat viel auf dem Gewissen! Gewiß war er ein tüchtiges Talent auf seinem Gebiete, aber — Minister? Aber — Reichskanzler? Es ist unglaublich! Nun: er ist nicht als Großwürdenträger gestorben! Dem Blutbade entrann er zwar, aber die Barbaren fingen ihn später ein, und er fristete das Ende seiner Tage als Bänkelsänger im Lande der Tis.

Sechstens: Wie bei der Auswahl der Minister, so ist auch bei der Auswahl der Palastdamen höchste kaiserliche Vorsicht geboten. Es sollten nur Mädchen von ganz guter und vor allem sicherer Abstammung gewählt werden. Sonst könnte es geschehen, daß wieder so ein mysteriöses Ding des kaiserlichen Kopfkissens gewürdigt würde. Denn, wer weiß! — das schöne Mädchen von Pao ist vielleicht gar nicht tot. Die Blutlache bedeutet gar nichts! Man vergesse nicht, daß die zwei roten Vögel erschienen! Wer weiß! Wer weiß! Ich fürchte: Der Drachenspeichel ist immer noch da. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das schöne Mädchen von Pao wiederkommt . . .

Der Himmel schütze seinen Sohn!

Zäpfel Kerns Abenteuer

Eine deutsche Kasperlegeschichte

Erstes Kapitel

Was dem Tischlermeister Gottlieb, genannt Pflaume, mit einem Stück Holz passierte

Der alte Meister Gottlieb, der in seinem Leben schon so viele Tische, Stühle, Schränke, Laden, Kommoden, Bettstellen gemacht hatte, daß man das ganze Schloß des Kaisers damit hätte vollstellen können, saß vor seiner Werkstatt und rauchte seine Pfeife. Denn es war Feierabend und sein Tagewerk getan.

Da klopfte es an die Türe, und ein kleines, buckliges Männchen trat herein, das einen langen weißen Bart und so hellblaue Augen hatte, daß man glauben konnte, es hätte zwei Stücke vom Himmel im Gesichte. Mit diesen Augen lachte das Männchen gar wunderlich, indem es sprach: „Du, Meister Pflaume, sieh mal, was ich da habe!"

„Was sollst du denn weiter haben," antwortete Meister Gottlieb; — „ein Scheit Holz hast du in der Hand. Übrigens verbitte ich mir, daß du mich Pflaume nennst. Ich heiße Gottlieb —"

„Na ja doch," kicherte das Männchen, „ist schon gut. Gottlieb heißt du, aber Meister Pflaume bist du, denn deine Nase ist blau, wie eine reife Pflaume. Das kommt wohl vom vielen Hobeln? Hehe!"

„Wovon ich meine rote Nase habe, denn sie ist bloß rot und noch lange nicht blau, geht dich soviel an, wie mich angeht, wovon du deinen Buckel hast," antwortete der alte Gottlieb. „Aber was willst du denn mit dem Holze?"

„Aus dem sollst du mir ein Tischbein machen, Meister Pflaume. Das heißt: wenn du kannst! Aber ich glaube, du kannst es nicht," erwiderte das Männchen.

„Was? Ich soll kein Tischbein aus dem Stück Tannenholz machen können?" rief Meister Gottlieb ärgerlich aus; „als ob es

das erste Tischbein wäre, das bei mir bestellt worden ist! Das wäre noch schöner! Zeig mal her!"

Das Männchen schob ihm das Stück Holz mit einem sonderbaren Lächeln hin, und Meister Gottlieb betrachtete es aufmerksam. Es war ein armdickes Stück Tannenholz, etwa von der Höhe eines kleinen Jungen von fünf Jahren, und Meister Pflaume erkannte sofort, daß es von einem jungen Tannenstämmchen herrührte. Wo es oben und unten abgesägt war, quoll gelbes Harz heraus, das frisch wie Wald roch, und rund herum saß feste braune Rinde.

„Aus dem Stücke kann ein Lehrbub ein Tischbein machen," murmelte der Meister.

„Na, na," sagte das Männchen, „wenn du dich nur nicht irrst!"

Da wurde aber Meister Pflaume wild und rief: „Potz Hobel und Sägespän! In einer Viertelstunde ist das Tischbein fertig, und wenns gleich schon Feierabend ist. Du kannst darauf warten."

Aber das Männchen zog seine langen grauen Brauen hoch, zwinkerte dann mit den Augen, wackelte mit seinem großen Kopf hin und her und sprach: „So viel Zeit habe ich nicht, Meister Pflaume! Ich muß heute abend noch in den Wald zurück. Meine Kinder erwarten mich. Das da heißt Zäpfel Kern."

„Was heißt Zäpfel Kern?" fragte erstaunt Meister Gottlieb.

„Das Kind da," antwortete der Alte.

„Was für ein Kind?"

„Das hölzerne da, aus dem du dir einbildest, ein Tischbein machen zu können."

Meister Pflaume sah den Alten groß an und schüttelte den Kopf; dann sprach er: „Ich glaube, du willst mich zum Narren haben!"

„Gott behüte," sagte das Männchen.

„Oder bist du selber einer?"

„Ein Narr, meinst du?"

„Na ja! Was redst du auch von einem Kinde, das gar nicht da ist."

„Du siehst es bloß nicht."

„Dummes Zeug. Ein Stück Holz, punktum. In einer Viertelstunde ist es ein Tischbein."

„Oder auch nicht."

„Wollen wir wetten?"

„Nein, denn du würdest doch verlieren. Ich will dir lieber sagen, warum das Kind Zäpfel Kern heißt."

„Unsinn!"

„Wart ab, Meister Pflaume! Es heißt Zäpfel Kern, weil es aus einem Tannenzapfen oder genauer aus einem Kern in einem Tannenzapfen gekommen ist. Aus einem Kerne voller Leben, Meister Pflaume! Paß nur auf! Du wirst es schon merken! — Und nun leb wohl! Und viel Glück!"

Sprachs und war mit einem Male verschwunden.

Meister Gottlieb starrte auf den Fleck, wo er eben das bucklige Männchen noch hatte stehen sehen, und kratzte sich dann, wie er immer zu tun pflegte, wenn er erstaunt war, unter seiner Perücke, denn vom vielen Hobeln waren ihm die Haare ausgegangen. Dann murmelte er: „Ich glaube, der Alte hat zu viel Wachholderschnaps getrunken."

Das brachte ihn auf eine Idee. Er ging zu einem Schranke, nahm eine Flasche heraus, setzte sie an den Mund und machte brr, nachdem er einen tüchtigen Schluck genommen hatte, brr! Wischte dann mit dem Handrücken den Mund und sagte zu sich selber: „Nun wollen wir aber doch mal sehen, ob wir noch ein Tischbein machen können!"

Und er nahm seine gutgeschliffene Axt in die rechte Hand, hielt

mit der linken das Stück Holz vor sich hin und holte aus. — Da, — was war das? Seine Hand blieb mit der Axt mitten im Hieb in der Luft stehen, denn er hatte deutlich ein dünnes Stimmchen vernommen, das sprach: „Nicht so derb, Meister Pflaume!"

„Nanu?" murmelte er und ließ seine Blicke rings in der Werkstatt herumwandern, „wer hat sich denn hier versteckt?"

Und er stand auf und revidierte. Sah unter die Hobelbank — nichts. Schaute in den Sägespänekorb — niemand. Guckte in den Schrank — keine Seele. Blickte zur Türe hinaus auf die Straße — kein Mensch.

„Aha!" murmelte er und lachte dazu, „die Stimme kam aus der Wachholderflasche! Ich hab einen Schluck übern Durst genommen . . . Aber das Tischbein muß trotzdem heute abend noch fertig werden!"

Und er nahm die Axt und ließ sie auf das Holz niedersausen, daß ein großes Stück Rinde absplitterte.

Kaum daß dies geschehen war, schrie es laut auf: „Au! au! du tust mir aber weh!"

Meister Pflaume ließ Axt und Holz fallen und machte kein sehr gescheites Gesicht. Er fuhr sich mit beiden Händen unter die Perücke, kratzte sich den kahlen Kopf und rief mit bebenden Lippen: „Das . . . das . . . das ist doch . . . das geht doch nicht mit rechten Dingen zu! Wie kommt denn das Stück Holz dazu, au zu schreien? Holz kann zwar weinen, aber doch nur Harz! Hat man es je gehört, daß ein Stück Holz schreit?"

Und er sah das Stück Holz mit weit hinausstehenden Augen an; aber das lag nicht anders da, als sonst ein Stück Holz: steif, starr, stumm.

Meister Pflaume stieß es mit dem Fuße an und sprach: „He, du! du! Bist dus gewesen? Na?" Das Holz wackelte ein bißchen und lag dann stille.

Meister Pflaume fuhr sich mit den Fingern in die Ohren und murmelte: „Schäm dich, alter Gottlieb! So alt und noch so dumm! Aber das kommt davon, wenn man noch nach Feierabend arbeitet. Das beste wäre, ich schmisse das Stück in den Ofen und kochte mir eine Suppe davon. — Aber nein! da würde mich der Bucklige auslachen. Also her mit dem Hobel!"

Und er legte das Holz auf eine Hobelbank, setzte den Hobel an und führte ihn mit ruhigen Strichen hin und her. Erst kreischte es nur leise, wie das Holz immer tut, wenn die Hobelspäne sich wie Locken von ihm kräuseln, aber plötzlich klangs wie halbunterdrücktes Kichern: „Nicht doch! Nicht doch! Du kitzelst mich ja am Bauche!"

Das war zuviel für Meister Pflaume. Er ließ den Hobel fallen und setzte sich breit auf die Erde. Sein zahnloser Mund öffnete sich weit, die Zunge streckte sich in höchstem Entsetzen hervor, und seine Nase wurde vor Grausen dunkelblau.

Zweites Kapitel

Meister Pflaume wird das gefährliche Holz auf gute Weise an seinen Freund Meister Zorntiegel los, der eine gelbe Perücke und davon einen Spitznamen hat

Wie Meister Pflaume so auf dem Erdboden saß und sich wunderte, daß seine Nase noch blauer werden konnte, als sie für gewöhnlich war, klopfte es an die Türe.

Froh, daß ihm jemand Gesellschaft leisten wollte in dieser Dämmerung voll unheimlicher Stimmen, rief Meister Pflaume, ohne sich zu erheben: „Herein!" und es erschien sein alter Freund Meister Zorntiegel, ein sehr lebhafter alter Mann, der immer große Pläne in seinem Kopfe, auf seinem Kopfe aber eine gelbe Perücke hatte, von der ihm der Spitzname Nudelhaar geworden war, denn, wirklich, diese falschen Haare hatten ganz die Farbe

von Suppennudeln. Da aber Meister Zorntiegel große Stücke auf seine Perücke hielt und fest davon überzeugt war, daß sie das schönste Kunstwerk aus Haaren sei, das auf der ganzen Welt existierte, versetzte es ihn in die höchste Wut, wenn ihn jemand bei diesem Namen nannte.

Wie er nun seinen alten Freund so auf der Erde sitzen sah, rief er aus: „Guten Abend, Meister Gottlieb! Könnt Ihr bloß Stühle machen, aber auf keinem Stuhle sitzen?"

„Ich sitze, wo ich Lust habe," antwortete Meister Gottlieb.

„Aber die Ameisen werden Euch in die Hosen kriechen," entgegnete Meister Zorntiegel.

„Wenigstens stellen sie keine dummen Fragen," erwiderte Meister Pflaume. „Aber was führt Euch denn heute abend noch zu mir her?"

„Meine Beine," antwortete Meister Zorntiegel.

„Das seh ich, daß Ihr nicht in einem Automobil angefahren kommt," antwortete Meister Pflaume.

Worauf Meister Zorntiegel sagte: „Spaß beiseite, alter Freund! Es scheint, Ihr seid heute nicht bei gutem Humor. Hoffentlich schlagt Ihr mir trotzdem meine Bitte nicht ab."

„Also heraus mit der Sprache," rief Meister Pflaume und rappelte sich auf, so daß er nun nur noch auf dem Fußboden kniete.

Und Meister Zorntiegel begann: „Ich habe eine Idee!"

„Die habt Ihr immer."

„Gott sei Lob und Dank, ja! Aber diese Idee wird machen, daß ich eines Tages auch Geld haben werde."

„Dann ist es eine gute Idee."

„Eine ganz ausgezeichnete Idee, lieber Freund. Ich will Theaterdirektor werden."

„Seid Ihr sicher, daß Ihr dabei Geld verdienen werdet?"

„Vollkommen sicher, alter Gottlieb! Ich will nämlich nicht

mit lebendigen Komödianten herumziehen, sondern mit künstlichen."

„Aha! Die essen nicht, die trinken nicht und verlangen keine Gage. Ihr seid ein Schlaumeier."

„Nein, ich bin ein Genie."

„Meinen Segen habt Ihr. Aber was soll ich Euch dann helfen?"

„Hört nur zu! Das erste, was ich brauche und was ich mir fabrizieren will, ist eine Kasperlepuppe, die tanzen, fechten und Purzelbaum schlagen kann."

In diesem Augenblicke rief in der Dunkelheit eine Stimme: „Bravo, Meister Nudelhaar!"

Dies hören und mit geballten Fäusten auf Meister Pflaume losgehen, war für Meister Zorntiegel eins.

„Was schimpft Ihr mich?"

„Wer schimpft Euch?"

„Ihr! Ihr habt Meister Nudelhaar gesagt."

„Ich habe kein Wort gesagt!"

„Dann bin wohl ich es gewesen?"

„Vielleicht."

„Ihr wart es!"

„Nein!"

„Ja!"

„Nein!"

„Ja!"

Und nun fielen sie übereinander her, als wollten sie sich umbringen. Sie balgten sich wie zwei Kater auf dem Dache und kugelten sich ebenso auf dem Fußboden herum. Als sie genug von diesem Vergnügen hatten, fand es sich, daß Meister Pflaume die gelbe Perücke Meister Zorntiegels in der Hand und Meister Zorntiegel die graue Perücke Meister Pflaumes zwischen den Zähnen hielt.

„Meine Perücke her!“ schrie der Mann mit der ausgezeichneten Idee.

„Gib mir meine, wenn du sie nicht ganz aufgefressen hast!“ schrie der Tischler.

Darauf wechselten sie gegenseitig die haarigen Siegestrophäen aus, gaben sich die Hand und schwuren einander, von nun an die besten Freunde zu bleiben bis ans Ende ihrer Tage.

Und Meister Pflaume sprach: „Zum Beweis dafür will ich Euch sofort den Gefallen tun, den Ihr von mir haben wollt. Wenn ich nur erst wüßte, welchen!“

Meister Zorntiegel aber erwiderte ganz sanft: „Ich möchte bloß ein Stückchen Holz von Euch haben zu der Puppe, die ich machen will.“

„Wenns weiter nichts ist,“ sagte der Tischler, „das Stück Holz sollt Ihr gleich haben.“ Sprachs und holte, froh, es los zu werden, das Stück, das ihm so unheimlich mitgespielt hatte, aus der Ecke, wo es jetzt lag.

Wie er es aber dem Freunde übergeben wollte, da, merkwürdig, gab sich das einen Schwung und schlug dem armen Meister Zorntiegel mit voller Wucht auf das Schienbein.

Der rieb sich die schmerzende Stelle und schrie: „Sapperlot, Sapperlot! Ich wollte was geschenkt und nichts aufs Schienbein haben.“

„Ich habe Euch nichts aufs Schienbein gegeben,“ knurrte der Tischler ärgerlich.

Das brachte den zornmütigen Zorntiegel gleich wieder außer sich, und er rief: „Also habe ich mich wohl selber zu meinem Vergnügen aufs Schienbein gehauen?“

„Das Holz wars,“ erklärte Meister Pflaume.

„Natürlich wars keine Wurst,“ entgegnete Meister Rudelhaar, „aber das Holz war in Eurer Hand!“

„Es ist mir ausgerutscht."
„Geschlagen habt Ihr mich!"
„Ist mir nicht eingefallen."
„Doch!"
„Nein!"
„Doch!"
„Nein!"
„Ihr seid ein Lügner!"
„Und Ihr seid Meister Rudelhaar!"
„Pflaume!"
„Rudelhaar!"
„Pflaume!"
„Rudelhaar!"
„Wachholderflasche!"
„Rudelhaar!"

Viermal dieses Wort anzuhören, ging über Zorntiegels Kraft. Es wurde ihm rot vor den Augen, und er ging zum zweiten Male mit geballten Fäusten auf den Tischler los, der seinerseits auch nicht mit Glacéhandschuhen zugriff. Kurz, sie wiederholten das Schauspiel der entzweiten Kater auf dem Dache und walkten einander weidlich durch, was zur Folge hatte, daß sie, wie ihre Kräfte nachließen, jeder ein kleines Andenken an die zweite Meinungsverschiedenheit sein eigen nennen konnte. Meister Pflaume wies ein paar rote Krallen auf seiner blauen Nase auf, und Meister Zorntiegel besaß nun eine Weste, der zwei Knöpfe fehlten.

Da somit jeder auf seine Kosten gekommen war, gaben sie sich die Hände und schwuren einander, gute Freunde zu bleiben bis ans Ende ihrer Tage.

Darauf nahm Meister Rudelhaar sein Stück Holz untern Arm, sagte „schönen Dank für alles" und ging befriedigt, wenn auch etwas hinkend, nach Hause.

Drittes Kapitel

Meister Zorntiegel macht sich sogleich an die Arbeit, erlebt aber wenig Freude daran

Wie Meister Zorntiegel die vier Treppen zu seiner kleinen Dachkammer hinaufstieg, murmelte er nach seiner Gewohnheit vor sich hin: „Sapperlot! Sapperlot! tut mir mein Schienbein weh! Hm! Hm! Hm! Und müde bin ich auch von der Balgerei mit Meister Pflaume. Sapperlot nochmal! Aber schlafen? Nein! Schlafen geh ich nicht! Ich muß noch heute nacht meine Kasperlefigur schnitzen. Das soll ein Kasperle werden, wie noch keines da war! Der König aller Kasperle! Und soll sein ganz wie ein wirklicher Mensch. Wozu bin ich ein Genie, wenn ich das nicht kann? He? Hähähähähä! Kunst muß der Mensch haben! Aus einem Stück Holz eine Figur machen, die laufen, tanzen, springen, purzelbaumschlagen kann, — das ist Kunst, das ist Witz!"

In diesem Augenblicke kam er an seiner Türe an, schloß sie auf und trat in seine Stube.

Sehr reich sah es darin nicht aus. Sie hatte schiefe Wände und ein einziges kleines Dachfenster. Ein wackeliger, alter Tisch stand in der Mitte und darauf eine kleine Öllampe. Wie Meister Zorntiegel die angezündet hatte, konnte man noch ein schmales Bett erblicken, einen Stuhl, einen Waschtisch und ein Regal, auf dem allerhand Messer zum Schnitzen, ein paar Leimtöpfe und bunte Puppenkleider lagen. Ferner schien noch ein Ofen da zu sein, der, obgleich es schon Mai war, vor Hitze glühte. Es sah aber bloß so aus. Denn der glühende Ofen war mit bunten Farben an die Wand gemalt, genau so, wie der dampfende Suppentopf, der auf ihm stand.

Woraus man deutlich ersehen kann, daß Zorntiegel wirklich ein Künstler und ein Genie war.

Zorntiegel trat an den gemalten Ofen heran und hielt seine etwas kaltgewordenen Hände darüber.

„Das tut gut," sprach er, „wenn man ein bißchen friert. Wenn man Phantasie hat, braucht man keine Kohlen."

Dann holte er sein Schnitzmesser, hob den Stuhl an den Tisch, setzte sich darauf und nahm das Stück Holz vor.

„Zuerst muß das Kind einen Namen haben," murmelte er. „Ich muß doch wissen, wen ich mache! ... Soll ich ihn Zorntiegel junior nennen?"

„Da muß ich doch schön bitten," rief ein dünnes Stimmchen, „ich heiße Zäpfel Kern!"

Wie das Zorntiegel hörte, erschrak er nicht etwa, wie Meister Pflaume bei gleicher Gelegenheit getan hatte, denn Zorntiegel wunderte sich um so weniger über eine Sache, je verwunderlicher sie war, sondern er sagte ganz einfach: „Du hast also schon einen Namen? Um so besser! Dann brauche ich mir darüber nicht erst den Kopf zu zerbrechen! Also Zäpfel Kern? Famos! Zäpfel ist so was wie Hänsel oder Fränzel; und Kern, — Kern, das klingt ganz hübsch und dauerhaft. Dafür will ich dir aber auch ein wunderschönes Köpfel schnitzen, mein liebes Zäpfel. Ein reizendes Zäpfel-Köpfel. Hehehehe!" Und fing an und schnitzte. Erst wars nur eine runde Kugel, dann grub er Locken hinein, dann glättete er einen schönen und breiten Stirnbogen ab, dann brachte er darunter eirunde, geräumige Höhlen für die Augen an.

Kaum war dies geschehen, da waren aber auch schon, Gott weiß woher, ein paar blanke blaue Augen da, die ihn ganz impertinent anglotzten.

Zorntiegel fand das gar nicht artig und sprach: „Sieht man seinen Papa so unverschämt an, he?"

Aber es erfolgte keine Antwort.

Daher hielt sich der geschickte Künstler nicht weiter bei den Augen auf, sondern begann die Nase herauszuschnitzen.

Da begab sich aber etwas Sonderbares, das jeden anderen in das höchste Erstaunen versetzt haben würde, nur nicht diesen genialen Zorntiegel. Nämlich: Je mehr er an der Nase herumschnitzte, desto länger wurde sie.

„Was ist denn das, Zäpfel," rief der Meister aus, „ich wünsche, daß du eine anständige und runde kleine Stumpfnase kriegst, und es wächst dir ein Zinken aus dem Antlitz, wie er frecher und länger nicht gedacht werden kann. Auf diese Weise wirst du nie so schön, wie dein Papa."

Aber die Nase kümmerte sich gar nicht um diese Einwendungen, sondern wuchs und wuchs, und wie sie lange genug gewachsen war, krümmte sie sich nach unten und stand dann fest als richtige Kasperlenase.

„Auch gut," meinte Zorntiegel, „ganz wie es Euch beliebt, Euer Wohl-, Lang- und Krumm-Geboren. Ich mach mich jetzt an den Mund."

Und er setzte das Messer in die Quere an und machte einen manierlichen nicht zu langen Einschnitt, — aber ritsch-ratsch! fuhr der Einschnitt rechts und links auseinander, öffnete sich weit und lachte, lachte, lachte!

„Was sind denn das wieder für Manieren," schrie der Mann mit der gelben Perücke; „wirst du gleich mit dem ungezogenen Gemecker aufhören?"

„Hehehe!" lachte der Mund.

„Mach die Klappe zu!" rief Zorntiegel.

„Hahaha!" lachte der Mund.

„Ruhe!" rief Zorntiegel.

„Hohoho!" lachte der Mund.

„Anstand!" gebot Zorntiegel.

„Hihihi!" lachte der Mund.

„Schweig, oder ich stopf dir meine Perücke in den Schlund!" brüllte Zorntiegel.

Das half. Der Mund hörte mit Lachen auf, streckte dafür aber seine Zunge so weit heraus, wie es nur irgend möglich war.

Meister Zorntiegel hielt es für das beste, diese neue Ungezogenheit vornehm zu übersehen und setzte seine Arbeit fort.

Er schnitzte kunstvoll ein kräftiges, scharf nach vorn herausstehendes Kinn, das mit der großen Nase vortrefflich harmonierte, fügte einen runden, starken Hals hinzu, von dem aus er ein paar breite, etwas eckige Schultern ausgehen ließ, setzte einen schönen breiten Brustkorb darunter, vergaß auch nicht ein hübsches, weder zu dickes, noch zu dünnes Spitzbäuchlein, und setzte dann, mit kunstreichen Gelenken und Fingern, Arme und Hände an.

Wie er dies getan hatte, wandte er sich um, weil er ein anderes Instrument von seinem Regale holen wollte, aber da fühlte er es plötzlich auf seinem Kopfe kalt werden und sah, wie er sich umdrehte, seine Perücke in den eben erst fertiggewordenen Händen der frechen Figur.

Das versetzte ihn in einen großen Zorn, und er rief: „Wirst du mir gleich meine Perücke wiedergeben, du ganz frecher Bube, der schon ungeraten ist, ehe ich ihn noch ganz fertiggemacht habe!"

Diese Worte machten indes gar keinen Eindruck auf die Figur, die auf dem Tisch saß, als wollte sie mit den Beinen baumeln, die sie noch gar nicht hatte. Statt die Perücke herzugeben, setzte sie sie sich auf den Kopf und kicherte höchst spöttisch unter dem Haargebäude, das sie völlig verdeckte.

Diese neue Frechheit stimmte den kunstfertigen Zorntiegel ganz traurig.

„Ach, du lieber Gott," seufzte er, „was werde ich von dieser

schrecklichen Figur noch alles auszustehen haben, die selbst im beinlosen Zustande nicht einmal vor meiner Perücke Respekt hat. Ich muß irgendeinen Fehler gemacht haben. Vielleicht hätte ich doch nicht wünschen sollen, daß sie ganz wie ein Mensch wird. Ach, ach, ach, ich fürchte, ich fürchte: ich habe eine Dummheit gemacht!"

Und er setzte sich ganz betrübt auf seinen Stuhl.

Da klang es ganz sanft unter der Perücke hervor: „Unsinn! Setz deine Suppennudeln auf und mach mir Beine!"

Das ließ sich Meister Zorntiegel nicht zweimal sagen. Kaum aber hatte er der Figur Beine und Füße angesetzt, so fingen die auch schon so unverschämt an zu strampeln, daß ihr Erzeuger mehr als einmal das Gefühl von Fußtritten verspürte.

„Dazu sind die Füße nicht da!" sagte Zorntiegel, „sondern zum Gehen."

„Was ist denn das?" fragte Zäpfel Kern neugierig.

„Das sollst du gleich lernen," antwortete der Meister, hob ihn vom Tisch auf die Erde, nahm ihn an der Hand und kommandierte: „Rechts! Links! Rechts! Links! Rechts! Links!" und marschierte mit Zäpfel Kern in der Stube auf und ab. Anfangs ging es nur langsam, zögernd und steifbeinig, aber bald war Zäpfel Kern Herr über seine Gelenke und kommandierte selber:

„Rechten! Linken! Rechten! Linken!
Speck und Schinken! Speck und Schinken!
Linken! Rechten! Linken! Rechten!
Finken! Spechten! Finken! Spechten!
Hin und her, herum, heraus!
Durch die Türe aus dem Haus!"

Bei diesem Worte stieß er die Türe auf und lief klapp, klapp, tippel, tippel, tapp die Treppe hinunter und an dem Bäckerjungen vorbei, der eben die Frühstückssemmeln gebracht hatte, auf die

Straße, die im hellen Morgenlichte dalag, hinaus, denn es war mittlerweile Tag geworden. Seine hölzernen Füße klapperten auf dem Straßenpflaster wie zwanzig Paar kleine Holzpantoffeln.

„Haltet ihn fest! Haltet ihn fest!" schrie Meister Zorntiegel, indem er atemlos hinter ihm herlief.

Aber die wenigen Leute, die in so früher Morgenstunde auf der Straße waren, dachten gar nicht daran vor lauter Erstaunen, ein leibhaftiges Kasperle an sich vorbeirennen zu sehen. Und weil man ja über ein Kasperle immer lacht, so lachten sie schließlich, statt daß sie ihn festhielten.

Also wäre Zäpfel Kern wahrscheinlich entwischt, wenn sich nicht ein Schutzmann am Ende der Straße breitbeinig auf den Fahrdamm aufgepflanzt hätte, meinend, es sei ein Pferd durchgegangen, und tapfer entschlossen, es aufzuhalten, wie es seine Pflicht war.

Wie Zäpfel Kern den Schutzmann gleich einem Turme mit weitem Torbogen vor sich sah, dachte er sich: „Schön von dir, daß du deine Beine so breit auseinandergestellt hast! Dadrunter komm ich zehnmal durch."

Aber Schnecken! . . .

Der Schutzmann, ohne sich von der Stelle zu rühren, bückte sich einfach, wie Zäpfel Kern durchwischen wollte, und packte ihn ebenso höflich wie sicher an seiner langen Nase, die wie für die Hand des Gesetzes geschaffen zu sein schien, und überlieferte ihn trotz seines Gestrampels dem nun mittlerweile auch herbeigekommenen Zorntiegel, der seinen Namen noch nie so in der Tat geführt hatte, wie eben jetzt.

„Warte, mein Junge!" rief der empörte Meister. „Dir werde ich fürs erste die Ohren etwas langziehen."

Aber siehe da! Wie er diese sehr begreifliche Absicht ausführen wollte, stellte es sich heraus, daß er bei all seiner Genialität vergessen hatte, seiner Kasperlefigur Ohren anzusetzen. Blieb ihm also

nichts weiter übrig, als Zäpfel Kern am Nacken zu packen und ihn so vor sich herzuschieben.

Dabei sprach er: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, du Galgenstrick! Ich werde dir jetzt eigens zu dem Zwecke zwei Ohren fabrizieren, daß ich dich daran ziehen kann."

Diese Aussicht mißfiel Zäpfel Kern aufs höchste, und so dachte er auf Mittel und Wege, ihr auszuweichen. Es fiel ihm aber nichts besseres ein, als sich plötzlich lang hin auf die Erde zu werfen mit der Miene eines Menschen, der fest entschlossen ist, sich von keiner Macht der Welt wieder auf die Beine bringen zu lassen.

Natürlich lockte dieser Umstand eine Menge Neugieriger herbei, und da es meistens Müßiggänger waren, die immer und überall keinen anderen Beruf haben, als ungefragt ihre Meinungen zu sagen, so fehlte es nicht an allerhand müßigen Äußerungen.

„Das arme Kasperle," sagte der eine, „wie ängstlich es aussieht!"

„Das arme Wurm wird gewiß zu Hause immer mißhandelt," meinte ein anderer.

„Man braucht bloß den Kerl in der gelben Perücke anzusehen, um sich vorstellen zu können, wie er das hilflose Wesen prügeln wird," fügte ein dritter hinzu.

„Er hat ganz das Ansehen eines Wüterichs," behauptete ein vierter.

„Er wird den armen Knirps ermorden!" rief ein fünfter.

„Das darf man nie und nimmer zulassen!" schrie ein sechster.

„Ist denn keine Polizei da!" kreischte eine dicke Milchfrau.

Und da kam auch schon der Schutzmann und entschied sich unter dem Einfluß von hundert lärmenden und mit den Armen in der Luft herumfuchtelnden Frauen und Männern zu einer angemessenen Amtshandlung.

Er packte Meister Zorntiegel am Arm und erklärte ihn als seinen Gefangenen wegen Erregung eines Straßenauflaufs. Zäpfel

Kern aber sprang, während sein unglücklicher Erzeuger unter dem Beifall der Volksmenge abgeführt wurde, munter auf und lief davon, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Viertes Kapitel

Wohin Zäpfel Kern von seinen Beinen getragen wurde, und was ihm später der gelehrte Maikäfer sagte, für dessen Lehren er sich auf eine schändliche Weise bedankte

Für soeben erst fertig gewordene Beine aus Holz trugen sie ihn schnell genug, das muß man sagen. Ehe sichs Zäpfel Kern versah, war er schon draußen vor der Stadt, und dort ging es erst recht im Galopp dahin. Das unverschämte Kasperle rannte, indem es mit den Armen schlenkerte, dermaßen schnell, daß die Hasen, die im Felde hockten, sich auf die Hinterbeine setzten und mit den Vorderfüßen auf ihren weißen Bäuchen trommelten, was bei ihnen soviel heißt, wie Bravo. Ein Ziegenbock, der es mit ansah, wie Zäpfel Kern über eine blühende Weißdornhecke sprang, konnte sich nicht enthalten, seiner Frau Ziege zuzumeckern: Mecker, mecker, merkwürdig! Ecker — ecker sprecker — sprecker hecker — hecker, was auf deutsch heißt: Er springt über die Hecke! Aber ein alter Rabe, der auf einem blühenden Kirschbaume saß, ließ sich dadurch nicht imponieren, sondern machte die vollkommen richtige Bemerkung: Man muß nicht bloß laufen, sondern auch wissen, wohin man läuft.

Wußte das aber Zäpfel Kern? Nein, er wußte es nicht. Er hatte nur ein ganz unbestimmtes Gefühl in sich, daß er an einen Ort wollte, wo es grün wäre und schattig wäre und harzig röche. Drum summte er im Laufe vor sich hin:

„Ich renne, renne, renne,
Doch weiß ich nicht wohin,

Ich kenne, kenne, kenne
Nicht meines Rennens Sinn.

Ich träume, träume, träume:
Es muß ein Ort wo sein,
Wo Bäume, Bäume, Bäume
Dicht stehn in langen Reihn.

Die kenn ich, kenn ich, kenn ich,
Die hohen Bäume grün,
Drum renn ich, renn ich, renn ich
So grad und schnell und kühn."

Und da war er auch schon mitten im hohen, dunklen, schweigenden Tannenwalde und umarmte eine alte riesige Tanne, von der graue Flechtenbärte herunterhingen, und um die her ein bittersüßer Duft von Harz war.

„Vater!" rief Zäpfel Kern, „Vater, da bin ich" und da stand auf einmal anstatt der Tanne das alte bucklige Männchen da, dessen Bart genau so aussah, wie eine Tannenflechte, und sprach: „Ei du Tunichtgut! Habe ich dich deshalb zu Meister Pflaume gebracht, daß du gleich durchbrennen sollst?"

„Aber das ist doch hier meine Heimat," sagte Zäpfel Kern.

„Ja doch," sprach der Alte, „aber du hast keine Wurzeln mehr, sondern Beine, und bist, wenn auch kein richtiger Mensch, so doch das Bild eines Menschleins geworden. Aus dem Walde habe ich dich in die Welt getragen, und dort sollst du dein Leben führen und nicht hier. Du sollst den Menschen zeigen, daß nicht bloß sie allein Leben haben, und besonders die Menschenkinder sollen von dir lernen, indem sie über dich lachen."

„Aber ich mag nicht!" schrie Zäpfel Kern und trampelte trotzig auf dem Moos herum.

„Siehst du wohl?" sagte darauf ruhig der Alte, „daß du kein Baum mehr bist!? Denn die Bäume sind nicht trotzig. — Es hilft dir aber alles Trampeln nichts; mach, daß du fortkommst!

Eins, zwei, drei und hopp!
Lauf nach Hause im Galopp!"

Kaum hatte Zäpfel Kern das vernommen, so setzte er sich, ohne es eigentlich zu wollen, auch schon in Trab und lief nach der Stadt zurück, wo er bald Meister Zorntiegels Haus fand und die Treppen hinauf und ins Zimmer hineinlief.

Dort überkam ihn sogleich ein wohliges Gefühl. Er fühlte sich geborgen und zu Hause und legte sich der Länge lang auf den Fußboden hin, Arme und Beine weit von sich streckend. Den Wald hatte er mit einem Male vergessen und fühlte sich ganz wie ein Menschenkind...

Doch war ihm vom Walde geblieben, was Menschenkindern nicht eigen ist: er verstand die Stimmen der Tiere.

Das sollte sich gleich zeigen. Nämlich: plötzlich hörte er etwas über sich, das klang sum — sum — sum. Aber Zäpfel Kern verstand, was es heiße. Und es hieß: „Weißt du, wer ich bin?"

Zäpfel Kern antwortete: „Ein Maikäfer."

„Ja, aber kein gewöhnlicher. Ich bin ein gelehrter Maikäfer, der Professor Doktor Maikäfer."

„Das ist mir ganz egal."

„Schlimm genug! Vor gelehrten und erfahrenen Leuten sollen Kinder Respekt haben."

„Morgen! Heute nicht! Heute bin ich müde."

„Nein! Heute! Denn ich will dir heute sagen, was ich dir sagen muß."

„Du bist ein langweiliger Maikäfer."

„Und du ein frecher, ein ganz frecher Bursche. Weißt du, wies Kindern geht, die ihren Eltern nicht folgen, die ihrem Vater davonlaufen?"

„Lustig gehts ihnen! Sie brauchen nicht in die Schule zu gehn und können alle Tage Schmetterlinge fangen, auf Bäume klettern und mit den Tieren im Walde spielen."

„Ja, um schließlich, wenn sie groß geworden sind, dumm wie Tiere zu sein, aber zu viel weniger nütze, als Tiere.

„Das ist mir ganz egal."

„Du mußt aber doch irgend etwas lernen?"

„Fällt mir gar nicht ein. Kann schon genug."

„Was denn?"

„Essen, trinken, schlafen, Dummheiten machen und wundervoll faulenzen."

„So! Das ist eine schöne Kunst! Man sieht doch, daß du kein richtiger Mensch bist, du fauler Holzkopf."

„Was sagst du, was ich bin?"

„Ein Holzkopf."

„Wirst du das zurücknehmen?"

„Nein, denn du bist einer."

„Aber ich wills nicht hören!"

„Die Wahrheit muß man immer hören wollen, und ich, Professor Doktor Maikäfer, werde sie jedenfalls immer sagen."

„Auch dann, wenn ich dir den Hammer da an den Kopf werfe?"

„Untersteh dich nur!"

„Das wirst du gleich sehen."

Und Zäpfel Kern ergriff den kleinen Hammer, der neben ihm lag, und warf ihn auf den Maikäfer.

Er hatte nur zu gut gezielt. Von dem gelehrten Maikäfer blieb nichts an der Wand, als ein grünlich-brauner Fleck.

Fünftes Kapitel

Zäpfel Kern, der nichts lernen wollte, lernt doch etwas: hungern. Da ihm diese Kunst nicht gefällt, möchte er sich einen Eierkuchen backen, aber es kommt nicht dazu

Nun wurde es allmählich Abend, und Zäpfel Kerns Magen drückte deutlich die Ansicht aus, daß es jetzt Zeit zum Abendbrot wäre. Als er trotz dieser deutlichen Äußerung nichts bekam, wiederholte er seine Meinung in Form eines tüchtigen Appetits, und als auch das nichts half, fing der Magen an zu knurren. Erst wie ein Hund, dann wie ein Wolf, dann wie ein Löwe. Kurz: Zäpfel Kern merkte, daß das Sprichwort nicht lügt, wenn es behauptet: Hunger tut weh.

Darum stand er vom Fußboden auf und ging zum Ofen, auf dem nach wie vor der Suppentopf kochte, und gedachte den Deckel vom Topfe zu heben, um nachzusehen, von welcher Art die Suppe sei, die darin brodelte. Aber ach, was wir schon im dritten Kapitel erfahren haben, erfuhr Zäpfel Kern jetzt, und das war in diesem Augenblick eine böse Erfahrung. Ofen, Topf und Dampf waren nicht Wirklichkeit, sondern Kunst.

„Wer Phantasie hat, braucht keine Kohlen," hatte Meister Zorntiegel gesagt, aber Zäpfel Kern war gar nicht in der Laune, sich mit einer gemalten Suppe abspeisen zu lassen und fand die Zumutung, sich bloß in der Phantasie satt zu essen, empörend.

„Ich will eine richtige Suppe, keine gemalte!" schrie er wütend, „und Brot will ich auch und Fleisch und Gemüse!" Aber es kam nicht Koch noch Kellner, ihm etwas vorzusetzen. So mußte er also selber Umschau halten und trippelte eifrig in der Dachstube hin und her, überall seine lange Nase hineinsteckend, wo irgend etwas Eßbares hätte sein können. Kein Topf, kein Tiegel, kein Teller, kein Schubkasten, kein Regal, kein Schrank, kein Krug, wohin er

nicht geguckt hätte, daß er etwas fände zum Beißen oder Schlucken. Aber, obwohl er immer bescheidener im Wünschen wurde und schon mit einer Brotrinde fürlieb genommen hätte, oder mit einem halb abgenagten Hühnerbein, oder mit einer Fischgräte, oder mit einem angebrannten Rändchen Brei, — es fand sich nichts, gar nichts, gar, gar, gar, gar nichts. Dafür wuchs aber sein Hunger wie ein junger Riese und knurrte jetzt nicht bloß im Magen, sondern biß ihn, daß er schreien mußte.

Und Zäpfel Kern weinte und klagte: „Ach wie recht hat doch der gelehrte Professor Doktor Maikäfer gehabt! Wäre ich doch nicht so ungezogen gewesen und meinem guten Papa davongelaufen! Der hätte mit gewiß was zu essen gegeben. Huhuhuhuhu!"

Da, — unter dem Bett, — was war das? Das weiße, glänzende dort, — das war doch wohl ein Ei?!

„Hurra!" rief Zäpfel Kern und tanzte recht kasperlemäßig auf einem Beine:

„Hurra, hurra, hurra!
Ein Ei, ein Ei ist da!"

Und nahms in eine Hand und hielts vors Auge und streichelte es und küßte es und sang:

„Bickebackerei!
Was mach ich mit dem Ei!
Ich will ein bißchen Butter suchen
Und back mir einen Eierkuchen
Mit Zucker auch dabei,
Bickebackerei!"

Ja, Kuchen! Wenn er Butter und Zucker gehabt hätte!

„Na, gut!" meinte Zipfel Kern, „da koch ich mirs einfach im Wasser gar. Es ist doch wenigstens was."

Und machte ein Feuerchen und setzte einen Topf mit Wasser darauf und tat das Ei hinein.

Wie aber das Wasser zu brodeln und zu kochen anfing, gabs einen kleinen Knacks, und ein kleines Hühnchen steckte den Kopf aus der Schale. Zäpfel Kern machte die größten Kasperleaugen, die er nur machen konnte, und dachte schon an Hühnerbouillon, da setzte sich das Hühnchen auf den Rand des Topfes, neigte das gelbe, flaumige Köpfchen sehr zierlich und sprach: „Gack, gack, gackeragack, guckidiguckidigackgackgack." Und Zäpfel Kern verstand das ebensogut wie vorhin das sum, sum, sum des Maikäfers, aber er freute sich gar nicht über den Sinn der Gackerei, denn er hieß so viel wie:

„Bon jour, Monsieur Zäpfel und schönen Dank, daß Sie mir die Schale aufgemacht haben. Es war furchtbar langweilig und stockfinster darin. Jetzt will ich aber gleich zu meinen guten Eltern fliegen. Leben Sie wohl, Herr Kasperle!"

Und tat die Flüglein auseinander und flog purr, purr, purr geradenwegs zum Dachfenster hinaus, über die Dächer weg, weit, weit fort.

Zäpfel Kern riß den Mund so weit auf, daß beinahe die Ohren hineinrutschten, und die Augen nicht viel weniger weit, und dachte, daß er träumte. Aber die leeren Eierschalen, die im kochenden Wasser auf- und niedertanzten, zeigten ihm deutlich genug, daß das kein Traum war, und der Hunger, der nun anfing, ganz rasend zu werden, bewies ihm gleichfalls, daß er sich durchaus bei wachen Sinnen befand.

Das arme Kasperle warf sich auf das Bett und krümmte sich zusammen und weinte und heulte und jammerte und schrie: „Au, au, au! Oi, oi, oi! Ih! ih! ih! Wenn ich doch den guten Maikäfer nicht ermordet hätte! Wenn ich doch bei meinem lieben Papa geblieben wäre! Oh ich Dummkopf! Oh ich schlechtes Kasperle! Lieber, guter, einziger Herr Professor Doktor Maikäfer! Werden Sie doch wieder lebendig!"

Aber der grünlich-braune Fleck an der Wand rührte und regte sich nicht.

Zäpfel Kern konnte ihn nicht länger vor sich sehen und beschloß, die leere Dachkammer zu verlassen und auf der Straße sein Glück zu versuchen, obwohl es kohlpechrabenschwarze Nacht geworden war und überdies donnerte und blitzte, als wollte der Himmel in Flammen aufgehen. Dazu pfiff und heulte ein entsetzlicher Sturm, daß das ganze Haus stöhnte und krachte Es war so fürchterlich, daß Zäpfel seinen ganzen Mut zusammen nehmen mußte, wie er sich vom Bett erhob und auf die Türe zuschlich, die, wie er nur die Klinke berührt hatte, sich unter der Wucht eines wütenden Windstoßes weit öffnete und dann krachend hinter ihm ins Schloß fiel.

Zäpfel Kern kroch mühsam die Treppe hinunter, indem er sich an der Wand hintastete, und gelangte durch das offene Haustor glücklich ins Freie.

Sechstes Kapitel

Fortsetzung der bösen Erlebnisse Zäpfel Kerns

Auf der Straße wars noch schrecklicher als in der Dachkammer. Die Laternen waren vom Winde ausgelöscht und klirrten, Fensterläden schlugen krachend gegen die Hausmauern, die Windfahnen kreischten und knarrten, und die Straße war leer und öde und dunkel wie ein Grab.

Zäpfel Kern lief von Haus zu Haus, von Tür zu Tür — alles war verschlossen.

In seiner Verzweiflung hing sich unser Zäpfele zwar nicht auf, aber an eine Hausklingel und läutete nach Leibeskräften.

Und wenn der Teufel selber heruntergukt, sagte er sich, ich m u ß jetzt jemand um Brot ansprechen.

Der Teufel selber war es nun freilich nicht, der auf das Gebimmel Zäpfel Kerns am Fenster erschien, aber wie ein Engel sah der Herunterblickende auch nicht aus, mit seiner wollenen Zipfelmütze und seinen wütenden halb noch vom Schlaf verklebten Augen.

„Infamer Schlingel!" schrie der Mann, „was willst du mitten in der Nacht!"

„Brot, lieber Herr, ach bitte, bitte Brot! Mich hungert so."

„Wart, ich werde dir eine Apfelsinentorte geben, junger Freund!" rief der Alte, der es mit einem der unverschämten Buben zu tun zu haben glaubte, die sich nachts ein Vergnügen daraus machen, die Leute aus dem Schlafe zu klingeln.

Zäpfel Kern spitzte die Ohren. — Apfelsinentorte? dachte er sich, da habe ichs gut getroffen.

Nach einer halben Minute erschien der Alte wieder am Fenster und rief: „Bist du noch da?"

„Ja!" sagte Zäpfel und schmeckte schon die Torte.

„So halte deinen Hut auf!"

„Ich habe keinen."

„Na dann die Hände!"

Wie aber das arme Zäpfele die Hände aufhob, fiel keine Apfelsinentorte hinein, sondern es ergoß sich ein großer Wasserfall über ihn, schaurig kaltes Wasser, das ihn über und über naß machte.

Pudelnaß, triefend und vor Kälte klappernd setzte sich das erschrockene Kasperle in Trab und rannte wieder heim.

Muß ich schon vor Hunger sterben, sagte er sich, so soll es wenigstens zu Hause sein, zu Hause, wo ich immer hätte bleiben sollen, ich großer Dummkopf und garstiges Kind.

Den Hunger spürte er fast gar nicht mehr, so schwach war ihm geworden. Dafür fing es ihn um so schrecklicher zu frieren an, denn das kalte Wasser war ihm in alle Gelenke gefahren, und er

war ja auch noch ganz nackt. Bloß von dem Gedanken erfüllt, sich zu wärmen, streckte er beide Füße in die Glut des Feuers, das er vorhin zum Eierkochen angemacht hatte, und schlief auf der Stelle ein.

Ihm träumte vom Walde. Die Tannen standen stolz und schweigend da. Bunte Spechte liefen an den Stämmen hinauf und klopften mit ihren Hammerschnäbeln tak, tak, tak. Vom höchsten Wipfel sang ein wunderschöner Vogel: Kadú—trio, Kadú—trio! Große rote, feuerrote Blumen standen auf hohen Stengeln im Moose, und es schien ihm, als wären ihre roten Blumenkelche Flammen, die an den Stämmen hinaufleckten.

Dieser Teil des Traumes hatte aber einen recht bösen Grund. Indem das arme Kasperle nämlich schlief und träumte — verkohlten seine Holzbeine in der Glut . . .

Man hätte nun meinen sollen, daß Zäpfel Kern davon erwacht wäre. Aber nein! Er schlief und träumte ruhig weiter von seinem lieben Walde, bis es Tag wurde und ihn ein Klopfen an der Haustüre weckte.

Zäpfel sprang auf und humpelte zum Fenster.

„Wer ist da?" rief er.

„Ich bins! Mach auf!" antwortete eine Stimme.

Es war die Stimme des Meisters Zorntiegel.

Siebentes Kapitel

Was für ein guter Kerl der Meister Zorntiegel, und was für ein frecher Bengel Zäpfel Kern ist

Um die Wahrheit zu sagen, hatte Meister Zorntiegel die feste Absicht, unser Kasperle übers Knie zu legen und ihm Anstand und Folgsamkeit mit Hilfe eines sehr biegsamen Rohrstockes von hinten beizubringen, den er in der Hand hielt, als er eintrat.

Wie er aber Zäpfel Kern mit abgebrannten Füßen und verkohlten Füßchen vor sich stehen sah, ließ er den Stock fallen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Ja, aber Zäpfelchen, was ist denn mit dir passiert! Wo hast du denn deine Füße gelassen?"

Und er nahm das Kasperle auf den Arm und herzte es und küßte es und trug es im Zimmer auf und ab und war ganz Liebe und Güte.

Zäpfel Kern aber schlug seine Ärmchen um den Hals des Meisters und erzählte: „Ach Papa, was ich alles erlebt habe?! Denke dir, ich war im Walde und hab meinen andern Papa gesehen! Ja! und Bäume! So, so, so hohe und ganz grüne. Wirklich wahr! Ja, und dann, dann habe ich den Professor Doktor Maikäfer gesehen! Und er hat mir Geschichten erzählt, Geschichten! Oder vielmehr: Grobheiten hat er mir gemacht. Frech — was? Na, ich habs ihm aber gegeben! Bums! Den Hammer auf den Kopf! Patsch, da klebt er! Und dann habe ich ein Ei gefunden und hab Feuer gemacht und Wasser gekocht, und dann ist das Ei entzwei geknackt, und ein Hühnchen ist herausgekommen und hat sich bei mir bedankt, — und fort war es. Und da wars aus mit dem Eierkuchen, und ich bin immer hungriger geworden und auf die Straße gerannt und habe an einem Hause geklingelt, und da hat einer herausgeguckt mit einer Zipfelmütze und zwei Augen, wie zwei Wagenräder. Wirklich wahr! Aber du, das ist mal ein Lügenmaul gewesen! Sagt, er will mir Apfelsinentorte geben und gießt mir Wasser über den Kopf. So ein frecher Kerl! Was? Und da bin ich nach Hause gerannt und habe gefroren und bin eingeschlafen, und wie ich aufgewacht bin, waren meine Füße weg, aber mein Hunger war noch da. Huhuhu! Hu—hu—hu—Hunger." Und Zäpfel Kern weinte, daß mans bis Konstantinopel bei den Türken hören konnte.

Meister Zorntiegel begriff von dieser Erzählung nicht alles, aber das eine war ihm klar: Klein Zäpfele hat Hunger. Und er griff in seine Tasche, zog drei Äpfel heraus und sprach: „Die wollte eigentlich ich essen, denn ich hab auch Hunger gekriegt im Gefängnis, in das mich der Schutzmann deinetwegen gesperrt hat. Aber, na, wenn du so großen Hunger hast, magst meinetwegen du sie essen."

Kaum sah Zäpfel Kern, daß es mit dem Hunger gleich vorbei sein würde, wurde er auch wieder kasperlemäßig frech und sprach: „Schön! Aber erst mußt du sie schälen." „Was?" rief Zorntiegel erstaunt, „bist du so heikel? Schälen! Was wir armen Leute sind, wir dürfen nichts umkommen lassen! Hat man je so was gehört! Will das Bürschchen den Apfel nicht mit der Schale essen."

„Nein, es will nicht," antwortete Zäpfel Kern und haute mit der Faust auf den Tisch.

„Und warum nicht, mein hoher Herr?" fragte der Meister.

„Mein schwacher Magen kanns nicht vertragen."

Wäre Meister Zorntiegel nicht der gute Kerl gewesen, der er in Wirklichkeit war, dann hätte er jetzt vielleicht seinen Rohrstock aufgehoben, aber so schüttelte er bloß den Kopf mit der gelben Perücke, holte ein Messer aus der Tischschublade, schälte die Äpfel und legte die Schalen auf die Tischkante. Ehe er aber die Äpfel in Stücke schnitt und sie Zäpfel gab, sagte er: „Man hat aber Exempel von Beispielen, daß Äpfelschalen auch von Leuten mit schwachem Magen gegessen werden."

Nun machte sich das Kasperle über den ersten Apfel her, biß ihn aber nur rund ums Kerngehäuse ab und wollte das wegwerfen.

„Halt!" rief da Zorntiefel, „der Krietsch wird mitgegessen."

„Nein," rief Zäpfel, „den Krietsch mag ich schon gar nicht."

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Mein schwacher Magen kann ihn nicht vertragen."

Meister Zorntiegel, ohne sich im geringsten über diese neue Widerspenstigkeit zu ärgern, nahm die Kerngehäuse, legte sie zu den Schalen und sprach: „Man hat Exempel von Beispielen, daß auch Krietsche von Herren mit schwachem Magen verzehrt werden."

Indessen stopfte sich Zäpfel Kern alle drei Äpfel mit erstaunlicher Geschwindigkeit in den Mund. Wie aber das letzte Stück in dem Abgrund verschwunden war, rief er: „Ich bin noch nicht satt!"

„Das tut mir leid," bemerkte ruhig der Alte; „nur ist leider nichts mehr da."

„Gar nichts?"

„Bloß noch die Schalen und Krietsche. Aber das ist nichts für vornehme junge Herren mit angegriffenem Magen.

Zäpfel Kern schielte nach der Tischkante, rümpfte die Nase und sprach: „Ach, eine Schale wird mir nicht weiter schaden."

„Wer weiß!" meinte Zorntiegel. „Vornehme Leute sind sehr empfindlich. Ich würde zur Vorsicht raten."

Aber das Kasperle hatte die eine Schale schon hinter dem Apfel hergeschickt, zu dem sie gehörte, und ehe Zorntiegel noch weitere Bemerkungen hatte machen können, waren auch die übrigen und die Kerngehäuse gleichfalls verschwunden.

Nach dieser Leistung schlug sich Zäpfel Kern auf sein Bäuchlein, seufzte angenehm tief und sagte: „Jetzt ist mir wieder wohl."

Zorntiegel aber lächelte und sprach: „Man hat Exempel von Beispielen . . ."

Achtes Kapitel

Meister Zorntiegel hört nicht auf, seinem Kasperle Gutes zu tun

Nun war der böse Hunger weg, und Zäpfel Kern hätte wohl zufrieden sein können. Aber jetzt besann er sich auf seine verbrannten Füße und heulte und schrie: „Ich will neue Füße haben! Neue Füße will ich haben!"

„Damit du mir wieder weglaufen kannst, was?" sagte der Meister.

„Nein, nein, nein!" schluchzte Zäpfel Kern. „Gewiß nicht! Ganz gewiß nicht. Von jetzt ab will ich brav, ganz, ganz brav sein!"

„Das sagen alle ungezogenen Kinder, wenn sie was haben wollen."

„Ich bin aber kein ungezogenes Kind mehr! Ich will tun, was Professor Doktor Maikäfer gesagt hat! In die Schule gehen und was lernen."

„Wers glaubt! Ich nicht!"

„Doch! Doch! Und später lern ich ein schönes Handwerk, und wenn du nicht mehr arbeiten kannst, so tu ichs für dich!"

Meister Zorntiegel hatte Mühe ein ernstes und strenges Gesicht zu machen, denn es war ihm weich ums Herz, und er konnte es ja kaum selber ansehen, daß sein Kasperle ein armes Krüppelchen war. Trotzdem ließ er Zäpfel Kern noch eine Weile zappeln, ehe er an die Arbeit ging. Dann aber verfertigte er in weniger als einer Stunde ein paar wunderschöne schlanke und gelenkige Füße und Waden und sprach: „Mach die Augen zu, Zäpfel, und schlaf!"

Der Kasperle tat, wie ihm geheißen war, d. h. er stellte sich so, als ob er schliefe, merkte aber alles, was vorging. Und das war einfach genug. Der Meister verstrich die verkohlten Stellen mit Leim und steckte sie dann, wie man die Finger in einen Handschuh steckt, in die Höhlungen, die er oben an den neuen Waden angebracht hatte, überdeckte alles mehrmals mit Leinwandstreifen, die er mit Kleister

bestrichen hatte, und nun konnte man höchstens meinen, daß Zäpfel Kern auf den bloßen Waden ein paar Strumpfbänder trüge; — sonst sah man von dem kleinen Schaden durchaus nichts.

Zäpfel Kerns Freude über die gelungene Operation ist nicht zu beschreiben. Er sprang vom Tische und führte einen Indianertanz auf, zu dem er sang:

„Hopsassa! Trallala?
Jetzt hab ich wieder Beine.
Wer noch keine Beine sah,
Komm her und sehe meine!
Meine Beine sind mein Stolz,
Denn sie sind aus Tannenholz!
Schlanke, grade, feine!
Kommt und ruft mit mir Hurra!
Hoch leben meine Beine!“

Dann aber lief er auf den guten Meister zu, gab ihm einen Kuß und schmeichelte: „Lieber, guter, kunstreicher Papa! Nun mußt du mir aber auch noch was machen, wenn ich in die Schule gehen soll!“

„Na was denn?“ fragte Zorntiegel, obwohl er ganz genau wußte, was Zäpfel Kern noch brauchte.

„Jacke, Hose, Weste, Hut
Und auch ein paar Schuhe gut!“

rief Zäpfel.

„Richtig!“ sagte Zorntiegel. „Natürlich!“ Und er suchte in seiner Puppengarderobe gute herrliche Kleidungsstücke für sein Kasperle zusammen und zwar:

1. eine Jacke aus stärkstem blauen Packpapier mit aufgeklebten gelben Sternen darauf;
2. eine Halskrause aus rotem Seidenpapier;
3. ein paar Pumphosen aus hellgrünem Löschpapier, das wie Samt aussah;

4. einen spitzen gelben Hut, der eigentlich eine Zuckerdüte war;

5. ein paar Schuhe aus brauner Baumrinde.

Fehlten nur noch die Strümpfe. Weil er keine hatte, malte er sie ihm mit weißer Ölfarbe auf die Waden.

Wie Zäpfel Kern dies alles am Leibe hatte, kam er sich so schön vor, daß er kaum zu gehen wagte. Sein erster Gang aber war zum Dachfenster, in dem er sich wohl eine halbe Stunde spiegelte.

Als er sich an seiner Schönheit sattgesehen hatte, sagte er feierlich: „Wundervoll! Absolut wundervoll! Ich könnte mich im Panoptikum sehen lassen. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich so schön bin."

„Nun ja," sagte der Meister, „Kleider machen Leute. D. h. solange die Kleider sauber sind, mein Sohn!"

Darüber ging das Kasperle schnell hinweg, indem es bemerkte: „Ja, aber nun fehlt noch was, wenn ich in die Schule gehen soll."

„Noch was?"

„Ja, ein Abcbuch."

„Hm, das ist freilich wahr. Aber das kann ich nicht machen."

„So geh in den Buchladen und kauf eins!"

„Ein guter Rat, mein Junge; vielleicht gibst du mir auch das Geld dazu."

„Geld? Ich? Ich habe kein Geld."

„Ich auch nicht."

Da wurde Zäpfel Kern sehr traurig, denn zum erstenmal fiel ihm das Wort Armut aufs Herz.

Das tat dem guten Zorntiegel sehr weh. Plötzlich schnippte er mit den Fingern und rief: „Wart! Ich habs! In zehn Minuten bin ich mit dem Abcbuch da." Und ging fröhlich zur Türe hinaus. — Wie er wiederkam, hielt er ein prächtiges Abcbuch in der Hand, hatte aber keinen Rock mehr an.

„Aber dein Rock? Wo hast du denn deinen Rock gelassen?" fragte erstaunt der Kleine.

„Den hab ich verkauft."

„Verkauft? Warum denn?"

„Weil er mir zu warm ist."

So klein Zäpfel Kern auch war, so erfaßte er doch den Zusammenhang der Dinge, und in überströmender Zärtlichkeit des Dankes umarmte er den Hals des guten Alten und küßte den braven Meister so herzhaft ab, daß er kaum mehr atmen konnte, zumal, da ihm gleichzeitig die heißen Tränen über beide Backen liefen.

Neuntes Kapitel

Wie schnell Zäpfel Kern seine guten Vorsätze vergißt

Nach diesem ereignisvollen Tage legte sich Zäpfel Kern ganz selig vor Glück zu Bette, in den Armen sein schönes Abcbuch und im Kopfe nichts als angenehme und löbliche Gedanken. Und ein herrlicher Traum schwebte über seinem Lager: Er sah sich in seinem wunderschönen Kasperleanzug bewundert auf der Schulbank sitzen als den fleißigsten und artigsten aller Schuljungen.

Kaum aber war er erwacht, so rief er auch schon: „Papa, Papa, jetzt geh ich in die Schule!"

„Geh, mein Kind," antwortete der Alte, „geh mit Gott und komm gesund wieder!"

Und Zäpfel ging, sein Buch in der Hand, mit stolz erhobenem Kopfe der Schule zu. Er sah nicht nach rechts, er sah nicht nach links, er sah nur immer geradeaus und dachte dabei an nichts, als lernen, lernen, lernen.

Heute, so dachte er sich, heute werde ich mal zuerst lesen lernen. Morgen schreiben und übermorgen rechnen. Ein Kopf, wie der

meine, wird das bald raus haben. Und dann, — na, dann werde ich Geld verdienen, alle Taschen voll und meinen gelben Kegelhut dazu. Wenn er nur nicht platzt von dem vielen Gelde! Aber nein, er wird nicht platzen, denn ich werde das Geld sofort ausgeben, um meinem lieben Papa einen schönen Tuchrock zu kaufen. Einen Tuchrock? Unsinn! Er muß ganz aus Gold und Silber sein mit Edelsteinen als Knöpfen dran. Denn einen so guten, lieben, goldigen Papa gibts auf der ganzen Welt nicht mehr.

Er wollte sich gerade noch eine Reihe anderer schöner Dinge ausmalen, die er seinem guten, lieben, goldigen Papa zu kaufen gedachte, da riß ihn etwas aus seinen schönen Ideen, das er durchaus nicht überhören konnte.

Tschingderada, bumderada,
Tschingda, tschingda, tschingderada

klangs aus einer Nebenstraße her.

Wie angewurzelt blieb Zäpfel Kern stehen und lauschte (denn Meister Zorntiegel hatte ihm auch ein Paar allerliebster Öhrlein gemacht und, während er schlief, angeklebt).

„Hui!" sagte er laut zu sich selber: „Musik! das ist aber fein!"

Tsching, tsching, tschingdera,
Tschingderadabum!

klangs jetzt noch lauter als vorhin, und es war nicht anders, als wenn diese Trompeten, Flöten, Becken und Pauken ihn riefen:

Zingda, zingda, zingda, bumm!
Zäpfel, Zäpfel, Zäpfel, kumm!

Das Kasperle konnte sich nicht helfen und fing an, auf einem Beine zu tanzen. Aber plötzlich blieb es stehen und sagte: „Nein! Ich geh in die Schule! Punktum!"

Schnerräng, schnerräng, schnerräng dada,
Ist Zäpfel Kern denn noch nicht da?

rief jetzt eine hohe Trompete.

Dem Kasperle war das Weinen nahe.

„Die dumme Schule!" schrie er und stampfte mit den Füßen auf. „Gerade heute! Kann es denn nicht auch morgen sein?"

Und wie nun eine Flöte kicherte:

Tütüh tütüh tütüh tütüh,
Morgen ist es auch noch früh,

und die Baßgeige hinzufügte:

Schrum, schrum, schrumbidibum,
Kumm, kumm, Zäpfel, kumm!

da schwang Zäpfel Kern seinen Hut und schrie: „Ach was! Ich geh morgen in die Schule! Heute muß ich zur Musike."

Und er rannte mit großen Schritten die Nebenstraße hinunter.

Ah, was er dort sah!

Mitten auf einem kleinen Platze stand eine Bretterbude, die war von oben bis unten mit bunten Bildern bedeckt, und darauf waren lauter Kasperle abgebildet, wie er, und noch viele andere putzige Figuren dazu: gescheckte Hanswürste, grasgrüne Pickelheringe, gestreifte Harlekine — zum Totlachen; und ein schöner Vorhang aus rotem Stoffe mit Goldtroddeln hing beim Eingang herunter, und da standen die Musikanten und bliesen und paukten und pfiffen auf schwarzen Flöten und schlugen in gelbe Becken und fiedelten auf dem braunen Bauche des Brummbasses herum, und ein Mann mit einem langen Barte hatte eine silberne Tute vorm Munde, in die er hineinschrie: „Herein, herein, hereinspaziert! Hier ists, wo man sich amüsiert!" Dem Kasperle gingen die Augen über, und er glaubte nichts anderes, als daß er vorm Eingang zum Himmel stünde.

„Wa . . . was ist denn das?" fragte er einen Jungen, der in einer dichtgedrängten Menge von Menschen neben ihm stand.

„Du bist wohl aus Dummdorf?" entgegnete der. „Kannst du nicht lesen? Da stehts ja angeschrieben."

„Lesen lerne ich morgen," entgegnete Zäpfel Kern.

„Du bist ein schöner Esel!" sagte der Junge. „Kann nicht mal lesen! Hahaha!"

„Bitte, bitte, lies mirs vor!" bat Zäpfel.

„Na, also, du Dummrian! Die Worte da heißen: Großes Kasperletheater."

„Ach!" machte Zäpfel. „Das muß fein sein!"

„Das glaub ich! Zum Purzelbaumschlagen!"

„Wann gehts denn an?"

„Gleich!"

„Gehst du hinein?"

„Ich habe kein Geld."

„Wozu braucht man denn da Geld?"

Der Junge tippte mit dem Zeigefinger auf Zäpfel Kerns Stirn und sagte: „Da drinnen ist wohl Stroh?"

„Nein," erwiderte Zäpfel Kern stolz, „mein Kopf ist massiv."

„Das merk ich," sagte wieder der Junge, „sonst würdest du wohl wissen, daß es Entree kostet."

„Was ist das: Entree?"

„Entree ist, wenn man was blechen muß."

„Blechen? Was ist das?"

„Herrgott, bist du aber dumm! Bezahlen!"

„Ach so . . ." seufzte Zäpfel Kern gar betrübt. „Was . . . was kostets denn?"

„Der erste Platz fünfzig Pfennige."

Zäpfel Kern kraute sich hinter seinen neuen Ohren. Dann sagte er: „Kannst du mir bis morgen fünfzig Pfennige borgen?"

„Ja — morgen!" höhnte der Junge.

„Weißt du, nämlich, von morgen ab geh ich in die Schule," erklärte Zäpfel eifrig, „und dann verdiene ich eine Masse Geld."

„Ach?" machte der Junge. „Wirklich? Das ist ja großartig!"

„Ja, ganz gewiß ... und übrigens: Ich kann dir auch meine Jacke verkaufen!"

„Das Ding da aus Packpapier? Ich danke schön. Ich will mich nicht erkälten."

„Oder meine schönen neuen Schuhe!"

„Ich brauch kein Holz zum Heizen."

„Oder meinen schönen Hut!"

„Ich habe selber alte Zuckertüten zu Hause."

Dem Kasperle war zumute, als würde ihm mit einem Stock auf den Kopf geschlagen, einmal, zweimal, dreimal. Seine herrlichen Sachen! Und der Junge spottete darüber.

Aber ins Theater mußte, mußte, mußte er! Und so gewann er es, wenn auch voller Scham, über sich, zu fragen: „Vielleicht kaufst du mir mein Abcbuch ab?"

Doch der Junge antwortete stolz: „Ich kann schon lange lesen!"

Da drängte sich ein Mann, der mit alten Sachen handelte, an Zäpfel heran und sagte: „Was willst du denn dafür haben?"

„Fünfzig Pfennige!" antwortete Zäpfel leise, und seine Stimme bebte.

„Also her damit!" sagte der Handelsmann. „Da hast du das Geld!"

Und Zäpfel Kern, zitternd vor Begierde, ins Theater zu kommen, nahm das Geld und gab das Buch hin, für das der gute Zorntiegel seinen einzigen Rock verkauft hatte.

Zehntes Kapitel

Welchen Eindruck Zäpfel Kern auf die anderen Kasperle und auf den Kasperletheaterdirektor macht

Da der erste Platz schon ganz besetzt war, mußte sich Zäpfel Kern zu seinem großen Bedauern mit einem Stehplatz auf dem „Olymp" begnügen, wie der Kassierer die Galerie nannte. Auch kam er etwas zu spät, denn das Stück „Der Hanswurst und seine Frau" hatte bereits begonnen.

In einem furchtbar komischen Anzuge aus lauter bunten Lappen stand Pimpinella, die Frau des Herrn Hanswurst, der in diesem Stück das Amt eines Nachtwächters bekleidete, auf der Bühne vor einem Spiegel und bürstete sich mit einer viel zu großen Pferdebürste die Haare, die feuerrot waren und durchaus wie ein Pferdeschwanz aussahen. Dazu sang sie mit der Stimme eines quiekssenden Ferkels:

„Hihihi,
Wie schön bin i!
Rot und grün und gelb und blau
Ist dem Hanswurst seine Frau!"

In diesem Augenblick erschien der Hanswurst mit seinem Nachtwächterhorn, seiner Nachtwächterlaterne und seinem Nachtwächterspieß und brüllte, daß die Kulissen wackelten:

„Rot und grün und gelb und blau
Wirst du, wenn ich dich verhau,"

und schlug sofort in unverschämter Weise mit seinem Nachtwächterspieß auf die unglückliche Pimpinella los, die nun unablässig schrie: „Au, au, au, au, au, au, au!"

Durch diesen Lärm angelockt, rannten mit nicht geringerem Lärm alle Harlekine, Pickelheringe und Kasperle herein, und es erhob sich ein ungeheuerer Tumult, weil alle drei auf einmal reden

wollten und überdies auch Pimpinella und Hanswurst keineswegs aufhörten zu schreien.

Das Publikum amüsierte sich köstlich, aber seine Heiterkeit gelangte auf die Spitze, als Kasperle und Hanswurst anfingen sich zu balgen, weil Kasperle zum Hanswurst gesagt hatte:

„Du bist nicht wert die Pimpinelle!
Komm her und hol dir eine Schelle!"

Erst draschen sie, Kasperle mit seiner Pritsche und Hanswurst mit seinem Spieß, aufeinander los, daß es nur so klatschte, und dann packten sie sich um den Leib und rangen miteinander. Zum Schluß stellte Kasperle dem Hanswurst ein Bein, warf ihn auf die Erde, setzte sich rittlings auf seinen Rücken und sang, indem er wie ein Reiter auf- und abjchackte:

„Kasperle, der General,
Siegt natürlich allemal.
Hü — hü — hü!
Jetzt lauf du dummes Vieh!
Erst reit ich nach der Mandschurei
Und steh den Japanesen bei,
Dann reit ich nach Amerika
Und werde Millionär allda,
Dann reit ich nach Australien
Und hau die Kannibalien,
Dann reite ich nach Asien,
Vergolde meine Nasien,
Dann reit ich zu den Eskimos
Und haue die auf die Popos."

In diesem Augenblick konnte sich Zäpfel Kern vor Entzücken nicht mehr halten und klatschte mit seinen hölzernen Händen dermaßen, daß es klang, als ob zwei hölzerne Bretter aufeinanderfielen.

Das Kasperle auf der Bühne, durch diesen ungeheuren Applaus

geschmeichelt, sah in die Höhe und erblickte das Kasperle auf der Galerie. Das sehen und einen Luftsprung machen war eins. Dann trat das Kasperle an die Rampe, streckte den Finger nach der Galerie aus und rief:

„Potz Stiefelstafelstumpenstern!
Da oben steht der Zäpfel Kern!"

„Wärs möglich!" rief Hanswurst, stand auf und trat gleichfalls vor, indem er die Hand übers Auge hielt, um besser sehen zu können.

„Es ist klar wie Kloßbrühe, er ists!" schrie Pickelhering und sprang auf den Souffleurkasten.

„Bei meiner Mützenspitz,
Das ist ein guter Witz,"

rief Harlekin: „er ists, oder ich bin eine Butterbemme!"

Pimpinella aber sprang mit einem Satz ins Orchester und rief:

„Schnärreng, schnärreng, schnärreng,
Er ist es, mein Cousin."

Da konnte sich Zäpfel Kern nicht länger zügeln. Er machte einen Hechtsprung über die Schranke der Galerie hinunter, sprang über die Köpfe des Publikums weg wie eine Heuschrecke, schloß Pimpinella in seine Arme und ließ sich mit dieser von den übrigen auf die Bühne hinaufziehen, wo nun eine Begrüßungsszene entstand, die eigentlich noch viel lustiger war, als das lustigste Theater.

Das Publikum aber war dieser Meinung nicht. Es trampelte mit den Füßen auf die Erde und rief: „Weiter spielen! Weiter spielen! Wir wollen den ‚Hanswurst und seine Frau' sehen. Weiter! Weiter! Wo ist denn der Direktor? Raus, raus, raus mit dem Direktor!"

Dieser freundlichen Einladung mußte Herr Kasperletheaterdirektor Fürchterlich folgen, ob er nun wollte oder nicht. Aber er

wollte auch, denn er war schon lange wütend genug über die Frechheit seiner Figuren, die das Spiel eigenmächtig unterbrochen hatten.

Er erschien.

Himmel, was für ein Kerl war das! Er hieß nicht bloß Fürchterlich, er war auch fürchterlich. Das erste, das man an ihm sah, war sein Bart. Bart? Nein: ein ungeheures Gestrüppe von feuerroten, durcheinander gewundenen Zöpfen. Ja selbst aus den Nasenlöchern hingen ihm solche Zöpfe heraus, und dieses ganze Haardickicht fiel ihm bis auf die Knie herab. Sein Mund war ein Ofenloch, seine Augen zwei rote Laternen, seine Ohren zwei Schaufeln. In der rechten Hand, die wie eine Garnitur von größeren und kleineren Zangen aussah, trug er eine schreckenerregende, neunschwänzige Peitsche.

Man kann sich wohl denken, daß bei seinem Anblicke die armen Theaterpuppen zusammenfuhren, wie eine Herde Gänse, wenns donnert.

Zu ihrem Glücke wandte sich Direktor Fürchterlich nicht an sie, sondern an Zäpfel Kern, der aber natürlich nicht weniger entsetzt war und wie ein Häuflein Unglück vor dem Ungeheuer auf den Knien lag.

Mit einer Stimme, die wie Donnerwetter klang, brüllte ihn der Fürchterliche fürchterlich an: „Welcher Teufel hat dich geritten, du Schurke, daß du in mein Theater gekommen bist, die Vorstellung zu stören!"

„J . . . i . . . i . . . ich wills gewiß nicht wieder tun!" weinte das arme Zäpfele.

„Dafür werde ich sorgen!" brüllte das Ungeheuer. „An dir ist nichts gut, als das Holz, aus dem du geschnitzt bist, und das werde ich sogleich in den Kochofen schieben."

„Ach, lieber Herr Direktor, allerbester Herr Direktor," flehte Zäpfel, „nur das nicht! Ich bin so schon einmal fast verbrannt,

und mein Papa, der Meister Zorntiegel, hat sich so viel Mühe gegeben, das wieder zu reparieren!"

„Ha!" heulte das Scheusal, „vom Zorntiegel bist du, der mir Konkurrenz machen will? Jetzt sollst du um so geschwinder zu Asche werden. Packt ihn," schrie er den Hanswurst und das Kasperle an, „und schleppt ihn in die Küche." Und mit gänzlich veränderter Stimme, höchst liebenswürdig und höflich, wandte er sich ans Publikum und sprach: „Hochverehrte Anwesende! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung wegen der kleinen Störung. Das Stück wird sofort weitergehen, wenn dieser unverschämte Bursche im Ofen steckt."

Lautes Beifallklatschen belohnte diese meisterhafte Anrede, während Zäpfel Kern abgeführt wurde, der sich aus Leibeskräften mit den Füßen einstemmte und wimmerte: „Papa! Mein lieber Papa! Hilf mir doch! Hilf mir doch, daß ich nicht sterben muß! ..."

Elftes Kapitel

Was es bedeutet, wenn Direktor Fürchterlich fürchterlich niest

Wir haben im vorigen Kapitel erfahren, von welcher Beschaffenheit der Bart, der Mund, die Augen, die Ohren des Kasperletheaterdirektors Fürchterlich waren. Aber es ist uns nichts von seiner Nase berichtet worden. Und doch war die Nase des Herrn Fürchterlich das Allerwichtigste und auch das Netteste an ihm. Die zwei großen Zöpfe, die aus den Nasenlöchern herauswuchsen, erinnerten zwar an die sonstige Fürchterlichkeit des Herrn Direktors, aber im übrigen war es eine gutmütige, kleine, runde Kartoffelnase, die niemand weh tun konnte. Im Gegenteil: diese kleine, seelenvolle Nase verhinderte es regelmäßig, wenn Direktor Fürchterlich eine seinem Barte, seinem Munde, seinen Augen und seinen Ohren entsprechende Grausamkeit begehen wollte. Sie begann

nämlich dann, von Mitleid ergriffen, zu weinen, und wenn eine Nase weint, fühlt man einen Kitzel, und wenn man einen Kitzel in der Nase fühlt, muß man niesen, und wenn man geniest hat, spürt man ein Gefühl von Erleichterung, und wenn man ein Gefühl von Erleichterung spürt, kriegt man gute Laune, und wenn man gute Laune hat, begeht man keine Grausamkeit. So kam es, daß Herr Fürchterlich mit dem besten Willen niemals fürchterlich werden konnte.

Auch im Falle unseres Freundes Zäpfel Kern legte sich die menschenfreundliche Nase des Direktors gerade noch zur rechten Zeit ins Mittel. Schon hatte der Puppentyrann die Ofentüre geöffnet, hinter der das Feuer glühte, schon hatte seine entsetzliche Hand den vor Todesangst bleich gewordenen Zäpfel gepackt, schon glaubte unser Kasperle sein letztes Stündlein gekommen, da, horch: Hatschi, hatschi, hatschi! erfolgten dreimal hintereinander drei fürchterliche Nieseplosionen, unter deren Wucht die zwei Nasenzöpfe aufgingen, und der sofort besänftigte Puppendirektor stellte unsern armen kleinen Zäpfel ganz leise auf die Erde.

„Jetzt bist du gerettet,“ flüsterte der Harlekin Zäpfel ins Ohr; „wenn er niest, ist er gutmütig wie ein Lamm.“

Und richtig: Direktor Fürchterlich beugte sich freundlich auf unser Kasperle hinab und sprach: „Hast Angst gehabt, arm Kerlche?“

„Das glaub ich!“ seufzte Zäpfel tief auf.

Hatschi! nieste nochmals der Direkor.

„Helf Gott!“ sagte artig das Kasperle.

„Na ja, so im Ofen verbrannt werden, — unangenehme Sache! Hatschi!“

„Helf Gott!“

„Aber trotzdem: Was will man machen? Meine Bohnensuppe muß doch kochen, und ich hab Hunger und kein Holz da. Demnach

muß (und jetzt rollten die fürchterlichen Augen Fürchterlichs wieder fürchterlich im Kreise herum) ein anderer dran.

Und Fürchterlich rief: „Heda, Faustschlag und Nackenpack, wo seid ihr?"

Auf diesen Ruf erschienen die zwei Polizeipuppen seiner Truppe mit Handschellen und Fußeisen, schrecklich anzusehen mit ihren kolossalen Pickelhauben, und überhaupt die entsetzlichsten Gendarmen, die man sich nur vorstellen kann.

„Was befehlen Euer Gestrengen?" fragten beide zugleich, indem sie mit lautem Knall die Hacken aneinanderschlugen und ihre Schnurrbärte aufzwirbelten.

„Packt hier und bindet diesen Harlekin und werft ihn in den Ofen, auf daß meine Bohnensuppe weich werde," befahl der Direktor.

„Zu Befehl!" riefen Faustschlag und Nackenpack und warfen sich mit den Handschellen und Fußeisen auf den unglücklichen Harlekin, dem im Todesschreck die rote Farbe von den Backen wegrann. Der arme Bursche konnte kein Wort hervorbringen, aber seine Augen, die sich mit schmerzlichem Ausdruck auf Zäpfel Kern wandten, sagten genug. Und Zäpfel Kern verstand diese Blicke und wußte, was jetzt seine Pflicht war. Er sank vor dem Direktor in die Knie, legte die Hände flehend aneinander und sprach: „Gnade, Herr Fürchterlich!"

„Was: — Herr!?" brüllte der Direktor.

„Gnade, Euer Wohlgeboren!"

„Was: — Wohlgeboren!?"

„Gnade, Euer Hochwohlgeboren!?"

„Was: — Hochwohlgeboren!?"

„Gnade, Euer Exzellenz!"

Diese Anrede gefiel Herrn Fürchterlich. Er klappte sein Ofenloch von Mund geräuschvoll zu und tat es dann ganz sanft wieder auf, indem er sprach: „Also was willst du, Kerlchen?"

„Ich bitte um Gnade für den armen Harlekin!“

„Geht nicht. Hab Hunger. Kein Holz. Die Bohnen müssen noch kochen. Einer muß dran glauben.“

Da rief Zäpfel Kern mit edlem Feuer aus: „Dann will ich das Opfer von Hochdero erhabenem Hunger sein, denn nicht ziemt es sich, daß ich meinen lieben und treuen Freund Harkelin für mich den Tod des Verbrennens erdulden lasse. Euer Exzellenz sollen nicht sagen dürfen, daß ein Kasperleherz keiner edlen Regung fähig sei. Auf, ihr Schergen und Henkersknechte, nehmt und überantwortet Zäpfel Kern den Gluten, der zwar manche Unarten begangen, aber nicht vergessen hat, was Freundespflicht ist!“

Diese heldenhaften und mit feierlichem Anstande vorgebrachten Worte hatten alle übrigen Puppen herbeigelockt, die nun alle wie auf Kommando weinten und schluchzten. Selbst Faustschlag und Rackenpack wischten sich ein paar Polizeitränen aus dem Schnurrbart.

Am heftigsten aber weinte Fürchterlichs gemütvolle Nase, und die Folge war, daß ein wahrer Platzregen von Niesern niederprasselte.

Als sich Fürchterlich ausgeniest hatte, beugte er sich zu Zäpfel Kern hinab und sprach: „Du bist meiner Seel ein Bursch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Komm herauf und gib mir einen Kuß.“

Und Zäpfel Kern benutzte die Bartzöpfe des Direktors und kletterte mutig und gewandt hinauf, bis er hoch genug war, um einen saftigen Kuß auf die runde Kuppe der menschenfreundlichen Nase Fürchterlichs zu pflanzen.

„Und ich werde nicht verbrannt?“ rief Harlekin.

„Die edle Seele deines Freundes Zäpfel Kern hat dich gerettet,“ antwortete der Direktor. „Und ich muß deswegen halbgare Bohnen essen,“ fügte er grimmig hinzu. Es war ihm aber nicht ernst mit seinem Grimme.

An eine Fortsetzung des schönen Stückes „Der Hanswurst und seine Frau" wurde nicht weiter gedacht. Das Publikum verließ wütend das Theater, und die Puppen führten ganz für sich allein eine Galavorstellung bei festlich beleuchtetem Hause auf, deren einziger Zuschauer Direktor Fürchterlich mit seiner halbfertigen Bohnensuppe war. Das Stück hieß: „Der Triumph der Freundschaft oder Zäpfel Kerns edle Seele". Es wurde dabei viel getanzt und gesprungen, gelacht und gesungen, und die seelenvergnügten Puppen hörten nicht eher auf, als bis sie vor Müdigkeit umfielen.

Zwölftes Kapitel

Zäpfel Kern will seinem guten Papa wiederum einen neuen Rock kaufen, kommt aber wiederum nicht dazu, weil er vorher eine merkwürdige Begegnung hat

Am nächsten Tage nahm Direktor Fürchterlich unser Kasperle beiseite und sprach: „Sagtest du nicht, daß Meister Zorntiegel dein Papa wäre?"

„Ja," antwortete Zäpfel, „er ist es."

„Ich bin ihm eigentlich nicht recht grün," entgegnete darauf der Direktor, „weil ich gehört habe, daß er auch ein Kasperletheater eröffnen will, aber ich habe mir heute früh im Bette etwas überlegt. Es hat natürlich keinen Sinn, daß wir uns gegenseitig ins Handwerk pfuschen. Ein Kasperletheater ist genug am Ort. Darum soll er seine Idee aufgeben und sich dafür auf die Puppenfabrikation legen. Ich sehe es an dir, daß er das versteht. Aber er braucht natürlich Geld dazu. Hast du mich verstanden?"

„Zu Befehl, Euer Exzellenz!"

„Also schön! Dann gehe zu ihm und richte ihm aus, was ich dir gesagt habe, und übergib ihm hier diese fünf Goldstücke; es sind 100 Mark. Dafür soll er mir sogleich fünf Puppen machen, wie du eine bist."

Zäpfel Kern war überglücklich über die Botschaft und das viele Geld, das er überbringen sollte, bedankte sich tausendmal bei dem splendiden Direktor, küßte zum Abschied Pimpinella auf den Mund, Harlekin auf die Backen, Pickelhering auf die Nase, Hanswurst auf die Ohrläppchen, Fauststschlag und Nackenpack auf die Pickelhaube, das Kasperle auf den Bauch, und machte sich mit Bocksprüngen auf den Weg nach Hause.

So dachte er wenigstens, aber, da er den Weg vergessen hatte, lief er in verkehrter Richtung und kam ins Freie.

Gerade, wie er das merkte und umkehren wollte, sah er zwei Gestalten auf sich zukommen: einen Fuchs, der, so schien es, auf einem Beine lahm war, und eine Katze, die die Augen geschlossen hatte.

„Grüß Gott, Herr Zäpfel!" sagte der Fuchs.

„Grüß Gott!" sagte Zäpfel Kern, „aber woher kennst du mich denn?"

„Wer sollte den berümten Zäpfel Kern nicht kennen?" miaute die Katze schmeichlerisch.

„Und wir sind ja aus demselben Walde," fügte der Fuchs hinzu. „Wir sind Landsleute."

„Und ich wohne auf demselben Dache, wo dein Papa wohnt," sagte die Katze.

„Ach!" rief Zäpfel aus, „dann hast du vielleicht gestern meinen Papa gesehen?"

„Freilich," antwortete die Katze, „er guckte in Hemdsärmeln zum Fenster hinaus und zitterte vor Kälte."

„Der arme Papa! Aber er wird bald nicht mehr frieren."

„Wieso denn?" fragte die Katze.

„Weil ich ein reicher Herr geworden bin."

„Was fürn Ding?" sagte der Fuchs und lachte unverschämt dazu, während die Katze sich wenigstens Mühe gab, ihr Lächeln hinter einer vorgehaltenen Pfote zu verbergen.

Zäpfel Kern entgegnete beleidigt: „Da gibts gar nichts zu lachen, Frau Kneifaug und Herr Hinkepink! In dieser Tasche da sind 100 Mark."

Und er ließ die fünf Goldstücke klimpern.

Dieses Konzert brachte eine merkwürdige Wirkung hervor.

Der Fuchs zuckte wie zum Zupacken mit den Vorderfüßen nach vorn und zwar ohne jede Anstrengung auch mit dem, das er sonst als lahm, krumm und wie leblos hängen ließ, und die Katze riß, von wilder Gier getrieben, die sonst festgeschlossenen Augen auf, die nun wie zwei grüne Kutschlaternenlichter sichtbar wurden. Aber alles das dauerte nur einen Augenblick, so daß es Zäpfel Kern nicht gewahr wurde, und gleich darauf lahmte wieder der Fuchs, schien wieder blind die Katze.

Und der Fuchs sprach mit süßem Tone: „Wie haben Sie nur meinen können, mein lieber Herr Zäpfel Kern, daß wir Sie auslachen könnten. Eine solche Unart liegt unserem Wesen ganz fern, und besonders Ihnen gegenüber, den ich als Landsmann aufrichtig schätze."

„Und ich als Nachbarin," fügte die Katze hinzu.

„Wie Sie uns hier sehen," fuhr der Fuchs fort, „sind wir zwei Leute, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, unsern Mitgeschöpfen so viel Gutes, wie nur möglich ist, zu erweisen. Für uns selbst aber haben wir gar keine Wünsche. Ich, wie Sie sehen, bin lahm, und meine Freundin ist blind. Was sollen zwei so arme Wesen noch vom Leben wollen? Übrigens habe ich ganz vergessen, uns vorzustellen. Zuerst natürlich die Dame, meine ausgezeichnete Stütze und Helferin, Frau Miaula Mietsinsky, Gräfin auf und zu Dachhausen, die sich aber nur kurz Madame Miaula nennen läßt, weil ihre Vermögensumstände leider ihrem alten Adel nicht entsprechen. Sie ist Mutter von 97 Kindern, blind, arm und ehrlich."

Während der Fuchs diese Mitteilungen machte, knixte Madame

Miaula äußerst graziös, indem sie dazu mit den Hinterpfoten kratzte und den Schwanz so anmutig ringelte, daß man die Spitze davon hätte als Kleiderhaken benutzen können.

Der Fuchs aber, nun seinerseits eine tadellose Verbeugung machend, indem er sich auf die Vorderfüße niederließ und den roten Schweif demütig zwischen die Hinterbeine nahm, fuhr fort: „Was mich betrifft, so bin auch ich von altem Adel und mein Name ist Alopex Opex Pix Pax Pox Pux Fuchs Freiherr von Gänseklein auf Hühnersteig. Da aber auch ich in zurückgekommenen Vermögensverhältnissen lebe, genügt es durchaus, wenn Sie mich mit dem ersten meiner sechs Vornamen Alopex nennen. Daß ich ein Biedermann bin, sehen Sie mir wohl an. Mein größter Fehler ist meine Gutmütigkeit und eine an Narrheit grenzende Leidenschaft, anderen Leuten zu dienen, ohne selbst etwas davon zu haben."

Glücklich, die Bekanntschaft zweier so vornehmer Leute und edler Charaktere gemacht zu haben, vollführte nun seinerseits Zäpfel Kern eine höfliche Verbeugung, indem er sein Zuckertütenhütchen gar zierlich schwenkte, und sprach: „Da Sie mich schon kennen, so brauche ich mich Ihnen nicht erst vorzustellen, doch möchte ich ihre Offenheit über Ihre Vermögensverhältnisse mit der gleichen über die meines Papas vergelten. Auch er ist leider ein armer Mann, und wenn er, als er zum Fenster hinaussah, keinen Rock anhatte, so entsprang dies nicht einer Laune, sondern dem Umstand, daß er keinen besitzt. Ich aber, wie Sie bereits wissen, bin im Besitze eines kleinen Kapitals, und das werde ich heute noch dazu verwenden, ihm einen Rock aus Gold und Silber zu kaufen mit Edelsteinen als Knöpfen daran."

„Hm?" machte der Fuchs.

„Äh?" machte die Katze.

„Ja, und sodann werde ich mir ein Abcbuch kaufen, um mich dem Studium zu widmen."

„Armer, junger Mann!" rief der Fuchs aus, „das werden Sie bitter zu bereuen haben! Sehen Sie mich an und lassen Sie sich mein trauriges Schicksal zur Warnung dienen! Auch ich war von feuriger Liebe zum Studium erfüllt, und was war die Folge? Ich habe mich lahm studiert!"

„Und mir," fügte die Katze hinzu, „ist das Studium nicht besser bekommen. Ich bin blind davon geworden."

Eben wollte Zäpfel Kern fragen: „Wieso denn? Wie kann das denn sein?" da sang eine Goldamsel, die auf einer Hecke saß:

„Zäpfel, Zäpfel, hüte dich!
Glaube ja den zweien nicht!
Jeder ist ein Bösewicht!"

Kaum aber, daß die Amsel diese Warnung gesungen hatte, machte die Katze einen Satz, erwischte sie am Schwanz, biß ihr das Genick durch und fraß sie noch schneller auf, als damals Zäpfel die Äpfel.

Dann putzte sie sich säuberlich das Maul, leckte noch den Schnurrbart ab und sagte: „Es geht doch nichts über eine fette Amsel!"

Zäpfel aber, ärgerlich über diese Roheit, sagte: „Madame Miaula, ich finde das nicht sehr weiblich, was Sie eben getan haben!"

Die Gräfin auf und zu Dachhausen aber antwortete heuchlerisch: „Gott weiß, wie ungern ich diese schwere Pflicht erfüllt habe, aber ich mußte diesem vorwitzigen Wesen eine Lektion erteilen. Diese Vögel glauben wahrhaftig, sie dürfen ihre Schnäbel in alles stecken."

„Und überdies war diese fette Amsel eine infame Verleumderin," fügte der Baron mit den sechs Vornamen hinzu. „Aus lauter Ekel darüber habe ich mich an der Mahlzeit nicht beteiligt." Bei diesen Worten sah er Frau Miaula böse an. „Damit Sie, mein

junger Freund, aber einen Beweis erhalten für das uneigennützige Interesse, das ich an Ihnen nehme, will ich Ihnen einen Rat erteilen, wie Sie aus Ihren hundert Mark tausend, zehn-, ja hunderttausend Mark machen können."

„Dafür wäre ich ihnen wirklich sehr verbunden," sagte Zäpfel und spitzte die Ohren voller Neugierde. „Was muß ich denn dazu tun?"

„Daß Sie, statt nach Hause, mit uns gehen," erwiderte der Fuchs.

„Und wohin?"

„Ins Schlaraffenland," antwortete der Fuchs.

„Oh, da ists fein!" lispelte die Katze.

Zäpfel Kern überlegte ein Weilchen, dann gab er sich einen Ruck und sagte: „Nein! Es geht nicht! Ich muß nach Hause. Das Geld gehört ja doch meinem Papa! Und ich hab versprochen, brav zu sein, und ich will brav sein und nichts als lernen, lernen, lernen, und wenn ich gleich lahm und blind davon werde!"

„Wie du willst," sagte der Fuchs. „Wenn dir hundert Mark lieber sind als tausend . . .?"

„Und zehntausend . . .?" sagte die Katze.

„Und hunderttausend . . .?" sagte der Fuchs.

Bei jeder dieser Zahlen hatte Zäpfel Kern das Gefühl, als gebe ihm jemand einen kleinen Stoß, aber einen angenehmen Stoß, einen freundschaftlichen Rippenstoß, der da bedeutet: So geh doch! Vor dir liegt alles, was du haben willst! Sei nicht dumm! Geh! Mach!

Und Zäpfel Kern fragte: „Wie geht das denn aber zu mit dem Gelde?"

„Sehr einfach," antwortete der Fuchs, und seine grauen Augen kriegten einen rötlichen Schein. „Sehr einfach! Im Schlaraffenland ist ein Feld, das mit guten Vorsätzen gedüngt ist. Wenn du

dort deine fünf Zwanzigmarkstücke in die Erde steckst, wie der Gärtner mit Kernen tut, woraus Bäume werden sollen, und du gießt eine Handvoll Wasser auf jedes Stück, und du tust dann Erde darüber, und auf die Erde streust du Salz und sagst dazu, indem du mit dem Kopfe wackelst:

Erde und Salz!
Wasser und Schmalz!
Pinkus!
Gold und Quark!
Hunderttausend Mark!
Pinkus!

dann kannst du ruhig ins Bett gehen und schlafen, und am nächsten Morgen ist aus jedem Zwanzigmarkstück ein Baum gewachsen, hoch, breit, wie ein alter Walnußbaum, und an dem Baume hängen tausend und tausend Nüsse, und in jeder Nuß ist ein Zwanzigmarkstück. Du brauchst bloß zu schütteln, und sie fallen herunter."

„Wobei du dich nur zu hüten hast," bemerkte die Katze, „daß sie dir nicht etwa auf den Kopf fallen, denn das gibt Löcher."

„Und du mußt natürlich für Säcke sorgen, in die du die Zwanzigmarkstücknüsse steckst," fügte der Fuchs hinzu.

„Und für Wagen, die Säcke draufzuladen," sagte die Katze.

„Und für Ochsen, die Wagen zu ziehen," sagte der Fuchs.

„Denn hunderttausend Mark sind ein schweres Stück Geld," sagten beide zugleich.

Unserem Kasperle wurde schwindlig in seinem Kopfe aus Tannenholz. Er sah Wagen auf Wagen von Gold hintereinander herfahren, ein unabsehbarer Zug, und die Ochsen keuchten, und die Kutscher knallten mit den Peitschen, und auf dem dicksten Geldsack saß er selber und schrie! Hü! hü! hü! Nach Hause! nach Hause! Mit hunderttausend Mark! — Und er rief: „Führt mich ins Schlaraffenland! Schnell! schnell! schnell!"

Dreizehntes Kapitel

In der Schenke zum gespickten Heupferd

Also: sie gingen. Rechts der Fuchs, links die Katze, in der Mitte Zäpfel Kern. Die Gegend war wüste und leer; kein Haus, keine Hütte — nichts.

„Ich finde die Landschaft nicht sehr anmutig," bemerkte Zäpfel.

„Um so schöner ists im Schlaraffenland," tröstete der Fuchs.

„Wo die schönen Zwanzigmarknußbäume gedeihen," miaute die Katze.

„Werden wir noch vor Abend dort sein?" fragte das Kasperle.

„Das ist unmöglich," antwortete der rote Baron, „wir müssen vorher einkehren, uns etwas zu erfrischen."

„Wir kennen ein ausgezeichnetes Wirtshaus in der Gegend, wo wir schon oft eingekehrt sind," fügte Madame Miaula hinzu, „es heißt: ‚Zum gespickten Heupferd'. Man speist ausgezeichnet dort, wie schon der Name andeutet."

„Und auch die Betten sind gut," sagte der Fuchs.

„Wollen wir denn da übernachten?" fragte Zäpfel, der am liebsten ohne Pause ins Schlaraffenland gewandert wäre.

„Freilich," antwortete die Katze, „sonst sind wir müde, wenn wir im Schlaraffenland ankommen, und Sie haben ja eine Arbeit vor sich."

Gegen Abend kamen sie richtig an das Wirtshaus, das ein gespicktes Heupferd im Schilde führte. An der Türe stand der Hausknecht, eine kleine Kappe auf dem Kopfe, eine blaue Schürze vorgebunden, in der Hand einen Besen.

„Gehorsamer Diener, meine Herrschaften," begrüßte er die drei. „Die Herrschaften sind auf der Reise? Wollen die Herrschaften hier einkehren?"

„Jawohl," antwortete der Fuchs. „Trage nur unser Gepäck hinauf!"

„Wo ist denn das Gepäck?" fragte der Hausknecht, und sah sich suchend um.

„Richtig! Wir haben es auf dem Monde stehen lassen," antwortete der Fuchs, und Madame Miaula wollte sich totlachen über den Witz.

„So werde ich den Zimmerkellner rufen," sagte der Hausknecht und verschwand.

Es dauerte etwa fünf Minuten, und er kam wieder, diesmal aber ohne Kappe, Schürze und Besen, wofür er einen Frack anhatte und eine Serviette unterm Arm trug.

„Die Herrschaften befehlen Zimmer?"

„Ja, drei," antwortete Baron Aloper. „Die drei besten, die Sie haben, und das beste für seine Durchlaucht den Prinzen Zäpfel Kern."

„Ah!" sagte der Kellner und verbeugte sich so tief, daß es aussah, als wolle er sich überzeugen, ob der Fußboden auch gut genug für einen Prinzen röche.

„Und nun rufen Sie schnell den Koch, Herr Oberkellner! Wir möchten eine Kleinigkeit speisen," befahl im gräflichen Tone die Gräfin auf und zu Dachhausen.

„Gleich! Sofort! Augenblicklich!" rief der Kellner und stürzte ab, daß die Frackschöße flogen.

Nach fünf Minuten, während sich die drei an einem gedeckten Tische niedergelassen hatten, erschien er wieder, aber diesmal ganz weiß angezogen und eine Kochmütze auf.

„Was befehlen die Herrschaften?" fragte er mit äußerster Höflichkeit.

„Ich für mein Teil," antwortete der Fuchs und leckte sich die Nase, „habe nur mangelhaften Appetit. Für mich wird das folgende genügen: Eine Terrine voll Hahnenkammsuppe; zwei mittelgroße gebackene Karpfen in polnischer Tunke; drei ordentliche

Beefsteaks, möglichst roh, mit etwa zwölf Bratkartoffeln; drei junge Hühner, gebacken, mit Eiersalat (es genügen acht Eier); zwei Portionen Rehrücken, mit etwas Kirsch-, Pflaumen-, Pfirsich- und Aprikosenkompott und zum Schluß zwei kleine Napfkuchen, jeder etwa zu einem Pfund."

„Und was für Käse?" fragte der Koch, ohne im mindesten über die Reichhaltigkeit des Menüs zu erstaunen.

„Bringen Sie, was Sie haben," sagte der Fuchs. „Ich habe, wie gesagt, keinen Appetit. Aber Obst können Sie reichlich bringen. Ein Dutzend Äpfel, zwei Pfund Kirschen, zwölf Apfelsinen und natürlich einen Korb voll Rosinen und Krachmandeln."

„Und was befehlen die gnädige Frau?"

Madame Miaula antwortete mit nachlässigem Tone: „Ich habe mir leider den Magen verdorben und werde Ihrer Küche deshalb wenig Ehre antun. Aber eine Kleinigkeit können Sie mir immerhin bringen: Zuerst einen Liter frische Milch; das bin ich so gewöhnt; dann zwölf gebackene Goldfische, jeder eine Hand groß; dann zwei Pfund rohes Beefsteak; dann sechs Täubchen; dann ein gutes Mäuseragout in Baldriansauce."

„Aus wieviel Mäusen?"

„Sagen wir: drei Dutzend. Dann noch einen Liter Milch, aber fett muß sie sein! Und zum Schlusse fünf Portionen Schweizerkäse, mit möglichst viel Rinde. Obst mag ich keines."

Zäpfel Kern, der jetzt deutlich sah, mit was für vornehmen Leuten er es zu tun hatte, war viel zu sehr von Sehnsucht nach dem Schlaraffenlande eingenommen, als daß er an ein so umfangreiches Menü hatte denken können. Er bestellte einfach, weil er an nichts als Nüsse dachte, eine Handvoll Nüsse.

Das Mahl dauerte ziemlich lange, weil seine beiden Begleiter von jeder Speise doppelt nahmen; als sie aber endlich alle Teller und Schüsseln geleert hatten (wobei es auffiel, daß die Gräfin

Mietsinsky eigenzüngig alle Teller ableckte), erklärte Baron Aloper, daß jetzt sein Appetit angenehm erregt und nun der Augenblick gekommen sei, wo man die Spezialität des Hauses genießen könnte: gespickte Heuschrecken in Knoblauchsauce. Und richtig, sie aßen ein jedes noch davon sechs Portionen. Madame Miaula aber ließ aus Gräflichkeit eine Heuschrecke liegen.

Dann aber sagte der rote Baron: „Nun zu Bette! Genau um Mitternacht wünschen wir geweckt zu sein, Herr Oberkellner. Sagen Sie es dem Hausknecht!"

„Ich werde es nicht vergessen, ihm auszurichten," antwortete der Kellner, als handelte es sich wirklich um eine andere Person.

Wer genau beobachtete, konnte aber sehen, daß er dabei das eine Auge etwas zukniff und mit dem anderen einen sonderbaren Blick auf Zäpfel Kern warf.

Der aber bemerkte natürlich gar nichts, denn er war im Geist schon im Schlaraffenlande und memorierte unablässig den Zauberspruch:

Erde und Salz!
Wasser und Schmalz!
Pinkus!
Gold und Quark!
Hunderttausend Mark!
Pinkus!

Mit diesem Spruche, anstatt eines Abendgebetes, schlief er dann in seinem Zimmer auf der Stelle ein und war sofort im Schlaraffenland des Traumes. Auf einmal sah er sich in einem Walde, aber es war kein Tannenwald, sondern ein Wald aus riesigen Nußbäumen, die voll goldener Nüsse hingen. Wehte ein Wind durch die Kronen dieser Baumriesen, so schlugen kling-pingling die goldenen Nüsse aneinander, und das deuchte Zäpfel Kern eine wunderbare Musik, schöner noch, als die des Kasperletheaters. Manchmal fiel auch eine Nuß herunter. Dann platzte die goldene

Nuß auf, und an Stelle des Kernes fiel ein blitzblankes neues Zwanzigmarkstück heraus, auf dem aber nicht der Kopf des Kaisers, sondern der Kopf unseres Kasperle gemünzt zu sehen war. Kurz: Zäpfel Kern träumte so angenehm, daß er im Traume fortwährend lächelte.

Da klopfte es plötzlich dreimal laut an die Türe, und Zäpfel Kern fuhr aus Schlaf und Traum steif in die Höhe.

Eine Stimme an der Türe rief: „Aufstehen! Es ist Mitternacht!"

„Ich komme gleich!" sagte Zäpfel Kern, zog sich schnell an, wusch sich hastig und ging hinunter ins Gastzimmer, wo jetzt der Wirt, der den Koch, den Kellner und den Hausknecht in einer Person vereinigte, mit einer trüb brennenden Laterne auf ihn wartete.

„Sind meine Kameraden noch nicht aufgestanden?" fragte Zäpfel Kern.

„Die?" antwortete der Wirt, „die sind schon vor zwei Stunden aufgebrochen."

Unserm Kasperle fiel im Schreck die Kinnlade auf den Bauch.

„Aber," stotterte er, „wir wollten doch zusammen . . ."

„Madame Miaula hat eine Depesche erhalten, daß ihr jüngster Sohn das Obermäusejägermeisterexamen mit Note Eins bestanden hat, und diese Nachricht hat ihr mütterliches Herz so in Entzücken versetzt, daß sie auf der Stelle abgereist ist. Da sie aber wegen ihrer Blindheit allein nicht reisen kann, hat sie Baron Alopex begleitet."

„Ja, aber, wir wollten doch zusammen . . .?" greinte Zäpfel.

„Baron Alopex sagte, daß er Sie morgen auf dem bewußten Felde, das mit guten Vorsätzen gedüngt ist, erwarten werde. Sie möchten nur vorausgehen: Erst dreitausendzweihundertsiebenundzwanzig Schritte geradeaus, dann links über den verfaulten Baum-

stamm bis zu dem großen Steine aus Katzengold, dann rechterhand am Unkenteiche vorbei über das Irrlichtermoor bis zu der Trauerweide mit dem gespaltenen Stamm, dann wieder links ... nein ... rechts ... nein: doch links bis zu dem Wegweiser (wenn er noch da ist), auf dem geschrieben steht: Ins Schlaraffenland, fünfzig Kilometer, Radfahren verboten."

„Ach Gott! werde ich mich denn zurechtfinden? Es ist ja stockfinstere Nacht!" seufzte Zäpfel.

„Nur Mut!" meinte der Wirt und grinste dazu; „es sind hier immer allerhand Leute unterwegs, und die werden Sie schon irgendwohin bringen."

„Also dann adieu!" sagte Zäpfel, hob seinen Hut und wollte gehen.

Aber der Wirt packte ihn an seiner Krause aus rotem Seidenpapier und rief nicht ganz leise: „Halt! Erst zahlen! Hier ist meine Rechnung!" Und er entfaltete ein Papier, lang wie eine Flagge bei Kaisers Geburtstag.

Zäpfel Kern machte Krebsaugen und sagte: „Haben denn meine Kameraden ihre Zeche nicht bezahlt?"

„Da kennen Sie die Herrschaften schlecht! Die sind viel zu gut erzogen, als daß sie einem jungen Prinzen, wie Euer Durchlaucht, eine solche Beleidigung antun würden."

„Ich wollte ihnen diese Beleidigung sehr gern verziehen haben," erklärte Zäpfel Kern. „Aber ich werde natürlich die Rechnung bezahlen. Wieviel macht es denn?"

„Bitte zu lesen und nachzurechnen," sagte der Wirt, und wies auf die lange Flagge.

Zäpfel Kern war in schrecklicher Verlegenheit, da er ja nicht lesen und rechnen konnte, aber, frech wie er war, sagte er: „Bei diesem Lichte ist es unmöglich, zu lesen. Sagen Sie mir einfach, was ich schuldig bin."

Der Wirt aber merkte wohl, wie die Sachen standen, und nannte statt dreißig Mark sechzig Mark.

„Sechzig Mark?!" stöhnte Zäpfel.

„Ja, ohne das Trinkgeld für den Hausknecht, den Kellner und den Koch."

Da wurde unser Kasperle aber wütend. Er warf dem Wirt drei Goldstücke an den Kopf und sagte: „Schicken Sie, bitte, den Hausknecht, den Kellner und den Koch her zu mir, daß ich ihnen das Trinkgeld in die Hand geben kann, Sie — Verwandlungskünstler! Und nennen Sie Ihre Schenke lieber zur gespickten Rechnung!" Sprachs, warf die Tür hinter sich zu und schritt in die dunkle Nacht hinaus.

Vierzehntes Kapitel

Es spukt

In der furchtbaren Finsternis, die ihn umgab, fiel unserem Kasperle das Herz sofort in die Löschpapierhosen, und er wäre gern wieder in das Haus zurückgekehrt, wenn er sich nicht hätte sagen müssen, daß nach seinen Grobheiten ihm der Wirt gewiß nicht die Tür aufmachen würde.

So tastete er sich denn vorwärts von Baum zu Baum, stolperte hier, stolperte da und fuhr bei jedem Geräusch erschreckt zusammen.

Auf einmal war ihm, als hörte er deutlich vor sich lachen.

„Wer da?!" rief er entsetzt.

„Wer da?! Wer da?! Wer da?!" antwortete ein dreifaches Echo schrecklich hohl.

Zäpfel stolperte weiter.

Patsch! lag er der Länge lang da, und seine Nase bohrte sich in etwas Weiches, das er zum Glück in der Dunkelheit nicht erkannte. Wohl aber hörte er deutlich wieder das höhnische Gelächter.

Er erhob sich, wischte sich das Gesicht ab und rief: „Wer lacht da?"

„Lacht da?! lacht da?! lacht da?!" antwortete das Echo.

Zäpfel lehnte sich an einen Baumstamm und seufzte: „Wenn doch nur ein Licht da wäre!"

In demselben Momente schwirrte etwas Helles vor ihm auf und setzte sich auf einen Zweig. Wie Zäpfel Kern näher hinsah, war es ein Ding von der Form eines Maikäfers, aber körperlos, durchsichtig. Die zwei Fühler glimmerten rot, die Augen funkelten schwarz, alles übrige war wie ein grüner Lichtschleier.

„Bist du eine Laterne?" fragte Zäpfel Kern.

„Nein, ich bin der Geist des seligen Professor Doktor Maikäfer, den du erschlagen hast," antwortete das Ding mit einer dumpfen bebenden Stimme.

Wie Zäpfel Kern das hörte, wurde er nicht etwa von Reue und Entsetzen ergriffen, wie es doch zu erwarten gewesen wäre, sondern es erwachte seine ganze Abneigung gegen gute Lehren in ihm, und er schrie ganz frech: „Schon wieder? Was willst du denn?"

„Ich will dir einen Rat geben," antwortete das Käfergespenst.

„Brauch keinen!" trotzte Zäpfel Kern.

„Doch, mein Sohn! Kehr um, sag ich dir, kehr augenblicks um und geh nach Hause. Dein armer Papa verzehrt sich in Sorge um dich."

„Morgen bring ich ihm zehntausend Goldstücke, dann ist alles in Ordnung."

„Merkst du denn nicht, daß du Schwindlern in die Hände gefallen bist? Ach, Zäpfel Kern, warum glaubst du nicht denen, die es gut mit dir meinen, sondern denen, die Übles gegen dich sinnen?"

„Beleidige meine Freunde nicht, leuchte mir lieber!"

„Ja, wenn du nach Hause gehst!"

„Fällt mir nicht ein!"

„Siehst du nicht, wie schwarz die Nacht ist?"

„Sie wird schon wieder weiß werden."

„Es ist eine gefährliche Gegend! Es gibt hier Räuber!"

„Bei uns in Deutschland gibts keine Räuber, sondern Gendarmen!"

„Aber jetzt sind wir an der Grenze!"

„Gott sei Dank! An der Grenze des Schlaraffenlandes!"

„Zäpfel! Zäpfel! Laß dich nicht verlocken! Denk an das, was ich dir gesagt habe, ehe du mich erschlugst."

„Das weiß ich schon auswendig."

„So bleibt mir denn nichts übrig, als mein Haupt zu verhüllen über deine Torheit und Unfolgsamkeit. Gehab dich wohl!"

Bei diesen Worten nahm der Geist des seligen Professor Doktor Maikäfer mehr und mehr an Licht ab, bis er gar nicht mehr zu sehen war, und wiederum umgab unsern Zäpfel Kern dichte, undurchdringliche Finsternis.

Fünfzehntes Kapitel

Schrecken über Schrecken

In seinem Ärger über die guten Lehren des Maikäfergespenstes vergaß Zäpfel Kern ganz, sich weiter zu fürchten. Er tastete sich tapfer durch Busch und Dickicht und murmelte dabei vor sich hin: „Angst hat er mir machen wollen, das war das Ganze. Weil ich nicht folgen wollte, soll es nun gleich Räuber hier geben. Unsinn! Räuber! Wo wir so viel Polizisten haben! Es ist zum Lachen! Und wenn es wirklich Räuber gäbe, wäre es auch noch nicht ausgemacht, wer gewinnt: ich oder die Räuber. Ich würde einfach sagen: Packt euch, oder ich packe euch."

In diesem Augenblick raschelte es hinter ihm im Gebüsch, Zäpfel

fuhr schlotternd zusammen, drehte sich um und gewahrte trotz der Dunkelheit zwei Figuren, die noch schwärzer waren, als die Nacht. Die Angst gab seinen Augen die Kraft, die Finsternis zu durchdringen, und er sah, daß es zwei in Kohlensäcke vermummte Gestalten waren, die sich die Gesichter schwarz angestrichen hatten.

Schlau wie Zäpfel war, brachte er zuerst seine ihm übriggebliebenen zwei Zwanzigmarkstücke in Sicherheit: unter die Zunge. Dann setzte er zu einem Seitensprunge ins Gebüsch an, um zu entfliehen.

Zu spät! Er fühlte sich an einem Arme gepackt und hörte zwei furchtbare Stimmen dicht an seinem Ohr: „Das Geld oder das Leben!"

Da Zäpfel Kern wegen der beiden Goldstücke unter der Zunge nicht reden konnte, kehrte er seine Hosentaschen um, um zu zeigen, daß er kein Geld hätte.

Die beiden Räuber aber riefen: „Wirds bald!? Wo hast du das Geld?"

Zäpfel fuhr mit den Armen in der Luft herum, zuckte mit den Achseln, schüttelte mit dem Kopf und wollte mit allen nochmals beteuern, er habe kein Geld.

Da schrie der größere der beiden Räuber: „Gibst du nicht augenblicklich dein Geld her, so bist du ein Kind des Todes!" Und der kleinere wiederholte: „Des Todes!" Und wiederum der größere: „Erst schlachten wir dich, dann deinen Vater!"

Und im Echo der kleinere: „Deinen Vater."

Da konnte Zäpfel Kern nicht an sich halten und wimmerte: „Nein! nein! nein! Nur meinen guten Papa nicht!"

Durch das Sprechen klimperten aber die Goldstücke aneinander, und nun hatten es die Räuber heraus, wo das schlaue Zäpfele seine Sparbüchse hatte.

„Ha," schrien sie, „seht doch den Schurken! Hat Gold im Munde, wie die Morgenstunde."

Und der größere rief: „Spuck es aus auf der Stelle!“ Und der kleinere schrie: „Spuck!“

Wer aber nicht spuckte, war unser Kasperle.

„Du willst also nicht?“ sagte der größere. „So wirst du müssen!“

„Müssen!“ wiederholte der kleinere.

Und nun versuchten sie, Zäpfel Kerns Sparbüchse zu öffnen. Der eine stemmte ein Knie gegen die Nase und suchte sie so nach oben zu drücken. Der andere hing sich an den Unterkiefer und wollte ihn so nach unten zerren. Ein angenehmes Gefühl war es nicht, aber Zäpfel ließ nicht locker.

„Also müssen wir den Geldschrank mit dem Stemmeisen öffnen,“ rief der größere. „Ich werde ihm das Maul aufstemmen, und du fährst dann fix hinein und holst das Geld heraus.“

Das mit dem Stemmeisen ging nach Wunsch. Zäpfel Kern mußte den Mund öffnen, wie ihm mit wuchtigen Hammerschlägen ein Stemmeisen zwischen die Lippen und gegen die Zähne getrieben wurde. Als aber der andere mit der Hand hineinfuhr, biß er zu wie ein Nußknacker und: tschig! — hatte er einen abgebissenen Finger im Munde.

Einen Finger? Nein, es war eine Katzenpfote.

Zäpfel Kern hatte indessen keine Zeit, sich über dieses Wunder Gedanken zu machen. Er benutzte das kreischende Zurückfahren des kleineren der Räuber dazu, dem größeren einen Stoß gegen die Brust zu geben, und sprang davon.

Hei, wie er sprang! Da zeigte es sich, wie gut Meister Zorntiegel die Gelenke ineinander gefügt hatte.

Es war eine rasende Jagd durch die Finsternis. Zum Glück kam Zäpfel bald auf freies Feld und nun sauste er erst recht wie der Wind dahin über die Furchen eines Kartoffelackers, setzte jetzt über einen Zaun, nun über eine Hecke, klapp—klapp—klapp den steinigen Berg hinauf, jupp, den Berg wieder hinab und huisassa

über eine Wiese hin. Aber jetzt, nach drei Meilen, wurde er müde, und der Atem ging ihm aus. Auch bemerkte er einen brenzlichen Geruch von seinen Fuß- und Beingelenken her, die sich wie die Achsen eines Wagens heißgelaufen hatten und notwendig etwas Öl oder Schmierfett benötigten. Und dabei kamen seine Verfolger näher und näher, der größere voran, der kleinere wegen seiner Wunde hinterdrein.

Schon glaubte sich Zäpfel Kern verloren, da sah er eine Tanne vor sich, die ihm brüderlich die Äste entgegenstreckte. Ein Sprung, und er ergriff den niedersten Ast, ein Schwung, und er saß auf dem höchsten. Aber im nächsten Augenblick waren auch die beiden Raubgesellen da.

„So klettere doch!" rief der größere, „du weißt doch, ich kann nicht klettern."

„Und ich kanns jetzt auch nicht," flüsterte der kleinere. „Ja, wenn mir der Schuft nicht meine Pfote abgebissen hätte!"

„Verdammt! Was machen!" flüsterte der größere.

„Feuer an den Baum legen!" zischte der kleinere.

Und so geschahs. Nach wenigen Minuten hatten die Schurken ein Feuer angezündet, das an der Tanne heiß hinaufleckte. Wollte Zäpfel Kern nicht bei lebendigem Leibe gebraten werden, so mußte er hinunter. Schon der Qualm, der ihm die Augen beizte, war unerträglich. Er hatte gerade nur noch Zeit, sich mit etwas Tannenharz, das er mit Tannennadelöl geschmeidig gemacht hatte, die Gelenke etwas zu schmieren, dann gab er sich mit dem schwankenden Aste einen tüchtigen Schwung und machte den schönsten und weitesten Kasperlesprung, den je die Welt gesehen hat. Gottlob! er kam, ohne zu fallen, auf die Füße und floh aufs neue davon.

Der Tag begann schon zu grauen und sah Zäpfel Kern immer noch vor seinen Verfolgern dahinfliehen wie einen Hasen vor zwei Jagdhunden. Wer weiß, ob sie ihn nicht doch erwischt hätten,

wenn jetzt nicht zum Glück ein breiter Wassergraben gekommen wäre. Er war zwar entsetzlich breit, und es war noch gar nicht ausgemacht, ob Zäpfel Kern nicht doch mit seinem schmierigen Lehmwasser Bekanntschaft machen würde, das wie Milchkaffee aussah, aber gewiß nicht so schmeckte; doch unser Kasperle ließ sich nicht bange machen, nahm sich ein Herz, zählte: „Eins! zwei! drei!" und hupp! war er drüben.

Seine beiden Verfolger aber, denen beim Springen die Kohlensäcke höchst hinderlich waren, fielen patsch! klatsch! mitten hinein, daß nur noch ihre schwarzen Köpfe aus dem Milchkaffee herausguckten.

„Wohl bekomme das kühle Morgenbad!" rief Zäpfel, indem er seine Zunge lang herausstreckte, und jagte weiter.

Einen guten Vorsprung hatte er ja nun. Die Räuber aber nahmen doch in ihren triefnassen Kohlensäcken die Verfolgung auf.

Sechzehntes Kapitel

Es geht ihm an den Kragen

Es ist unmöglich, mit zwei Beinen schneller zu laufen, als das Kasperle lief, aber seine Verfolger, obwohl sie auf zwei Beinen vor ihm gestanden waren, hatten zum Laufen jeder vier Beine zur Verfügung. So geschah es, daß sie immer näher und näher kamen.

Zäpfel Kern glaubte sich bereits verloren, da sah er in der Ferne einen wunderschönen Wald, lauter hohe Eichen und Buchen, und aus dem saftigen Grün des Waldes leuchtete weiß mit Zinnen und Türmen ein Schloß hervor.

Dieser Anblick gab ihm neue Hoffnung. Und mit der Hoffnung neue Kraft.

„Dort oder nirgends finde ich Rettung!" sagte er zu sich selber

und sprang nun wieder so schnell dahin, daß die acht Beine hinter ihm zurückblieben.

Näher und näher kam er dem Schlosse, aber o weh! — Jetzt stand vor ihm ein schrecklich hohes, schmiedeeisernes Gitter, und es war ganz mit Kletterrosen umwachsen.

Hilft nichts, dachte sich Zäpfel und kletterte hinauf, von Dornen zerstochen und zerritzt, und ruschte auf der anderen Seite hinab, nochmals von Dornen zerstochen und zerritzt. Von Hose und Jacke und Krause blieb gar viel an Gitter und Dornen hängen, und sein schöner Kasperle-Anzug bestand jetzt mehr aus Löchern als aus Papier. Wie Zäpfel weiterlief, war es, als ob er überall mit kleinen Fahnen besteckt wäre, so wimpelte es um ihn herum von roten, blauen und grünen Fetzen. Nur der schöne Zuckertütenhut war noch heil, denn er war aus dickem Kartonpapier. Das Kasperle nahm ihn, wie es weiterlief, zwischen die Zähne, damit nicht etwa sein einziges, ganz gebliebenes Kleidungsstück auch davonflöge, denn die Baumrindenschuhe, so fest sie auch gewesen waren, waren doch schon längst durchgelaufen, und Zäpfel hatte sie schließlich ausgezogen und in die Hände genommen. So, den Hut zwischen den Zähnen, in jeder Hand einen Schuh, langte er endlich vor dem Schloßtore an. Er hatte nicht Zeit, über die Schönheit dieses Tores zu staunen, das über und über mit Schnitzerei bedeckt und zwischen der Schnitzerei vergoldet war, so daß es aussah, als säßen diese vielen geschnitzten Vögel auf einem goldenen Geäste. Er sah nur eins: mitten am Tore hing ein silberner bauchiger Schild und an diesem silbernen Schilde herunter an einem vergoldeten Seile ein Klöppel.

Zäpfel Kern ergriff hastig den Klöppel und haute damit, so stark er nur konnte, auf den Schild.

Päng-gong! erklang es mit starkem und doch süßem Laut.

Aber es rührte sich in dem Schlosse, dessen Fenster sämtlich mit goldenen Läden verdeckt waren, keine Menschenseele.

Zäpfel Kern ließ seine Augen an der weißen Fläche hinauf- und hinabschweifen, ob sich nicht doch ein Fenster öffnen wollte, aber das Schloß blieb in seiner glänzenden, marmornen Pracht stumm und verschlossen liegen. Dennoch war Zäpfel Kern fest überzeugt, daß es Leben enthielte, denn er hörte deutlich ein wundersames Brausen und Rauschen hinter der Türe, als ob das Schloß atmete wie ein lebendiges Wesen. Aber sein Atem war Musik.

Zu jeder anderen Zeit würde Zäpfel Kern mit andächtigem Schweigen dieser Musik gelauscht haben, denn es war, als ob Engel zu einer Orgel sängen, die so wunderstark und hold erbrauste, daß jedes Herz davon still und glücklich wurde, aber ein in Todesangst dröhnendes Herz, wie das unseres gehetzten Freundes, kann nicht lauschen und still sein. Zäpfel Kern ergriff zum zweitenmal den Klöppel und bearbeitete Schlag auf Schlag den silbernen Schild so heftig, daß ein unaufhörliches päng-gong, päng-gong, päng-gong erscholl, vor dessen Getöne die Musik hinter den Mauern erstarb.

Und da tat sich über dem Tore, wie von unsichtbarer Hand geöffnet, ein goldener Fensterladen auf, und ein goldenes Licht fiel schräg auf Zäpfel Kern herab, und goldener, leuchtender noch als dieses Licht erschien ein wunderbares Antlitz am Fenster, das Antlitz der schönsten Frau auf Erden. Braun, aber mit einem goldenen Schimmer darum, waren die Haare, braun, aber mit einem goldenen Leuchten darin, waren die Augen. Gelblich-rosa wie Rosenblätter und wie Rosenblätter samten und frisch war die Haut. Die Lippen der Frau hatten die Röte von Walderdbeeren und waren schwellend und zarthäutig wie Himbeerfleisch — und so war alles an diesem Antlitz zart und mild. Und jede Linie des lieben Gesichtes tat wohl dem, der es aufschauen durfte. Die schlanken Hände aber hatte die Frau über der Brust gekreuzt, an der eine große in Gold gefaßte Spange aus Mondstein das mildgrüne seidene Gewand zusammenhielt.

Und die Frau sprach mit einer Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien: „Was willst du, Kind?"

„Mach doch das Tor auf!" schrie Zäpfel, aber seine Stimme kam deutlich aus dem hölzernen Brustkasten.

„Kannst du nicht bitten?" fragte die Frau.

„Ich habe keine Zeit zum Lamentieren!" schrie Zäpfel, der ja immer gleich frech wurde, wenn er glaubte, das Schlimmste hinter sich zu haben.

„Das tut mir leid, mein Kind," sagte die Frau, „denn ich bin es gewöhnt, daß man mich bittet und nicht anschreit."

Und die goldenen Fensterladen schlossen sich wieder, und das goldene Licht verschwand — — — und an jedem Ohre fühlte Zäpfel Kern eine kräftige Faust.

„Au, au, au," schrie er, „das ist unverschämt."

„Lange noch nicht so wie du," schrie der größere Räuber und gab ihm von links eine so kräftige Ohrfeige, daß Zäpfel Kern taumelte.

Und da der kleinere der Räuber, wie wir wissen, immer das Echo des größeren machte, so gab auch er unserm Kasperle eine nicht minder gewaltige Backpfeife, aber von rechts. Damit war das Gleichgewicht wieder hergestellt, aber nicht Zäpfels Wohlbehagen.

„Huhuhu!" heulte das Kasperle.

„Jawohl, huhuhu," äffte ihn der große Räuber nach. „Heraus mit dem Gelde, oder es geht dir schlimm!"

„Schlimm!" bestätigte der kleinere.

Aber Zäpfel Kern stopfte beide Hände in die Hosentaschen, blieb breitbeinig voller Trotz stehen und sagte nicht muff.

„Also gut denn! Schlachten wir ihn!" sagte der große.

„Schlachten!" echote der kleinere.

Und beide zogen aus ihren Kohlensäcken entsetzlich lange und entsetzlich scharfe Messer.

Und der große, das Messer schwingend, sprach: „Wir wollen dich erst ein bißchen kitzeln."

„Kitzeln!" wiederholte der kleinere und schwang gleichfalls das Messer.

Zäpfel sagte nicht maff.

Da kommandierte der größere: „Eins, zwei, drei!" und wie er „drei" gesagt hatte, stürzten beide zu gleicher Zeit auf unser Kasperle los.

Sie trafen gut, das muß man sagen: beide in die Herzgegend; aber Zäpfel war aus viel zu gutem Kernholz gemacht, als daß ihm zwei Messer etwas hätten antun können.

Knack! brachen beide Klingen ab, und die beiden hatten nur noch jeder seiner Messergriff in der Hand.

Zäpfel Kern zog die Augenbrauen hoch und meckerte vor Vergnügen wie ein Ziegenbock.

Die Räuber aber standen da wie begossene Pudel und machten dumme Gesichter (soweit man das unter dem schwarzen Anstriche sehen konnte). Dann schmissen sie ihre Messergriffe wütend weg, und der größere sprach: „Der Bursche kommt uns verdammt teuer zu stehen."

„Geschäftsunkosten!" sagte der kleinere.

„Aber einen Strick wollen wir doch noch an ihn wenden. Ja?" fragte der größere.

„Wahrlich, einen Strick," wiederholte sein Echo.

Darauf banden die Räuber unserm Kasperle die Hände auf dem Rücken zusammen, warfen ihm eine Schlinge um den Hals, schleppten ihn tief in den Wald zu einer großen Eiche, hingen ihn an einem Ast auf, leierten ihn in die Höhe und setzten sich gemütlich ins Gras, zu warten, bis er ausgezappelt haben würde.

Zäpfel Kern zappelte in der Tat wütend, denn die Halsschmerzen, die er jetzt bekam, waren nicht von schlechten Eltern; wenn

aber die beiden Räuber glaubten, daß er bald ausgezappelt haben würde, so irrten sie sich.

Zwei, drei, vier Stunden vergingen, und Zäpfel zappelte immer noch. Auch fiel es ihm gar nicht ein, den Mund aufzumachen und die Goldstücke herausfallen zu lassen.

„Der Kerl hat ein zähes Leben wie eine Katze," sagte der größere.

Diesmal aber machte der kleinere nicht das Echo, sondern fauchte: „Ich verbitte mir solche Vergleiche!"

Und der größere sprach: „Nichts für ungut! Aber das Warten wird mir langweilig. Setzen wir uns irgendwo im Gebüsche auf die Lauer. Vielleicht fällt uns was Eßbares in die Hände.

„Ja, lauern wir!" stimmte der kleinere bei.

Aber ehe sie gingen, sangen beide das folgende anmutige Duett:

„Zappel, zappel, Zäpfel Kern,
Schwinge deine Beine!
So gings schon manchem hohen Herrn,
So gehts dir nicht alleine!
Zappel, zippel, zappel, zum,
Links herum und rechts herum!

Zappel, zappel an dem Ast,
Zappel auf und nieder!
Wenn du ausgezappelt hast,
Sehen wir uns wieder!
Zappel, zippel, zappel, zum,
Links herum und rechts herum!"

Dann machten sie eine tiefe höhnische Verbeugung und verschwanden im Dunkel des Waldes.

Zäpfel Kern hatte viel zu viel mit sich zu tun, als daß er vom Spotte dieses Liedes und dieser Verbeugung hätte angegriffen werden können. Dafür griff ihn der entsetzliche Strick um so mehr an, der sich immer enger und enger um seinen Hals schloß. Und

als sich nun gar ein heulender Wind erhob und ihn wie eine Glocke im Turme hin- und herschwang, daß ihm nun auch davon der Atem verging, da fühlte unser Kasperle, daß, wenn nicht bald jemand käme, ihn zu retten, es aus wäre mit seinem Kasperledasein.

Die Augen begannen ihm herauszutreten, der Mund, den er so fest geschlossen gehalten hatte, wollte sich von selber öffnen; alles drehte sich in einem schrecklichen Kreise um ihn herum, und in seinen wirr werdenden Gedanken sah Zäpfel Kern alle Abenteuer seines kurzen Lebens um ihn herum Ringelreih tanzen: Den Schutzmann auf der Straße, den Waldvater, Professor Doktor Maikäfer, das Hühnchen, den Mann mit der Zipfelmütze, das Abcbuch, den Harlekin, Kasperle, Pimpinella, Hanswurst, Pickelhering, den Direktor Fürchterlich, Baron Aloper, Madame Miaula, den Hausknecht, den Kellner, den Koch, den Wirt, das Käfergespenst, die Räuber, die schöne Fee und vor allem und immer wieder seinen guten Papa.

„Lieber, guter, herziger Papa, ach, wärst doch du bei mir," schrie er noch einmal laut schluchzend auf. Dann machte er seine Augen zu, sein Mund öffnete sich, seine Glieder wurden steif, er hing starr und steif da, wie tot.

Siebzehntes Kapitel

Wer die schöne Frau ist, und was die schöne Frau tut

Es ist kein Zweifel, daß Zäpfel Kern jetzt gestorben wäre, wenn sich nicht jene schöne Frau seiner erbarmt hätte, die ihn gewiß schon im vorigen Kapitel aufgenommen haben würde, wäre unser Kasperle etwas artiger gewesen.

Wer mochte die schöne Frau wohl sein, die im Schlosse von Marmor wohnte, umatmet von Musik, umleuchtet von Gold? War es eine Prinzessin, eine Königin, eine Kaiserin gar?

Sie war mehr noch, war eine Fee.

Was ist das: eine Fee?

Ja, wenn man das sagen, wenn man das Wesen einer Fee beschreiben könnte, wie ein schönes Kleid, ein Bild, ein Stück Kuchen.

Nein, man kann es nicht. Es muß uns genug sein, zu sagen, wie eine Fee entsteht.

Das aber geht so zu: Jedes Jahr einmal, am heiligen Abend, wenn auf Erden alles fröhlich und liebreich ist, gönnt sich der liebe Gott, der sonst immer wacht, ein Viertelstündchen Schlummer. Und in diesem Viertelstündchen träumt er eine Fee. Was aber der liebe Gott träumt, verweht und vergeht nicht wie Menschentraum, sondern wird Leben und bleibende Erscheinung. Der liebe Gott sieht im Traum alle Schönheit, Güte und Milde einer lieben Frau, und alsogleich nimmt diese Frau in seinem Herzen Gestalt an und schwebt aus Gottes Herzen auf und senkt sich nieder auf die Erde mit all ihrer Herrlichkeit, Klarheit und Lieblichkeit aus dem Herzen Gottes. Anzusehen ist sie wie andere schöne, milde, gütige Frauen, und mancher hat schon eine Fee gesehen, ohne es zu wissen; aber sie besitzt Kräfte und Fähigkeiten, die den Menschenfrauen versagt sind. Zuerst: sie ist unsterblich und bleibt immer jung. Sodann: sie ist imstande, jede Gestalt anzunehmen, die sie gerade annehmen mag. Ferner: jeder ihrer Wünsche erfüllt sich augenblicklich, aber sie hat immer nur Wünsche für andere. Weiter: alle ihre Sinne: Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch sind so fein, daß, wenn sie will, nichts auf Erden ihr fremd bleibt. Aber, da sie nicht Gott selbst, sondern nur ein Traum Gottes ist, so will sie gar nicht alles wissen, sondern beschränkt sich darauf, nur die Geschicke der Wesen zu verfolgen, denen sie die Gnade ihrer Anteilnahme schenkt. Das aber sind alle Wesen, die mit ihr in Berührung kommen: nicht bloß Menschen etwa, sondern auch Tiere, Pflanzen, Steine, ja auch Gebilde der Kunst des Menschen. Und

schließlich: Sie vermag das Leben dieser Wesen zwar nicht zu lenken, — denn Gott hat allem, was lebendig ist, selber die Lenkung anvertraut, — aber doch gelinde zu beeinflussen, so etwa, wie eine Mutter ihr Kind zum Guten leitet. Doch nicht bloß mit ihrer Gegenwart und durch Worte und sichtbare und fühlbare Handlungen, sondern auch, wenn sie fern ist, durch Kräfte, die uns Menschen unbegreiflich sind.

Ein Traum Gottes also, eine gute Fee war jene schöne Frau. Ihr Name war Dschemma, und das heißt aus dem Himmlischen ins Irdische übersetzt zweierlei. Einmal: Träne des Weinstocks und das bedeutet innerste lebendigste Güte des treibenden Lebens, und dann: Gestalt, geschnitten aus einem Edelstein, und das bedeutet: Edelste Schönheit aus köstlichster Reinheit.

Nicht leicht ist der Sinn dieses Namens zu fassen, nicht leicht das Wesen einer gottgeträumten Fee zu begreifen. Wer sich aber Mühe dazu gibt, wird fühlen was beides bedeutet, und dieses Gefühl wird seinem Herzen wohltun und ihn durchs Leben hin begleiten, wie die helfende Sorge einer Fee selber.

Doch wir müssen nun wieder zu unserem Kasperle kommen, sonst stirbt er am Ende wirklich.

Aber nein, das ließ die gute und schöne Fee Dschemma nicht zu.

Das Zappeln am Baume und die Todesangst durfte sie ihm freilich nicht sparen, denn seine, wie wir alle wissen, außerordentliche Frechheit mußte einmal was recht Bitteres zu schlucken bekommen; aber als sie fühlte, daß sein Leben in Gefahr war, beschloß sie sogleich, ihm zu helfen.

Sie klatschte, sich zum Fenster hinausbeugend, dreimal in ihre wunderschönen Hände und rief:

„Falke, mein Bote,
Errette vom Tode,
Falke mit der schnellen Schwinge,

Löse aus der engen Schlinge
Zäpfel Kern, mein Kasperlein.
Laß dirs wohl befohlen sein!"

Und augenblicklich schwang sich ein schneeweißer Falke durch die Luft, brauste zur großen Eiche, an der Zäpfel Kern hing, durchbiß mit scharfem Schnabelhieb den Schlingenknoten, packte sogleich Zäpfel Kern und legte ihn sanft ins grüne Moos.

Dann flog er eilig zu seiner Gebieterin, setzte sich ihr auf die Schulter und sagte gar höflich, wenn auch mit etwas schnarrender Stimme:

„Was mich meine Herrin geheißen,
Tät ich zu tun mich treulich befleißen."

„Schön, mein Herr Ritter," entgegnete die Fee, „und wie steht es um das arme Kerlchen?"

Und Ritter Falke sprach:

„Als ich scharfen Schlags den Knoten
Schnabelglatt durchsäbelte,
Sah ich nichts als einen Toten.
Aber als
Frei der Hals,
Hört ich, wie er schwäbelte:
Bei meinem blauen Kamisol!
Jetzscht isch mir wieder knödelewohl!"

„Frech ist das Kasperle, das muß ich sagen," meinte die Fee, „aber ich fürchte doch, wir müssen ihn ins Bett bringen und die Ärzte rufen. — Ihr seid entlassen, mein lieber Ritter, aber Ihr könnt mir noch schnell Löcklich, den Kutscher, bestellen."

Der Falke neigte sein Haupt und flog davon.

Keine Minute verging, und es erschien, artig auf den Hinterpfoten herbeitrippelnd, ein außerordentlich großer Pudel, von dessen Pudeltum aber außer der schwarzen Schnauze nicht viel zu sehen war, denn er steckte ganz in einer höchst prächtigen Kutscherlivree.

Ohne Übertreibung gesagt: Die kaiserlichen Kutscher sind nicht halb so schön angezogen. Auf dem Kopfe hatte er auf der weiß gepuderten Perücke einen Dreimaster mit himmelblauen Straußenfedern. Seine Weste war aus kirschrotem Samt mit goldenen Borten. Sein Frack, gleichfalls mit Goldborten eingesäumt und überdies mit Goldlitzen geschmückt, war aus dunkelblauem Tuche — aber was für Tuch! Die Elle kostete gewiß zwanzig Mark. Kniehosen hatte er an aus kanariengelbem Samt, von einer Weichheit, daß Kanarienvogelfedern daneben hart erschienen wären. Seine weißen Strümpfe waren natürlich aus Seide und seine kleinen Schühchen aus bestem Pariser Lackleder. Die Absätze aber waren rot, und vorn auf den Schleifen waren silberne Schnallen. Das lustigste aber und nach des Pudels felsenfester Überzeugung das schönste war das aus schottisch gemusterter Seide gemachte Futteral, in dem er seinen Schwanz trug. Fast ebenso hoch schätzte er aber die beiden an seinem Rock angebrachten Seitentaschen, die dazu bestimmt waren, die Knochen aufzunehmen, die ihm seine gute Herrin reichlich zukommen ließ.

Der Pudel machte eine Verbeugung, um die ihn ein Tanzmeister hätte beneiden können, und sprach in einem zwar etwas bellenden, aber doch angenehmen Bariton: „Was steht der gnädigen Frau zu Diensten?"

„Mein lieber Löcklich," antwortete Frau Dschemma, „wir brauchen die himmelblaue Galakutsche. Sie ist doch im Stande?"

Löcklich machte ein beleidigtes Gesicht und sagte fast ärgerlich: „Sie ist immer im Stande."

„Also schön," entgegnete die Fee, „dann spann gleich an und fahr zur großen Eiche. Dort liegt ein krankes Kasperle im Moos. Das heb fein behutsam auf und legs sanft in die Kutsche. Und daß du mir dann schön langsam fährst und nicht wie es deine Art ist: heidi über Stock und Stein!"

„Ich werde so langsam fahren wie ein Leichenwagen," antwortete Löcklich, bewegte sein geliebtes Futteral mit Inhalt schwänzelnd hin und her und ging ebenso würdig ab, wie er gekommen war.

Es dauerte keine zehn Minuten, und die blaue Galakutsche fuhr die Lindenallee hinab zum Wald hinein. Man kann sagen, es war ein großer gläserner Schmuckkasten auf Federn und Rädern. Die blaue Kutsche wurde sie genannt, weil die ganze Polsterung aus himmelblauem Samt war; außen aber, wie schon angedeutet, war alles aus geschliffenem Glase, das zwischen schön geschweiftem, reich geschnitztem und vergoldetem Rahmenwerk saß. Bekrönt war das Ganze von einer großen silbernen Lilie, denn das war das Wappen der Fee Dschemma. Auf einem Ebenholzbrett hinter dem Kutschkasten standen die zwei Söhne Löcklichs, Wuff und Waff, die beinahe ebenso schön angezogen waren, wie ihr Papa, doch nicht ganz, denn sie waren erst Unterlakeien. Neben Löcklich auf dem Bocke saß Lumpsack, der Leibjäger, ein sehr verwegenes Forl, gleichfalls wunderbar, aber ganz in Grün gekleidet. Gezogen wurde die Kutsche von acht schneeweißen Katern, von denen nicht verschwiegen werden darf, daß sie etwas wild waren und nur ungern in einem anständigen Trab gingen.

Frau Dschemma konnte es kaum erwarten, bis die Kutsche mit dem Kasperle zurück war, denn beim Gutestun sind auch die sonst himmlisch geduldigen Feen ungeduldig. Es dauerte aber nicht lange, und die Kutsche kam zurück.

Recht passend nahm sich Zäpfel Kern in seinem zerfetzten Kasperlekostüm auf dem himmelblauen Samt nicht aus, aber die Fee hatte keinen Blick für den zerrissenen Anzug und sah nur das schmerzlich verzerrte Gesicht und die steifen Glieder unseres Freundes. So schnell, wie es bei der notwendigen Behutsamkeit möglich war, mußten ihn Wuff und Waff in das schönste Fremdenzimmer des Schlosses tragen, das das Perlmutterzimmer heißt, weil alle

Wände aus Perlmutter waren, und in das gelbseidene Himmelbett legen.

Das tat dem Kasperle wohl. Aber er war so schwach, daß er nicht einmal die Augen öffnen konnte.

Frau Dschemma setzte sich ans Bett und machte ihm kalte Umschläge um den Hals, bis die inzwischen herbeigerufenen besten Ärzte der Umgebung kamen.

Es waren der Sanitätsrat Rabe, der Medizinalrat Eule und Professor Doktor Maikäfer, den die Fee eigens zur Heilung Zäpfel Kerns wieder ins Leben zurückgerufen hatte.

Und Frau Dschemma sprach: „Meine hochgeehrten und tiefgelehrten Herren! Vor allem möchte ich von Ihnen eines wissen: Ist mein Kasperle tot oder lebendig?"

Steifbeinig und würdevoll trat zuerst Sanitätsrat Rabe ans Bett heran, legte den linken Zeigefinger krumm über den Schnabel, fühlte dem Kasperle mit der rechten Hand den Puls, klopfte ihm dann auf die Nase und pickte schließlich mit dem Schnabel auf dem Brustkasten herum.

„Hm!" sagte er, „hm, ein schwieriger Fall! Der Patient ist meiner Meinung nach gar kein Patient mehr, denn er ist nach meiner Meinung tot wie ein abgetretener Stiefelabsatz. Indessen, gesetzt den Fall, daß er nicht tot wäre, müßte wohl der Mutmaßung Raum gegeben werden, daß er noch lebendig ist."

Machte eine Verbeugung und trat zurück.

Nun wackelte Medizinalrat Eule ans Bett, putzte sich seine große runde Brille mit einem roten Schnupftuch, zog ein Hörrohr aus der Fracktasche und behorchte das Kasperle sehr eingehend an allen Teilen des Körpers, sogar an den Fußsohlen. Da Zäpfel Kern dort kitzlich war, zuckte er zusammen, und das war wohl der Grund, daß Medizinalrat Eule folgendes Urteil abgab: „Ich, äh muß, äh, zu meinem Bedauern, äh, erklären, daß ich, äh, anderer,

äh, Meinung bin, als mein, äh, berühmter Herr Kollege. Denn, äh, angesehen den Umstand, äh, daß das Kasperle, äh, noch zuckender Bewegungen fähig ist, muß, äh, geschlossen werden, daß es, äh, noch lebt. Indessen, äh, gesetzt den Fall, daß es, äh, nicht mehr, äh, am Leben wäre, äh, müßte wohl, äh, der Mutmaßung, äh, Raum gegeben werden, äh, daß er, äh, tot ist."

Ganz matt von den vielen Ähs trat auch er zurück und ließ nun Professor Doktor Maikäfer vor.

Der sah Zäpfel Kern bloß scharf an und sagte eine Weile nichts.

„Nun," fragte Frau Dschemma, „was ist Ihre Ansicht?"

„Meine Ansicht ist," antwortete der Professor, „daß dieses Kasperle da ein Lausbub ist."

Zäpfel fuhr zusammen.

„Ein Tunichtgut!"

Zäpfel drehte sich um.

„Ein ganz infamer Schlingel."

Zäpfel steckte die Nase unter die Decke.

„Ein undankbares, unfolgsames, faules Kind, das hinter die Schule läuft und seinem armen Papa nichts wie Sorgen macht."

Zäpfel heulte unter der Decke wie ein Jagdhund.

Und der Sanitätsrat Rabe sprach: „Der Tote heult, also ist er auf dem Wege der Besserung."

„Nein," entgegnete der Medizinalrat Eule, „der tote Stiefelabsatz heult nur über Ihre Unwissenheit, mein sehr verehrter Herr Kollege!"

Die beiden hätten sich sicher geprügelt, wenn es Frau Dschemma zugelassen hätte.

Achtzehntes Kapitel

Zäpfel Kern liefert den Beweis, daß Professor Doktor Maikäfers Diagnose richtig war

Die gute Fee Dschemma dachte sich: die Hauptsache vorderhand ist, daß wir ihn wieder ganz gesund machen; das andere wird sich später finden. Und so widmete sich die schöne Frau in ihrer großen Güte ganz der Pflege dieses garstigen Kasperles.

Da sie wohl bemerkt hatte, daß ein böses Fieber im Anzuge war, so hatte sie in ihrer Feenapotheke von ihrem Leibapotheker Pelikan ein Pulver anfertigen lassen, das in einem solchen Falle Wunder wirkte. Nur, freilich, wie Honig schmeckte es nicht. Das ist aber auch nicht der Zweck der Medizinen, und wenn sie gleich in einer Feenapotheke bereitet werden.

Tat also das Pulver in einen rubinroten Kelch, goß ein wenig Wasser dazu, hielt es Zäpfel Kern hin und sprach mit einer Stimme, so lieb und milde, daß ein wilder Bär nicht hätte widerstreben können: „So, mein Junge, jetzt schluck mal das hinunter!"

Zäpfel Kern sah den Pokal schief an, zog auch den Mund schief und machte schließlich gar noch eine schiefe Nase, indem er sprach: „Schmeckts süß oder bitter?"

„Bitter!" antwortete Frau Dschemma, „aber es macht dich dafür gesund."

„Bitter mag ich nicht."

„Aber sei doch gescheit und trink!"

„Wenn ich was Bitteres tränke, wär ich schön dumm."

„Pfui, wer wird so sprechen; das ist nicht dein Ernst."

„Wetten wir, daß ichs nicht trinke?"

„Ich weiß ganz genau, daß dus trinken wirst, und ich geb dir auch, wenn dus getrunken hast, ein Ananaskügelchen, damit der schlechte Geschmack verschwindet."

„Zeig erst mal das Ananaskügelchen her!"

Frau Dschemma öffnete eine kleine Dose, die, an einer goldenen Kette hängend, die Form eines Damenkopfes mit einer schwarzen Maske vor den Augen hatte und die Eigenschaft besaß, allem, was sie enthielt, den Geschmack und Geruch einer reifen Ananas zu verleihen. Kaum hatte die Fee die Dose geöffnet, so war das ganze Zimmer mit dem herrlichsten Ananasdunst erfüllt.

„Das riecht aber fein?" sagte Zäpfel Kern und schnupperte mit seiner großen Nase.

„Und wie es riecht, so schmeckt es auch," sagte die Fee, indem sie mit den Fingerspitzen ein kleines versilbertes Kügelchen hervorholte.

„Ist das aus Silber?" fragte das Kasperle.

„Nein, es ist Schokolade, aber versilbert."

„Und schmeckt nicht wie Schokolade, sondern wie Ananas?"

„Es schmeckt wie Schokolade und Ananas."

„Das muß großartig schmecken," meinte nach einer kleinen Pause das Kasperle.

„Es ist die neueste und gelungenste Erfindung meines Leibkonditors Honigbär."

„Was? du hast einen Bären als Konditor?"

„Ja, die Bären verstehen sich am besten auf Süßigkeiten."

„Frißt er nicht alles selber? Wenn ich Konditor wäre, ich ließe nicht so viel übrig, wie auf einen Mückenflügel geht."

„Das glaub ich, aber Meister Honigbär ist auch kein solcher ... na, du weißt selber, was der Professor gesagt hat, wie du. — Aber nun trink die Medizin!"

„Wenn du mir ein Ananaskügelchen gibst."

„Nachher!"

„Nein, vorher!"

„Nun gut, ich will dir deinen Willen tun, weil du krank bist, Zäpfel. Aber du versprichst mir, dann gleich die Medizin zu nehmen?"

„Ich gebe dir meine rechte Hand darauf!" sagte das Kasperle freudig, und Frau Dschemma steckte ihm ein Kügelchen in den Mund.

„Duzi, duzi, dizi, dizi, duzi, duzi, dizi, dizi, dum!" sagte das Kasperle und leckte sich die Lippen.

Frau Dschemma mußte lachen und fragte: „Was ist denn das für ein Unsinn?"

„Das ist gar kein Unsinn," sagte Zäpfel Kern, „sondern Kasperledeutsch."

„Und was heißt es denn?"

„Es heißt: Sapperment, sapperment, das schmeckt nach mehr!"

„Nachher kriegst du auch noch ein Kügelchen. Aber jetzt halte dein Versprechen und trink die Medizin."

Zäpfel Kern zog wieder alles schief, was er in seinem Gesichte nur schief ziehen konnte, nahm den Rubinpokal in beide Hände, führte ihn an die Nase, roch hinein, setzte ihn an den Mund und — stellte ihn auf das Nachttischchen.

„Du hast ja nicht getrunken," sagte die Fee.

„Das Zeug ist zu bitter," entgegnete Zäpfel.

„Woher weißt du denn das?"

„Das riecht ja ein blindes Pferd!"

Jetzt wurde Frau Dschemma fast böse und sprach: „Du, Zäpfel, solche Redensarten gefallen mir nicht, und noch weniger ein Junge, der sein Wort nicht hält."

„Aber ich wills ja halten," entgegnete Zäpfel, der sich nicht gerne an seiner Ehre rühren ließ, denn ein anständiger Bursch war er ja im Grunde. „Aber", fügte er hinzu, „ein Kügelchen könntest du mir vorher schon noch geben, sonst langweilt sich das andere in meinem Bauche."

Frau Dschemma mußte lachen und schob ihm noch ein Kügelchen in den Mund.

„Lapumsibim, dapumsibim, lapumsidumsibumsibim!" sagte das Kasperle.

„Das heißt hoffentlich: Jetzt will ich aber schleunigst die Medizin haben!" sagte die Fee.

„Hast du ne Ahnung vom Kasperledeutsch!" sagte Zäpfel. „Das hat geheißen: Wenn die Medizin so schmeckte, würde ich den ganzen Tag welche einnehmen."

„Da du aber dein Wort gegeben hast, wirst du jetzt auch die bittere Medizin trinken, nicht wahr?

„Ja, natürlich, aber so gehts nicht!"

„Wieso gehts nicht!"

„Das Kopfkissen ist zu niedrig."

Frau Dschemma machte es höher.

„Es geht immer noch nicht."

„Warum nicht?"

„Weil die Türe aufsteht."

Die Fee machte die Türe zu.

„Es geht überhaupt nicht! Es geht absolut nicht, weil ich nicht will! will! will!" schrie Zäpfel Kern und strampelte mit den Beinen.

„Wenn du nicht ruhig bist, wirst du noch kränker werden."

„Meinetwegen!"

„Du bekommst ein ganz böses Fieber."

„Meinetwegen!"

„Du wirst an dem Fieber sterben!"

„Meinetwegen!"

„Fürchtest du dich denn nicht davor?"

„Das Sterben ist mir ganz egal, bloß das bittere Zeug mag ich nicht trinken. Brrr! Lieber sterben!"

Da hob die Fee ihre rechte Hand in die Höhe, und sogleich schlugen lautlos die perlmutternen Türflügel auseinander. Eine traurige Musik erklang, als käme sie aus dem Innern der Erde, und im schweren, langsamen Takte dieser Musik schritten acht Riesenmaulwürfe herein, die auf ihren Schultern einen schwarzverhangenen Sarg trugen.

Zäpfel Kern fuhr kerzengerade vor Schreck im Bette in die Höhe, bekam wieder einmal Krebsaugen und schrie: „Was wollt ihr hier? Ich brauche euch nicht!"

„Wir aber brauchen dich," murmelten dumpf die Maulwürfe und stellten den Sarg vors Bett.

„Mich?" schrie das Kasperle, „aber ich bin doch keine tote Leiche?"

„Wirst aber gleich eine sein, denn du nimmst ja nicht ein!" sangen wie ein Trauerchor die schwarzen Tiere.

Da flehte mit Tränen in den Augen Zäpfel Kern: „Ach, meine liebe, schöne Dame, bitte, bitte, bitte, lassen Sie mich doch die gute Medizin trinken. Und wenn ein Glas nicht genug ist, zweie, und wenn zweie nicht genug sind, dreie. Nur nicht sterben, nur, huhuhu, ni ... ni ... ni ... nicht sterben!"

Und er trank, wie ihm Frau Dschemma den Pokal reichte, den ganzen Inhalt mit einem Schluck aus, während die Maulwürfe den Sarg wieder auf ihre Schultern hoben und unheimlich murmelnd verschwanden.

Da aber die Medizinen auf Kasperlekonstitutionen augenblicklich wirken, ward Zäpfel Kern davon sofort gesund wie ein Fisch im Wasser, sprang aus dem Bette und rief:

„Peratze, perütze,
Wo ist meine Mütze?
Perütze, perause,
Wo ist meine Krause?

Perause, peracke,
Wo ist meine Jacke?
Peracke, perose,
Wo ist meine Hose?
Perosel, periesel,
Wo sind meine Stiefel?"

„Wo anders werden sie sein, als im Kleiderschranke, wo sie hingehören?" entgegnete die Fee.

Sofort lief Zäpfel Kern zum Kleiderschrank, riß die Perlmuttertüren auf und setzte sich vor Schreck mitten auf den Fußboden, wie er die ganz zerrissenen Sachen sah. Und er jammerte und greinte: „Meine schönen Sachen! Ach, meine schönen Sachen! Sie sind ja alle ganz kaput!"

„Also wollen wir sie reparieren lassen!" sagte lächelnd Frau Dschemma, nahm ein silbernes Pfeifchen in den Mund, pfiff darauf, und burrr! flügelte es zum Fenster herein: lauter schneeweiße Tauben.

„Könnt ihr bloß picken, oder auch flicken?" fragte die Fee.

Die Tauben aber antworteten:

„Reis und Mais picken wir gern,
Was kaput ist, flicken wir gern"

und flogen in den Kleiderschrank und trugen mit ihren Schnäbeln die Kasperlesachen heraus und breiteten sie auf den Boden hin und legten aneinander, was zerrissen war, und strichen mit den Schnäbeln drüber her, und klopften und pochten und tippelten darauf herum, und wie zwei Minuten herum waren, war alles wie neu.

Die Fee kraute die Tauben zum Lohn an den Köpfen und sprach:

„Habt eure Sache gut gemacht,
Drum kriegt ihr alle heut zu Nacht
Doppelten Reis, doppelten Mais
Als der Arbeit Preis."

Hochbeglückt flog der Schwarm auf und verschwand am Himmel wie eine weiße Wolke.

Zäpfel Kern aber zog sich vergnügt an; und wie er angezogen war, sprach er: „Schön bin ich, was?"

„Du bist ein nettes Kasperle," antwortete Frau Dschemma, „nun erzähle mir aber auch, warum du eigentlich zu mir gekommen bist."

Und Zäpfel Kern erzählte alles, was wir bereits wissen, und erzählte alles, ganz wie es die Wahrheit war. Nur wegen der zwei Goldstücke log er etwas hinzu. Er hätte sie verloren, sagte er, und wurde nicht einmal rot dabei.

Aber kaum hatte er die Lüge herausgebracht, da gab es ihm an der Nasenspitze einen Stoß, und seine ohnehin lange Nase wurde noch ein Stück länger. Er aber dachte, er hätte sich selbst gestoßen und merkte nichts.

„So, so!" sagte die Fee, „verloren hast du sie! Wo denn?"

Und Zäpfel Kern log weiter: „Im Walde."

Und die Nase wuchs noch ein Stück.

„Im Walde?" sagte die Fee, „das ist gut, da werden wir sie gleich finden. Ich will sofort meine Diener schicken."

„Ach nein!" sagte Zäpfel Kern. „Bemühen Sie sich nur nicht. Es war ein kleiner Irrtum. Ich habe sie nicht verloren, sondern mit der Medizin hinuntergeschluckt."

Bei dieser unverschämten Lüge fuhr die Nase fast eine Elle weit vor, und Zäpfel Kern wunderte sich, daß er jetzt fortwährend mit ihr anstieß, wenn er sich bewegte.

Frau Dschemma aber mußte herzlich lachen, wie sie das sah.

„Warum lachen Sie denn so?" fragte ärgerlich das Kasperle.

„Weil dir deine Lügen zur Nase herausgewachsen sind, mein Junge," antwortete die Fee. „Nun sieh zu, wie du sie wieder los wirst. Ich will dich dabei nicht stören, aber falle mir nur ja nicht

über deine Nase, mein wahrheitsliebendes Kasperle. Du könntest dir sonst was brechen."

Und mit einem Lachen, das wie silberne Glöckchen klang, ging Frau Dschemma zur Türe hinaus.

Zäpfel Kern aber, außer sich vor Wut über seinen Zinken, raste im Zimmer herum, bald an einer Wand, bald am Bett, bald an einem Tisch, bald an einem Schrank höchst schmerzhaft anstoßend, jetzt eine Gardine, jetzt den Bettvorhang, jetzt eine Tischdecke aufspießend, und alle Gläser, Flaschen, Krüge, Vasen mit seiner Nasenlanze von ihrem Standort herunterstoßend.

„Nur hinaus, hinaus, hinaus!" schrie er. „Das ist ja nicht zum Aushalten. Ich krieg ja ein Riesen-Nasenbluten. Ich spieße mich ja auf!"

Aber wie er die Türe öffnen wollte, stellte es sich heraus, daß er wegen der Größe seiner Nasenlanze nicht zur Klinke gelangen konnte.

Neunzehntes Kapitel

Frau Dschemma bewährt sich wieder als gute Fee, und Zäpfel Kern benimmt sich wieder als dummer Bub

So sah sich Zäpfel Kern also gefangen, denn zum Fenster hinunterspringen konnte er nicht, weil es zu hoch war.

Trauriger war er noch nie gewesen, denn eingesperrt zu sein ist für ein Kasperle die größte Qual. „Und noch dazu mit der unförmlichen Nase," schluchzte Zäpfel. „Wenn sie nur wenigstens nicht so schwer wäre. Aber sie hängt an mir wie ein Gewicht aus Blei. Selbst wenn ich hinaus könnte — weit käme ich nicht. Und wie soll ich dieses Ungeheuer von einer Nase ernähren? Sie braucht sicher täglich allein zwei Pfund Fleisch und einen Scheffel Kartoffeln. Ich bin verloren, ich bin ruiniert!"

Und seine Nase in die Ecke eines Kanapees bohrend, gab sich Zäpfel Kern laut schluchzend seinem Schmerze hin, dabei unaufhörlich zu sich selber sagend: „Ich lüge in meinem Leben nicht mehr! In meinem Leben lüge ich nicht mehr!"

Wie Frau Dschemma in ihrem Herzen fühlte, daß ihr Kasperle ganz aufgeweicht von Reue war, beschloß sie, es nun genug sein zu lassen mit seiner Strafe. Ging also zu ihm und sprach: „Du willst also wirklich nicht mehr lügen!"

„Nie, nie, nie mehr!" schluchzte Zäpfel.

„Dann wollen wir unsere braven Tauben wieder kommen lassen," sagte die Fee, „Schneiderinnen haben Scheren."

„Was? abschneiden sollen sie sie mir?" schrie Zäpfel und versuchte seine Nase zu schützen, aber er konnte kaum bis zu ihrer Mitte langen: „Nur das nicht!"

Aber Frau Dschemma hatte schon ihr Pfeifchen angesetzt, und wie sie pfiff, waren auch schon die Tauben da.

Zäpfel Kern, vor Angst zitternd, daß ihm die Nase abgeschnitten werden sollte, wollte unters Kanapee kriechen, aber die Nase war ihm im Wege. So mußte er sich darauf beschränken, mit ihr hin und her zu fahren, damit nur ja niemand sie packen könnte. Vergeblich flatterten die Tauben daran herum; es war nicht möglich, der Nase nahe zu kommen.

„Sei doch vernünftig!" mahnte die Fee, „halte stille, es geschieht dir nichts!"

„Danke schön!" schrie Kasperle, „auch noch still halten! Nein, wer mir zu nahe kommt, wird aufgespießt!"

„Dann müssen dich also meine Soldaten zur Vernunft bringen! Die fürchten sich vor einem Kasperle nicht," sagte die Fee. Dann rief sie zum Fenster hinaus: „Bataillon marsch!"

Sogleich hörte man Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, und bald kamen laute Schritte die Treppe herauf.

„Bataillon halt!" hörte man draußen kommandieren.

Dann ging die Türe auf, und es erschien ein wunderschöner Schnautzel in Generalsuniform. Er salutierte mit dem Degen vor Frau Dschemma und sagte in militärischem Tone: „Mit allen Kerntruppen zur Stelle! Was befiehlt meine Gebieterin? Soll ich die Kanonen auffahren lassen?"

„Nein, mein lieber General Bumbautz, so schlimm ists nicht," antwortete die Fee; „es genügt, wenn Sie Ihre zwanzig besten Scharfschützen hier aufstellen. An jede Wand fünf. Sie sollen auf dieses Kasperle hier anlegen, das wieder einmal nicht folgen will. Bleibt es ruhig stehen, ohne die Nase zu bewegen, so ist nichts weiter nötig. Rührt es die Nase aber nur ein klein bißchen, so müssen Sie, so leid es mir tut, Feuer kommandieren und den Ungehorsamen totschießen lassen."

„Zu Befehl!" sagte General Bumbautz und verließ das Zimmer.

Frau Dschemma aber wandte sich an Zäpfel und sprach: „Du hast gehört, was dir bevorsteht, wenn du die Nase nicht stille hältst. Richte dich danach!"

„Gnade! Gnade!" flehte Zäpfel Kern, aber da marschierten schon zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Dackel in Infanterieuniform herein, und General Bumbautz kommandierte mit fürchterlicher Stimme: „In Sektionen zu fünf schwenkt — ab! Erste Sektion an die Fensterwand — marsch! Zweite Sektion an die Türwand — marsch! Dritte Sektion an die Bettwand — marsch! — Ganzes Bataillon — kehrt!"

Es klappte alles wundervoll, aber Zäpfel Kern hatte keinen Sinn für diese militärische Exaktheit. Er stand in der Mitte des Zimmers und schlotterte wie ein zusammengeklappter alter Regenschirm, wenns stürmt.

„Soll ich jetzt laden lassen?" wandte sich der Schnautzel-

General an die Fee. „Tun Sie das, mein lieber General,“ antwortete Frau Dschemma.

Und General Bumbautz von Säbelsaus kommandierte: „Bataillon soll chargieren — geladen! Legt — an!“

Es war ein furchtbarer Augenblick. Zwanzig Gewehrläufe richteten sich wie zwanzig Fernrohre des Todes auf Zäpfel Kerns Brust. Der aber hatte kaum noch die Kraft zu wimmern. „Ich ... ich ... rühre mich ... ganz gewiß nicht! Lie ... lie ... lieber laß ich mir die Nase abschneiden, als mi ... mi ... mich to ... to ... totschießen.“

„Dann also, liebe Täubchen mein,
Macht meinem Zäpfel das Näschen klein!“

rief die Fee, und hurtig schwangen sich die Tauben auf Zäpfels Nase, der vor Angst die Augen zumachte, da er nun jeden Augenblick den ersten Schnitt erwartete. Aber die Tauben wetzten nur sanft ihre Schnäbel an seiner Nase, und bei jedem Schnabelstrich rutschte der Nasenturm zusammen, und ehe man bis fünf zählen konnte, war die Nase so klein, wie vor Zäpfels Lügenpetereien. Die Tauben aber flogen geräuschlos zum Fenster hinaus.

Zäpfel jedoch stand noch immer mit geschlossenen Augen und wartete, daß ihm die Nase abgeschnitten würde.

Zwanzigstes Kapitel

Brüderlein und Schwesterlein

Erst wie Zäpfel das Kommando hörte: „Setzt — ab!“ wagte er die Augen zu öffnen, und er öffnete sie wahrhaftig ordentlich, wie er bemerkte, daß die Tauben sowohl, wie seine Nasenerweiterung verschwunden waren. Und so groß war seine Verblüffung, daß er nicht, wie es doch seine Art war, sofort eine freche Bemerkung auf der Zunge hatte. Erst nach einer ziemlichen Weile,

während die Soldaten wieder abmarschierten, sagte er: „Hier muß man wohl krumme Beine haben, wenn man Soldat werden will?"

„Du, du!" entgegnete die Fee und drohte mit dem Finger. „Ich brauche nur zu rufen, und gleich sind sie wieder da!"

Aber Zäpfel wehrte hastig ab und sprach: „Nur keine Umstände meinetwegen, schöne Frau; ich bin viel lieber mit dir alleine. Zumal, da ich eine Bitte an Sie habe."

„Warum sagst du denn einmal du und einmal Sie zu mir, Zäpfel?" fragte die Fee und setzte sich auf einen goldenen Stuhl.

Zäpfel Kern, ohne viele Umstände zu machen, setzte sich ihr auf den Schoß, legte die Arme um ihren Hals, gab ihr einen echten, schallenden Kasperlekuß und sprach: „Du sage ich, weil du so gut und lieb zu mir bist, wie eine Mutter oder Schwester, und Sie sage ich, weil Sie so schrecklich reich und vornehm sind."

„Was ist dir nun lieber an mir: Mein Gutsein oder mein Reichsein?"

„Na, aber doch natürlich das Gutsein!"

„Recht geantwortet! Und nun sollst du immer du zu mir sagen, und ich will dir wirklich eine Schwester sein."

„Ja, aber da muß ich erst wissen, wer du bist."

„Ei, so vorsichtig bist du?"

„Na natürlich! Sonst könnte jeder kommen und Zäpfel Kerns Schwester sein wollen."

„Also gut denn, ich bin eine Fee."

„Was für Schnee?"

„Eine Fee."

„Ach nee?"

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich nicht weiß, was für ein Ding das ist."

„Lerne lesen und lies Zäpfel Kerns Abenteuer, da stehts drin."

„Was? Meine Abenteuer sind schon beschrieben, und ich habe noch gar nicht alle erlebt?"

„Nein, aber sie werden auf meinen Befehl zum Vergnügen und zur Belehrung der Kinder geschrieben werden."

„Krieg ich Geld dafür?"

„Nein, es ist eine Ehre."

„Ist das was zum Essen?"

„Nein."

„Zum Trinken?"

„Nein."

„Zum Spielen?"

„Nein."

„Dann tuts am Ende weh?"

„Nein."

„Aber man muß vielleicht was dafür tun?"

„Ja."

„Ich danke für die Ehre! Ich habe so schon genug zu tun."

„Sei nicht frech, Zäpfel!"

„Na ja doch! Ich habe die Ehre nicht bestellt und nun soll ich mich dafür auch noch plagen."

„Es ist keine Plage; du mußt dich nur immer der Ehre würdig erweisen."

„Also meinetwegen dann her mit der Ehre! Aber ein Ananaskügelchen wäre mir lieber, nach diesem Nasenabenteuer."

Frau Dschemma steckte ihm eins in den Mund und fragte: „Ist das deine ganze Bitte?"

„Nein, Schwesterchen, ich möchte dich bitten, mich nun wieder fortzulassen. Ich möchte nach Hause zu meinem guten Papa."

„Ach, und ich dachte, wir wollten jetzt immer beisammen bleiben."

„Geht nicht, Schwesterchen, ich habe ein Geschäft."

„Was denn?“

„Ich muß meinem Papa das Geld bringen. Der Arme hat so schon viel zu lange auf mich warten müssen.“

„Das ist brav von dir gedacht. Und weil ich das vorausgesehen habe, habe ich deinem Vater meinen Eilboten Ritter Falk von Weißenschwingen geschickt und ihn eingeladen, doch mal herzukommen. Er ist schon auf dem Wege.“

Wie das Zäpfel hörte, sprang er vom Schoße der schönen Frau hinab, warf seinen Hut in die Luft und schrie: „Hurra! hurra! Es kommt der Papa! Aber nicht wahr, ich darf ihm entgegengehen!“ fügte er hinzu.

„Gerne lasse ich mein unkluges Brüderlein nicht in den Wald,“ antwortete die Fee. „Aber daran hindern will und kann ich dich nicht. Vielleicht bist du doch einmal gescheiter, als du aussiehst.“

„Seh ich denn so dumm aus?“

„Das kommt auf den Betrachter an.“

Zäpfel Kern bemühte sich, ein äußerst intelligentes Gesicht zu machen, und sagte mit dem Tone eines Professors: „Nun, Leute, über die man ein Buch schreibt, brauchen wohl keine Kritik ihres Gesichtsausdruckes zu fürchten.“

Sprachs und ging sehr stolz und selbstbewußt zur Türe hinaus. Frau Dschemma lächelte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Zäpfel Kern macht seinem von Frau Dschemma gekennzeichneten Gesichtsausdruck alle Ehre.

Von keinem anderen Gedanken erfüllt, als dem, seinem guten Papa recht bald um den Hals fallen zu können, setzte sich Zäpfel Kern, sobald er das Schloß verlassen hatte, in Trab und war in wenigen Minuten schon bei der großen Eiche.

Wie er die sah, fühlte er sich unwillkürlich an den Hals und murmelte:

„Zappel, zippel, zappel, zum,
Links herum und rechts herum."

„Hoffentlich kommt das Zappelabenteuer nicht in meine Lebensgeschichte," fügte er hinzu, „Kinder müssen nicht alles wissen."

Wie er so zu sich selber sprach, wars ihm, als ob etwas im Gebüsche raschelte. Er guckte hin und erblickte — wen? Baron Alopex und Madame Miaula.

„Welche Überraschung?!?" rief der Fuchs.

„Welche angenehme Überraschung," flüsterte die Katze.

Und beide vereinten ihre holden Stimmen in der Frage: „Wie kommen denn Sie hierher, Herr Zäpfel Kern?"

„Das ist eine lange Geschichte," antwortete der, „und ich habe jetzt keine Zeit, sie zu erzählen."

Aber beide baten so angelegentlich, daß er, um nicht unhöflich zu erscheinen, zu erzählen begann: „Denken Sie sich, ich bin Räubern in die Hände gefallen."

„Räubern?" sagte der Fuchs im höchsten Erstaunen.

„Gibt es denn das?" fragte höchst unschuldig die Katze.

„Allerdings," antwortete Zäpfel Kern, „sie hatten es auf mein Vermögen abgesehen."

„Diese Schurken!" rief der Fuchs.

„Sollte man es für möglich halten!" schrie die Katze.

Zäpfel Kern aber fuhr fort: „Um nur die Hauptsache zu erwähnen: Hier, an dieser Stelle, haben sie mich aufgehängt, wie einen Überzieher, aber nicht am Henkel, sondern am Hals."

„Mir steht der Verstand stille!" sagte der Fuchs. „Was ist das für eine Welt! Was sind das für Zeiten! Für unsereins, die wir ehrlich und friedlich dahinleben, immer nur bedacht, Gutes zu tun, sind solche Ereignisse schmerzlicher, als alle Krankheiten des Leibes."

In diesem Augenblick bemerkte Zäpfel Kern, daß die Katze ihr rechtes Bein verbunden trug, und er fragte teilnahmsvoll: „Ist Ihnen etwas zugestoßen, Madame Miaula?"

Die Gräfin auf und zu Dachhausen wollte etwas antworten, fand aber nicht sogleich das rechte Wort, weshalb an ihrer Stelle der rote Baron antwortete: „Meiner alten Freundin ist es peinlich, Sie aufzuklären. Bescheiden wie sie ist, möchte sie Ihnen nicht sagen, auf welche Weise sie ihre rechte Vorderpfote verloren hat. Sie hat sie nämlich nicht eigentlich verloren, sondern verschenkt."

„Was, ihre Pfote?"

„Ja," fuhr der Fuchs fort, „es klingt unwahrscheinlich, ist aber nichts als die lauterste Wahrheit."

„Ach bitte, mach doch kein solches Wesen um die Kleinigkeit!" fiel Madame Miaula ein.

„Nein: Ehre dem Ehre gebührt!" entgegnete der Fuchs. „Unser Freund soll sehen, daß es auch noch Opfermut auf Erden gibt! Doch ich will kurz und schlicht sein und keine großen Worte machen. Also denn: Madame Miaula ist nicht imstande, an einem Bettler vorüberzugehen, ohne ihm ein Almosen zu spenden, und so war sie heute früh in großer Verlegenheit, als wir einem hungrigen Wolfe begegneten, der erklärte, seit drei Tagen keinen Löffel Suppe, geschweige denn Fleisch, gegessen zu haben. Denn, leider, sie hatte ebenso wie ich, nichts Eßbares, oder gar Geld bei sich . . ."

„Und da hat sie . . .?!" fragte verwundert das Kasperle.

„Ja, mein Freund, da hat sie sich selbst die rechte Pfote abgebissen, um damit den Hunger des armen und elenden, aber offenbar würdigen Wolfes zu stillen."

Zäpfel Kern, hingerissen von so viel Nächstenliebe, beugte sich hinab und küßte ehrerbietig die nicht mehr vorhandene Pfote der edlen Dame und sprach: „Wenn alle Katzen so dächten, wäre es ein Vergnügen, als Maus auf die Welt zu kommen."

Madame Miaula aber, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte: „Und nun sind Sie gewiß auf dem Wege nach dem Schlaraffenland?"

„Vorausgesetzt, daß jene Schurken Ihnen nicht wirklich Ihr Geld abgenommen haben," fügte lauernd der Fuchs hinzu.

Zäpfel Kern aber antwortete: „Drei Goldstücke hat mir ein nicht minder großer Räuber abgenommen, der Wirt zum gespickten Heupferd, aber zwei habe ich noch, und diese werde ich, so Gott will, meinem guten Papa überreichen."

„Lumpige vierzig Mark?" meinte der Fuchs.

„Das lohnt sich doch nicht der Mühe," lispelte die Katze.

Und der Fuchs setzte hinzu: „Wo Sie jetzt so nahe am Schlaraffenland sind!"

„Vielleicht gehe ich morgen mit meinem Papa hin," erklärte Zäpfel Kern.

„Morgen wird es leider keinen Zweck mehr haben," sagte Baron Alopex.

„Wieso?" fragte Zäpfel Kern.

„Weil von morgen ab Baron Röthschild das mit guten Vorsätzen gedüngte Feld gepachtet hat."

„Wie schade!" meinte Zäpfel Kern.

„Allerdings!" sagte der Fuchs. „Es sind aber nur kümmerliche zwei Kilometer bis an die Grenze. In einer halben Stunde können wir dort sein, wenn wir uns gleich auf den Weg machen. Und in weiter einer halben Stunde haben Sie fünfzigtausend Mark."

Die zwei Worte: „Fünfzigtausend Mark" genügten, unserem Kasperle seinen Holzkopf wieder vollständig zu verdrehen. Er tat alle Gegenerwägungen beiseite und sagte kurz: „Also gut! Gehen wir! Aber schnell!"

Und sie gingen.

Der Weg zog sich indessen doch mehr in die Länge, als Zäpfel

Kern gedacht hatte. Aber nach Verlauf von drei Stunden kamen sie wirklich an eine Landesgrenze, die von einer großen Schar Bluthunde bewacht wurde, die gar nicht angenehm aussahen. Doch der Fuchs brauchte nur mit den Augen zu zwinkern, und die Zollsoldaten ließen die drei durch, nicht ohne jedem eine dicke Zollplombe angeheftet zu haben, der Katze und dem Fuchs an den Schwanz, Zäpfel Kern an die Nase.

„Das ist das Schlaraffenland?" fragte erstaunt das Kasperle.

„Jawohl!" antwortete kurz der Fuchs.

Zäpfel Kern hatte sich das Schlaraffenland ganz anders vorgestellt: üppig, lustig, voll Scherz und Tanz und Schmauserei, ein Land der ewigen Kirmes und Heiterkeit. Statt dessen bot die Stadt, in die sie nun kamen, ein Bild des Jammers, der Armut, des bittersten Elendes. Halb verhungerte Kaninchen und Hunde krochen bettelnd in den öden Straßen herum zwischen Hühnern und Gänsen, die vergeblich nach einem Körnchen, einem Grashalm suchten. Auch ein paar jämmerliche Fasanen waren zu sehen, aber ihre bunten Schweife waren ihnen ausgerissen. Desgleichen humpelten entsetzlich magere Pfauen die Straßen entlang, die kein Rad mehr schlagen konnten, weil auch sie keine Schwanzfedern mehr hatten. Dagegen fuhren in prächtigen Karossen große Wölfe umher, auf deren Mützen die Fasanen- und Pfauenfedern prangten. Aber keiner dieser dicken Equipagenbesitzer hatte auch nur einen Blick für das arme Volk.

„Diese Stadt ist mir höchst unsympathisch," meinte Zäpfel Kern, „machen wir, daß wir hinauskommen."

„Gleich hinter ihr liegt das berühmte Feld!" sagte der Fuchs.

Und richtig, wie sie die Stadt hinter sich hatten, lag ein weiter, steiniger, kahler Acker vor ihnen.

„Gut gedüngt sieht das nicht aus," meinte Zäpfel.

„Natürlich, weil gute Vorsätze ein unsichtbares Düngemittel

sind und ihre Wirkungen mehr innerlich haben. Daß sie aber wirken, wirst du gleich merken, wenn du tust, wie ich dir gestern gesagt habe."

Und Zäpfel Kern tat treulich nach des Fuchses Rezept: er grub zwei Löcher in die Erde, schön weit auseinander, damit die Zwanzigmarkbäume Platz hätten, sich auszubreiten, tat seine zwei letzten Goldstücke hinein, warf Erde darauf, streute Salz darüber, holte in seinem Zuckertütenhut Wasser, goß es darauf, wackelte ernsthaft wie ein Hexenmeister mit dem Kopf und sagte höchst feierlich:

„Erde und Salz!
Wasser und Schmalz!
Pinkus!
Gold und Quark!
Hunderttausend Mark!"

„Halt!" rief der Fuchs. „Jetzt mußt du sagen: Fünfzigtausend Mark!"

„Schade!" meinte Zäpfel, aber er wiederholte:

„Erde und Salz!
Wasser und Schmalz!
Pinkus!
Gold und Quark!
Fünfzigtausend Mark!
Pinkus!"

Dann fragte er, ganz rot vor Aufregung: „Und was muß ich jetzt tun?"

„Spazierengehen," antwortete der Fuchs und rieb sich die Pfoten, „ein halbes Stündchen in der Stadt spazierengehen. Da wir dort Freunde haben, tun wir desgleichen. Doch haben wir nicht dieselbe Richtung. Wir müssen rechts, du links!"

„Aber hoffentlich sehen wir uns doch wieder, wenn ich das Geld habe," sagte Zäpfel Kern. „Ich möchte euch doch gerne was abgeben, als Dank für den guten Rat!"

„Du beleidigst uns!" sagte der Fuchs streng.

„Du hältst uns für gemeine Seelen!" miaute die Katze empört.

„Wir gehören zu der leider aussterbenden Rasse der selbstlosen Wesen, die, was sie tun, aus gutem Herzen und nicht um Vorteilswillen tun!" fügten beide mit frommem Augenaufschlag gleichzeitig hinzu, und trotteten gemächlich ab, einem kleinen Wäldchen vor der Stadt zu.

Von weitem aber rief der Fuchs, indem er die Pfoten an den Mund legte: „Vergiß die Goldsäcke nicht!"

Und die Katze schrie: „Und die Ochsen!"

„Ochsen!" schallte es im Echo aus dem Walde.

„Ochsen! Ochsen! Ochsen!" klang es noch dreimal dorther.

Zäpfel Kern aber ging nachdenklich in die unsympathische Stadt zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Wie es im Lande Hurrasien Leuten geht, die bestohlen worden sind

Zäpfel Kern ging, da er keine Uhr besaß und seine Fünfzigtausend-Mark-Ernte um keinen Preis auch nur eine Minute zu spät beginnen wollte, auf den Marktplatz der Stadt, wo ein Uhrturm stand, und behielt die Uhr genau im Auge. Trotzdem sah er mancherlei, das sein Erstaunen erregte.

Zum Beispiel: Ein sehr böse aussehender Wolf packte mitten auf dem Marktplatz einen jungen Goldfasan, der noch seine Schwanzfedern hatte, am Genick und riß ihm die besten Federn aus. Der Fasan schrie fürchterlich, das Volk: Hühner, Gänse, Hunde, Kaninchen usw. liefen zusammen und schrien gleichfalls. Da winkte der Wolf einen in der Nähe stehenden Polizisten herbei, eine entsetzlich aussehende Bulldogge.

Was? dachte Zäpfel Kern, der Räuber zeigt sich selber an?

Aber er hatte sich geirrt. Der Wolf knurrte: „Schaff er mir das Gesindel vom Leibe. Es belästigt mich. Und steck er diesen unverschämten Fasan ein. Der Bursche wagt aufzumucken, weil ich mir kraft meines Rechtes des Stärkeren eine an ihm befindliche Schmuckfeder angeeignet habe. Melde er das Seiner Gestrengen dem Herrn Staatsanwalt Schakal."

Die Bulldogge nahm den kreischenden Fasan zwischen die Zähne und schleppte ihn davon.

Zäpfel Kern wandte sich an einen Schäferhund, dem beinahe die Rippen durchs Fell stachen, so dürr war er, und fragte: „Entschuldigen Sie, Herr Schäferhund, geht das bei Ihnen immer so zu, daß der Beraubte eingesperrt wird und der Räuber mit seiner Beute unbehelligt davongeht?"

„Pscht! Pscht!" antwortete der Schäferhund, „nicht so laut! Wenn uns wer hörte! Räuber! Beraubte! Nicht doch! Der Herr Wolf hat nur sein Recht ausgeübt, und der dumme Fasan hätte ihm dafür die Pfote küssen sollen. So bestimmt es das Gesetz in Hurrasien."

„Das ist hier also nicht das Schlaraffenland?"

„Pfui! Wie können Sie nur so spotten! Sie befinden sich im Reiche Hurrasien, das unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Frißall wunderbar blüht und gedeiht, wie Sie sehen."

„Ihnen sehe ich das nicht an, mein Lieber."

„Natürlich nicht, ich bin auch kein Raubtier. Und Hurrasien ist der Raubtierstaat, in dem es nur auf das Gedeihen der adligen Raubtierrassen ankommt. Wir andern sind zum Hungern da, damit die edlen Herren von Reißzahn und Klaue es erst recht angenehm merken, wie lieblich es ist, wenn man den Bauch voll hat."

„Das ist aber doch gemein und niederträchtig!" rief Zäpfel empört aus.

Kaum hatte er dies gesagt, so drückte sich der Schäferhund scheu davon, wie wenn er fürchtete, durch die Nähe Zäpfel Kerns eine gefährliche Krankheit zu bekommen.

Indessen war der Zeiger an der Turmuhr soweit vorgerückt, daß es Zäpfel an der Zeit fand, auf das Feld zurückzukehren. Die Säcke und Ochsen gedachte er sich später für einige seiner Goldstücke einzuhandeln.

Je näher er dem Felde kam, um so heftiger arbeitete seine Phantasie.

„Wer weiß," sagte er zu sich selber, „ob heuer nicht ein besonders gutes Jahr für Zwanzigmarkstücke ist! Dann könnte es vielleicht doch sein, daß ich statt fünfzigtausend Mark sechzigtausend Mark ernte, oder gar siebzigtausend Mark? Ach, es könnten sogar achtzigtausend, ja hunderttausend Mark sein! Die Witterung ist, wie mir scheint, sehr günstig für das Gedeihen von Zwanzigmarkstücken ... Hm! Ja.!. Und was fange ich dann mit dem vielen Gelde an? Natürlich, zuerst Papas Rock! Das versteht sich. Und fürs Schwesterchen lasse ich mich photographieren, denn sonst hat sie alles. Für mich aber? Bleisoldaten? Natürlich! Russen und Japaner! Und Kriegsschiffe! Und ein kleines Automobil! Und einen lenkbaren Luftballon! Und eine Bibliothek! Aber in den Büchern statt der Blätter lauter Kuchen und Bonbons!"

Unter diesen angenehmen Vorstellungen war er auf dem Felde angekommen, und nun sah er sich sogleich nach seinen Nußbäumen um. Da er mit bloßem Auge keine erblickte, so legte er die Hände wie ein Fernrohr an die Augen, aber auch auf diese verschmitzte Weise wollte es ihm nicht gelingen, einen Nußbaum zu entdecken.

„Vielleicht bin ich zu früh daran, und sie sind noch ganz klein," sagte er er sich und rannte zu der Stelle, wo er die Zwanzigmarkstücke versteckt hatte. — Aber es war noch nicht das geringste Triebchen sichtbar.

„Hm!" machte er und kraute sich hinter den Ohren, obwohl er wußte, daß das nicht anständig ist.

Da hörte er deutlich lachen: „Hihihihihihihi!", drehte sich um und sah hinter sich auf einem Galgen einen Papagei sitzen.

„Lach nicht so dumm!" schrie er den Papagei an. „Du hast gerade Ursache, du mit deinen paar struppigen Federn."

„Immer noch mehr als du!" kicherte der Papagei.

„Das werden wir gleich sehen!" entgegnete das Kasperle, lief zu dem Brunnen, holte eine Handvoll Wasser und begoß nochmals seine Zwanzigmarkstücke.

„Hihihi! Hilft alles ni-ni-ni-nix!" lachte wieder das freche Papchen.

„Wieso?"

„Geld wächst nicht von Wasser, sondern von Schweiß."

„Was heißt das?"

„Das heißt: Geld will verdient sein.

> Wer ohne Mühe will Geld gewinnen,
> Verfällt oft Schwindlern und Schwindlerinnen,
> Kriegt nix dazu, verliert, was er hat.
> Hihihihi! die Rechnung ist glatt."

Zäpfel Kern wurde von einer schrecklichen Ahnung erfaßt. Er stotterte: „De . . . de . . . denkst du am E . . E . . Ende, mein Ge . . Ge . . Geld ist fu . . fu . . futsch?"

„Ich würde sagen, daß es beim Kuckuck wäre, wenn ich nicht wüßte, daß es beim Fuchs und bei der Katze ist."

Zäpfel Kern bekam wieder einmal Krebsaugen, stürzte sich mit seiner ganzen Länge auf die Erde, grub zwei Löcher, groß genug, zwei Esel zu begraben und sich dazu, fand aber nichts, als den Zettel, der hier zu sehen ist, und den sich das dumme Kasperle von dem gescheiten Papagei vorlesen lassen mußte, weil es selber ja immer noch nicht lesen konnte.

Von Seiner Durchlaucht dem Prinzen

[illegible]

Zuschuß von 40 Mark
baar und richtig als

[illegible]

und Belohnung für emsig ge-
leistete Arbeit in dem [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
zu [illegible], bestätigen hiermit [illegible]
mit dem Bitte um weitere
[illegible]

[illegible]

[illegible]
und zu [illegible]

[illegible]

„O diese Schurken," rief Zäpfel Kern aus und rannte mit dem Zettel in die Stadt, keinen andern Gedanken im Kopf, als den: sein Recht beim Richter zu suchen.

Ein düsteres, schwarzes, von Bulldoggen bewachtes Gebäude wurde ihm als das Reichsgericht von Hurrasien bezeichnet.

„Was will Er?" bellte ihn eine zähnefletschende Bulldogge an.

„Mein Recht!" rief Zäpfel Kern.

„Worum handelt es sich?"

„Um Raub, Betrug, Diebstahl, Schurkerei und Schufterei —"

„Das ist das Ressort des Obertribunalrats Gorilla. Drei Treppen links, Zimmer 7896."

Zäpfel fiel mehr die Treppen hinauf, als er sie hinaufstieg. An Zimmer 7896 klopfte er an.

„Herein!" schrie eine heisere Stimme.

Zäpfel Kern, noch ganz keuchend, trat ein. Das, was er erblickte, war nicht geeignet, ihm Vertrauen einzuflößen. Auf einem Tische, der ganz mit abgenagten Knochen und unzähligen Büchern bedeckt war, saß in einem ungeheuren Tintenfasse ein kolossaler rotzottiger und entgegen aller Naturgeschichte langschwanziger Gorilla, der mit seinem buschigen Schwanze emsig schrieb. Auf dem Kopfe hatte er ein schwarzes Barett, vor den triefenden Augen eine goldene Brille ohne Gläser.

„Was will Er?" kreischte ihn der Gorilla an.

„Mein Recht!" rief Zäpfel und legte den Zettel auf den Tisch.

„Warum nimmt Er sichs nicht?"

„Ich bin beraubt, bestohlen, betrogen, hintergangen!"

„Bravo!"

„Mein Vertrauen ist auf scheußliche Weise von Baron Alopex und Gräfin Mietsinsky getäuscht worden."

Der Gorilla nahm respektvoll sein Barett ab und sprach: „Ehre

dem Ehre gebührt! Preise Er sich glücklich, so vornehmen Leuten Gelegenheit gegeben zu haben, ihren Witz zu zeigen."

„Was? Glücklich preisen soll ich mich? Ich verlange, daß die Schurken bestraft werden."

„Einen Monat!" rief der Gorilla, tunkte seinen Schwanz in die Tinte und machte eine Notiz.

„Ich verlange, daß die Elenden gehängt werden."

„Zwei Monate!" rief der Gorilla und tat wie vorhin.

„Und mein Geld will ich wiederhaben!"

„Einen Monat!" rief der Gorilla, machte nochmals eine Schwanznotiz und sprach dann: „Noch was?"

„Weiter verlange ich nichts," antwortete Zäpfel Kern.

„Macht also zusammen vier Monate," sagte der Gorilla, drückte auf einen Knopf und befahl zwei darauf eintretenden Bulldoggen: „Fesselt diesen Verbrecher und werft ihn ins Loch! Ich diktiere ihm vier Monate strengen Kerker wegen Ausstoßung gröblicher Schimpfnamen und Beleidigungen gegen zwei Edelleute, sowie wegen unverschämten Begehrens, gerichtet auf Zurückerstattung einer Summe, die ihm rechtmäßig abgenommen worden ist. Im Namen Seiner Majestät des Kaisers Frißall! Punktum! Streusand drauf!"

Zäpfel Kern wollte protestieren, aber die Bulldoggen machten kurzen Prozeß, schnitten ihm das Wort ab, indem sie ihm einen faustgroßen Knebel in den Mund steckten. Dann führten sie ihn in einen unterirdischen Kerker, in dem er das Vergnügen hatte, vier Monate bei faulem Wasser und schimmligem Brote in Gesellschaft von Skorpionen, Spinnen, Tausendfüßlern und zwei ebenso dicken wie übelriechenden Ratten zuzubringen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Zäpfel Kern zappelt wieder einmal, aber diesmal zu seinem Glücke, doch wird er bald am Weiterzappeln verhindert

Nach genau vier Monaten (auch um keinen Tag weniger) erhielt Zäpfel Kern einen Tritt auf den Teil des Körpers, den er jetzt am meisten benützt hatte, und einen Ausweisbefehl aus dem Land Hurrasien.

Darüber war er gar nicht böse, denn dieses Land war ihm schon recht zuwider, und mit einem wahren Vergnügen ließ er sich die Zollplombe von der Nase abnehmen.

Wie immer, wenn er etwas Unangenehmes überstanden hatte, war er jetzt von guten Vorsätzen so angefüllt, daß es ihm ganz schwer davon im Magen war. Nichtsdestoweniger lief er schnell und munter des Wegs dahin, der ihn nach seiner Meinung nach dem Schlosse der Fee führen mußte. Da es offenbar monatelang geregnet hatte, war dieser Weg fußhoch mit Schlamm bedeckt. Aber was macht das einem Kasperle in Holzrindenschuhen!?

Spaß machte es ihm. Je mehr der Schlamm um ihn herumspritzte, desto tiefer patschte er hinein und sang dazu:

„Jetzt gehts zu meinem Schwesterlein, hurra!
Nun will ich immer artig sein, hurra!
Und hab ich auch kein Geld im Sack,
Mein Herz geht dennoch ticketack.
Froh sein wird mein Papa,
Den ich so lange nicht sah.
Hurra! Hurra! Hurra!“

Aber das letzte Hurra blieb ihm im Halse stecken, wie er plötzlich dicht vor sich mitten auf der Straße eine ungeheure Schlange liegen sah, die durchaus nicht Miene machte, ihm Platz zu machen. Mit einem seiner berühmten Kasperlesprünge machte er einen Satz von drei Metern nach rückwärts.

„So ein Biest," murmelte er vor sich hin. „Das ist gewiß der Wappendrache von Hurrasien, der sich hierher verirrt hat. Diese roten, glühenden Augen! Pfui Teufel! Und ganz grün ist sie! Ekelhaft. Ich möchte nur wissen, wozu aus ihrem Schwanze Rauch kommt? Es stinkt ganz nach Schwefel."

Und er dachte an den Duft der Ananaskügelchen von Frau Dschemma, und seine Sehnsucht, zu seinem Schwesterchen zu kommen, wurde immer größer.

Aber die Schlange rührte sich nicht vom Flecke.

Da faßte sich Zäpfel Kern ein Herz und flüsterte: „Sie, Frau Schlange, gehen Sie doch ein bißchen auf die Seite! Mein Papa wartet auf mich."

Die Schlange gähnte und hielt nicht einmal die Hand vor den Mund, was ihr aber zu verzeihen war, da sie keine hatte. Einer Antwort würdigte sie aber das Kasperle nicht, noch weniger ging sie auf die Seite.

Und Zäpfel sprach: „Das ist doch keine Manier, so den Weg zu versperren! Es ist doch anderswo Platz genug! Und mein armer guter Papa muß deswegen vor Warten schwarz werden!"

Die Schlange gähnte nochmals. Dann machte sie die Augen zu, ringelte sich noch enger zusammen, blies den Rauch an ihrem Schwanze aus und schien entweder sterben oder doch wenigstens schlafen zu wollen.

Das schien Zäpfel Kern das gescheiteste, was sie tun konnte, und er beschloß, auf den Fußspitzen näher zu gehen und dann über den Knäuel wegzuspringen. Schlich also leise herbei und setzte zum Sprunge an.

Da riß die Schlange ihr Maul wie ein Scheunentor auf und machte: „Cham!" und Zäpfel Kern schlug vor höchstem Entsetzen einen noch nie dagewesenen Purzelbaum, der zur Folge hatte, daß er mit dem Kopf in den Schlamm fuhr, während seine Beine rasend in der Luft herumzappelten.

Dieser Anblick war selbst für eine schlechtgelaunte Riesenschlange zuviel. Statt das Kasperle zu verschlingen, brach sie in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Zäpfel hielt das für Wutgeheul und strampelte noch heftiger. Und da konnte die Schlange, so unangenehm ihr das auch war, nicht anders: sie mußte sich totlachen. Selbst, wie sie schon tot war, krümmte sich ihr Leib noch immer weiter.

Zäpfel Kern aber, wie es stille geworden war, zog seinen Kopf, der jetzt wie Mandelmilch aussah, aus dem Schlamme und rannte, was ihn seine Zappelbeine tragen konnten, davon.

Wie er endlich wagte, still zu stehen, hatte es schon zu dunkeln begonnen, aber seine Nase verriet ihm, daß er sich jetzt in einer angenehmeren Gegend befand. Er hob sein Näslein schnüffelnd hoch und machte: „M! m! m! Täuscht mich meine Nase nich, so sind hier Borsdorfer Äpfel in der Nähe."

Und richtig! Ein ganzer Baum hing voll davon, nicht zwei Schritte weit weg von ihm.

Das ist fein, dachte sich Zäpfel und machte sich kein Gewissen daraus, mit der festen Absicht auf den Baum zuzugehen, ein paar Äpfel zu mausen.

Da, au! krack! fühlte er etwas an seinen Füßen zuschnappen. Er saß in einem Fußeisen fest, das ein Bauer für die Marder aufgestellt hatte, die allzuhäufig seinen Hühnerstall mit ihrem Besuch beehrten.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Zäpfel Kern erhält ein verantwortungsvolles Amt, freut sich aber gar nicht darüber

Das Kasperle schrie, brüllte, grölte, quietschte, heulte, bis es ganz heiser wurde, aber es schien, als wäre meilenweit keine menschliche Seele, ihn zu hören und zu befreien.

Die Nacht kam heran, sonst niemand.

Aber die Nacht ist keine angenehme Gesellschafterin für einen, der in eine Marderfalle geraten ist, und es war noch dazu eine stockfinstere Nacht, denn der Mond, der hinter einem kleinen Wald aufgegangen war und eigentlich die Pflicht hatte, zu leuchten, war in einen großen schwarzen Wolkensack gekrochen, wo er zu schnarchen begann. Wenigstens hielt Zäpfel Kern das Windgestöhne in den Apfelbäumen für das Schnarchen des Mondes.

Und Zäpfel Kern wimmerte vor sich hin: „Wenn ich doch auch schlafen dürfte! Diese gequetschte Stellung zwischen zwei Tellereisen ist furchtbar ermüdend. Und Hunger hab ich auch! Und zu den Äpfeln kann ich nicht. — Ach, Schwesterchen, wenn du wüßtest, wie es deinem Brüderchen geht!"

„Sie weiß es!" erklang eine holde Stimme.

„Bist du da, Schwesterchen?" flüsterte Zäpfel entzückt und erschreckt.

„Mein Herz ist immer bei dir."

„Warum hilfst du mir dann nicht?"

„Weil es gut für dich ist, etwas auszustehen."

„Danke schön. Das finde ich gar nicht!"

„Und weil du mit Recht in das Eisen geraten bist."

„Ich bin nicht bloß mit dem rechten, sondern auch mit dem linken Fuß hineingeraten."

„Tu nicht so, als verstündest du mich nicht! Du hast Äpfel stehlen wollen, und dafür sitzt du jetzt in der Falle."

„Falsch! Ich stehe darin! Sitzen wäre bequemer."

„Ich höre mit Vergnügen, daß du noch bei guter Laune bist, mein witziges Kasperle. Hoffentlich verlierst du sie nicht. Gute Nacht!"

Der Ananasgeruch, der während dieser Unterhaltung die Luft erfüllt hatte, verschwand, und Zäpfel hörte nichts weiter als das, was er für das Schnarchen des Mondes hielt.

Doch nein . . . Kamen da nicht Schritte . . .? Knackten nicht Zweige?

Und Zäpfel rief: „Hierher! Hierher! Bitte etwas schneller!"

„Na, na!" ertönte eine Stimme; „nur nicht so ungeduldig, Herr Mausehaken! Diesmal scheint es ein zweibeiniger Marder zu sein."

„Kein Marder!" schrie Zäpfel, „ein Kasperle!"

Da fiel das Licht einer Laterne auf ihn, und eine derbe Faust packte ihn am Schlaffittchen.

„Nicht so grob!" schrie Zäpfel Kern.

„Denkst du, ich ziehe mir Glacéhandschuhe an, wenn ich einen Hühnerdieb packe?" sagte der Bauer.

„Hühnerdieb? Das müßte ich mir denn doch verbitten! Ich hab mir bloß ein paar Äpfel nehmen wollen."

„Mit Äpfeln fängt man an, und mit Hühnern hört man auf, wenn man nicht noch weiter geht im Stehlen," erklärte der Bauer.

„So mach doch endlich diese ekelhafte Falle auf!" schrie Zäpfel, „und laß meinen Hals los! Oben und unten in der Klemme zu sitzen, ist ein bißchen viel."

„Du meinst vielleicht, du imponierst mir mit deiner Frechheit?" sagte der Bauer, indem er die Falle öffnete, „aber da irrst du dich gewaltig. Redensarten mach ich nicht viel. Aber kirre krieg ich dich doch. Heute Nacht wirst du so freundlich sein und meinen Hühnerstall bewachen."

„Ich?"

„Ja, du, wenn du nichts dagegen hast!"

„Ich habe sehr viel dagegen."

„Das freut mich, denn je mehr du dich erzürnst, um so mehr macht mirs Spaß."

Bei diesen Worten nahm der Bauer das Kasperle untern Arm wie ein Stück Holz und trug es fort.

An seinem Hause angekommen, legte er ihm ein Hundehalsband um den Hals, das entsetzlich enge anlag, schloß eine Kette daran, befestigte die Kette an der Hundehütte und sagte: „So, mein Herr Kasperle, und hiermit ernenne ich dich zum Nachfolger meines guten Phylax, der leider heute gestorben ist. Hoffentlich hast du mehr Glück als er in der Bewachung des Hühnerhauses. Behalte mir das nur ja gut im Auge! Und wenn die Marder kommen, so belle tüchtig. Kannst du bellen?"

„Jawohl: Wau—wau—wau! Woff—woff—woff!"

„Sehr gut! Ausgezeichnet! — Wenns regnet, darfst du übrigens in die Hundehütte aufs Stroh kriechen! Aber nicht einschlafen! Sonst!" Und er machte eine unangenehme Handbewegung, deren Bedeutung dem Kasperle nicht fremd war.

Dann ging der Bauer langsam in sein Haus, und Zäpfel Kern konnte es durch die Fenster sehen, wie er sich recht gemütlich ins Bett legte.

„Und ich!" sprach Zäpfel Kern zu sich selber, „und ich, der Sohn eines Künstlers, der Bruder einer Fee, ein Kasperle, über das ein Buch geschrieben werden soll, — ich hänge an einer Hundehütte! Tiefer kann ein Wesen von Intelligenz nicht sinken. Aber mir geschieht ganz recht! Nur meine dumme Unfolgsamkeit ist schuld daran, mein ewiges Weglaufen, meine Habgier, meine Trägheit!"

Und wieder einmal nahm er sich ernstlich vor, künftighin gescheiter und brav zu sein, o so brav ...

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Phylax der Zweite macht seine Sache besser als Phylax der Erste

Obwohl Zäpfel Kern sehr müde war, hielt er es doch für geraten, nicht zu schlafen. Erstens wegen dieser deutlichen Handbewegung des Bauersmannes und zweitens, weil es ihm un-

möglich war, im Stehen zu schlafen wie ein Pferd, sich auf das Stroh in der Hundehütte zu legen ihn aber eines Künstlersohnes und Feenbruders schlechterdings unwürdig dünkte. Die angemessenste Stellung, die er jetzt einnehmen konnte, schien ihm die zu sein, daß er sich wie ein Reiter auf das Dach der Hundehütte setzte. Bequem war der Sitz ja nicht, da das Dach sehr spitz zulief, aber er verlieh dem Kasperle doch ein stolzes Ansehen, und Zäpfel Kern konnte sich nun wenigstens einbilden, eine anständige Position inne zu haben. Von dieser Möglichkeit machte er, da er, wie wir wissen, von seinem Papa eine reiche Phantasie geerbt hatte, sofort ausgiebigen Gebrauch. Es dauerte nicht lange, und er ritt auf seiner Hundehütte in den schönsten Gegenden üppiger Einbildung spazieren, nun schon nicht der Nachfolger eines Hofhundes mehr, angelegt an eine Hundehütte, sondern ein herrlicher kühner Ritter auf einem kostbaren arabischen Schimmelhengste. Sein schönstes Abenteuer in der Einbildung war, wie er Frau Dschemma aus den Händen des entsetzlichen Obertribunalrats Gorilla rettete, der sie in seinem ungeheuren Tintenfasse ersäufen wollte. Mit lautem Hurra und nicht zu überbietendem Genusse rannte er dem verhaßten richterlichen Affen seine goldene Lanze in den Bauch und war eben dabei, das riesige Tintenfaß umzuwerfen. Da . . . was war das? . . . Hörte er nicht wispern? . . . raunen? . . . rascheln?

Er kehrte mit äußerster Geschwindigkeit aus dem bunten Reich der Phantasie in die kohlpechrabenschwarze Wirklichkeit zurück und war durchaus nicht mehr Ritter, sondern ganz und gar Phylax der Zweite.

Kein Zweifel: in seiner Nähe wurde geredet! Aber wer redete? In dieser Finsternis, bei diesem Monde, der statt zu leuchten, schlief, war ja nichts zu sehen . . . Oder doch? . . . Waren da nicht vier Katzen?

Zäpfel Kern, der, wie man sich denken kann, auf Katzen nicht

sehr gut zu sprechen war, hatte ein Gefühl, als wäre er durch das Hundehalsband wirklich ein Hund geworden, und er stellte es sich als eine große Annehmlichkeit vor, allen vier den Hals umzudrehen.

Wie sich aber eine der langen, schlanken, dunklen Gestalten von den übrigen loslöste und auf unhörbaren Pfoten zur Hundehütte geschlichen kam, da merkte er, daß es doch keine Katzen waren, und es wurde ihm zur Gewißheit, daß er es mit Angehörigen der Familie Marder zu tun hatte, also mit den Dieben, die er erwischen sollte. Die Wichtigkeit des Moments drückte ihn fast nieder. Jetzt galt es zu beweisen, wieviel Grütze im Holzkopfe, und wieviel Mut im Herzen eines Kasperle steckt.

Zäpfel rührte und regte sich nicht. Es war, als wäre seine Hundehütte ein Denkmalsroß aus Bronze, und er ein bronzener Ritter darauf.

Der Marder, mit dem Bauche fast den Boden berührend und vorsichtig mit seiner kleinen Nase schnuppernd, kroch fast bis zum Loche der Hundehütte heran, dann pfiff er leise.

Als keine Antwort erfolgte, flüsterte er: „Phylax! schläfst du?"

„Nein!" antwortete in demselben Flüstertone Zäpfel Kern.

Der Marder stutzte, denn er hatte sofort bemerkt, daß das nicht Phylax war, der geantwortet hatte. Er fragte: „Bist du nicht Phylax?"

„Nein!" antwortete das Kasperle.

„Wer bist du denn?"

„Zäpfel Kern."

„Ah! eine große Ehre! Aber was machst du denn hier?"

„Ich bin zum Nachfolger des Phylax ernannt worden."

„Hat denn der Phylax gekündigt?"

„Phylax ist tot."

„Was? Ach! Wie schade! Es war ein so guter Kerl, und es ließ sich so gut mit ihm auskommen . . . Hm . . . Aber du wirst

sicher ebenso gescheit sein wie er, und deinen Vorteil einsehen. Nicht?"

„Laß hören."

„Also: Mit Phylax haben wir folgenden Kontrakt gehabt: wir machten jede Woche einmal dem Hühnerhause einen Besuch, und Phylax tat, als merkte er nichts. Dafür erhielt er von den acht Hühnchen, die wir stahlen, jedesmal eins. Wohlgemerkt: Schön gerupft und ausgenommen, weil Hunde das nicht so verstehen wie wir."

„Ein feines Geschäft!"

„Nicht wahr? — Willst du in den Kontrakt eintreten?"

Zäpfel Kern überlegte. Dann antwortete er: „Gut! Ich nehme euern Vorschlag an. Aber wehe euch, wenn ihr mir kein Hühnchen gebt!"

„Aber, ich bitte dich!" entgegnete der Marder. „Ein Kontrakt ist doch ein Kontrakt! Aber du mußt uns das Hühnerhaus aufriegeln."

Zäpfel Kern schwang sich von seinem hölzernen Rosse und hob den Riegel der Hühnerhaustüre zurück. Schlupp — schlupp — schlupp — schlupp krochen die vier Marder hinein, unhörbar wie Schatten.

Kaum aber waren sie drin, schob, klapp, das Kasperle den Riegel wieder vor, hob wie ein Hund, wenn er bellt, die Nase hoch und durchbrach die Stille der Nacht mit einem meisterhaft echten wau! wau! wau! wau! woff! woff! woff! woff!

„Verräter!" zischten die gefangenen Marder und versuchten vergebens die Türe zu durchbeißen.

Schon aber kam mit großen Schritten der Bauer und rief: „Hast du sie?"

„Ja! Alle viere!" antwortete stolz Zäpfel Kern und setzte sich wieder auf den Sattel.

„Das ist brav!" rief der Bauer. „Du bist ein Mordskerl!" und kroch in den Hühnerstall.

Nach einigem Lärm und Hin und Her darin erschien er wieder und trug in einem Sack die vier Diebe, an die er folgende Ansprache hielt: „So gehts auf der Welt! Ihr gedachtet meine Hühner zu fressen, und nun werde ich euch verspeisen. Meine Frau Karline versteht sich auf Marderbraten in saurer Sahnensauce, wie keine andere Bäuerin. Und Zäpfel Kern kriegt zum Lohn eine Pelzjacke aus euren Fellen für den Winter und einen Schwanz als Schmuck auf seinen Hut."

„Die Freiheit wäre mir lieber," bemerkte Zäpfel Kern.

„Die kriegst du außerdem, mein Junge. Aber wie ist dir nur gelungen, was meinem guten Phylax nie glücken wollte?"

Das Kasperle, das sehr gesprächig war, hätte für sein Leben gerne erzählt, was er von dem guten Phylax wußte, aber seine anständige Gesinnung hinderte ihn, einem Toten Böses nachzusagen, und so beschränkte er sich darauf, einfach zu erklären, er habe sich schlafend gestellt und so die Marder in das Hühnerhaus gelockt. Es war zwar auch gelogen, aber eine anständige Lüge, die niemand wehtat und einem Verstorbenen die Reputation rettete.

Gerührt nahm ihm der Bauer das Halsband ab, führte ihn in die Äpfelkammer, wo sich Zäpfel alle Taschen mit den schönsten Borsdorfer Äpfeln vollstopfen durfte, und ließ ihn dann in einem weichen, warmen Bette schlafen, bis die Sonne aufging.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Traurige Nachrichten und schreckliche Geschehnisse

Als Zäpfel Kern erwachte und sich anziehen wollte, fand er seine Kleider nicht. Er lief in die Nebenstube, sie zu suchen, und gewahrte sie in den Händen der Bäuerin, die eben dabei war, die

Jacke mit den Marderfellen zu füttern und mit den Schwänzen einzusäumen. Ein Schwanz war aber bereits an seinem Hute befestigt, wie eine Fahne.

Das gefiel dem Kasperle ausgezeichnet, und als er nun gar spürte, wie warm seine Jacke geworden war, fiel er der Bäuerin um den Hals und schrie:

„Karline, Karline,
Wie warm ist mein Jackett
Karline, Karline,
Wie ist mein Hut so nett!"

Dann kriegte er Kaffee mit viel Zucker, noch einen Sack voll Äpfel, eine schöne Patschhand vom Bauern, einen Kuß von der Bäuerin, erkundigte sich nach dem Wege und lief mit frohem Sinne, jauchzend und mit den Armen schlenkernd in den frischen Morgen hinaus.

Es stiegen die Lerchen lustig zur Sonne an, und es sah aus, als wollten sie in die Sonne fliegen, so hoch hinauf hoben sie sich ins himmlische Blau, und rechts und links saßen die Hasen beim Frühstück im Kraut und stopften sich die runden Bäuchlein an und riefen: „Grüß Gott, Zäpfel! Gute Reise, Zäpfel! Grüß deinen Papa, Zäpfel!" Und Zäpfel Kern ließ seinen Marderschwanz im Winde wehen und rannte und rannte heidi, heidi!

Diesmal war er auf der richtigen Straße. Keine drei Stunden vergingen, und er stand vor der großen Eiche, an der er seine Zappelübungen gemacht hatte. Aber er hielt sich nicht lange dort auf, sondern lief mit dem Ruf: „Schwesterchen! Ich bin da!" die Lindenallee hinab zum Schlosse.

Zum Schlosse? Ja ... aber ... wo war denn das Schloß?

Keine Spur davon war zu sehen, und nur das Tor lag da, umgestürzt, auf der Erde.

„Um Gottes willen, was ist denn passiert!" schrie Zäpfel und rieb sich die Augen.

Da sangen die geschnitzten Vögel auf der Türe:

„Tief in die Erde versank das Schloß,
Versank die Fee mit dem Dienertroß,
Hat alles mitgenommen,
Weil du zu spät gekommen."

Das Kasperle warf sich lang über die Türe hin und weinte so herzbrechend sechs Stunden lang, daß sein Schluchzen den ganzen Wald erfüllte. Endlich fand er Worte und rief: „Ach Schwesterchen, was soll denn nun aus mir werden? Am Ende hast du auch meinen guten Papa mitgenommen?"

Da hörte er über sich: Päng-gong! Päng-gong! Päng-gong! und sah den silbernen Schild im Wipfel einer Linde hängen und den weißen Falken mit dem Klöppel daranschlagen.

Das gab ihm etwas Hoffnung. Er legte die Hände an den Mund und rief hinauf: „Gottlob, daß wenigstens Ihr noch da seid, Herr Ritter Falk von Weißenschwingen."

Und der Falke antwortete: „Ich soll dich zu deinem Vater bringen."

„Wo ist er denn? Wo ist er denn?"

Und der Falke rief:

„Weil er dich nicht fand
Auf dem festen Land,
Wanderte er weit zum Meeresstrand
Und zimmerte sich mit kunstreicher Hand
Einen kleinen Kahn,
Seinen Sohn zu suchen auf nasser Bahn."

Und Zäpfel rief, indem er an der Linde emporkletterte:

„O, bringe mich zu ihm, Falke mein,
Ich will dir ein leichter Reiter sein.

Trage mich, Falke, mein Flügelpferd,
Bring mich zu meinem Vater wert."

Und auf dem Wipfel der Linde angekommen, schwang er sich auf den Rücken des Falken und rief:

„Hü und hopp!
Flieg Galopp!
Eile dich, eile,
Ohne Rast und Weile!"

Und der Falke flog, den Schnabel gradaus, die Flügel weit, gleichmäßigen Schwingenschwunges dahin, jetzt über Wolken, daß Zäpfel nichts unter sich sah, als weites Grau, dann über Wälder, deren Bäume so klein aussahen, wie Grashalme, dann über Städte, die so winzig erschienen, als seien sie von Kindern aus einer Spielwarenschachtel aufgestellt, dann über Gebirge von Schnee und Eis, von dem eine so grimmige Kälte aufstieg, daß Zäpfel sehr froh war, eine gefütterte Jacke anzuhaben. Von seinen Äpfeln gab er erst dem Falken zu essen, ehe er seinen eigenen Hunger stillte. Aber es war wahrhaftig gut, daß er die Äpfel bei sich hatte, denn sie flogen zwei Tage und zwei Nächte. In den Nächten hatte er schrecklich Angst, sie könnten an den Mond oder die Sterne stoßen, aber der Falke wußte seinen Weg selbst durch die Milchstraße zu finden.

Endlich, als nach der zweiten Nacht der Tag unter ihnen graute und dann die Strahlen der Sonne aufloderten, wie ungeheuere Flammen, daß dem Kasperle die Augen schmerzten, sahen sie, gleich einem riesigen funkelnden Spiegel, das große Meer, und der Falke senkte sich sachte, sachte zur Erde nieder.

Es war eine steile Felsklippe am Strande des Meeres, wo er seinen Reiter absetzte und sprach: „Weiter kann ich dich nicht tragen, aber ich weiß, dein Vater ist nicht fern von hier! Leb wohl! Ich fliege zur Frau Dschemma zurück, denn meine Sehnsucht, sie zu sehen, ist zu groß, obwohl es für einen Falken keine angenehme

Aussicht ist, unter die Erde verbannt zu werden. Aber lieber mit Frau Dschemma in der Hölle, als allein im Himmel!"

„Grüß mir mein Schwesterchen und sage ihr, ich komme, sobald ich nur meinen lieben Vater wiedergesehen habe!" rief unter Schluchzen Zäpfel Kern.

Der Falke hob sich rauschend in die Lüfte und war, ein weißer Punkt, bald im Blau des Himmels verschwunden.

Zäpfel Kern aber wandte seine Augen zum Meere.

Da sah er unter sich eine Menge Schiffervolks am Strande aufgeregt hin und her laufen, und er beugte sich über den Abhang des Felsens und rief: „Was ist denn geschehen, daß ihr so aufgeregt seid?"

Ein Schiffer antwortete: „Ein armer alter Mann hat sich nicht abhalten lassen, mit einem kleinen Kahn ins Meer hinauszufahren, obwohl wir ihn gewarnt haben. Denn es gibt Sturm heute, einen bösen Sturm. Aber er wollte durchaus seinen Sohn suchen."

„Er ist es!" rief Zäpfel, „er ist es! Wo ist der Kahn?"

„Dort unten das Ding, das wie eine Nußschale zwischen den Wellen wankt."

Und Zäpfel schwenkte seinen Hut und schrie: „Papa! Papa! Hier bin ich! Hier!"

Und richtig: Meister Zorntiegel hatte seinen Sohn an seinem Hute erkannt und bemühte sich, seinen kleinen Kahn zum Strande zu wenden. Aber wie sehr er auch ruderte und steuerte, das Meer warf ihn immer wieder zurück. Und mit einem Male erhob sich ein entsetzlicher Sturm. Wie von bösen Geistern getrieben, jagten schwarze Wolken über den Himmel, Blitz auf Blitz fuhr in die Wellen, Donner auf Donner brüllte hinterdrein, und eine ungeheure Woge erhob den kleinen Kahn fast bis an die Wolken — — dann war nichts mehr von ihm zu sehen, und nichts als schwarze Wellen wogten durcheinander.

Die Fischer riefen: „Er ist verloren. Wir können nicht helfen. Wir wußten es ja! Gott sei seiner Seele gnädig."

Zäpfel Kern aber rief: „Dann soll er wenigstens nicht allein sterben! Papa, dein Zäpfel kommt zu dir!"

Und warf sich kopfüber vom Felsen ins Meer.

Ein Menschenkind wäre wohl sogleich ertrunken. Nicht so das hölzerne Kasperle, das vom Wasser getragen wurde und nur zu streben brauchte, mit kräftigen Arm- und Beinschlägen die Richtung nach der Stelle zu gewinnen, wo er zum letzten Male den kleinen Kahn gesehen hatte. Und wahrhaftig: Er brachte sich trotz Sturm und Wogenprall tüchtig vorwärts.

Aber die Fischer sagten: „Armer Bursche! es ist alles umsonst."

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Zäpfel Kern kommt auf eine Insel, wo alle Menschen gerade die Leidenschaft haben, die dem Kasperle ganz fremd ist

Das entsetzliche Unwetter, statt nachzulassen, steigerte sich immer mehr. Es war, als wollte das Meer sich selber verschlingen und den Himmel dazu.

Zäpfel Kern mußte bald einsehen, daß es ein lächerliches Beginnen wäre, mit zwei dünnen Holzärmchen und zwei nicht viel stärkeren Holzbeinchen gegen die Kraft des Ozeans anzukämpfen, die an diesem Tage mit Panzerschiffen Fangeball spielte und Meister Zorntiegels kleinen Kahn längst wer weiß wohin geschleudert hatte. Das Kasperle tat das Gescheiteste, was es tun konnte: Es erinnerte sich an seine hölzerne Herkunft und benahm sich ganz einfach wie ein Stück Holz. Es zog sich seinen Hut mit dem Marderschwanz bis über die Ohren, legte sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Mochte das Meer machen, was es wollte, das Kasperle kümmerte sich nicht darum und dachte sich: Rumore du nur

weiter und schmeiß mich hin, wohin du Lust hast. Angenehm war es freilich nicht, und das hölzerne Zäpfele wurde zuweilen bös herumgewirbelt. Bald flog es wie ein Pfeil (mit seinem Zuckertütenhute als Spitze) gen Himmel, bald sauste es, den Kopf nach unten, tief in die Tiefe des Meeres, bald rannte es an einen Fisch an, der deshalb wütende Augen machte, und hatte nicht einmal Zeit „Entschuldigen Sie!" zu sagen, bald verfitzte es sich mit seinem Marderschwanz in eine Korallenbank. Das Unangenehmste des Unangenehmen war die Bekanntschaft, die es gegen seinen Willen mit einem großen Polypen machte. Eine Sturzwelle warf ihn nämlich direkt in dessen meterlange Fangarme, wovon das scheußliche Tier einige hundert hatte, und mit denen es unser Kasperle umschnürte, als wäre Zäpfel Kern ein Paket, das mit der Post fortgeschickt werden sollte. Es fehlte auch nicht das Gefühl, als würde es versiegelt, denn an jedem seiner widerlichen glitschigen Fangarme hatte der Polyp eine Art Saugpetschaft, mit dem er sich an Zäpfels Körper festklebte. Zum Glück wurde die große Qualle von einer neuen Welle gegen einen Felsen geschleudert und in tausend Stücke zerrissen, während Zäpfel Kern nur ein Stück seiner Nasenspitze einbüßte.

Aber es ist ganz unmöglich, alles zu erzählen, was unser Kasperle während des Sturmes im Meere erduldete, denn dieses Hin und Her und Auf und Ab in den wilden Wellen dauerte den ganzen Tag und die nächstfolgende Nacht. Kein Wunder, daß Zäpfel Kern, als er endlich auf den sandigen Strand einer Insel geworfen wurde, laut ausrief: „Na, das war aber die höchste Zeit! Wenn ich nur keinen Schnupfen kriege!"

Nicht ohne Mühe paddelte er sich aus dem ganz mit Muscheln und kleinen Taschenkrebsen übersäten Sand heraus und seufzte: „Jetzt fehlte nur noch, daß diese Insel von Kasperlefressern bewohnt wäre."

Und er sah sich vorsichtig um. Aber er bemerkte keinen mit Pfeil und Bogen heranschleichenden Kannibalen, wohl aber einen Wegweiser, auf dem etwas geschrieben stand. Zäpfel Kern trat an ihn heran und besah sich die Schriftzüge sehr aufmerksam. Dann schüttelte er den Kopf und sprach zu sich: „Das Schreiben ist doch eine sehr sinnreiche Erfindung. Wenn ich jetzt lesen könnte, wüßte ich ganz genau, wohin dieser Weg führt . . . Aber ich kann nicht lesen . . . Und warum kann ich nicht lesen?! Weil ich nichts als Dummheiten angestellt habe . . . Verflixte Geschichten! . . . Es bleibt dabei, daß Professor Doktor Maikäfer recht gehabt hat, hundertmal recht, tausendmal recht . . . Aber was hilft es mir, daß ich das jetzt erst einsehe! . . . Ich stehe da, wie ein Esel, und wenn niemand kommt, mir das vorzulesen, werde ich morgen auch noch wie ein Esel dastehen."

Da hörte er hinter sich etwas plätschern, drehte sich um und sah einen großen schönen Delphin, der den Kopf aus den mittlerweile ruhig gewordenen Fluten herausstreckte und ihn groß ansah. Rechts und links aus seinen Nasenlöchern erhob sich ein Springbrunnen, und der hatte das Plätschern hervorgebracht.

Zäpfel Kern nahm höflich seinen Hut ab und sprach: „Guten Morgen, Herr Delphin! Das trifft sich gut, daß Sie gerade hier Ihren schönen Kopf aus dem Wasser stecken. Möchten Sie mir nicht vorlesen, was auf dieser Tafel steht?"

„Kannst du denn nicht selber lesen?" sprach der Delphin und glotzte ihn erstaunt an.

„Ich kann nur Kasperledeutsch lesen," log Zäpfel Kern.

Da hob der Delphin auch seinen Schweif aus dem Wasser, peitschte ärgerlich die Wellen damit und schnaubte: „Du willst wohl wieder eine lange Nase kriegen, he?"

„Nein," antwortete Zäpfel frech, „es würde mir genügen, wenn das Stück anwüchse, das ich auf einer Klippe im Meere aus Ver-

sehen habe liegen lassen. Aber ich merke, Sie kommen von meinem Schwesterchen."

„Allerdings!" antwortete der Delphin; „obwohl du es nicht verdienst, daß sich Frau Dschemma immer noch um dich kümmert, denn du lügst noch immer wie gedruckt. Doch es ist nicht meines Amtes, über meine Herrin zu urteilen, und so richte ich einfach aus, was mir aufgetragen ist. Hör zu!"

„Schieß los!" antwortete Zäpfel Kern. In demselben Momente hatte er eine solche Ladung Seewasser im Gesicht, daß er umfiel.

„Du scheinst mir auch keinen Spaß zu verstehen," sagte er, als er aufgestanden war.

„Es ist jetzt nicht die Zeit zum Spaßen!" knurrte der Delphin. „Und wenn du noch eine einzige unpassende Bemerkung machst, tauche ich unter. Es bekommt mir ohnehin nicht, so lange Luft zu schnappen."

Und das Kasperle sagte nun ganz artig: „Ich habe keinen Mund mehr, sondern nur noch Ohren. Verzeihen Sie mir, Onkel Delphin."

Und der Delphin sprach: „Also denn! Ich habe dir zu melden, daß du dir keine weiteren Sorgen um deinen Papa machen sollst. Er ist von einem Walfisch verschluckt worden und befindet sich in dessen Bauch den Umständen angemessen wohl."

„Gott sei Dank!" rief Zäpfel aus, „aber ich möchte nun diesen Walfisch töten und meinen Papa retten, denn immer kann er doch nicht in einer so feuchten Wohnung bleiben."

„Du Knirps willst den Walfisch töten?" knurrte der Delphin. „Weißt du denn nicht, daß er so groß ist wie eine kleine Stadt, und ein Maul hat von der Ausdehnung eines Bahnhofs, in dem bequem ein paar Güterzüge Platz haben?"

„Ist das möglich?"

„Es ist nicht bloß möglich, sondern eine Tatsache."

„Und dieses Ungetüm ist hier in der Nähe?"

„Ja, es macht diese Küsten unsicher."

„Dann will ich doch lieber ins Innere des Landes reisen."

„Das sollst du auch, denn in diesem Lande wirst du, so hofft Frau Dschemma, etwas Gutes lernen."

„Au Backe!" rief Zäpfel.

„Was?" knurrte der Delphin.

„Ich habe nichts gesagt," stotterte das Kasperle.

Und der Delphin fuhr fort: „Dies ist nämlich die Insel, die den Namen führt: Goldboden."

„Ei! Vielleicht wachsen hier die Zwanzigmarkstücke?"

„Unsinn! Sie heißt so, weil hier der Fleiß regiert, und weil davon hier der Boden goldene Früchte trägt. Die Bewohner der Insel kennen nur eine Leidenschaft: Arbeit!"

„Man soll sich aber doch vor jeder Leidenschaft hüten," meinte Zäpfel.

„Nicht vor dieser! — Aber jetzt habe ich genug geredet. Der Wegweiser dort weist auf die Straße nach der Hauptstadt des Landes. Geh nur immer der Nase nach, so wirst du zu ihr gelangen. Aber das sage ich dir gleich: ohne zu arbeiten wirst du dort verhungern! Betteln gilt dort nicht!"

„Denkst du denn, ich werde betteln!? Ich? Da kennst du mich schlecht!"

„Um so besser! Leb wohl!" Und mit einem gewaltigen Prusten tauchte der Delphin ins Meer.

Zäpfel Kern aber machte sich eiligst auf den Weg zur Hauptstadt des Landes, wo der Fleiß regiert.

Daß dem so war, merkte er bald. Die sauberen Straßen, an denen schöne Häuser mit herrlichen Läden standen, waren angefüllt mit Leuten, die allesamt offenbar ihrer Arbeit nachgingen. Nirgends ein Müßiggänger. Nirgends ein Bettler. Und alle Leute waren an-

ständig angezogen, obwohl es immer die Tracht der Arbeit war; und jede Arbeit schien geehrt; keine galt für unvornehm.

Bei aller Tätigkeit, die hier herrschte, war aber kein Hasten in der Stadt, kein Rennen, Schreien, Stoßen. Alles hatte einen ruhigen, fröhlichen Gang, und wenn es der Fleiß war, der hier regierte, so gab es eine Nebenregierung: die Freude.

Das gefiel dem Kasperle ganz gut, denn es ist immer ein Labsal, lachende Gesichter bei tüchtigem Schaffen zu sehen.

Nur: er hatte Hunger.

Und der Hunger macht ein bös Gesicht.

Darum fragte ihn ein Mann, der fröhlich einen Handkarren mit Kohlen hinter sich herzog: „Na, mein Junge, warum schaust du so sauer drein?"

„Weil ich Hunger habe," antwortete Zäpfel.

Und der Kohlenmann sprach: „Du sollst gleich keinen Hunger mehr haben. Hilf mir die Kohlen ausfahren, und ich gebe dir Lohn genug, dafür Brot und Wurst zu kaufen."

„Was?" schrie Zäpfel und rümpfte die Nase, „ich und Kohlen ausfahren!? Ich danke bestens."

„Bitte! bitte!" antwortete der Mann, „entschuldigen Sie nur! Schneiden Sie sich eine tüchtige Scheibe von Ihrem Stolze ab und verderben Sie sich den Magen nicht daran!" Sprachs und zog lachend seinen Karren weiter.

Zäpfel Kern, ganz schwach von Hunger, überlegte sich, was tun.

Da kam ein Maurer, der in jeder Hand einen Eimer voll Kalk trug. Wie er das Kasperle müßig stehen sah, empfand er Mitleid mit ihm und sprach: „Ich seh dirs an, du bist traurig, daß du keine Arbeit hast. Ists so?"

„Nein," antwortete Zäpfel, „ich bin traurig, weil ich Hunger habe."

„Das kommt auf eins 'raus," entgegnete der Maurer, „da, nimm

den kleineren Eimer und trag ihn mir zum Bau. Es ist nur, weil du mir leid tust. An Lohn solls nicht fehlen!"

Zäpfel Kern aber rümpfte wieder die Nase und sprach: „Damit ich voll Kalk werde, und mir die Hände weh tun? Nein, zu solcher Arbeit bin ich zu fein."

„Auch gut!" antwortete lachend der Maurer. „Dann fang Fliegen und iß sie in Essig und Öl. Fliegen fangen ist ein pikantes Geschäft," und ging pfeifend weiter.

„Der infame Hunger!" murmelte Zäpfel Kern. „Au! au! Es ist genau wie damals, wie mir das Hühnchen wegflog. Soll ich vielleicht wieder an einem Hause klingeln? ... Aber nein, pfui, nicht betteln!"

Da sah er vor sich ein Schaufenster, in dem lauter schöne Sachen zum Essen lagen: Schinken, Würste, Obst ... Das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Kurz entschlossen ging Zäpfel Kern in den Laden.

„Ich ... ich ... möchte eine Leberwurst und einen Apfel."

„Für wieviel?"

„Für ... für ... ich habe kein Geld."

„Dann verdien dir welches und komm dann wieder."

„Ich schlag dafür einen Purzelbaum."

„Das ist keine Arbeit."

„Ich ... ich ... ich schneid komische Gesichter."

„Das ist erst recht keine."

„Ach Gott! Ach Gott! Huhuhuhu!" Und das Kasperle weinte.

Da beugte sich eine junge Frau, die zwei Handkörbe neben sich stehen hatte, zu ihm nieder und sprach: „Weißt du was, Kleiner? Trag mir den einen Handkorb nach Hause und du kriegst ein Stück Brot."

„Ist er schwer?" frug Zäpfel und musterte den Korb.

„Leicht ist er nicht, aber du kriegst auch Honig aufs Brot."

Zäpfel hob den Korb etwas, stöhnte „uff" und setzte ihn wieder hin.

„Ein Stückchen Streuselkuchen ist auch noch da."

Zäpfel seufzte. Zäpfel überlegte. Zäpfel seufzte wieder. Zäpfel dachte an Honigsemmeln. Zäpfel seufzte nochmals. Zäpfel dachte an Streuselkuchen. Zäpfel war überwunden.

Zäpfel nahm den Korb und trug ihn, als wäre er mit Blei und Eisen gefüllt, ächzend neben der jungen Frau her, die mit einem liebenswürdigen Lächeln auf ihn herabsah.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Zäpfel Kern bekommt nicht nur Streuselkuchen, sondern auch eine Mama

Der Weg bis zur Wohnung der jungen Frau, d. h. also: der Weg bis zu den Honigsemmeln und dem Streuselkuchen, war recht hübsch weit, und, wie sie endlich am Hause angekommen waren, mußten sie auch noch vier Treppen steigen.

Zäpfel meinte bei jeder Treppe: „Ist das die letzte?" und war todunglücklich, daß er erst dort aufhören durfte, zu steigen, wo überhaupt keine mehr war.

„Zu dumm, daß die Leute die Häuser so hoch bauen, ich zieh einmal in den ersten Stock, wenn ich groß bin, das ist gewiß!"

„Aber dort hast du keine so schöne Aussicht wie hier," entgegnete die junge Frau. Und sie ließ ihn auf einen kleinen Balkon treten, der wirklich einen herrlichen Überblick über die Stadt und weit übers Land hin bis zum Meere gewährte. „Ist das nicht wunderschön?"

„Ja," antwortete Zäpfel. „Aber eine Honigsemmel ist noch wunderschöner, und Streuselkuchen ist am wunderschönsten," und er wollte durchaus in die Küche.

Aber die junge Frau sagte: „Ei, wie werde ich einen so höf-

lichen Herrn, der mir meinen Korb getragen hat, in der Küche speisen lassen, das wäre ja gegen alle gute Lebensart. Nein, mein junger Freund, du wirst hier auf dem Balkon tafeln! Meine kleine Dienerin Täubele wird gleich decken!"

„Erst decken?" maulte Zäpfel.

„Das versteht sich! Wir sind doch gesittete Leute! Nicht?"

Zäpfel, um die Wahrheit zu sagen, legte augenblicklich wenig Wert darauf, zu den gesitteten Leuten gezählt zu werden, aber darauf wurde durchaus keine Rücksicht genommen. Fräulein Täubele, ein kleines zierliches Persönchen, das nur einen merkwürdig unbeholfenen Gang und ein ganz, ganz kleines Kröpfchen am Halse hatte, brachte ein rotlackiertes Tischchen herein, deckte eine weiße Serviette darüber, stellte einen gleichfalls rotlackierten Stuhl daran, lud Zäpfel ein, sich darin niederzulassen, und erst, als alles dies geschehen war, brachte die junge Frau selber ein zierliches Brotkörbchen voll knusperiger Semmeln, eine Büchse Honig und einen Kuchenteller herbei, auf dem sich ein wahres Gebirge von Streuselkuchen erhob.

Zäpfel wollte sogleich mit allen zehn Fingern über das Streuselkuchengebirge herfallen, aber er mußte sich erst noch eine Serviette umbinden lassen und wurde dann zwar höflich, aber bestimmt eingeladen, gemäß der Ausmachung mit den Honigsemmeln zu beginnen. Einen nicht geringen Trost gewährte es ihm dafür, daß während dieser ihm sehr unnötig erscheinenden Vorbereitungen Fräulein Täubele eine gewaltige Kanne voll dampfender Schokolade und eine höchst angenehm wirkende Schüssel Schlagsahne zu dem übrigen stellte.

Nun war das Kasperle aber durchaus nicht mehr zu halten. Von den Semmeln, die er dick mit Honig lackierte, nahm er nur zwei; dafür ließ er das Streuselkuchengebirge bis auf den letzten Rest in seinen Magen verschwinden und sorgte angelegentlich da-

für, daß es auf diesem in seinen Magen verpflanzten Gebirge nicht an Feuchtigkeit fehlte. Er trank fünf Tassen Schokolade. Die Schlagsahne aber nahm er zuletzt, damit das Gebirge im Magen auch schön mit Schnee und Gletschern versehen sei.

Während dieser wichtigen Handlung verlor er kein Wort und hatte auch durchaus keinen Sinn für seine nähere und weitere Umgebung. Aber als er Teller, Tassen, Schüssel, Kannen geleert hatte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sah seine Wohltäterin mit dankbaren Kasperleaugen an, indem er sprach: „Wenn Sie wieder einmal einen Korb zu tragen haben: hier ist ein Packträger."

Die junge Frau sah ihm seltsam tief in die Augen und lächelte dazu so unbeschreiblich lieb und sanft, daß es dem Kasperle, das ja keine Mutter hatte, zum ersten Male in seinem Leben zumute war, als müsse er recht aus Herzensgrunde sagen: „Mama! Mama!"

Und er tats. Er rief: „Mama!" und setzte sich der jungen Frau auf den Schoß und — gab ihr einen Kuß? — umarmte sie? — nein —: er hob seine Kasperlenase hoch und schnüffelte wie ein Jagdhund, der Fährte gefunden hat und — fuhr plötzlich mit der Hand in den Halsausschnitt der jungen Frau und zog . . . was zog er hervor? —: das kleine Döschen mit den Ananaskügelchen, das die Form eines Frauenkopfes mit einer schwarzen Maske hatte!

Und nun küßte und umarmte er die junge Frau erst recht und schrie: „Natürlich bist du es! Mein Schwesterchen! Die schöne Frau Dschemma! O ich Esel, daß ich es nicht gleich gemerkt habe! Es kann ja auch gar niemand so lieb und gut sein wie du!"

Und er wollte seine alte Freundin schier auffressen vor Liebe. Die aber ließ sich seine Liebkosungen herzlich gern gefallen, bis er einfach nicht mehr konnte und wie ein Telegraphenapparat tak-tak-

tak-tak ungeheuer schnell hintereinander fragte: „Ja, aber das Schloß? ... Ich denke, du bist in der Erde? ... Und wo ist Löcklich? ... Und General Bumbautz? ... Und die Tauben? ... Und die Dackelsoldaten? ... Und die Kutschierkatzen? ... Und die Ananaskügelchen? ..."

Er bekam eines in den Mund gesteckt, und dann antwortete Frau Dschemma: „Es ist alles wieder in schönster Ordnung, mein liebes Zäpfele: Das Schloß steht wieder wie früher, weiß und leuchtend im Walde, bewacht von General Bumbautz mit seiner Dackelarmee, umschwirrt von den Tauben und fleißig inspiziert von Löcklich mit seinen beiden Söhnen. Ich ließ es nur verschwinden, um dir einen gehörigen Schrecken einzujagen für dein Weglaufen. Auch wollte ich erst sehen, wie du dich bei der Nachricht von dem Unternehmen deines Papas betragen würdest. Nun: da hast du dich recht wacker als ein guter Sohn und tapferer Junge benommen, und deshalb bin ich dir hierher gefolgt, nur begleitet von meinem Lieblingstäubchen, das ich zu einem Fräulein Täubele gemacht habe. Nur das Kröpschen und den wackelnden Taubengang habe ich ihr nicht wegzaubern können."

„Gurr! Gurr!" bemerkte hierzu Fräulein Täubele, „das hätte mir auch sehr leid getan, denn es gibt nichts Niedlicheres, als einen kleinen Kropf, und nichts Graziöseres, als meinen Gang."

Frau Dschemma aber fuhr fort: „Natürlich kann ich hier, wo alles fleißig ist, nicht als Fee leben. Das würde bei den braven Einwohnern der Insel Goldboden Ärgernis erregen. Deshalb lebe ich hier als Gold- und Silberstickerin und arbeite allerhand schöne Sachen zum Verkauf. Wenn du, wie ich hoffe, hier recht fleißig und folgsam sein wirst, sticke ich dir eine goldene Kasperlemütze und eine silberne Schultasche."

„Schultasche?" wiederholte argwöhnisch Zäpfel Kern.

„Du gehst doch natürlich gleich morgen in die Schule!"

sagte Frau Dschemma, als wäre das etwas ganz Selbstverständliches.

Zäpfel Kern aber hatte allerlei Bedenken.

„Ich bin doch jetzt eigentlich zu alt dazu," meinte er; „zu erfahren, zu weit gereist."

„Aber kannst trotzdem noch nicht einmal lesen und schreiben!" entgegnete Frau Dschemma. „Erinnere dich an das, was du vor dem Wegweiser dachtest! — Und überdies: Bin ich jetzt nicht dein Mütterchen? Hast du nicht Mama zu mir gesagt? Und muß ein gutes Kind nicht seiner Mama folgen?"

Da warf Zäpfel Kern alle seine dummen Einwendungen in den Wind, flog seinem Mütterchen an den Hals und rief: „Ja, Mama, ja, mein gutes, schönes, liebes Mamachen! Morgen geh ich in die Schule!"

Neunundzwanzigstes Kapitel

Das Kasperle in der Schule

Frau Dschemma und Fräulein Täubele hatten die halbe Nacht zu tun, Zäpfel Kerns Kleider in Ordnung zu bringen, die vom Seewasser natürlich schrecklich zugerichtet worden waren.

Bei dieser Beschäftigung machten sie merkwürdige Entdeckungen. So fand Frau Dschemma in der linken Hosentasche ein Seepferdchen und Fräulein Täubele förderte aus den Schuhen eine ganze Muschelbank zutage. Die Löschpapierhosen mußten als fürderhin unbrauchbar durch neue ersetzt werden. Sie hatten so viel Seewasser aufgesaugt, daß sie, nachdem das Wasser weggetrocknet war, Salzsteinröhren glichen, in denen es unmöglich war, ein Glied zu rühren. Die neuen Hosen waren aus wirklichem Samt, aber genau von derselben Farbe wie die papiernen. — Auch die Krause war durch das Wasser vollständig zerstört. Es war keine Krause

mehr, sondern eine Papierwurst. Frau Dschemma ersetzte sie durch eine seidene, der man es wahrhaftig ansah, daß sie von Feenhänden gemacht worden war. Fast war sie zu fein für einen Jungen. — Die Jacke aus blauem gelbgesternten Packpapier mit Marderfellfutter und -säumen hatte alle Sturzwellen ohne wesentliche Einbuße an Schönheit überstanden; desgleichen der Zuckertütenhut; nur waren beide etwas eingegangen. Am besten aber hatten sich die anlackierten weißen Strümpfe bewährt. An denen war überhaupt nichts zu bemerken, so viel Abenteuer sie auch schon mitgemacht hatten. Dagegen erschien es ratsam, die Schuhe aus Baumrinde durch solche aus schwarzlackiertem Kork (der ja auch eine Art Baumrinde ist) zu ersetzen, weil sie zu viel Lärm machten, was in der Schule störend gewesen wäre. Gemäß ihrem Versprechen stickte die Fee ihrem Schützlinge einen Überzug über den Zuckertütenhut aus lauter kleinen Goldblättchen. Den Marderschwanz ließ sie natürlich dran.

Man kann sich wohl vorstellen, welches Aufsehen Zäpfel Kern in diesem Anzuge mit seinem Kasperlegesicht in der Schule machte.

Die Jungen waren rein närrisch, wie sie ihn erblickten.

„Hurra! Ein Kasperle!" riefen sie und tanzten um ihn herum. „Jetzt wirds lustig." Zäpfel Kern aber erklärte bestimmt, er sei keineswegs in die Schule gekommen, um hier Unsinn und Späße zu treiben, und er ersuche seine Kameraden ebenso entschieden wie höflich, ihn ernst zu nehmen.

Diese Anrede stimmte die Schlingel nur noch heiterer, und der Anführer der Tunichtgute sprang auf das Katheder und hielt folgende Ansprache: „Meine geehrten Herrn Kollegen! Habt Ihrs gehört? Habt Ihr diesen ausgezeichneten Witz gehört? Das Kasperle will kein Kasperle sein, sondern ein Musterknabe! Vielleicht will es gar hier Anstand und Folgsamkeit und Fleiß einführen. Sollen wir uns das gefallen lassen?"

„Nein!" riefen die bösen Buben.

„Also gut!" fuhr der Oberschlingel fort, „so wollen wirs ihm sogleich zeigen, wie es einem Kasperle ergeht, das sich herausnimmt, stramme Jungens, wie wir sind, in ihren Angewohnheiten zu stören! Ich zähle bis drei, und bei drei gebe ihm jeder einen Willkommensgruß als Denkzettel."

Und so geschahs.

Es ist aber ganz unmöglich, alles aufzuzählen, was diese Frechdachse mit unserm Zäpfel Kern jetzt anstellten, der sich wahrhaftig von Schuljungen eine andere Vorstellung gemacht hatte.

Der eine goß ihm Tinte auf den Hut.

Ein anderer schüttete Streusand auf seine Krause.

Ein dritter putzte ihm mit einem nassen Schwamm die Nase.

Ein vierter stach ihn mit dem Federhalter am Halse.

Ein fünfter versuchte seine Packpapierjacke zu zerreißen (aber sie war Gott sei Dank zu fest).

Ein sechster wollte ihm die Beine mit Bindfaden zusammenbinden.

Mit wahrer Lammsgeduld ließ sich Zäpfel Kern alles gefallen. Als aber ein siebenter die Unverschämtheit so weit trieb, ihm mit dem Lineal ins Gesicht zu fahren, da verabreichte ihm das Kasperle eine derartige gesalzene Ohrfeige, daß sich der Linealheld dreimal um sich selber drehte und schrie: „Au! der kanns noch besser, als der Herr Lehrer!"

Auf die übrigen machte die Kasperlebackpfeife gleichfalls starken Eindruck. Alle bis auf den Oberschlingel traten respektvoll einen Schritt zurück. Der Oberschlingel aber schrie: „Ihr Memmen! Paßt auf, wie ich ihn jetzt zusammenboxe!" — Und er ging in Boxerstellung auf das Kasperle los, mit der festen Absicht, ihm seinen berühmten Faustschlag unter die Nase beizubringen. Aber, o weh! Noch ehe er zugeschlagen hatte, erhielt er von Zäpfel Kern

einen solchen Wirbel von Faustschlägen auf alle Teile seines Körpers, daß er glauben konnte, kein Lausbub, sondern eine Regimentspauke zu sein.

Er flehte um Gnade und reichte seinem Überwinder mit den Worten die Hand: „Du bist ein Hauptdachs! Mit dir box ich nicht wieder! Sei mein Freund! Ich hab dich furchtbar lieb!"

Diese Worte rührten das Kasperle, und es sprach: „Ich habe euch alle furchtbar lieb und wünsche nichts sehnlicher, als eure Freundschaft. Denn ich bin bloß ein Kasperle, und ihr seid richtige Jungens. Aber ich will auch ein richtiger Junge werden, deshalb hat mich meine gute Mama in die Schule geschickt. Und da dürft ihr mich nun nicht stören. Sonst haue ich euch alle mit meinen Tannenholzfäusten so zusammen, daß ihr glauben sollt, es regnet Backpfeifen, es hagelt Faustschläge, und es schloßt Rippenstöße. Auch mache ich darauf aufmerksam, daß ich für schlimmste Fälle Fußtritte auf Lager habe, die sehr dauerhafte blaue Flecken hinterlassen. Was ihr heute kennen gelernt habt, war noch gar nichts. — Im übrigen wird es mein Bestreben sein, euch nicht durch Hiebe, sondern durch Fleiß zu überwinden." Diese schöne Rede setzte unseren alten Freund bei seinen neuen Freunden noch mehr in Respekt, als die Beweise seiner Fertigkeit im Ohrfeigen und Boxen, und es ließ sich keiner wieder die Lust anwandeln, ihm einen Schabernack zu spielen.

Was aber die Hauptsache war: Der „Holzkopf" (wie sie ihn nämlich nannten), dem sie eigentlich gar keinen Verstand zugetraut hatten, bewies, daß er davon mehr besaß als sie, und das zeigte sich schon darin, daß er fleißiger war, als sie alle zusammengenommen. Er war ihnen ja auch an Erfahrung weit voraus, und dann hatte er zu Hause eine gute Fee, wie wir wissen, die ihn leitete.

So war denn sein Lehrer recht zufrieden mit ihm, obgleich manch-

mal die Kasperlenatur zum Vorschein kam und komische Zwischenälle herbeiführte.

Zum Beispiel wurde Zäpfel Kern einmal gefragt: „Wieviel ist drei mal drei?" Und was antwortete er? — „Nix!"

„Wieso denn: nix?" fragte der Lehrer.

Und Zäpfel Kern antwortete: „Drei mal drei ist neun, neun ist nein, und nein ist nix."

Da mußten alle lachen, und der freundliche Lehrer lachte mit, obwohl er sich für künftig solche Kasperlewitze verbat.

Ein andermal, in der Naturlehre, fragte der Lehrer unseren Zäpfel Kern: „Zu welcher Klasse von Tieren gehört der Fuchs?" und er erwartete natürlich die Antwort: zur Klasse der Säugetiere. Unser Kasperle aber antwortete: „Der Fuchs gehört zur Klasse der Räuber, Schufte, Diebe und Schurken."

„Was sagst du da für dummes Zeug," rief der Lehrer.

Aber Zäpfel Kern erwiderte: „Das ist gar kein dummes Zeug, ich kann es beweisen."

„Da bin ich doch neugierig," war die Antwort des Lehrers, und Zäpfel Kern begann: „Es war einmal ein Fuchs, der hieß Alopex Opex Pix Pax Pox Pux Fuchs Freiherr von Gänseklein auf Hühnersteig," und erzählte die uns längst bekannte Geschichte, die aber natürlich seinen Kameraden neu war und daher viel Interesse fand.

Trotz dieser und ähnlicher Kasperliaden war aber, wie schon gesagt wurde, der Lehrer recht zufrieden mit Zäpfel Kern, ja, er stellte ihn den anderen oft zum Muster hin, und keiner der zwanzig Schüler konnte so viel Fleißzettel und gute Zensuren mit nach Hause bringen, wie Zäpfel Kern.

Die Folge davon war, daß die besseren Schüler in unserem Kasperle wirklich ein gutes Beispiel erblickten, ihm nacheiferten und gleichfalls Fortschritte machten, die schlechten aber immer

mehr zurückblieben und deshalb ärgerlich und zugleich neidisch auf Zäpfel Kern wurden.

Und sie beschlossen daher, ihn auf ihre Seite zu gewinnen, damit er endlich aufhörte, das unbequeme gute Beispiel zu sein.

Es war eine richtige Verschwörung.

Dreißigstes Kapitel

Die Verschwörung und ihr schlimmes Ende

Die sieben bösen Buben der Klasse (denn es waren gerade jene sieben, die ihm bei seinem Eintritte so mitgespielt hatten) wußten aus Äußerungen Zäpfel Kerns, daß er sich sehr für Walfische interessierte. Und darauf gründeten sie ihren Plan. Sie wählten sich einen recht schönen, klaren, sonnigen Tag aus, der aber noch nicht zu warm war, weil ein leises Windchen vom Meere kam, und lauerten alle sieben dem Kasperle an einer Straßenecke auf, an der es auf dem Wege zur Schule bestimmt vorüber mußte. Und richtig, zur pünktlichen Zeit kam Zäpfel Kern stolz herbeimarschiert, in seinem Kopfe die Aufgaben wiederholend, über die der Lehrer an diesem Tage seine Fragen stellen würde.

Fast hätte er seine Kameraden übersehen, aber die machten sich mit einem lauten „Hurra" bemerkbar.

„Das ist nett, daß ich euch treffe," sagte das Kasperle. „So können wir zusammen in die Schule gehen."

„Wir gehen heute nicht in die Schule," erwiderte Hans, der Hauptverschwörer.

Zäpfele machte seine großen Kasperleaugen und rief erstaunt: „Na, das wird euch gut bekommen! Schwänzen, wo heute Prüfung im Rechnen ist."

„Ach was!" entgegnete Hermann, der auch ein übles Frücht-

chen war. „Die Prüfung schenkt uns der Lehrer doch nicht. Prüft er nicht heute, so prüft er morgen."

„Heute bloß mit dem Munde," erwiderte Zäpfel Kern, „morgen auch mit dem Rohrstocke." Worauf ein dritter Verschwörer, namens Eduard, mit einem großartigen Zurückwerfen des Kopfes bemerkte: „Nur eine feige Memme fürchtet sich vor diesem dünnen Stäbchen."

„Und doch," entgegnete Zäpfel, „habe ich einen gewissen dicken Eduard schon furchtbar brüllen hören, wie sich das gewisse dünne Stäbchen mit ihm beschäftigte."

„Ich habe bloß immer so getan," log der dicke Eduard, „damit der Lehrer doch auch etwas von seiner Anstrengung hätte."

Die sieben Verschwörer fanden diese Bemerkung höchst witzig und schrien vor Lachen.

Als sie sich etwas beruhigt hatten, sagte Hans: „Übrigens wird der Rohrstock gar nicht in Tätigkeit treten, denn wir schwänzen nicht aus Faulheit, sondern aus Wißbegierde."

„Jawohl," riefen die andern im Chor, „es ist gar kein eigentliches Schwänzen."

Und ein ebenso kleines, wie verschmitztes Kerlchen, das auf den Namen Max hörte, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und gröhlte: „Überhaupt fragt es sich noch sehr, ob wir nicht eine Belobigung dafür kriegen!"

Zäpfel Kern, der immer noch allzu schnell geneigt war, alles zu glauben, fragte ernsthaft: „Ja, aber, wieso denn? Schwänzen ist doch unbedingt verboten!?"

„Ja," entgegnete der abgefeimte kleine Bursche: „Wenn man aus Faulheit schwänzt! Aber nicht, wenn man aus Lernbegierde hinter die Schule geht."

„Wie wir heute," rief der Chor der Verschwörer.

„Aber was wollt ihr denn lernen?" fragte das törichte Kasperle.

„Wir wollen,“ antwortete Hans, „einen Anschauungsunterricht genießen, aber nicht bloß vor einer Bildertafel, sondern vor der Natur.“

„Jawohl! Anschauungsunterricht vor der Natur!“ riefen die sieben kleinen Lügenbälge.

„Und was wollt ihr denn anschauen?“ fragte Zäpfel Kern.

„Einen Walfisch!“ riefen die sieben wie aus einem Munde und sahen das Kasperle erwartungsvoll mit blitzenden Augen an.

Das Wort hatte in Zäpfels Holzkopf eingeschlagen wie ein Blitz. Zäpfel sah in seiner Phantasie einen Fisch von der Größe einer kleinen Stadt, mit einem Maule so groß wie ein Bahnhof und — er dachte an seinen Papa, der vielleicht gerade in diesem Ungetüm eingesperrt war.

„Einen Walfisch? . . .“ wiederholte er leise.

„Ja, den größten, den es überhaupt gibt,“ schrie der kleine Max. „Mein Vater hat mir sein Bild in der Zeitung gezeigt.“

„Ist er wirklich so groß wie eine kleine Stadt?“ fragte Zäpfel.

„Noch größer! Er ist so groß wie eine mittlere Residenzstadt!“ beteuerte Max.

„Und sein Maul ist wirklich wie ein Bahnhof?“

„Wie ein Rangierbahnhof!“ schrie Max.

„Hat vielleicht auch in der Zeitung gestanden, daß er Menschen verschlungen hat?“

„Ganze Schiffe voll Menschen hat er verschlungen,“ brüllte wiederum der nichtswürdige kleine Bengel, dem es ein Mordsvergnügen machte, das Kasperle aufzuregen. — Und Zäpfel Kern war wirklich sehr aufgeregt. Nach einer kurzen Überlegung erklärte er: „Aus Gründen, die euch nichts angehen, muß ich den Walfisch unbedingt sehen. Aber erst nach der Schule.“

Diese Erklärung kam den Sieben recht in die Quere, aber der verschmitzte kleine Max wußte gleich die rechte Antwort darauf:

„Ja, wenn der Walfisch so freundlich wäre, zu warten, bis unsere Schule aus ist! In der Zeitung steht aber, daß er sich an unserer Küste bloß zwei Stunden aufhält."

„Woher weiß denn die Zeitung das?" fragte das Kasperle.

„Die Zeitung weiß alles!" antwortete kurz der kleine Max.

„Es ist die höchste Zeit," riefen die andern.

„Wie lange brauchen wir denn hin zur Küste?" fragte Zäpfel.

„Hin und zurück eine Stunde," antwortete Hans.

„Dann lauf ich noch schnell und frag meine Mama," erklärte das Kasperle.

„Seine Mama! Seine Mama! Hahaha! Seine Mama! So ein Muttersöhnchen! Hahaha!" lachten und höhnten die Sieben, — und Hohn konnte Zäpfel Kern gar nicht vertragen.

„Hört auf, zu wiehern, oder ihr kriegts mit meinen Händen zu tun! Wir wollen doch sehen, wer von uns am wenigsten verzärtelt, am wenigstens Muttersöhnchen ist! Versucht doch, mich einzuholen, ihr Prahlhänse!"

Und Zäpfel Kern lief mit wahren Känguruhsprüngen los, die Straße zur Küste entlang, dann aufs freie Feld und schließlich über die weiten Sandflächen hin, die dem Meere vorgelagert waren. Sein Marderschwanz wehte wie eine Fahne den übrigen voran, die aber, so sehr sie sich bemühten, ihm auf den Fersen zu bleiben, ihn bald aus dem Gesicht verloren.

Zäpfel Kern war schon eine Viertelstunde lang am Meere herumspaziert, vergeblich nach dem Walfisch ausspähend, als endlich die übrigen atemlos herangekeucht kamen.

„Nun, ihr Schwächlinge," rief er ihnen entgegen, breitbeinig mit eingestemmten Armen dastehend, „wer ist jetzt das Muttersöhnchen?"

„Das Muttersöhnchen nehmen wir zurück," rief unter Zustimmung der übrigen Hans der Oberverschwörer, „aber dafür

haben wir die Ehre, dich jetzt für unseren Klassengimpel zu erklären."

„Für was?" schrie Zäpfel Kern.

„Für unseren Klassengimpel!" heulten die anderen triumphierend.

„Denn du bist uns auf den Leim gegangen! Bäh!" gröhlte der kleine Max.

„Bäh!" schrien alle übrigen und streckten die Zungen heraus.

„Was ... für ... ein ... Leim?" sagte mit drohender Stimme Zäpfel Kern.

„Der Walfisch war ein Leim!" schrien die sieben Nichtsnutze.

„Es ... es ... ist also gar kein Walfisch da!?" rief das Kasperle aus.

„Er ist bloß für einen Augenblick in die Weinstube zum fidelen Hering gegangen," höhnte der kleine Max.

„Nein," schrie Hans, und wollte sich biegen vor Lachen, „er hat eine entfernte Cousine getroffen und tanzt mit ihr auf einer Sandbank Polka."

Und die infamen Schlingel faßten sich an den Händen und tanzten selber Polka um das ganz verblüffte Kasperle herum.

Als Zäpfel endlich etwas zu sich kam, fand er nur das eine Wort: „Lügner!"

„Gimpel! Gimpel! Trallala!" sangen die Sieben.

„Schweigt! Oder ...!" drohte Zäpfel Kern.

„Was oder?!" rief Hans, „willst du uns vielleicht drohen?"

„Ja, sieben lahme Heuschrecken seid ihr!"

„Was sagt er?" schrien die Verschwörer.

„Sieben Jammerhühner!"

„Was?!"

„Sieben erbärmliche Flöhe in meinen Augen!"

„Was?! Heuschrecken? ... Jammerhühner? ... Flöhe? ... Willst du das sofort zurücknehmen?" kreischte es durcheinander.

„Ich etwas zurücknehmen vor solchen Memmen, wie ihr seid?" höhnte Zäpfel Kern. „Lächerlich! Kommt doch her, wenn ihr Mut habt, ihr Feiglinge!"

Und er stellte sich mit vorgehaltenen Fäusten höchst kriegerisch hin.

Die Sieben aber stellten sich ihrerseits in Schlachtordnung auf und stürmten dann unter wildem Hurrah! auf Zäpfel Kern los, ihren Anführer Hans an der Spitze.

Infolgedessen war es auch Hans, der zuerst einen Faustschlag vor die Brust erhielt und sich heulend im Sande wälzte. Aber den übrigen war auch nichts geschenkt. In weniger als einer Minute hatte jeder der Nichtsnutze den Lohn für seine Untat ohne Abzug ausgezahlt erhalten, sei es in Form einer Ohrfeige, eines Faustschlages oder eines Fußtrittes, wies gerade kam, und Zäpfel Kern hatte das große Vergnügen, das Heer seiner Feinde im Sande herumzappeln zu sehen, wie Fische, die aufs Land geraten sind.

Aber trotz ihrer Beulen und blauen Flecke gaben die Sieben den Kampf noch nicht auf. Zwar, das sahen sie ein, im Nahkampf waren sie dem Kasperle nicht gewachsen, aber im Kriege werden ja die Entscheidungen durch Fernkämpfe herbeigeführt, durch Wurfgeschosse. Wozu hatten sie ihre Bücher bei sich?

Und sie griffen in ihre Büchertaschen und begannen ein Bombardement auf Zäpfel Kern mit ihren Schulbüchern. Lesebücher, Rechenbücher, biblische Geschichten, Geschichtstabellen, Zeichenmappen sausten durch die Luft, aber Zäpfel Kern war ebenso gewandt, wie er stark war, und wußte sich so geschickt zu wenden, zu drehen, zu bücken, daß sämtliche Bücher an ihm vorbei und über ihn wegflogen ins Meer.

Zahllose Fische kamen sofort mit offenen Mäulern herbei, hoffend, einen fetten Brocken zu erwischen, aber sie fanden, dumm und den Wissenschaften abhold, wie Fische nun einmal sind, diese gelehrten Bücher ungenießbar und spuckten sie wieder aus.

Auch ein riesiger Hummer war, durch den Spektakel aus seiner Ruhe gestört, herbeigelockt worden. Er stützte sich mit seinen meterlangen Scheren auf eine Klippe und glaubte, zur Vernunft raten zu sollen, indem er Laute von sich gab, die da klangen, als würden dicke Bretter zersägt.

Die Sieben verstanden natürlich nicht, was das bedeuten sollte, aber Zäpfel Kern vernahm sehr wohl diesen Sinn der Sägetöne: „Welch ein Unfug! Welch eine Schändlichkeit! Muß euch ein alter Hummer lehren, daß Kinder sich nicht balgen sollen! Wißt ihr nicht, welch schlimme Folgen bisweilen daraus entstehen? O, ihr Nichtsnutze! Sind dazu die Bücher da, die euren Eltern soviel Geld gekostet haben? Wahrlich ich sage euch: meine Hummerkinder sind vernünftiger als ihr."

Statt aber dem ehrwürdigen Schaltiere recht zu geben, rief ihm Zäpfel Kern höhnisch zu: „Lassen Sie sich lieber Umschläge um den Hals machen, statt uns Ihre Meinung zu sagen, um die wir Sie nicht gefragt haben! Sie sind ohnehin heiser. Trinken Sie eine Kanne Kamillentee! Legen Sie sich zu Bett und versuchen Sie, zu schwitzen!"

Die Strafe für diese Frechheit folgte ihr auf dem Fuße. Während Zäpfel Kern sich mit diesen Worten an den ehrwürdigen Hummergreis wandte, schlichen die Sieben herbei, erwischten seine Schultasche und entnahmen ihr neue Munition.

Darunter war ein sehr schweres Geschoß: Andrees großer Schulatlas.

Ehe es Zäpfel Kern verhindern konnte, nahm Hans das gewichtige Buch und schleuderte es gegen ihn. Zu seinem Glücke bückte sich das Kasperle auch diesmal rechtzeitig, aber dafür traf der Atlas mit voller Wucht den kleinen Max so heftig an den Kopf, daß der Junge, bleich wie ein Käse werdend, umfiel und mit den Worten: „Mama! ich sterbe" die Glieder von sich streckte.

Bei diesem Anblicke jagten die sechs anderen, von Schrecken und Entsetzen gejagt, davon, und Zäpfel Kern sah sich mit dem starr und steif daliegenden Max allein.

Einunddreißigstes Kapitel

Gepackt, gehetzt, entwischt

Eigentlich hätte sich das Kasperle mit besserem Rechte entfernen können, als die sechse, die schließlich angefangen hatten und die Schuld an dem ganzen Unglück trugen, aber es zeigte sich auch hier wieder, daß er in seinem Brustkasten aus Tannenholz ein ehrliches, gutes und tapferes Herz hatte.

Er lief ans Meer, befeuchtete sein Taschentuch und legte es dem kleinen Max auf Stirn und Schläfen, indem er mit klagendem Tone sprach: „Max! Max! Mach doch die Augen auf! Ich bins ja nicht gewesen! Gewiß nicht! Und es tut mir so furchtbar leid! . . .“

Aber Max rührte und regte sich nicht. Zäpfel erhob seine Stimme und fuhr fort:

„Sieh mal, Max, wenn ich gewußt hätte, daß das draus würde, hätte ich mich ruhig von euch ausspotten lassen. Aber wer konnte auch das denken und voraussehen! . . . Ach wie schrecklich sind wir gestraft für unsere Schwänzerei und Balgerei! . . . Ach hätte ich doch meine gute Mama gefragt, die mir immer gesagt hat: Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. Damit will ich aber nichts gegen dich gesagt haben, armer, kleiner Max! Du bist ja am schlimmsten bestraft . . . Mach doch die Augen endlich auf . . . Sag doch ein Sterbenswörtchen! . . . Mir wird schrecklich angst, wenn du dich gar nicht rührst.“

In diesem Augenblicke hörte er zu seiner Freude Schritte hinter sich, — zu seiner Freude, denn er hoffte, es seien die anderen, die sich nun doch auf ihre Pflicht besonnen hätten.

Wie erschrak er aber, als er sah, daß es zwei Strandpolizisten mit ihrem Fanghunde waren, die in eiligem Laufe herbeikamen.

„Was machst du da!" schrie der eine.

„Was ist hier geschehen!" rief der andere, und beide zogen ihr Notizbuch aus dem Waffenrock.

„Ich ... ich" ... antworte Zäpfel Kern ... „ich bins nicht gewesen."

„Natürlich!" rief der eine.

„Das sagen alle Verbrecher!" schrie der andere.

„Aber ganz gewiß bin ichs nicht gewesen", erklärte Zäpfel Kern. „Wir haben uns ein bißchen gebalgt und da ..."

„Und da ... und was da ...?" rief der eine.

„Ich will es dir sagen," schrie der andere: „und da hast du deinem Kameraden einen Stein an den Kopf geworfen."

„Nein: Andrees Schulatlas!" erklärte Zäpfel.

„Noch schlimmer!"

„Und nicht ich hab ihn geworfen!"

„So! Also hat er ihn sich selber an den Kopf geworfen?"

„Nein! der Hans wars."

„Ah! der Hans! Wo ist denn dieser Hans?"

„Fortgelaufen ist er."

„Ach, was du nicht alles zu erzählen weißt. Weißt du noch mehr solcher Märchen?"

„Es ist die Wahrheit!"

„Nun, das werden wir auf der Polizeiwache sehen! Marsch! Aufgestanden! Du kommst mit uns!"

„Aber der kleine Max! Ich kann doch den kleinen Max nicht so daliegen lassen!"

„Das laß unsere Sorge sein! Hättest du ihm nicht das dicke Buch an den Kopf geworfen, so läge er nicht halbtot hier."

„Aber ich bins ja doch nicht gewesen! Ich bin ja doch unschuldig!“

„Genug! Das wird sich herausstellen! Und nun nochmals: Marsch auf die Polizeiwache! Den Verwundeten bringen wir einstweilen in einer Fischerhütte unter.“

Sie pfiffen einen Fischer herbei, übergaben ihm den kleinen Max, nahmen Zäpfel Kern in die Mitte und zogen mit großen Schritten der Stadt zu.

Zäpfel Kern war mehr tot als lebendig, und je näher er der Stadt kam, um so entsetzlicher kam ihm seine Lage vor. Er und auf die Polizeiwache geschleppt! Womöglich des Mordes angeklagt! Er sah sich schon zum zweiten Male gehängt, aber es gab keine Fee mehr, die ihn rettete, denn seine gute Mama würde gewiß vor Trauer und Schmerz über den ungeratenen Sohn sterben.

Er war so voller Trübsinn und Grausen, daß er nicht einmal weinen konnte, und ließ seinen Kopf so tief sinken, daß sein schöner goldener Hut mit dem Marderschwanz auf das Straßenpflaster fiel.

Da kam ein Windstoß und trieb den Hut huij! vor sich hin und huhuij! in eine Nebengasse.

Bei diesem Anblick vergaß das Kasperle alles und sprang mit seinen berühmten Gewaltsätzen hinter dem davonrollenden Hut her.

„Haltet den Mörder!“ riefen die Strandpolizisten, die das für eine List hielten.

Aber die Leute auf der Straße der Stadt, wo der Fleiß regierte, hatten mehr zu tun, als Ausreißer zu fangen. Sie sagten einfach: „Jeder soll sein Geschäft besorgen. Zum Verbrecherfangen ist die Polizei da.“

Da blieb den Polizisten nichts anderes übrig, als ihren berühmten Fanghund Schnapps auf das Kasperle zu hetzen, und nun begann eine Jagd, von der heute noch auf der Insel Goldboden die unglaublichsten Geschichten erzählt werden.

Wahr ist, daß Zäpfel Kern, seinen Hut, nachdem er ihn erwischt hatte, im Munde tragend und mit den Armen so schlenkernd, daß man glauben konnte, eine Windmühle komme dahergerannt, drei Stunden lang vor dem furchtbar bellenden Schnapps herfloh, wobei er zweimal durch sämtliche Straßen der Stadt kam. Die Gewandtheit im Laufen und Ausweichen, die er dabei bewies, machte die Flucht zu einem Schauspiele, das selbst die fleißigen Goldbodenleute verlockte, von ihrer Arbeit aufzusehen und die Kasperlejagd zu beobachten. Zäpfel Kern sprang über Droschken, ja über Trambahnwagen weg, eilte durch Markthallen, Passagen, Alleen, kletterte an Bahndämmen hinauf, sprang über den Stadtbach, kroch durch neu gelegte Wasserleitungsröhren durch — aber der entsetzliche Schnapps war ihm immer auf den Fersen.

Da, endlich, gelang es ihm, das Freie zu gewinnen, und nun rannte er in noch gewaltigeren Sätzen zum zweiten Male an diesem Tage dem Meere zu und kurz entschlossen direkt ins Wasser hinein.

Das war seine Rettung. Schnapps konnte zwar wundervoll laufen, aber nicht schwimmen, und das gelungenste war, daß der berühmte Fanghund, der sich in seinem Amtseifer auch ins Wasser gestürzt hatte, plötzlich zu wimmern anfing und rief: „Hilfe! Zäpfel! Mein Herzenszäpfel! Rette mich, oder ich muß ersaufen."

Und wirklich: es war nur noch seine Nasenspitze zu sehen, während er jammerte.

„Siehst du wohl?!" rief Zäpfel, der ganz vergnügt auf dem Wasser hin- und herschoß, „das kommt davon!"

„Hilfe!" heulte Schnapps nochmals, „mir wird schon schwarz vor den Augen", und auch die Nasenspitze sank unters Wasser.

Wie das Zäpfel sah, regte sich sein gutes Herz in ihm und er dachte sich: Das ist, so scheint es mir, einer von den Fällen, die

mir meine gute Mama vorgestellt hat, wenn sie sagte, man soll Böses mit Gutem vergelten.

Und er schwamm auf die Stelle zu, wo Schnapps verschwunden war, tauchte geschickt unter, ergriff den bereits unbeweglich am Meerboden liegenden Fanghund am Schwanze, lud ihn auf den Rücken und schwamm mit ihm ans Land, wo er ihn behutsam niederlegte.

„Na, alter Junge, wie gehts," sagte er zu ihm, wie Schnapps die Augen aufschlug.

„Naß, Zäpfel, naß inwendig und auswendig. Statt dich zu kriegen, hab ich, glaub ich, die Wassersucht gekriegt. Aber soviel weiß ich, ein Kasperle jag ich nimmer."

„Und danke schön sagt du gar nicht?" meinte Zäpfel.

„Ich bin noch zu schwach dazu," antwortete Schnapps. „Du mußt mit einem stummen Zeichen meiner Erkenntlichkeit fürlieb nehmen." Und er wackelte dankbar mit dem Schwanze.

Aber nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich bin eine treue Hundeseele und vergesse keine Wohltat, Zäpfel. Vielleicht ist es mir einmal vergönnt, dir das zu beweisen."

„Schon gut, alter Schnapps!" antwortete Zäpfel Kern; „es ist mir ein Vergnügen gewesen, und damit Schluß!"

Dann gab ihm Schnapps noch eine zärtliche Pfote, und Fanghund und Verbrecher schieden als gute Freunde.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Gefangen, geschuppt, in Mehl gewälzt und . . .

Um nur ja nicht wieder in die Hände der Polizei zu fallen, warf sich Zäpfel Kern neuerdings ins Meer und schwamm eine gute Strecke um die Insel herum, aber immer dem Lande nahe genug, um an einem günstig erscheinenden Orte das Wasser mit festem Lande zu vertauschen.

Diesen Ort glaubte er gefunden zu haben, als er eine Grotte erblickte, aus der ein rauchender Schornstein emporragte.

Wo Rauch ist, ist Feuer, dachte sich Zäpfel, und wo Feuer ist, ists warm, und wos warm ist, ists gut für einen, der durch und durch naß ist.

Also schwamm er munter auf die Grotte zu und befand sich bald zwischen zwei Klippen, die ihr wie Wände vorgelagert waren.

Schon wollte er sich an einer dieser Klippen in die Höhe schwingen, da hatte er das sonderbare Gefühl, gehoben zu werden, ohne zu sehen, von wem und wodurch. Erstaunt blickte er über sich und sah etwas Schreckliches: einen ganz grünen, dicken, runden Kopf, die Haut grün, die Augen grün, die Haare grün; und an diesem Kopfe saß ein ebenso grüner Oberkörper mit zwei gleichfalls grünen Armen, und diese zwei Arme wippten eine Netzstange in die Höhe und mit der Stange ein Netz und mit dem Netze Zäpfel Kern.

Das scheint mir doch nicht der richtige Ort zu sein, dachte sich Zäpfel Kern und wollte zum Netz hinaus, aber das wollten die mit ihm gefangenen Hunderte von Fischen auch, und sie konnten es ebensowenig wie er.

Ein Zappeln und Zucken und Zerren war um ihn herum, und ein Blinken und Blitzen und Blenden von Flossen und Schwänzen — es ist nicht zu sagen.

Noch ein Schwung, und das Netz war aus dem Wasser. Dann wurde es gemächlich in die Grotte hineingezogen, und Zäpfel Kern hatte nun die beste Gelegenheit, sich durch Augenschein zu überzeugen, daß auch Unterkörper und Beine des Ungetüms durchaus grün waren. Der Mensch (denn ein Mensch schien es nach seinem Körperbau doch zu sein) war wirklich grün wie eine Eidechse, nur lange nicht so hübsch. An Stelle von Kleidern hatte er gelblich grünes Seetang um sich herumgeschlungen, und auf dem Kopfe trug er als eine Art von Schmuck einen dicken Wulst von glit-

schigem Seemoos. Alles an ihm tropfte und triefte und roch nach Fisch.

Wie das Netz mit den zappelnden Fischen auf dem etwas trockeneren Boden des Hintergrundes der Grotte lag, wo auf einem rohen Herde ein qualmendes Feuer ein wenig Licht gab, murmelte der Grüne: „Ein schöner Fang! Ein guter Fang! Will sehn, was mir im Netze zappelt."

Und er sortierte die Fische in verschiedene Eimer, indem er vor sich hin murmelte: „Seelachse! — Gut! Gut! Seehechte! — Schön! Schön! Knurrfische! — Bravo! Bravo! — Seezungen! — Wohl! Wohl! —" Und dann sang er mit einer unangenehmen, schmatzenden Stimme:

„Gut und schön und brav und wohl:
Alles kommt ins Kasserol!"

Da fiel sein Blick auf Zäpfel Kern, der auf dem Grunde des Netzes lag und sich ganz still verhielt, und er packte ihn an den Beinen und hob ihn hoch, indem er schnalzte: „Ha! Wat n det vorn Fisch?"

„Ich bin kein Fisch!" rief beleidigt Zäpfel Kern.

„Versteh, min Jung! Du bist n Hummer!"

„Nein doch!' protestierte Zäpfel Kern und schlenkerte die Arme, „ich bin ein Kasperle."

„Also n Kasperlefisch! So n Viech hab ich noch nie fretten!"

„Du sollst mich auch nicht fressen, du grünes Ekel du! Merkst du nicht, daß ich ein mit Sprache und Verstand begabtes Wesen bin?"

„Du bist also n Quatschfisch!? Woll! Dafür sollste mit deinem Verstande wählen dürfen, ob ich dich kochen, backen oder braten soll."

„Fort will ich! Weg will ich! Hier stinkts!"

„In meinem Magen riechts um so besser nach Seehecht, Seezunge, Seelachs, Knurrfisch!"

Jetzt kriegte es Zäpfel Kern aber mit der Angst, und er verlegte sich aufs Bitten, und wie das nichts half, aufs Betteln. Aber auch das half nichts.

Der grüne Kerl breitete ihn einfach wie einen Fisch aufs Knie und fing an, ihn mit einem Messer zu schuppen.

„Aber ich habe ja gar keine Schuppen! Du schabst mir ja bloß meine Kleider vom Leibe!"

„Schuppen oder Kleeder, alles ejal. Ick frette bloß det nackichte Fleesch. Aber n Kleed kriegste doch, min Jung, und noch dazu n sehr scheenet!"

Mit diesen Worten warf er Zäpfel Kern in eine Mulde voll Mehl und wälzte ihn darin so herum, daß das Kasperle um allen Atem kam.

„Jetzt," so sprach Zäpfel Kern zu sich selbst (aber ohne den Mund aufzutun, denn sonst wäre ja auch dahinein Mehl gekommen), „jetzt ist alles aus und vorbei, jetzt werde ich zum Backen hergerichtet, und dann komme ich in die Pfanne mit Butter oder Schmalz, und das alles, weil ich mich habe verführen lassen, zu schwänzen. Ach Mama, Mama, wie recht hast du gehabt, wenn du sagtest: Der Weg hinter die Schule führt in des Teufels Küche. Ach, welch gräßliches Los!"

Weiter konnte das Kasperle nicht mit sich reden, denn es fühlte sich am Kopfe gepackt und über eine Pfanne mit brodelnder Butter gehalten, deren Geruch ihm zu jeder anderen Zeit wohlgetan haben würde, nur nicht jetzt, wo er dazu bestimmt war, selbst darin zu brozeln . . .

Dreiunddreißigstes Kapitel

... gerettet. Aber dann geht nicht alles so fix, wie es Zäpfel Kern gern haben möchte

Das grüne Scheusal wollte gerade unser Kasperle in die kreischende und zischende Butter legen, da fühlte es sich hinten an seiner Seetangschürze gepackt und gezogen. Der Grüne drehte sich wütend um und sah, daß es ein großer Hund war, der ihm auf so unverschämte Weise merken ließ, daß auch in ihm der Geruch der bratenden Butter Appetitsgefühle erweckt hatte.

„Gehst du gleich weg, Bestie?!" schrie der Eidechserich und gab ihm einen Tritt.

Aber Zäpfel Kern, der mit seinen Todesangsttränen Löcher in seine Mehlhaut geweint hatte und durch diese Schlitze Schnapps, den Fanghund, erkannte, rief, soweit es ihm in dem mehlverpappten Zustande seines Mundes möglich war: „Bleib da, Schnapps, und rette mich!"

„Wo bist du denn?" bellte Schnapps.

„In den Händen dieses grünen Übels!" schrie Zäpfel Kern und streckte wie ein Ausrufezeichen seine Zunge aus dem Mehlkleister.

„Wu—wu—wu—wuff!" brüllte Schnapps mehr, als daß er bellte, sprang den Grünen an und entriß ihm das Kasperle.

Es ist wahr, er hinterließ dabei ein paar Zahneindrücke im Sitzholze Zäpfel Kerns, aber derlei Schönheitsflecken müssen mitgenommen werden, wo es Sein oder Nichtsein gilt, und unser Kasperle, das soeben im Rachen des Todes gewesen war, kam sich in Schnappsens Rachen wie auf einem Kanapee vor.

Fürs erste mußte er noch eine Weile darin bleiben, denn es galt jetzt, vor dem Fischfresser zu fliehen, der unter greulichem Fluchen hinter Schnapps herrannte. Aber schon nach ein paar Minuten konnte der Fanghund seinen mehligen Freund in den Sand legen,

denn das grüne Ungetüm hatte sich einen viel zu dicken Seelachs-, Seehecht-, Seezungen- und Knurrfischbauch angefressen, als daß es imstande gewesen wäre, einen ordentlichen Dauerlauf auszuhalten.

„Wer hätte das gedacht," nahm zunächst Zäpfel Kern das Wort, „daß du so bald Gelegenheit finden würdest, mir die kleine Gefälligkeit zu vergelten, die ich dir erwiesen habe! Ich danke, danke, danke dir!" Und das glückselige Zäpfele schloß zärtlich seine Arme um Schnappsens Hals und drückte ihm einen der herzhaftesten Küsse auf die Nase, die je auf irgendeinen Körperteil eines Menschen odes Tieres gedrückt worden sind.

„Mach doch keinen solchen Kram wegen der Bagatelle," entgegnete Schnapps und leckte sich den Kuß von der Nase weg (denn es war ein mehliger Kuß) „wir sind jetzt quitt, und damit punktum! — Übrigens, um es dir zu gestehen, ich habe schon wieder eine Bitte an dich."

„Was denn?"

„Erlaubst du, daß ich dir das Mehl ablecke? Ich habe nämlich gräßlichen Hunger."

„Aber bitte, bediene dich ungeniert! Ich bin sogar froh, wenn ich diese ekelhafte Kruste los werde."

„Sie ist keineswegs ekelhaft, sondern schmeckt vorzüglich. Allerdings würde sie noch besser schmecken, wenn sie erst in die Butter gekommen wäre."

„Hör auf! Hör auf! Mir wird schlimm, wenn ich daran denke! — Hast du gesehen, daß mich der grüne Schuft gerade in die Butter schmeißen wollte!? Es ist kein Zweifel: wenn du nicht gekommen wärst, läg ich jetzt zermalmt und zerkaut als Speisebrei im Bauche dieses Salatmenschen. Ich bin überzeugt, daß selbst das I n n e r e seines Bauches grün ist. Begreifst du, wie man so grün sein kann?"

„Es sind doch auch eine Menge Raupen grün."

„Ja, aber als Mensch grün zu sein, ist doch ekelhaft geschmacklos. Ich werde Zeit meines Lebens eine Abneigung gegen diese Farbe behalten und gewiß nie mehr Spinat und Salat essen können."

„Nun, das ist das schlimmste noch nicht. Ich habe mich nie für diese Gemüse erwärmen können. — Aber da fällt mir ein: ich habe mir hinter der Polizeiwache einen Kalbsknochen vergraben. Nimm mirs nicht übel, aber die Sehnsucht nach diesem Andenken an mein letztes Mittagsbrot ist so groß, daß ich sie kaum ertragen kann: ich muß zu meinem geliebten Knochen. Wenn du willst, kannst du aufsitzen."

„Ja, aber nur bis in die Nähe der Stadt, beileibe nicht bis zur Polizeiwache!"

„Also dann reit auf mir bis zur Fischerhütte; von dort aus kannst du, da es bald Nacht ist, ohne Gefahr in die Stadt schleichen."

Und Zäpfel Kern setzte sich auf Schnappsens wolligen Rücken und ritt im Galopp durch die Abenddämmerung bis zur Fischerhütte, wo sich die beiden aufs allerfreundschaftlichste mit Kuß und Umarmung verabschiedeten.

Schnapps war kaum in der Dämmerung verschwunden, da öffnete sich die Tür, und ein alter Fischer trat aus der Hütte.

Zäpfel Kern erkannte sogleich, daß es derselbe war, dem die beiden Polizisten den kleinen Max übergeben hatten. Und er fragte mit einem Beben in der Stimme: „Wißt Ihr nicht, was aus dem kleinen Jungen geworden ist, den Euch heute früh die zwei Polizisten übergeben haben?"

„Freilich weiß ichs," antwortete der Fischer.

„J . . . i . . . ist er to . . . to . . . tot?" stotterte vor Angst Zäpfel Kern.

„Nein, tot ist er nicht, aber er hat Fieber und liegt im Bett."

„Hurra!" schrie Zäpfel Kern und machte einen Luftsprung, „hipp, hipp, hurra! Wenn er nur nicht tot ist."

„Ja, aber es hätte nicht viel gefehlt! Dieser infame Bengel, der Zäpfel Kern, hätte beinahe sein Leben auf dem Gewissen."

„Wer?"

„Na, dieser Kasperleburſch, dieser Vagabund und Tunichtgut."

„Ich bitte um Entschuldigung: Zäpfel Kern ist ein ausgezeichneter, braver, fleißiger, ordentlicher Junge."

„Was nicht gar. Du kennst ihn offenbar nicht persönlich."

„Doch, ich kenn ihn ganz gut. Es gibt keinen besseren Schüler, keinen gehorsameren Sohn, und sein Papa sowohl, wie seine Mama haben alle Ursache, auf ihn stolz zu sein."

In diesem Augenblicke gabs einen Knax in seinem Gesichte, und wutsch! fuhr die Nase um eine Handlänge nach vorn.

„Halt!" rief Zäpfel Kern und hielt seine Nase fest, „ich habe gelogen! Zäpfel Kern ist der dümmste aller dummen Jungen! Ein Schlingel! Ein Bengel! Ein Lümmel! Ein Lausbub! Ein Schulschwänzer! Ein Raufbold! Seine Eltern haben nichts als Ärger mit ihm und täten recht, wenn sie ihm die Hosen stramm zögen. — Aber ach —: er hat ja keine Hosen mehr! Keine Hosen, keine Jacke, keine Krause, keinen Hut und keine Schuhe. Denn seht: ich, ich, ich bin Zäpfel Kern, ich, der nackt vor Euch steht und nicht mehr wagen kann, nach Hause zu gehen."

Bei dieser Selbstanklage rutschte die Nase ruckweise wieder zurück; dafür aber wurden die Augen vor Weinen immer größer.

„Nu, nu, nu!" tröstete ihn der alte Fischer. „Wo so herzliche Reue ist, wird auch Hilfe und Verzeihung sein. — Hätt ich eine alte Hose, einen alten Rock, eine alte Mütze — weiß Gott, ich gäbe sie dir gern, aber ich habe nichts als den Kartoffelsack dort,

deine Blöße zu bedecken. Indessen: besser ein Kartoffelsack als nichts."

„Wird er mir denn aber auch stehen?" meinte das eitle Kasperle.

„Für das Elend wird keine Modezeitung gedruckt," antwortete der Fischer. „Kriech nur in den Sack! Ich schneide oben ein Loch für den Kopf und rechts und links zwei Löcher für die Arme hinein, und fertig ist der Sonntagsrock."

Und so geschahs. Schön wars nicht, das Gewand, und warm wars auch nicht, aber Zäpfel Kern war schließlich doch froh darum, und, schnell frech werdend, wie es seine Art war, nannte er es sein Reformkostüm.

Übrigens hatte es einen Vorteil: es stach nicht von der grauen Farbe des Abends ab, und das war unserm Zäpfel sehr lieb, der am liebsten unsichtbar in die Stadt gegangen wäre. — —

Zum Glück waren die Straßen ganz leer, denn die fleißigen Bewohner der Insel Goldboden hatten nicht die Angewohnheit, nachts in den Straßen herumzubummeln. Sie lagen alle längst zu Bette, und die Stadt schien ausgestorben zu sein. Kein Licht, keine Laterne; alles dunkel, alles still.

Nur mit Mühe und Not fand sich Zäpfel Kern zu Frau Dschemmas Haus.

„Ob mich Mama wohl rein läßt?" dachte er für sich, wie er vor der Türe stand. — „Ach ja! Sie wird schon! Sie ist ja so gut!" — Und er klingelte.

Aber es rührte sich nichts.

Er klingelte wieder.

Aber es rührte sich wiederum nichts.

Er klingelte nochmals.

Und es rührte sich nochmals nichts.

„Ach Gott! Ach Gott!" weinte er vor sich hin. „Sie macht nicht auf."

Klingelte aber doch nochmals und starrte zum vierten Stocke hinauf, ob nicht endlich, endlich jemand am Fenster erschiene.

Nach einer halben Stunde öffnete sich das Fenster wirklich, und ein Lichtlein blinzelte ins Dunkel.

Zäpfel Kern strengte seine Augen an und erkannte den Kopf einer ungeheuren schwarzen Waldschnecke, die zwischen ihren Fühlern eine brennende Laterne trug.

An erstaunliche Dinge im Hauswesen der Fee gewöhnt, wunderte er sich nicht weiter darüber, sondern rief: „Ist Frau Dschemma da?"

„Ja," antwortete etwas verschleimt die Schnecke.

„Ist sie noch auf?"

„Nein!"

„So weck sie!"

„Darf nicht!"

„Warum nicht?"

„Hats verboten!"

„Aber ich bin doch ..."

„Wer?"

„Na: ich!"

„Wer: ich?"

„Zäpfel."

„Was für n Zäpfel?"

„Zäpfel Kern! Das Kasperle!"

„Was für n Kasperle?"

„Der Frau Dschemma ihr Kasperle."

„Herrje! Ach nee! Ei, ei! Ach so! Ja dann! Nu ja! Da werd ich gleich kommen! Gleich! Wart nur ein Augenblickchen!"

„Gott sei Lob und Dank!" dachte sich Zäpfel Kern. „Nun wird mich bald mein gutes Mamachen ins Bett bringen."

Ja — Schnecken! Es dauerte eine Stunde, es dauerte zwei Stunden, und nichts rührte sich.

Das Kasperle klingelte wieder, und an einem Fenster des dritten Stockes erschien das Lichtchen. Die Schnecke beugte sich gemütlich vor und rief noch verschleimter als vorhin: „Was ist?"

„Naß ist," rief wütend Zäpfel Kern, „und kalt ist, und langweilig ist, und zwei Stunden sind kein Augenblickchen!"

„Bei einer Schnecke schon," antwortete ruhig das phlegmatische Wesen und schloß das Fenster.

Zäpfel Kern aber begann zu rechnen: „Wenn die Schnecke vom vierten Stock zum dritten Stock zwei Stunden gebraucht hat, so braucht sie vom dritten zur Haustüre sechs Stunden. Das ist eine angenehme Nacht!"

Und Zäpfel Kern begann wütend hin- und herzutrippeln und die Schläge der Turmuhr zu verfolgen. Herrgott, wie langsam liefen die Stunden! Um so schneller lief Zäpfel Kern in seinem Sacke. Und er fing an, die Fenster an den Häusern zu zählen und die Bürgersteigplatten zu zählen und die Pflastersteine zu zählen. — Half alles nichts. Die Zeit kroch wie eine Schnecke.

Endlich, endlich waren sechs Stunden vorüber. Jetzt mußte diese langweilige Schnecke doch kommen!

Fiel ihr aber gar nicht ein. Die siebente Stunde war vorbei, und sie war noch nicht da.

Da wurde das Kasperle aber wild; es zog nicht: es riß an der Klingel.

Kam deshalb die Schnecke? — Nein! — Aber der Klingelgriff riß ab, und Zäpfel Kern kugelte in die Gosse, mitten zwischen zwei verfaulte Kohlstrünke.

Er wischte sich mit einem Zipfel seines Sackpaletots die Brühe vom Gesicht und nahm sich vor, geduldig zu sein. Es konnte ja nur noch Minuten dauern.

Aber es ging wieder eine Stunde vorbei, und immer noch rührte sich nichts.

Und Zäpfel Kern vergaß seinen vernünftigen Vorsatz und trampelte, da er nicht mehr klingeln konnte, mit beiden Füßen wie verrückt gegen die Türe.

Daraufhin kam nun wohl die Schnecke sofort? — Keine Spur. — Aber der linke Fuß des Kasperle durchbrach das Holz der Türe und klemmte sich darin fest.

Und nun konnte Zäpfel Kern nicht einmal mehr trampeln, sondern lag höchst unbequem auf der Türschwelle, das eine Bein in der Türe, das andere auf dem Bürgersteige.

Und just da erschien die Schnecke und sprach ebenso freundlich wie pomadig: „Na, ... bin ich ... nicht schnell ... gekommen? ... In meinem Leben ... bin ich ... nicht ... so ... gelaufen! ... Ich habe ... eine ganze ... Schweißspur ... hinter ... mir ... gelassen. ... — Aber ... wie ... komisch ... liegst ... du ... denn ... da?"

„Komisch?" ächzte Zäpfel Kern; „das kann auch bloß eine Schnecke komisch finden. Es ist vielmehr entsetzlich unbequem, und ich muß dich sehr entschieden bitten, meinen linken Fuß gefälligst los zu machen."

„Ich?" rief die Schnecke verwundert aus. „Bin ich ... ein ... Zim ... mer ... mann? Ich ... bin ... eine ... alte ... ehrliche ... Schnecke."

„Das merk ich an deiner Langsamkeit."

„Wie ungerecht du bist! Ich ... bin ... geflogen!"

„Geflogen nennt sie das! Aber einerlei: du siehst doch wohl ein, daß ich nicht so liegen bleiben kann."

„Warum ... denn ... nicht?"

„Es wird ja gleich Tag, und die Leute fallen über mich weg."

„Da ... brauchst du ... nur ... immer ... zu ... rufen: Ob ... acht! Hier ... liegt ... jemand!"

„Mach keine Witze!"

„Ich ... hab ... in meinem Leben ... noch ... keine ... Witze ... gemacht ... Wir ... Schnecken ... sind ... ein ernst ... haf ... tes ... Geschlecht."

„Ja, und ein langweiliges!"

„Ach so!? ... Du willst ... mich ... be ... lei ... di ... gen? Da ... kann ... ich ... ja ... wieder zu ... Be ... be ... bette ... geh ... he ... he ... heh ... en."

Und die Schnecke machte ruhig die Türe zu und verschwand.

Zäpfel Kern aber verlor die Besinnung.

Vierunddreißigstes Kapitel

Zäpfel Kern führt den Beweis, daß ihn das Schicksal noch lange nicht genug gezwiebelt hat, indem er wiederum einem Verführer Gehör schenkt. Diesmal aber ist der Verführer genau so dumm — wie er

Als Zäpfel Kern wieder zu sich kam, wagte er kaum die Augen aufzuschlagen, denn die vielen schrecklichen Erlebnisse des vergangenen Tages und der vergangenen Nacht hatten in seinem Kopfe eine dumpfe Angst zurückgelassen, und er war sich gar nicht sicher, ob er sich beim Erwachen nicht auf einer Polizeiwache, oder im Magen des Grünen, oder angeheftet an die Haustüre finden würde. Indessen, wie er die Augen aufschlug, hatte er den schönsten Anblick von der Welt: Frau Dschemma, die sich lieblich über sein Bett beugte und sprach: „Na, wie fühlt sich mein Zäpfele?"

„Oh, so gut!" rief das Kasperle, „denn ich bin bei dir!" Und er schlang seine Arme um ihren schönen Hals und küßte sie auf ihren lieben Mund und fühlte sich selig, geborgen und froh.

Aber Frau Dschemma sprach: „Eigentlich sollte ich dir nicht mehr gut sein, Zäpfel; du weißt schon, warum!"

„Ach ja," sagte kleinlaut das Zäpfele.

„Aber ich wills doch nochmal mit dir versuchen, obwohl ich beinahe fürchte, du wirst mirs wieder schlecht vergelten."

„Nein, nein, nein!" rief Zäpfel, und war voll der schönsten und besten Vorsätze.

„Nun, wir wollen sehen," unterbrach ihn die Fee, als er all diese guten und schönen Vorsätze aufzählen wollte, „und wir wollen die Sache diesmal anders anfassen. Da du als Kasperle durchaus nicht gut tun willst, so werde ich mit Hilfe meiner Feenkraft morgen einen richtigen Jungen aus dir machen. Das freut dich hoffentlich."

Zäpfel Kern wackelte nachdenklich eine Weile mit dem Kopfe, dann sprach er: „Ich habe es mir immer gewünscht: das ist wahr; aber, seit ich die Schuljungen kennen gelernt habe, scheint es mir beinahe, als sei ein Kasperle geradesoviel wert, wie die meisten unter ihnen, und vielleicht mehr."

„Ich sag ja nicht, daß du ein böser Bube, sondern daß du ein richtiger braver Junge werden sollst. Es ist auch wirklich nötig, daß mit dem Kasperletum Schluß gemacht wird, denn ins Gymnasium kann ich dich schließlich nicht mit dem Zuckertütenhut schicken."

„Was ist denn das wieder?" rief Zäpfel argwöhnisch. — „Gimpelnasium? Ich habe keine Gimpelnase, und wegen dem Namen Gimpel war ja die große Schlacht am Meere."

„Gymnasium ist die Anstalt, wo die Jungen noch mehr lernen, als in der gewöhnlichen Schule."

„Noch mehr? Wozu denn noch mehr? Hat denn das Lernen nie ein Ende?"

„Ein Mensch lernt nie aus."

„Dann will ich kein Mensch werden."

„Auch nicht, wenn ich dich bitte?"

Frau Dschemma sagte das so sanft und gütig, daß Zäpfel Kern

nicht widerstehen konnte und rief: „Wenn d u s willst, Mama, geh ich aufs Gimpelnasium und Finkennasium und Amselnasium und überhaupt auf jedes Nasium, was es gibt, und werde ein Mensch, der nie auslernt, obwohl das schrecklich langweilig sein muß."

„Dann ist heute also dein letzter Kasperletag, mein liebes Zäpfel," sagte Frau Dschemma, „und diesen Tag wollen wir durch einen großen Schokoladenschmaus mit Makronentorte und Schlagsahne feiern, zu dem du all deine Schulkameraden einladen darfst. Da es Sonntag ist, werden sie sicher alle kommen dürfen. Gleich nach Tische kannst du gehen, sie einzuladen, und während du das tust, koche ich mit Fräulein Täubele hundert Liter Schokolade und backe fünfzig Makronentorten und schlage hundert Liter Schlagsahne."

„Mit recht viel Vanillezucker, nicht wahr, Mama?" rief Zäpfel Kern und sprang aus dem Bette.

Kaum, daß das Mittagessen vorüber war, machte er sich in einem neuen Kasperleanzug (denn heute mußte er ja noch als Kasperle gehen), der genau dem alten nachgebildet war, auf den Weg, nur mit halbem Ohre auf die Mahnung Frau Dschemmas hörend: „Aber Punkt fünf mußt du zurück sein."

Ah, wie kam er sich in seiner grünen Hose, seiner blauen, gelbgesternten Jacke, seiner roten Krause und seinem goldenen Zuckertütenhütchen, das auch wieder einen Marderschwanz hatte, schön vor. Ah, wie herrlich klang ihm das Klipp-Klapp seiner Korkschuhe. Ah, wie tat es ihm wohl, daß alle Leute sich umdrehten und zueinander sagten: „Guck mal: ein Kasperle!"

„Eigentlich ist es doch schade, daß ich nun so langweilig angezogen gehen soll, wie die richtigen Jungen!" dachte er sich: „schwarz oder grau, höchstens blau mit einem weißen Kragen und einem bunten Schlips. Und meine entzückende krumme Nase wird gewiß auch geopfert werden, die mir ein solches Ansehen gibt ... Hm.

Hm. Schade. Wirklich schade ... Aber, Mama wills, und also ists gut! Punktum! Streusand drauf! Fertig! — —"

Daß seine Einladung überall mit Halloh aufgenommen wurde, versteht sich. Auch auf der Insel Goldboden können sich die Kinder nicht alle Tage in Schokolade baden und mit Schlagsahne einseifen. Man fand die Idee eihfach großartig. Selbst der kleine Max erklärte, zu kommen, und wenn man ihn im Bette hinfahren müßte.

Nur einer machte Schwierigkeiten, und gerade an dem war unserm Kasperle gelegen, obgleich der Lehrer ihm oft gesagt hatte, er möge sich vor keinem Mitschüler so hüten wie vor ihm.

„Er macht keine dummen Streiche mit den anderen," hatte der Lehrer gesagt, „aber man sieht es ihm an, daß er fortwährend welche auf eigene Faust plant, und ich bin überzeugt, eines Tages macht er den allerdümmsten von allen. Ihr nennt ihn ganz treffend Spinnifax, denn er spinnt immerfort Faxen und Pläne, mit denen sich ein Kind nicht abgeben soll. Natürlich hält er sich deswegen für besonders gescheit — aber gerade das ist seine Dummheit. Hüte dich vor ihm, Zäpfel!"

Infolge dieser Warnung hatte sich das Kasperle mit Spinnifax wenig abgegeben, aber zu seinem Schokolade-Schlagsahne-Makronentortenfeste wollte er gerade besonders ihn gerne haben.

Spinnifax aber erklärte rundweg: „Nein, ich komme nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich Besseres vorhabe."

„Was denn?"

„Eine große Sache!"

„Was für eine große Sache?"

„Nichts für Kasperles."

„Aber ich bin ja schon morgen keins mehr."

„Um so schlimmer für dich!"

„Wieso denn?“

„Weil es immer noch besser ist, ein Kasperle zu sein, als ein gewöhnlicher Junge.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß! Denn: Was steht einem gewöhnlichen Jungen bevor, wenn er sich nicht rechtzeitig frei macht? — Eine Schule nach der andern! Gymnasium, Universität, — was weiß ich! Es hört nie auf.“

„Allerdings! Der Mensch lernt nie aus.“

„Ja, wenn er so dumm ist, sich von einer Schule in die andere schicken zu lassen.“

„Was soll er denn tun?“

Spinnifax drehte sich nach allen Seiten um, ob auch kein Lauscher in der Nähe wäre, und sagte dann leise: „Sich dem Verein ‚Auskneifia‘ anschließen.“

„Was ist das für ein Verein?“

„Das ist eine geheime Verbindung von lauter fixen Jungen, die Grütze im Kopf und Mut in der Brust haben, und die das verbotene Buch des Doktor Schlaumeier kennen, das den Titel hat: ‚Die ewige Ferienkolonie Spielimmerland‘.“

„Geheime Verbindung“, „Verbotenes Buch“, — dem Kasperle lief ein angenehmes Gruseln den Rücken hinunter.

„Was . . . was steht denn in dem Buche?“

„Wundervolle Kunde von einem wundervollen Lande, genannt Spielimmerland, wo es keine Schulen gibt und die Kinder die Herren sind! Wo jeder Tag Sonntag ist! Wo die großen Ferien am ersten Januar anfangen und am letzten Dezember enden!“

„Großartig!“ rief Zäpfel Kern mit aufrichtiger Bewunderung aus. „Dieses Land wäre durchaus nach meinem Geschmacke! Und was macht man denn in dem Lande, wenn nie Schule ist?“

„Was soll man machen? Spielen! — Haschen, Verstecken,

Räuber und Dragoner, Fuchs aus dem Loche, Ball werfen, Pritschball, Fußball, Faustball, Blindekuh —, na, kurz, was es überhaupt gibt."

„Auch Wettrennen? Darin bin ich nämlich groß."

„Selbstverständlich! Das ist sogar das Staatsspiel in Spielimmerland, und wer darin gewinnt, wird König, bis ein andrer kommt, der noch besser rennen kann."

„Dann werd ich König auf Lebenszeit," rief Zäpfel Kern mit blitzenden Augen aus. „Ich gehe mit! Ich gehe mit!"

„Famos!" sagte Spinnifax. „Heut abend fahren wir ab."

Aber Zäpfel Kern kraute sich hinter den Ohren und sprach: „Nein! Es geht nicht. Morgen werde ich ja, meiner Mama zuliebe, ein Junge."

„Und gehst wieder in die Schule? Prost Mahlzeit!"

„Mir wird wohl nichts anderes übrig bleiben."

„Doch! Dir bleibt noch was übrig!"

„Was denn?"

„Fünfundzwanzig gesalzene vom Lehrer, wegen der Sache mit dem kleinen Max."

„Bitte sehr! Das bin ich nicht gewesen!"

„Schwindle nur nicht! Die andern habens ja gepetzt!"

„Wann denn?"

„Na: gestern! Plötzlich kamen alle sechs in die Klasse gelaufen und erzählten, daß du ihnen was von einem Walfisch vorgelogen und sie zum Schwänzen verleitet hast."

„Ah, diese Lügenbeutel!"

„Ja, und dann hast du sie ausgelacht, und wie sie dich höflich und artig getadelt haben, hast du dem kleinen Max deinen Atlas an den Kopf geworfen."

„Ah! Ah! Ah!" stöhnte Zäpfel Kern. „Diese niederträchtigen Verleumder! Und ich soll ein Junge werden, wie die? Niemals! Niemals!"

Er war außer sich.

Spinnifax fuhr fort: „Natürlich hat unser lieber Herr Lehrer, gescheit wie er ist, alles geglaubt und das spanische Röhrchen für dich in Bereitschaft gestellt. Das wird ein Fest morgen werden für die Klasse, wenn du übergelegt wirst und das Stöckchen dir fünfundzwanzigmal etwas zuflüstert."

„Hör auf!" schrie Zäpfel Kern. „Es ist entsetzlich!"

„Und ich," sagte Spinnifax, „werde indessen mit den anderen Ausreißianern unter Leitung des Doktor Schlaumeier nach Spielimmerland fahren, wo es keine Schule, also auch keine Ungerechtigkeit und keine spanischen Röhrchen gibt."

„Und ich fahr mit!!!" schrie Zäpfel Kern ganz wild. „Ich fahr mit! Ich will kein Junge werden, wie diese kleinen Scheusale. Und ich will nicht ins Gimpelnasium! Ich kann schon lange genug! Ich will, will, will und will nicht! Nein, nein, nein, nein! König will ich werden im Wettrennen! Ich mit meinen erprobten Beinen! König in Spielimmerland! König Zäpfel der Erste!"

„Also, dann mach und komm mit! Ich weiß, wo der Wagen hält, den Doktor Schlaumeier kutschiert!" erklärte Spinnifax.

Und die beiden dummen Jungen liefen zur Stadt hinaus ins Freie.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Zäpfel Kern bewährt sich wieder einmal als Reiter, vernimmt eine Stimme, ohne auf sie zu hören, sieht einen Esel weinen und kommt durch ein Land, das ihm (zu seiner Ehre) gar nicht gefällt

Sie mußten eine gute Weile laufen, bis sie an einen waldigen Holzweg zwischen zwei Bergen kamen, wo nach Spinnifaxens Erklärung der von Doktor Schlaumeier kutschierte Wagen der Ausreißia halten würde, um sie aufzunehmen. Mehr als einmal wurde Zäpfel Kern dabei von Gewissensbissen befallen, mehr als

einmal war er fest entschlossen und auch schon im Begriffe, umzukehren, aber wenn Spinnifax ihm die Prügel ausmalte, die ihn am Montag in der Schule erwarteten, und dann die, wie er sagte, fabelhafte Überbürdung mit Schularbeiten, die ihm im Gymnasium bevorstünde, und im Gegensatz dazu das wonnige Leben in der ewigen Ferienkolonie Spielimmerland — dann ließ sich das dumme Kasperle immer wieder bewegen, weiter mitzugehen; und wie er dann den Wagen der Auskneifia herankommen hörte und ihn in seiner Pracht erblickte, da waren alle guten Vorsätze, alle Gewissensbisse und, ach, auch alle Gedanken der Liebe und Dankbarkeit zu Frau Dschemma aus seinem wankelmütigen Kasperlekopf weggeblasen, und er begrüßte den Auskneifianerwagen mit einem Purzelbaume der Bewunderung und des Entzückens.

Gewiß, so fürstlich prachtvoll, wie Frau Dschemmas blaue Galakutsche, war der Wagen nicht, aber er hatte etwas Lustiges, wie er so herangeglöckelt kam, gezogen von vierundzwanzig Eseln und besetzt mit vierundzwanzig Jungen zwischen sechs und zwölf Jahren. Es war eine Art offener Omnibus, dessen Bänke aber so angeordnet waren, daß immer die nächsthintere etwas höher war, als die vordere. So sah der Wagen aus, wie ein kleiner Kasperletheatersaal auf Rädern, und die Jungen auf den sechs Bänken (denn auf jeder Bank saßen vier, die kleinsten auf der untersten und so weiter nach der Höhe hinauf), — die Jungen machten wahrhaftig auch den Eindruck, als hätten sie das lustigste Kasperletheater vor sich: so lachten und kreischten und jauchzten sie und schwenkten die Arme vor unbändigem Vergnügen. Die Esel waren köstlich angeschirrt und mit silbernem Zaumzeug und weißledernem Riemen und hatten rosarote Schleifen an den Schwänzen und rosarote Stutze auf den Köpfen. Am putzigsten aber nahm es sich aus, daß sie in der Zeichnung von Zebras himmelblau und weiß angemalt waren und — gelbe Stulpstiefel trugen. Nun aber erst der Kutscher,

das heißt Herr Dr. Schlaumeier, — wie lustig sah der erst aus! Er hatte einen roten Frack mit goldnen Knöpfen, eine kanariengelbe Weste, weiße Lederhosen und einen veilchenblauen Zylinder. Seine Kanonenstiefel aber glänzten so, daß man sich drin spiegeln konnte. Doch das alles war nichts gegen sein Gesicht. An diesem Gesichte lachte alles: die Augen, die Lippen, die Stirn, das Kinn, die Nase, die Ohren — ja, selbst die Nasenlöcher lachten . . .

Kein Zweifel, es gab keinen fideleren, freundlicheren, gutmütigeren Menschen, als Doktor Schlaumeier. Jedes Wort von ihm war eine Zärtlichkeit, jede Bewegung ein Streicheln —, der reine Zuckermann!

Wie er Zäpfel Kern und Spinnifax erblickte, brachte er sofort durch ein lautes Brr die Esel zum Stehen, sprang vom Bocke und küßte beide ab, indem er sprach: „Grüß euch Gott, meine geliebten jungen Freunde, grüß euch Gott! Ich bin überglücklich, daß ich noch zwei weitere junge Herren nach Spielimmerland fahren darf, und gar so besonders hübsche und gescheite. Freilich ist nur noch ein Platz neben mir auf dem Bocke frei, den ich für Herrn Spinnifax reserviert habe, aber es soll mir ein Vergnügen sein, zu Fuß nebenherzulaufen, wenn der andere junge Herr („mein Name ist Zäpfel Kern," stellte sich das Kasperle artig vor), also wenn Herr Zäpfel Kern die Güte haben wollte, meinen Platz einzunehmen."

„Davon kann durchaus keine Rede sein," entgegnete höflich unser Freund. „Wenn der Herr Doktor gestatten, so setze ich mich auf den rechten der hintersten beiden Esel. Es ist nicht das erstemal, daß ich reite."

„O, das sieht man Ihnen an, Herr Zäpfel Kern," rief der zuckersüße Doktor Schlaumeier aus, „Sie sind der geborene Reitergeneral."

Das Kasperle, für Schmeicheleien allzu zugänglich, zweifelte nicht einen Augenblick an der Ehrlichkeit dieser Äußerung und

wollte sogleich zeigen, daß er ihrer würdig sei; nahm also einen Anlauf, um auf den Rücken des Esels zu springen, gelangte aber sonderbarerweise nicht dorthin, sondern in den Straßengraben, von dessen Rande aus er seinen schönen Anlauf genommen hatte.

Sämtliche sechs Parkettreihen des fahrenden Theatersaales schwankten unter dem heulenden Gelächter ihrer Inhaber.

Nur Doktor Schlaumeier, der ewig lächelnde, lachte nicht. Wer genauer hinsah, hätte merken können, wie sein zuckersüßes Gesicht plötzlich einen grausam bösen Ausdruck annahm. Er sprang plötzlich auf den Esel zu, der Zäpfel abgeworfen hatte, tat so, als sagte er ihm etwas ins Ohr, und biß ihm dabei wütend die ganze Ohrspitze ab.

Indessen hatte sich Zäpfel Kern aus dem Straßengraben erhoben, nahm einen zweiten Anlauf und gelangte diesmal wirklich auf den Rücken des Esels, aber nur, um im nächsten Augenblicke in einem mehr eleganten als angenehmen Schwunge wieder abgeworfen zu werden. Die Ausreißianer fanden das wiederum unendlich komisch, und Doktor Schlaumeier bekam noch ein böseres Gesicht. Und er biß, indem er sich wieder anstellte, als sage er dem Esel nur etwas ins Ohr, ihm die linke Ohrspitze ab. Dann sprach er: „Jetzt wirds gehen, mein lieber junger Freund. Dieses Eselchen hat seine Mucken, aber ich habe ihm nun nochmals gut zugeredet, und jetzt wird er keine Sperrenzchen machen."

Und so war es: Zäpfel Kern nahm seinen dritten Anlauf und gelangte fest in den Sitz.

Doktor Schlaumeier schnalzte mit der Zunge, rief: „Hü!" und die vierundzwanzig Esel setzten sich in Bewegung.

Zäpfel Kern fühlte sich hoch zu Esel unendlich erhaben und wußte vor Eitelkeit nicht, wie er sich in seinen Hüften wiegen und seinen Kopf im Reiten wippen lassen sollte.

Da . . . wessen Stimme war denn das, die jetzt zu ihm sprach?

Er hörte deutlich die Worte: „Armes Kasperle! Ich habs gut mit dir gemeint."

Zäpfel Kern kehrte sich um, ob vielleicht einer der Jungen...? Aber nein, die waren alle eingeschlafen, und Doktor Schlaumeier sang vor sich hin:

„Alle meine Eselchen,
Eselchen, Eselchen,
Alle meine Eselchen
Laufen im Trab.
Oh wieviel Eselchen,
Eselchen, Eselchen,
Oh wieviel Eselchen
Bei mir ich hab!"

Ich habe wohl geträumt, dachte Zäpfel Kern. Aber nach einer Weile klang dieselbe Stimme an sein Ohr: „Wenn ich nur sagen dürfte, was ich weiß, ich Unglücklicher... Ach Kasperle, Kasperle, was steht dir bevor!... Wie konntest du nur so dumm sein und glauben, es sei gut, der Schule zu entfliehn! Ach! ach! ach! Daß es doch immer wieder Jungen gibt, die den Verführern glauben."

Die letzten Worte gingen bereits in einem Schluchzen unter, und nun sah Zäpfel Kern deutlich, daß sein Reitesel dicke Tränen weinte.

Das Kasperle drehte sich um und rief: „Herr Doktor! Herr Doktor! Mein Eselchen weint."

„Laß den dummen Esel weinen, wenn er nichts besseres zu tun hat," antwortete der Doktor, „wer wird sich um jeden Esel kümmern..."

„Aber er tut mir leid."

„Das mußt du dir abgewöhnen, mein lieber Junge. In Spielimmerland braucht man kein Mitleid, weil dort nichts als Freude ist."

„Ja, aber ... das arme Eselchen ..."

„Unsinn! Wer weiß, vielleicht weint es vor Freude, einen so schönen Reiter zu haben ... Laß ihn! ... Hör lieber zu, was ich dir jetzt sage ... Weißt du, wo wir jetzt sind?"

„Nein!"

„Sieh dich um! Was da im Mondschein rechts und links glänzt, ist das Meer. Wir sind auf der großen Brücke, die von der Insel Goldboden zu dem Lande der Wanstphalen führt."

„Ach ja!' rief Zäpfel Kern, froh, seine Weisheit zu zeigen, „mit der Hauptstadt Münster!"

„Nicht doch! Nicht Westfalen, sondern Wanstphalen. Das ist das Land der Dickwänste, die nichts tun, als Knödel essen und dickes braunes Bier trinken. Glückliche Leute, kluge Leute. Nicht so dumm, wie die Bewohner von Goldboden. Wir werden durch alle Städte dieses gesegneten Landes kommen, denn es liegt vor Spielimmerland. Die beiden Länder gehören gewissermaßen zusammen, denn, wenn die Kinder in Spielimmerland groß und des Spielens müde werden, so ziehen sie nach Wanstphalen und setzen sich bei Knödel und Bier zur Ruhe, fürderhin nichts weiter treibend, als die Pflege ihrer Bäuche, die denn auch, wie du sehen wirst, bei der ausgezeichneten Kost und dem Fehlen jeglicher Arbeit und Sorge herrliche Ausdehnung annehmen. Der erste Ort, durch den wir kommen werden, heißt Wansten. Dort sind die Bäuche noch kümmerlich. Es genügt, Reifen um sie zu schlagen und zu ihrer Stütze kleine eiserne Streben an den Füßen anzubringen. Aber in Wanstersheim, dem nächsten Orte bereits, muß schon ein Rad unter dem Bauche anmontiert werden. In Wanstlingen zwei, in Wanstmünster drei Räder. In Wanstantinopel aber, der prächtigen Hauptstadt von Wanstphalen, sind vier Räder nötig."

„Ist das nicht unbequem?"

„Keineswegs, denn die Räder sind mit einer elektrischen Batterie verbunden und ziehen somit Bauch und Mann ganz nach Wunsch. Es ist wie bei einem Automobil. Der betreffende Wanstphale drückt auf einen Knopf, wenn er gehen will, und sofort zieht ihn sein beräderter Bauch vorwärts, ohne daß er selbst die geringste Mühe hat. Will er dann stehen bleiben, so drückt er einfach auf einen anderen Knopf."

„Und wenn sie schlafen wollen?"

„Ein Ruck an einem Hebel, und die Räder legen sich an die Seite des Bauches, der Bauch sinkt langsam nieder, der Wanstphale sinkt in die Knie (als ob er seinen Bauch anbetete) und legt seinen Kopf auf den Bauch, wie auf das weichste Federkissen."

„Also schlafen die Wanstphalen nicht in Häusern?"

„In Wanstphalen gibt es nur Wirtshäuser, und das sind einfach lange Hallen, in denen rechts Knödelschüsseln und links Bierfässer stehen. Dort spielt sich das ganze Leben der Wanstphalen ab, und dort schlafen sie auch."

„Keine Theater? Keine Kirchen? Keine Geschäfte?"

„Wozu denn? Wer bloß seinen Bauch pflegt, braucht keine Theater, keine Kirchen, keine Geschäfte."

„Und keine Gerichte? Keine Amtsgebäude?"

„Nichts Gerichte! Nichts Amtsgebäude! Die Wirtshäuser sind die Amtsgebände. Die Wanstphalen haben einige dumme Kerle aus Goldboden angestellt, die ihnen Bier brauen und Knödel kochen. Das sind ihre einzigen Beamten."

„Ich kann mir das aber doch eigentlich nicht nett vorstellen, immer bloß essen und trinken und seinen Bauch spazieren fahren."

„Weil du noch zu jung und nicht weise genug bist, mein Sohn! Die Weisheit der Wanstphalen beruht auf ihrer Faulheit, und ihre Faulheit beruht darauf, daß ihr Gehirn zu Fett geworden

und in den Bauch gerutscht ist. Doch, wie gesagt, um das zu begreifen, bist du noch zu jung."

„Offen gestanden, lieber Herr Doktor, danke ich für diese Weisheit," entgegnete Zäpfel Kern, vernünftiger, als man es ihm zutrauen sollte, „denn ein Leben ohne Kopf ist gar kein Leben."

„Abwarten, mein Junge, abwarten!"

„Und wie steht es denn mit dem Herzen bei den Wanstphalen?"

„Auch verfettet! Auch in den Bauch gerutscht!"

„Pfui Teufel!" rief Zäpfel Kern aus, „dann haben sie also nichts lieb auf der Welt?"

„Doch! Ihren Bauch!"

„Pfui Teufel noch einmal!"

„Nicht so laut! Wir werden gleich in Wanstphalen sein, und es schickt sich nicht, die Gebräuche eines Landes zu schmähen, in dem man Gast ist."

In der Tat hatten sie jetzt, als eben die Sonne aufging, die Brücke hinter sich und kamen auf das Festland. Die übrigen Jungen wachten nun auch auf, und es wurde sofort in einer der langen Bier- und Knödelhallen von Wanstien das Frühstück eingenommen, das natürlich aus Bier und Knödeln bestand.

Hier sowohl, als auch in den übrigen Städten von Wanstphalen kümmerte sich übrigens kein Mensch um den Wagen der Auskneifia. Alle diese Bauchmenschen waren vollkommen teilnahmslos für alles und glotzten nur immerzu mit ihren kleinen blöden Augen in den aufgedunsenen öligen Gesichtern auf ihren Bauch.

Und wie die Gesichter der Menschen war die Landschaft: blöd, leer, langweilig, unschön und dumm. Den gescheitesten Eindruck machte das Rindvieh auf der Weide, und die vielen Schweine, die in dem überdies schmutzigen und ganz verwahrlosten Lande herumliefen, machten einen viel klügeren Eindruck, als die Bauch-

menschen, denen übrigens offenbar auch die Sprache verloren gegangen war, denn sie konnten bloß wonnig grunzen, wenn sie Bier schluckten oder Knödel schlangen.

„Müssen wir noch lange durch dieses ekelhafte Land fahren?" fragte Zäpfel Kern.

„Bis gegen sechs Uhr abends, dann kommen wir an die Grenze von Spielimmerland," antwortete der Doktor.

Und Zäpfel Kern, angewidert von diesen Bauchtieren (denn für Menschen wollte er sie nicht gelten lassen), machte die Augen zu, um nichts mehr von ihnen zu sehen. So ritt er in freiwillig gewählter Blindheit stunden-, stunden-, stundenlang auf seinem Eselchen, bis fröhliches Lachen, Singen und Jauchzen seinen Ohren verkündete, daß sie das Land der stummen und stumpfen Bauchknechte hinter sich hatten.

Er machte die Augen auf und sah mit Entzücken die Grenze von Spielimmerland vor sich.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Zäpfel Kern findet, daß die ewige Ferienkolonie Spielimmerland durchaus sein Fall ist, und es sieht ganz so aus, als habe er recht gehabt, mit Spinnifax dorthin auszuwandern

Als Zäpfel Kern die Augen aufmachte, glaubte er zu träumen. War das Wirklichkeit? Konnte das Wirklichkeit sein?

Hinter einer Grenzschranke, die über und über mit rosa Fahnen besteckt war und an der sich eine Tafel mit der Aufschrift befand: „Erwachsenen mit Ausnahme des Herrn Doktor Schlaumeier ist der Zutritt streng verboten!" dehnte sich ein unabsehbarer Spielplatz aus. Soweit das Auge reichte, war alles eine große Festwiese mit tausenden Karussels, Kasperletheatern, Schießbuden, Schaukeln, Zirkussen, Rennbahnen, Rutschbahnen, Menagerien, Affen-

theatern, Hundetheatern, Zaubertheatern, Panoptikums, Limonadezelten, Zuckerbäckereien, Schmalzbäckereien, Kokosnußbuden, Pfefferkuchenbuden, Spielwarenbuden —; kurzum: alles, was man sich nur denken kann an Schau- und Spielgelegenheiten, war in ungeheurer Masse da. Hunderttausende von Leierkasten, so mußte man glauben, waren es, die diesen unsäglichen lustigen Radau verübten, der die Luft mit Marsch- und Walzer- und Polkamelodien erfüllte. Aber, damit noch nicht genug, hörte man unablässig Büchsen knallen, Kegelkugeln rollen, Hoch! und Hurra! und Heisasa! schreien und lachen und kreischen und Beifall rufen. Und mit diesen Tönen zogen durch die Luft höchst angenehme Dünste von Hühnerbratereien und Schmalzbäckereien und Konditoreien. Es war für die Augen, für die Ohren, für die Nasen gleichmäßig gesorgt, und Augen, Nasen und Ohren brauchten eine gute Weile, sich an diese Fülle von Darbietungen zu gewöhnen.

Das erste, was auffiel, war der Umstand, daß nur Jungen diese ungeheure Festwiese bevölkerten, Jungen zwischen sechs und zwölf Jahren. Nicht ein Mädchen war zu sehen, und nicht ein Erwachsener, mit Ausnahme des Doktor Schlaumeier, der von allen Seiten mit Hurra begrüßt wurde, sich aber schnell entfernte, nachdem er die Auskneifianer vor ein sehr hübsches rosarot angestrichenes Haus gefahren hatte, auf dem eine Fahne mit der Aufschrift wehte: Auskneifia Goldboden!

Er hielt nur noch folgende kurze Ansprache: „Meine teuren jungen Freunde! Nun sind wir also im gelobten Lande der Jungenfreiheit, im Jungenstaate Spielimmerland angekommen, und ich verlasse euch, um aus anderen Gegenden die Blüte der Jungenschaft hierherzufahren. Was eure Bestimmung, euer einziger Zweck, eure einzige Pflicht hier ist, wißt ihr: Spielen und euch amüsieren. Um etwas anderes kümmert euch nicht. Es ist für alles gesorgt. In keiner Bude kostet es Eintrittsgeld, alle schönen Sachen, die

euer Herz begehrt, kriegt ihr umsonst. Die einzelnen Einrichtungen des Jungenstaates werdet ihr von den bereits früher Angekommenen erfahren. Bestraft wird hier nur eins: Arbeiten und lernen. Ja, schon der Gedanke daran ist strafbar. (‚Gibts nicht!‘ riefen die Ausreißianer wie aus einem Munde). Ihr werdet merken, daß von Zeit zu Zeit Kameraden, mit denen ihr gespielt habt, verschwunden sind, ohne daß ihr ahnt, wieso und wohin. Macht euch keine Gedanken darüber! Das sind eben solche, die an Arbeit und Lernen gedacht haben und deswegen als Staatsverbrecher der Strafe der Ausweisung verfallen sind. Wohin sie kommen, ist Staatsgeheimnis. Nun, ich hoffe, von euch wird keiner zu diesen verbrecherischen Eseln gehören."

Wie er dies gesagt hatte, erhoben die vierundzwanzig Esel im Gespanne ihre Schnauzen und stießen ein Jammergeheul aus, das durch Mark und Bein ging.

Zäpfel Kern, der, wie wir wissen, die Gabe besaß, die Sprache der Tiere zu verstehen, erfaßte wohl den Sinn dieses Jammergeschreies, aber sein Kopf war viel zu sehr von den lustigen Dingen, die er hier sah und hörte, erfüllt, als daß er darauf acht gegeben hätte. Der Sinn des Eselgeschreies aber war der: Das Gegenteil ist wahr! Schreckliches Unheil ist allen denen gewiß, die hier den Gedanken an Arbeit und Lernen vergessen! . . .

*

Die nächsten Tage verbrachten Zäpfel Kern und Spinnifax damit, das gesamte Gebiet von Spielimmerland zu durchstreifen, weil sie sich vor allem einen Begriff des Ganzen verschaffen wollten.

Aber das war völlig unmöglich, obwohl sie sich zu diesem Zwecke jeder eines der vielen Fahrräder nahmen, die überall zur freien Verfügung dastanden. Nach welcher Himmelsrichtung und wie

weit sie auch radeln mochten, überall sahen sie dasselbe Bild: entweder eine riesige Vogelwiesenstadt mit Buden und Zelten, oder ungeheure Spielplätze der verschiedensten Art: zum Ballschlagen mit Hand oder Fuß; zum Rennen, Jagen, Verstecken; zum Schaukeln, Wippen, Tanzen; zum Kriegspielen, Theaterspielen, Zirkusspielen; — kurz, was es an Spielen für Jungen überhaupt nur gibt: für alles war gesorgt, für alles war Gelegenheit und Gerät reichlich vorhanden.

Mit einem Feuereifer, wie er ihn in seinem Leben noch nicht an den Tag gelegt hatte, warf sich Zäpfel Kern in diesen lustigen, bunten, lauten Trubel, und es dauerte nicht lange, so galt er in ganz Spielimmerland als der beste Spielkamerad der ewigen Ferienkolonie. Wo er sich nur immer sehen lassen mochte, überall wurde er mit Hurra empfangen, denn überall wußte ein jeder von diesen kleinen Tagedieben, daß er der unermüdlichste Tagedieb von allen war, immer den Kopf voll von neuen Spielen, neuen Einfällen, neuen Tollheiten.

Nach einem Vierteljahr war er der unbestrittene Hauptbahn von Spielimmerland, und nur der Jungenkönig stand über ihm. Aber nun kam der große Staatsfesttag der ewigen Ferienkolonie, das Preiswettrennen, bei dem es sich entscheiden sollte, ob der bisherige König auch König bleiben sollte, oder von einem anderen besiegt werden würde, der dann an seiner Stelle den Thron von Spielimmerland besteigen durfte.

Tausende und Tausende von Jungen, jeder eine kleine rosafarbene Fahne in der Hand (denn rosa war die Staatsfarbe des Faulpelzlandes), versammelten sich auf einer ungeheuren Waldwiese, die ringsherum von rosaangestrichenen Tribünen umzogen war, an denen entlang die Rennbahn lief. In der Mitte aber stand das Königszelt, das, ganz aus rosa Seide, über und über mit Kronen aus Goldpapier beklebt war. Vor dem Zelte ragten zwei

riesige vergoldete Masten auf, an denen zwei große rosarote Staatsflaggen im Winde wehten, und im Zelte selber stand der goldene Königsthron.

Nachdem sich alle Jungen auf die Tribünen verteilt hatten, erschien durch eine Triumphpforte aus hellen Rosen, sehr feierlich einmarschierend, der Zug des Königs.

Zuerst kamen die allerkleinsten Staatsangehörigen von Spielimmerland, denen noch ein rosa Hemdzipfelchen aus himmelblauen Höschen herauswimpelte, gar niedliche Bürschchen mit dreieckigen Hüten aus Zeitungspapier auf dem Kopfe, die ihre rosa Fähnchen höchst lebhaft schwenkten und unausgesetzt dazu riefen: „Vivat hoch! Der König kommt!"

Aber der kam eigentlich noch nicht, denn nun erschienen erst die Herolde, die ganz wie alte Ritter angezogen waren: mit Harnischen aus Pappe, und Helmen aus Pappe, und Schilden aus Pappe. Ihre Schwerter aber waren aus silberpapierbeklebtem Holze. Mit diesen Schwertern schlugen sie auf die Schilde, indem sie laut riefen: „Seine Majestät! Seine Majestät!"

Ihre Rufe aber wurden übertönt von der nun folgenden königlichen Musikkapelle, die auf weißen Eseln ritt, voran der Paukenschläger, der seinen Esel mit den Füßen lenkte, weil er mit den Händen auf die breiten Kesselpauken schlagen mußte, die rechts und links vom Sattel hingen. — Ah, wie der pauken konnte! Wenn er wirbelte, so klang es, als wenn ein Gewitter im Anzuge wäre. Schlug aber der hinter ihm reitende Beckenschläger die Becken aufeinander, so krachte es nicht anders, als hätte irgendwo der Blitz eingeschlagen. — Dazu die übrigen Instrumente: Triangeln, türkisches Klingelwerk, Trompeten, Posaunen, Hörner und Pfeifen. Es war eine höchst gewaltige Musik mit sehr viel Tsching und Bum und Tschingteretäh.

Nun aber kam die Leibgarde zu Fuß mit weißen Hosen, roten

Fräcken und hohen Grenadiermützen aus Messing, auf denen auch noch rosarote Federbüsche steckten. Alle diese Grenadiere hatten sich schwarze, nach oben gedrehte Schnurrbärte angeklebt und trugen richtige kleine Flinten geschultert. Die Offiziere kommandierten unausgesetzt: „Rechts! Links! Rechts! Links! Vorwärts! Marsch! Gerade — aus! Augen — rechts!" Nur der General, auf einem schwarzen Esel reitend, kommandierte nicht, weil sein Esel sehr wild war und fortwährend bald mit den vorderen, bald mit den hinteren Füßen in die Luft schlug. Da vergeht einem das Kommandieren.

Die nun folgenden Eselkürassiere konnten natürlich besser reiten. Sie saßen kerzengerade und stramm auf ihren gescheckten Eseln, hielten ihre Lanzen mit den rosa Fähnchen vorschriftsmäßig senkrecht und blickten kriegerisch und stolz geradeaus. Zum Unterschied von der Garde zu Fuß hatten sie rote Schnurrbärte angeklebt. Ihre Küraſſe blitzten nur so in der Sonne, und ihre silbernen Helme mit goldenen Adlern taten desgleichen.

Hinter ihnen kamen in rosarotlackierten, von weißen Ziegenböcken gezogenen Staatskutschen die näheren Freunde des Königs, die er zu seinen Hofbeamten ernannt hatte. Ihre Uniformen waren sehr bunt und prächtig. Der höchste Beamte aber trug einen gelbseidenen Zylinderhut, an dem eine außerordentliche lange Pfauenfeder steckte. Er verneigte sich fortwährend nach rechts und links, als ob er selbst der König wäre.

Dieser aber saß in einem Wagen, der wie eine rosarote Muschel aussah und von nicht weniger als vierzig kolossalen, weiß und gelb gefleckten Bernhardinern gezogen wurde, die vor lauter Stolz, daß sie den König von Spielimmerland ziehen durften, fortwährend bellten.

Das Gewand des Königs bestand aus einer rosaseidenen Kniehose über himmelblauseidenen Strümpfen und Goldkäferschuhen,

einem gelbsamtnen Wams, das über und über mit Orden bedeckt war, und einem Krönungsmantel aus Hermelin, wie sichs gehört. In der rechten Hand hielt er das Zepter von Spielimmerland, das die Form eines Ballschlägers hatte, und in der linken den Reichsapfel der ewigen Ferienkolonie, der aber eigentlich eine goldene Kegelkugel war. Daß er eine goldene Krone aufhatte, versteht sich von selbst. — Im übrigen war er ein sehr hübscher, für seine Jugend sehr großer Junge, der sich seiner Würde entsprechend sehr majestätisch benahm und fortwährend huldvoll lächelte.

Trotz dieses Lächelns aber wurde er längst nicht mit so brausenden Hurrarufen begrüßt, wie unser Kasperle, das als erster der Wettrenner direkt hinter ihm herschritt und die tollsten Luftsprünge zum Danke für die laute Begrüßung machte. Eine Weile lief Zäpfel Kern sogar auf den Händen, und dieses Kunststück entfesselte ein so ungeheures Beifallsgetöse, daß der König ganz ärgerlich wurde und ausrief: „Wer ist hier eigentlich König: ich, Felix der Lange, oder dieses alberne Kasperle!"

Aber die Jungen ließen sich dadurch keineswegs abhalten, ihrem Liebling Zäpfel Kern weiterhin zuzujubeln, und der hörte nicht auf, immer neue Faxen zu machen. Als er schließlich fünfzig Meter lang radschlug, erhoben sich sämtliche Jungen, warfen die Mützen in die Luft und schrien: „Kasperle hoch! Kasperle hoch! Kasperle hoch!"

Einige aber meinten: „Zäpfel Kern ist doch ein dummes Kasperle! Statt sich für das Wettrennen zu schonen, bringt er sich durch seine vielen Kapriolen ganz außer Kraft und Atem, und die Folge wird sein, daß er nicht gewinnt."

So kam es, daß keineswegs alle auf ihn wetteten (denn es wurde natürlich, wie bei jedem Wettrennen, so auch hier, eifrig gewettet). Die Hälfte wettete auf Felix den Langen, weil er viel längere Beine hatte, als Zäpfel Kern, aber die andere Hälfte wet-

tete auf diesen, weil er schon oft Proben von großer Geschwindigkeit und Ausdauer gegeben hatte.

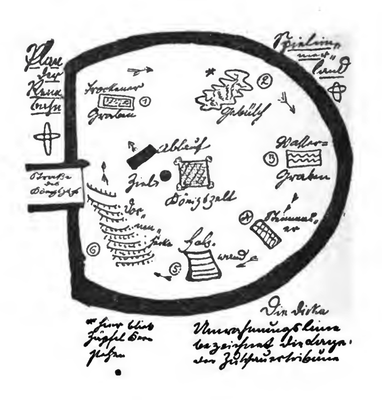
Jedenfalls war die Spannung ungeheuer, als die Wettrenner antraten.

Es waren außer dem König und dem Kasperle noch fünfzig Jungen, die es sich zutrauten, dreimal um die ganze lange Bahn herumlaufen zu können, was wahrhaftig keine kleine Sache war. Denn, abgesehen davon, daß die Bahn sich weithin dehnte, waren innerhalb der langen Strecke auch noch Hindernisse zu nehmen. Da war

erstens ein trockener Graben von zwei Meter Breite,
dann ein Gebüsch von dreiviertel Meter Höhe,
dann ein Wassergraben von ein und einem halben Meter Breite,
dann eine Steinmauer, einen Meter hoch, einen halben Meter breit,
dann eine schiefe, sehr steile Holzwand, von fünf Meter Länge, von der der Absprung drei Meter in die Tiefe ging,
und schließlich mußten die Renner gar ein Dornendickicht überwinden, das aus zehn, jedes einen Meter hohen Weißdornbüschen bestand, die in Abständen von zwei und drei Meter hintereinander gepflanzt und besonders gefürchtet waren, weil von einem zum andern kein richtiger Anlauf möglich war.

Als der König sich seines Mantels, seiner Krone, sowie auch seiner vielen Orden entledigt hatte, welche zwar schön, aber zum Rennen hinderlich waren, und sich sämtliche Renner nebeneinander gestellt hatten, gab die Garde zu Fuß eine Gewehrsalve ab, und auf dieses Zeichen hin liefen alle zweiundfünfzig Wettrenner gleichzeitig los.

Ah, — war das ein Anblick, wie die hundertundvier Jungenbeine durch die Luft säbelten!



Anfangs blieben alle ziemlich nahe beieinander, und auch den trockenen Graben (1) nahmen alle ungefähr in einer Linie, aber schon kurz nach diesem setzte sich Felix der Lange an die Spitze, so daß er als erster über das Gebüsch (2) sprang. Indessen kamen auch die anderen ziemlich bald über dieses Hindernis —, bis auf Zäpfel Kern, der kläglich davor stehen blieb und sich hinter den Ohren kraute, als wäre ihm das Gebüsch zu hoch.

Wie erschraken da die, die auf ihn gewettet hatten. „Pfui!" schrien sie, „pfui! Jetzt schon fällt er ab!"

Indessen war der König schon über den Wassergraben (3) gesetzt, und hinter ihm dann die übrigen. Doch plumpsten von ihnen schon zehn in das Wasser und gaben das Rennen auf.

Und Zäpfel Kern stand noch immer vor dem Gebüsch und kraute sich hinter den Ohren.

„Feigling!" brüllten die, die auf ihn gewettet hatten! „Welche Schande! Pfui! Pfui! Pfui!"

Und jetzt war der König schon über der Steinmauer (4), und von den übrig gebliebenen vierzig gelang es noch fünfundzwanzig, auch dieses Hindernis zu nehmen, während fünfzehn andere vergeblich versuchten, darüber hinwegzukommen. Einer blieb mit den Füßen hängen und fiel so auf die Nase, daß man ihn wegtragen mußte.

Die Aufregung wurde immer größer. „Der König siegt!" riefen schon die meisten. Und die auf ihn gewettet hatten, schrien: „Bravo! Vorwärts! Weiter so! Bravo! Bravo!"

Und Zäpfel Kern stand noch immer vor dem Gebüsch (2) und kraute sich hinter den Ohren.

„Werft ihn mit faulen Äpfeln," riefen einige. „Nein, mit faulen Eiern!" riefen andere. Und: „Feigling! Jammerlappen! Trauerschnecke!" klang es wütend auf ihn zu.

Indessen sauste mit langen Schritten Felix der Lange, allen

übrigen voran, die steile Holzwand (5) hinauf und mit einem prächtigen Sprunge hinab. Von den fünfundzwanzig, die ihm folgten, gelang nur noch fünfen der Sprung; die übrigen purzelten wie Kegelkugeln durcheinander und hielten es für geraten, die wilde Jagd aufzugeben.

Und immer noch stand das Kasperle mit traurigem Gesichte hinter dem Gebüsche (2), und guckte sich um und mußte es mit ansehen, wie der König, den fünfen wohl zwanzig Meter voran, bereits durch das Dornendickicht (6) hüpfte. Kein Zweifel: in wenigen Minuten mußte Felix der Lange bei ihm sein, die ganze Bahn bereits einmal hinter sich, die Zäpfel Kern noch vor sich hatte.

„Geh nach Hause, Elender!" riefen die Jungen dem Kasperle zu. „Laß dich in Watte einwickeln, Muttersöhnchen! Kriech in ein Mauseloch, Faultier!"

Und es begannen einige wirklich, faule Eier und faule Äpfel nach ihm zu werfen.

Währenddessen blieben die fünf, die noch hinter dem König hergelaufen waren, jetzt zwischen den Dornen stecken. Die einen hingen direkt wie angespießte Schmetterlinge an den Weißdornbüschen, die anderen drückten sich beiseite.

„Der König hat schon gesiegt. Hurrah! Hoch Felix der Lange!" riefen alle Jungen, und da war auch wirklich der langbeinige Felix an Zäpfel Kern vorüber und zum zweiten Male über das Gebüsch gesprungen, vor dem das faule Kasperle noch immer unschlüssig stand, nicht ohne ihm eine recht unkönigliche lange Nase gedreht zu haben.

Da aber, holla, nahm Zäpfel Kern einen Anlauf und setzte mit einem Sprunge, dreimal so hoch wie das Gebüsch, flutschtewitsch über dieses weg und fing nun an zu laufen, daß es wahrhaftig eher ein Fliegen zu nennen war. Der König hatte die kleine Strecke zwischen dem Gebüsch (2) und dem Wassergraben (3) noch nicht

halb durchmessen, da war Zäpfel schon über Nummer 4, 5, 6 und zum zweiten Male über Nummer 1 und 2 gesprungen und machte über den Kopf des erstaunten Felix einen so gewaltigen Satz weg, daß der König vor Schreck stehen blieb. So kam es, daß Zäpfel Kern bereits zum dritten Male die steile Holzwand übersprang, als Felix erst zum zweiten Male an ihr hinaufkeuchte. Und als der König zum zweiten Male durch das Dornendickicht hüpfte, da lief das Kasperle ihm zum Spotte ganz gemütlich auf den Händen durch das Ziel.

Er hatte also Felix den Langen um eine ganze Bahnstrecke geschlagen.

Der Beifall, der sich schon erhoben hatte, wie Zäpfel Kern über den König weggesprungen war, und der, je weiter das Kasperle den König überflügelte, immer an Stärke zugenommen hatte, wurde zum Sturm, zum Toben, zum Orkan, und als Zäpfel Kern auf den Händen durchs Ziel lief, da war kein Halten mehr: alle Jungen sprangen über die Schranken und wälzten sich, wie ein brüllendes Meer, zum Königszelte, und alles schrie, johlte, jubelte: „Es lebe Zäpfel der Erste, der König von Spielimmerland!"

Und ehe noch der abgesetzte König herbeikeuchen konnte, von gellendem Pfeifen und höhnischem Gelächter begrüßt, saß das Kasperle bereits auf dem Throne, die Krone auf dem Kopfe, den Königsmantel um die Schultern gelegt, in den Händen Szepter und Reichsapfel von Spielimmerland.

Und er erhob sich und sprach: „Ruhe, wenn ich bitten darf! Ruhe und Anstand! Was ist das für eine Manier, einen ehemaligen König mit Pfeifen und Lachen zu begrüßen? Das gefällt mir schlecht! Denn auch einer gefallenen Größe gebührt Respekt! — Komm zu mir, langer Felix! Der König von heute wünscht den König von gestern zu umarmen als ein Zeichen, daß er nicht sein Feind ist, sondern sein Freund! Und euch, Bürger von Spiel-

immerland, fordere ich auf, während ich unseren verehrten Exkönig in meine königlichen Arme schließe, zu rufen: Hoch lebe Felix der Lange, der ruhmreiche König a. D.! Was man mit Beinen aus Fleisch und Knochen leisten kann, hat er geleistet. Daß er gegen Tannenholz nicht aufkommen konnte, ist keine Schande für ihn. Sein Andenken wird in der Geschichte von Spielimmerland in Ehren und Ruhm dauern!"

Diese Rede machte den denkbar besten Eindruck, nicht zum wenigsten auf Felix den Langen, der vor Rührung weinte, während ihn Zäpfel Kern umarmte und die Jungen ihn hochleben ließen.

Und das Kasperle duldete es nicht anders: Felix mußte neben ihm in der Muschelkutsche sitzen, als er in das Königsschloß fuhr.

*

Am Abend dieses denkwürdigen Tages war natürlich Fackelzug und Zapfenstreich, und es gab das berühmte Krönungsbier, das genau wie Himbeerlimonade schmeckte. Ein Chor, gebildet aus den besten Sängern, sang die neue Königshymne, die Spinnifax, der neue Reichskanzler, gedichtet hatte. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Heil, König Zäpfel, dir,
Spielimmerlandes Zier,
Heil, Zäpfel, dir!
König aus Tannenholz,
Spielimmerlandes Stolz,
Dir huldgen wir!

Ruhm sei und Ehre dein!
Tannenholzwunderbein
Holt niemand ein!
Drum soll das Krönungsbier
Voller Verehrung dir
Dargebracht sein!

Trinkt es, oh trinkt es aus!
Setzt euch zum Krönungsschmaus,
Ruft mit Gebraus:
„Heil, König Zäpfel, dir,
Spielimmerlandes Zier,
Kasperle, raus!“

Auf diesen tausendstimmigen Ruf hin erschien Zäpfel Kern auf dem Balkone und hielt, wie es in Spielimmerland Sitte war, gleich seine Thronrede.

Sie lautete, oft von Zustimmung unterbrochen, folgendermaßen:

„Meine Lieben und Getreuen! Ich danke euch für eure gute Gesinnung und trinke auf euer Wohl den Königsbecher voll Krönungsbier aus. (Bravo!) Möge euch meine Regierung so süß sein, wie dieses vortreffliche Getränk, von dem, nebenbei gesagt, hundert Tonnen zur allgemeinen Verfügung stehen. (Bravo! Sehr gut! Es lebe der König!) Sodann habe ich euch um Entschuldigung dafür zu bitten, wenn ich jetzt die Krone ab- und meinen Kasperlehut wieder aufsetze. Aber, seht, diesen Hut hat mir meine gute Mama selber gemacht, und von dem möchte ich mich nicht trennen. (Große Rührung auf allen Seiten.) Auch ist ein Marderschwanz daran, der mich an eine zwar unkönigliche, aber nicht unwürdige Situation in meinem Leben erinnert. Ich bin nämlich, wie ihr wißt, nicht immer König gewesen, und ich glaube, es ist für einen König ganz gut, sich daran zu erinnern. (Sehr richtig!) Indessen, jetzt bin ich König, und so will ich mich auch als König benehmen. — Alle eure Rechte bestätige ich euch in Huld und Gnaden. (Bravo! Es lebe der König!) Auch künftighin wird es keine Schulen, keine Lehrer, keine Arbeit in diesem Lande geben. (Tosender Beifall und Rufe: Nieder die Schule! Nieder die Lehrer! Nieder die Arbeit!) Wir sind und bleiben ein freies Volk überzeugter Faulenzer und

Tagediebe. (Es lebe die Freiheit! Es lebe die Faulheit!) Aber, meine lieben Spielkameraden, auch das Spiel hat seine Grenzen! (Gemurmel und Fußgetrampel: Nein! Nein! Nein! Nein!) Doch! Da ihr jetzt ein Kasperle zum König habt, müßt ihr auch auf das Kasperletum Rücksicht nehmen! (Wieso?) Es geht fürderhin nicht an, daß beim Kasperletheaterspielen das Kasperle eine komische Figur ist. Von jetzt ab muß jedes Kasperle als König dargestellt werden. Das seid ihr meiner Herkunft schuldig. (Das ist richtig! Jawohl!) Ich sehe mit Vergnügen, daß ihr vernünftig seid, und will euch deshalb nicht weiter mit einer langen Rede mopsen. (Bravo! Es lebe der König!) Wir wollen jetzt lieber alle zusammen ordentlich Ananaseis mit Vanillewaffeln schnabulieren! Wer lieber Vanilleeis mit Ananaswaffeln essen will, hat meine königliche Erlaubnis dazu. In meinem Reiche darf sich jeder nach seinem Geschmacke satt essen." Dieser Schluß wurde allgemein für das beste an der ganzen Thronrede gehalten und entfesselte gewaltigen Beifall. Mit Musik und unter Entzündung zahlloser bengalischer Flammen begab man sich in ein ungeheures Zelt, wo ganze Berge von Ananas- und Vanilleeis und ganze Wagenladungen von Waffeln in der heitersten Stimmung verzehrt wurden.

Erst gegen Mitternacht wurde König Zäpfel Kern von seinen getreuen Untertanen mit einem nochmaligen Fackelzuge zum Schlosse zurückgebracht, und noch als er einschlief, tönte es in seinen Ohren:

„Heil, König Zäpfel, dir,
Spielimmerlandes Zier,
Heil Zäpfel dir!"

Siebenunddreißigstes Kapitel

Mit welcher sonderbaren Zierde der König von Spielimmerland erwacht

Am nächsten Morgen wurde seine Majestät Zäpfel der Erste durch die Klänge der Wachtparade geweckt, und er wollte schon seinen Kammerdiener herbeiklingeln, daß er ihn anzöge, da fiel sein Blick auf den großen Spiegel, der an der Seitenwand des königlichen Bettes angebracht war, und er ließ sogleich vor Schrecken das seidene Klingelband fallen.

An seinem Kopfe war eine Veränderung vor sich gegangen, die fürchterlich war.

Man erinnert sich wohl noch, daß Meister Zorntiegel anfangs vergessen hatte, dem Kasperle ein paar Ohren anzusetzen. Das war ein Mangel gewesen, dem aber aufs anständigste abgeholfen worden war. Zäpfel Kern hatte, wie wir wissen, ein paar nette, sehr niedliche Ohren erhalten, und er war immer etwas eitel auf seine kleinen Öhrchen gewesen. Und nun, entsetzlich, erblickte er an deren Stelle zwei ungeheure haarige Ungetüme, von denen er nichts anderes sagen konnte, als daß es zwei ausgewachsene Eselsohren waren.

„Hoffentlich träume ich das bloß," sagte Zäpfel zu sich selber; „ich habe zu viel Krönungsbier getrunken, und die Folge davon ist, daß ich so abgeschmackt träume." Und er kniff sich in die Ohren, um zu sehen, ob er wirklich wach wäre. Hilf Himmel! wirklich! es tat weh! Er träumte also nicht!

Sein Schreck war furchtbar. Ein König mit Eselsohren! Das war ja ganz unmöglich! Was tun!? Was tun!?

„Ah! Ich werde meinen Leibarzt rufen! Er soll sie mir abschneiden!"

Und er rief zur Türe hinaus, ohne sie zu öffnen (denn es durfte ja niemand sehen, wie entstellt er war): „Holt meinen Leibarzt!"

Eine Stimme antwortete: „Majestät geruhen zu scherzen. Wie sollte es unter uns einen Arzt geben, da es unser Stolz ist, nichts gelernt zu haben. Befehlen eure Majestät lieber, welches Spielzeug ich bringen soll.“

„Geh zum Kuckuck mit deinem Spielzeug!“ schrie Zäpfel Kern, dem jetzt eine Ahnung aufstieg, welche Folgen es hat, wenn Kinder nichts lernen wollen.

„O! O! O!“ tönte es mißbilligend von draußen.

Zäpfel Kern aber sah, daß seine Ohren noch länger wurden, und immer haariger, und immer steifer, und es ergriff ihn Verzweiflung.

Laut weinend und den Kopf in den Kissen des Bettes vergrabend, schluchzte er: „Ach! wäre jetzt doch Frau Dschemma bei mir, meine liebe Mama, oder wenigstens Fräulein Täubele, die damals meine lange Nase klein gemacht hat, oder meinetwegen auch Professor Doktor Maikäfer, der ein so gelehrter Arzt ist.“

„Der ist da,“ ertönte eine summende Stimme, und richtig, wie Zäpfel aufsah, erblickte er den gelehrten Maikäfer, in der Tracht eines Arztes, wie damals in Fee Dschemmas Schlosse, an seinem Bette.

„Ach, lieber Herr Professor, sehen Sie nur! Was ist denn das?“ jammerte unser Kasperle.

„Das sind ein paar Eselsohren,“ antwortete trocken der Maikäfer.

„Ja, aber was soll ich denn damit?“

„Wackeln.“

„Wa . . . wa . . . wa . . . rum denn?“

„Weil du als Esel gehandelt hast, indem du fortgelaufen bist, und nun auch äußerlich nach und nach ganz und gar ein Esel werden wirst.“

„Ich, der König . . .?“

„Ja, du, der König dieser Esel von Jungen, die auch alle miteinander einmal richtige Esel werden. Denkst du denn: das gehst ewig so fort, das Spielen und Unsinn treiben? Dabei veresfelt erst das Innere, dann die Ohren und schließlich alles übrige. Zu keinem anderen Zwecke hat euch ja dieser Doktor Schlaumeier hierhergebracht! Dieses ganze Land ist nichts, als eine Gründung von ihm, der der größte Schlaumeier und Eselhändler der Welt ist. Von ihm wird hier alles unterhalten, ihm gehören alle diese Buden und Spielplätze, und er führt aus allen Ländern die dümmsten Jungen hierher, daß sie zu Eseln werden, die er dann teuer genug verkauft.

„Das ist nicht wahr!" schrie Zäpfel Kern auf. „Geh oder fliege hinaus, oder ich schmeiße dir meine Krone an den Kopf, wie damals den Hammer."

„Bemühe dich nicht!" antwortete der Maikäfer, „ich gehe schon von alleine! Du wirst zeitig genug merken, wie recht ich habe."

Und er wurde kleiner und kleiner und kleiner, und schließlich so klein, daß er zum Schlüsselloch hinauskriechen konnte.

Zäpfel Kern aber, wie von einem Fieber geschüttelt, zog sich hastig an (aber nicht als König), stülpte seinen Kasperlehut über die Ohren, so daß sie ganz verdeckt wurden, und ging stracks zur Türe hinaus und einen Korridor entlang, bis zu einer zweiten Türe, an der geschrieben stand: Fürst Spinnifax, Reichskanzler.

Zäpfel Kern klopfte heftig, und von drinnen erklang eine weinerliche Stimme: „We ... we ... wer ist da?"

„Ich, der König."

„Ei ... ei ... einen Augenblick," antwortete die Stimme.

Dann öffnete sich die Türe, und Spinnifax wurde sichtbar, mit einer großen Zipfelmütze auf dem Kopfe.

„Empfängst du deinen König in der Schlafmütze?" herrschte ihn Zäpfel an.

„Ich bitte um Verzeihung, Ma . . . ma . . . ma . . . jestät, ich habe Rheu . . . Rheu . . . Rheumatismus."

„An den Ohren?"

„I—a."

„An beiden."

„I—a."

„So zeig mir deine Ohren!"

„Da . . . da . . . das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Wei . . . wei . . . weil ich sie verbunden habe."

„Womit denn?"

„Mi . . . mi . . . mit Pelz."

„Aha! ich weiß schon . . . Ach Spinnifax! Spinnifax! Was für Esel sind wir gewesen."

„I—a, i—a, i—a!"

Und plötzlich mußte auch Zäpfel Kern schreien: „I—a! I—a! I—a!"

Man hätte wirklich glauben können, nicht in einem Königsschlosse, sondern in einem Eselsstalle zu sein.

Plötzlich rief Zäpfel Kern: „Du, Spinnifax! Was machst du denn? Du gehst ja auf allen vieren?"

„Und du, Majestät, du kriegst ja lauter graue Haare?!"

„Herrje! Spinnifax, du hast ja einen Eselsschwanz?!"

„Und du eine Eselsschnauze!"

„Du bist überhaupt ein Esel!"

„Und du mein Bruder!"

Und der König und der Reichskanzler fuhren mit wildem I—a! I—a! aufeinander los und bissen sich mit ihren großen Eselszähnen und schlugen gegeneinander aus und peitschten einander ihre Eselsschwänze um ihre Eselsohren.

Da erklang von draußen eine rauhe Stimme und rief: „Ruhe,

ihr Bestien! Oder ich lasse euch meine Peitsche kosten!" Es war die Stimme Doktor Schlaumeiers.

Achtunddreißigstes Kapitel

Was der große Esel Zäpfel Kern alles ausstehen muß

Doktor Schlaumeier, nicht mehr so lustig angezogen wie früher, auch nicht mehr so freundlich lächelnd, trat ein und knallte heftig mit einer langen Peitsche; dann sprach er: „So! Nun sind wir soweit! Nun seid ihr reif! Marsch hinaus und über die Hintertreppe hinunter auf den Markt!"

Spinnifax und Zäpfel Kern, störrisch, wie Esel nun einmal sind, klemmten die Schweife zwischen die Beine und rührten sich nicht.

„Ihr wollt nicht?" brummte Doktor Schlaumeier, „das hab ich mir gedacht! Freilich, wenn man ein König ist und ein Reichskanzler! Hahahaha! Aber vielleicht gehts, wenn ich Seiner Majestät einen Fußtritt gebe und Seiner Durchlaucht einen saftigen Peitschenhieb über die Ohren."

Kaum gesagt, so auch schon getan.

Au! wollte Zäpfel Kern schreien, aber es kam nur ein schreckliches Eselsgebrüll aus seinem Munde, — ich wollte sagen Schnauze.

Dann setzten sie sich in Trab, nicht ohne wehmütig die noch nicht zu Eseln gewordenen Jungen ihre Spiele treiben zu sehen.

Aber Doktor Schlaumeier tröstete sie: „Denen gehts allen einmal so, wie euch. Jeder Faulpelz kriegt einen Eselspelz. Es gibt kein besseres Geschäft als meines." Und er trieb sie über die Grenze von Spielimmerland zum Eselsmarkt.

Spinnifax wurde von einem Müller gekauft, dem sein Mehlsackesel gestorben war, aber für Zäpfel Kern fand sich ein Käufer in der Person eines Zirkusdirektors. Der warf ihm ein Seil um den Hals und schleppte ihn in die Stadt.

„Hast du Hunger, Zäpfel?" fragte er ihn (denn Doktor Schlaumeier hatte ihm Zäpfel Kerns Namen gesagt).

„J—a!" antwortete Zäpfel.

„Also, dann friß die Disteln da! Es gibt nicht immer so was Feines."

„Disteln?" sagte Zäpfel Kern auf eselisch (denn er konnte nicht mehr wie ein Mensch reden; aber der Direktor verstand die Eselsprache). „Disteln? die stechen mich ja im Munde!"

„Also dann friß Heu, du Feinmaul!"

„Heu? Das ist ja labberig."

„Na, also dann Stroh, das ist kerniger."

„Stroh? Das kann ich nicht verdauen."

„Dann werde ich dich verhauen, denn Hühnerfrikassee habe ich keins."

Und er zog ihm eins mit der Peitsche über, daß Zäpfel Kern glaubte, er müsse vor Schmerz hinfallen. Dann aber machte er sich sogleich über die Disteln her, und merkwürdig — er fand sie gar nicht übel, und auch das Heu schmeckte ihm ganz gut, — nur durfte er dabei nicht an Schlagsahne denken.

Aber viel schlechter als Disteln und Heu, ja schlechter selbst als Streu und Häcksel schmeckte die Arbeit, die dem armen Esel Zäpfel Kern nun zugemutet wurde, und mehr als einmal dachte er sich: „Ach wie war dagegen das Lesen und Schreiben und Rechnen süß."

Denn er mußte lauter Dinge tun und lernen, die für Esel bitterschwer und unangenehm sind: durch Reifen springen, auf den Hinterfüßen stehen und Walzer und Polka tanzen.

Unzählig viele Hiebe waren nötig, ehe er dies erlernte, und manchmal hatte er mehr Schwielen an seinem Rücken, als Strohhalme in der Krippe.

Böse, böse, böse Zeit! Und sie dauerte furchtbar lange: bis er endlich so weit war, daß er in einer Vorstellung auftreten konnte.

Aber eines Tages klebten an allen Straßenecken bunte Zettel, auf denen zu lesen stand:

Achtung! Achtung!
Heute
zum ersten Male
der berühmte
Esel aller Esel:
Zäpfel Kern,
genannt
der Über-Esel.
Kommt, seht und staunt!

Und am Abend dieses Tages war der Zirkus festlich erleuchtet, und es schien, als ob alle Kinder der Stadt, Jungen und Mädchen, gekommen wären, Zäpfel Kern, den Überesel, zu bewundern, denn alle Plätze von oben bis unten waren voll besetzt mit Kindern, deren Augen vor Erwartung noch mehr leuchteten, als die festliche Beleuchtung.

Mit welchen Empfindungen das veresellte Kasperle diese fröhliche Kinderschar betrachtete, als es in den Kreis geführt wurde, wo es seine Kunst zeigen sollte, ließ sich denken. „Ach," dachte sich Zäpfel, während er durch einen Peitschenhieb über die Beine veranlaßt wurde, niederzuknien, „da könnte ich nun auch sitzen, wenn ich brav und fleißig gewesen wäre, wie diese Kinder, und könnte den Kunststücken von Pferden und Eseln zusehen, statt selbst ein Esel sein zu müssen und zu tanzen. Welche Schande und welche Qual! Wie mir die Knie wehtun! Und diese schreckliche Angst vor

der Peitsche und allen den schrecklichen Sachen, die nun noch kommen. Ach! Ach! Ach!"

Da knallte dicht an seinen Ohren ein Pistolenschuß, den der Direktor abgefeuert hatte, und zu Tode erschrocken sprang der Überesel auf, um mit gesträubten Haaren zu entfliehen, aber da fühlte er, wie sich das Gebiß auf seine Zunge klemmte, und er blieb mit schlotternden Beinen stehen.

Und nun begann die Vorstellung.

Der Direktor machte eine Verbeugung und sprach: „Meine Herren Jungen und Fräulein Mädchen! Sie sehen, welchen Respekt der berühmte Überesel Zäpfel Kern von Ihnen hat. Nur deshalb schlottert er mit den Beinen. Gleich aber wird er Ihnen zeigen, daß er mit seinen talentvollen Gehwerkzeugen mehr kann, als schlottern. Hopla! Auf, Herr Überesel! Jetzt wird der Herr Kapellmeister eine Polka spielen, und Sie werden zeigen, daß auf der Welt niemand besser Polka tanzen kann, als der Esel aller Esel, der Überesel Zäpfel Kern."

„Wenn er nur wenigstens meinen Namen nicht nennen wollte," dachte Zäpfel Kern. „Es könnte doch ein Bekannter von mir da sein . . ." Und er versuchte sich umzusehen, aber schon begann die Musik die Melodie zu spielen:

> Siehste wohl, da kimmt er,
> Große Schritte nimmt er,
> Große Schritte nimmt er schon
> Der verrückte Schwiegersohn.

Und nach diesem Gassenhauer mußte der ehemalige König von Spielimmerland Polka tanzen!

Er tat es mit blutendem Herzen, und das allgemeine Beifallklatschen, das ihn belohnte, wie er fertig war, hatte gar keinen Reiz für ihn.

Nun sprang ein Clown mit einer himmelblauen Nase im kreide-

weißen Gesicht herein, mit Hosen so breit wie Frauenkleider und einem großen grünen Regenschirm in der Hand. Diesen Clown, den die zuschauenden Kinder sehr lustig fanden, haßte Zäpfel Kern, denn keiner quälte ihn so, wie dieser. Gleich bei seinem Auftreten stach er ihn mit dem Regenschirm, dann sprang er auf seinen Rücken und begann auf ihm herumzutanzen, daß Zäpfel Kern glaubte, alle seine Rippen würden brechen. Und dazu verhöhnte ihn der Kerl noch fortwährend, indem er sang:

„Hüh, mein Eselchen, hüh, mein Eselchen, hüh!
Du bist so wunderschön, wie man noch nichts gesehn,
Du bist das aller=, allerschönste Eselsvieh.“

Und dabei hagelte es Hiebe mit dem grünen Regenschirme auf Zäpfels Rücken. — Nein, das war unerträglich! Mochte kommen was wollte: Zäpfel Kern beschloß, sich zu rächen. Er hob plötzlich beide Hinterbeine in die Luft und ließ den Clown über seinen Kopf weg einen unfreiwilligen Luftpurzelbaum in den Sand machen.

Die Kinder lachten laut auf und klatschten Beifall, denn sie glaubten, das gehöre zur Vorstellung, aber der Clown und der Direktor begannen wie wild auf Zäpfel Kern loszuschlagen, so daß sich dieser nun vor Schmerz vorn aufbäumte und mit den Vorderbeinen in der Luft herumfuhr, als schlüge er auf eine unsichtbare Trommel los. Das sah sich schon gefährlich genug an, aber es kam noch schlimmer.

Wie Zäpfel Kern so mit erhobenem Kopfe und mit in der Luft herumwirbelnden Vorderfüßen dastand, drang plötzlich Ananasgeruch in seine Nüstern; er blickte geradeaus und sah dicht vor sich in einer Loge Frau Dschemma sitzen, die eben ihr Maskendöschen geöffnet hatte. Dies sehen und einen Satz machen, um in die Loge zu springen, war eins.

Aber in demselben Augenblicke wurde er am Gebiß zurückgezogen, so daß er sich in der Luft überschlug und einen furchtbaren Fall tat.

Er hörte nur noch den durchdringenden Schrei einer Frauenstimme, dann verlor er das Bewußtsein und wurde an den Beinen aus der Manege gezogen.

Neununddreißigstes Kapitel

Ein feuchtes Abenteuer

Erst am nächsten Morgen erwachte Zäpfel Kern aus seiner Ohnmacht. Aber es war ein böses Erwachen. Seine beiden Hinterbeine schmerzten ihn furchtbar, und er hörte, wie der Direktor zum Clown, der gleichzeitig sein Stallknecht war, sprach:

„Mit der Kunst ists futsch bei dem. Beide Hinterbeine gebrochen. Wir wollen froh sein, wenn wir sein Fell bezahlt bekommen."

„Recht ist der Bestie geschehen, der heimtückischen," knurrte der Clown. „Das Genick hätt ich beinahe gebrochen! Na wart!" Und der rohe Kerl gab dem armen leidenden Zäpfel Kern noch einen Tritt und trieb ihn, dem jeder Schritt ein Schmerz durch Mark und Bein war, auf den Markt.

„Wer kauft einen lahmen Esel?" rief er dort aus. „Für drei Mark ist er zu haben. Soviel ists Fell wert."

Ein schmutzig aussehender Mensch kam herbei, fühlte Zäpfel Kerns Fell an und sprach: „Schlechtes Fell! Hat zuviel Prügel gekriegt! Gehn ihm die Haare aus! Geb ich bloß zwei Mark!"

„Also fort mit Schaden," sagte der rohe Stallknecht, gab Zäpfel Kern noch einen Tritt, nahm die zwei Mark und ging ab.

Und der Käufer murmelte in seinen Bart: „Will ihn gleich ersäufen und das Fell abziehen."

„Habt doch Mitleid," stöhnte Zäpfel Kern, „mit einer armen Kreatur! Laßt mich gesund werden, und ich will euch dienen, wozu ihr wollt! Nur nicht ersäufen! Nur nicht ersäufen!"

Aber der schmutzige Mensch verstand die Eselssprache nicht,

und auch wenn er sie verstanden hätte, würde er sich nicht viel um Zäpfels Bitten gekümmert haben, denn sein ganzes Denken war auf nichts gerichtet, als Profit zu machen.

Und er trieb ihn zum Strande des Meeres, band ihm einen Strick um den Hals und an den Strick einen Stein und warf ihn ins Wasser. Dann setzte er sich auf einen Felsen, nahm eine Wurst aus der Tasche und aß sie. Und wie er die Wurst gegessen hatte, nahm er eine Schnapsflasche aus der Tasche und trank sie aus. Und wie er sie ausgetrunken hatte, legte er sich hintenüber und schlief ein. Und wie er eine Stunde geschlafen hatte, wachte er auf und murmelte: „Jetzt wird der Esel wohl tot sein." Und leierte den Stein, an den er Zäpfel Kern gebunden hatte, herauf. Wie er aber genug geleiert hatte, — wer erschien an der Oberfläche? Ein toter Esel?

Nein! Ein lebendiges Kasperle!

„He!' rief der schmutzige Kerl: „Bist du mein Esel?"

„Ich wars!" rief Zäpfel Kern.

„Wars! Darauf pfeif ich! Mein Eselsfell will ich!"

„Hol dirs doch!"

„Wo denn?"

Und Zäpfel Kern, der seine ganze gute Laune mit seiner Kasperlegestalt wiedergewonnen hatte, sang:

„Seelachs, Seehecht und Seeforelle
Fressen alle gern Eselsfelle,
Schlingen alles in ihren Bauch,
Und das Fleisch natürlich auch.
Jetzt vollführen sie einen Tanz
Um den letzten Zipfel vom Eselsschwanz.
Mich aber haben sie übrig gelassen:
Tannenholz tät ihnen wenig passen.
Spuckte mich aus eine Haifischfresse,
Sagte, ich sei keine Delikatesse,

Sollte mich eilig zum Teufel scheren —
Tu drum Herrn Schmuzian beehren."

„Davon verstehe ich bloß das eine,' erwiderte der verblüffte Fellhändler, ,daß du ein ganz frecher Kerl bist, und daß meine zwei Mark beim Teufel sind."

„Also will ichs Ihnen erklären," entgegnete Zäpfel Kern. „Jawohl: Ich war ein Esel, und zwar war ich, als ich noch kein Esel war, ein viel größerer Esel als später, wie ihr mich gekauft habt. Ich war sogar der Eselkönig! Daß mir dabei Eselsohren gewachsen sind und alles übrige dazu, damit geschah mir ganz recht. Hoffentlich gehts allen kleinen zweibeinigen Eseln so, die nichts lernen und nur spielen wollen! Trotzdem war es eine große Gemeinheit, mich ersäufen zu wollen, und Euch geschieht es ganz recht, daß Ihr um Eure zwei Mark kommt."

„Ich will nicht wissen, was du von meinen Geschäftsgebarungen hältst, sondern wie es kommt, daß ich statt eines Eselsfells ein Stück Holz am Seile habe."

„Daran ist Frau Dschemma schuld, meine liebe, gute, einzige Mama, die, wie alle Mamas, ein gütiges verzeihendes Herz und es nicht zugelassen hat, daß ich so elend zugrunde gehen sollte. — Wie Ihr mich ins Wasser warft, rief sie sofort ihren Leibdelphin an Ort und Stelle, und er rief seine Freunde aus der Familie Lachs, Hecht und Forelle herbei, daß sie das Eselhafte an mir wegfräßen. Ein unverschämter Haifisch wollte, wie ich bereits andeutete, auch meinen eigentlichen Kern, nämlich den richtigen Zäpfel Kern, nämlich mich, das berühmte Kasperle, fressen, aber, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen vorzusingen: er hat mich ausgespuckt, und nun bleibt mir bloß noch übrig, Ihnen adieu zu sagen."

„So? Meinst du? Ich nicht! Jetzt verkauf ich dich als Brennholz," rief der üble Kerl und wollte Zäpfel Kern an sich heran-

leiern. Der aber warf ihm das Seil ins Gesicht und schwamm ins Meer hinaus.

Wie er weit genug war, rief er: „Lassen Sie sich doch das Eselsfell als Mantel machen. Es muß Ihnen sehr gut stehen. Einen Eselskopf haben Sie sowieso schon."

Wütend lief der Fellhändler davon und verlangte von dem Stallknecht seine zwei Mark zurück. Der wollte sie ihm nicht geben, und nun verprügelten die beiden scheußlichen Kerle einander so rasend, daß ein jeder sein wohlgemessenes und reichliches Teil empfing.

Indessen schwamm Zäpfel Kern tapfer auf die hohe See hinaus, glücklich, kein Esel mehr zu sein, und fest entschlossen, auch niemals wieder einer zu werden. Sein Hauptgedanke aber war: „Wie mach ichs nur, daß ich wieder zu meiner guten Mama komme."

Und laut rief er aus: „Mama! Mama! wo bist du?"

Da sah er in der Ferne etwas Weißes. Das war eine Klippe, die aus dem Meere aufragte. Und auf der Klippe saß noch etwas viel Weißeres. Das war, hurra, hurra, ja: das war der Ritter Falk von Weißenschwingen, Frau Dschemmas getreuer Bote.

„Mach schnell! Mach schnell!" rief der, „fühlst du nicht, daß hinter dir das Unheil jagt?"

Zäpfel Kern drehte sich um. Entsetzlich! Ein furchtbares schwarzes Ungetüm schwamm wie ein Berg hinter ihm her.

„Was ist das?" schrie Zäpfel Kern.

„Der Walfisch. Mach! Mach!"

Und Zäpfel Kern schwamm aus Leibeskräften.

„Schneller! Schneller!" rief der Falke. „Du mußt alle Kraft zusammennehmen, sonst bist du verloren."

Zäpfel Kern schoß wirklich wie ein Pfeil durchs Wasser. Kein Torpedoboot kann schneller fahren.

„So ists recht. So ists gut!“ rief der Falke. „Nur noch ein paar Stöße.“

Und wirklich: Zäpfel Kern ergriff schon die Klippe mit den Händen, — da, ein Schnapp! und es wurde dunkel um ihn: Der Walfisch hatte ihn verschlungen.

Vierzigstes Kapitel

Licht im Dunkeln

„Was ist denn das?“ schrie Zäpfel Kern. „Gibts denn hier keine Straßenbeleuchtung? Wo dreht man denn hier das elektrische Licht auf?“

„O! O! O! Rrrr!“ knurrte etwas in der Nähe, das an ihn anstieß.

„Bitte schubbsen Sie nicht, Herr Rrrr! Stellen Sie sich lieber vor,“ sagte das Kasperle.

„Mein Name ist Knurrhahn, Seefisch und Bauchredner,“ knurrte die Stimme. „Sie sind offenbar fremd hier, sonst hätten Sie mich an meinem Organ erkannt. Auch scheinen Sie nicht zu wissen, was Ihnen bevorsteht, sonst würden Sie nicht nach Licht verlangt haben. Seien Sie froh, daß Sie im Dunkeln verdaut werden.“

„Verdaut? Wieso?“

„Ja, glauben Sie denn, der Walfisch hat uns verschluckt, bloß damit wir in seinem Maule spazieren schwimmen? Mit seinem nächsten Atemzuge saugt er uns in seinen Magen, und dann Prosit die Mahlzeit — für ihn! Wir werden dann keine Gelegenheit mehr bekommen, zu Mittag zu essen. Wir werden uns in seinem Magensafte auflösen. Höchst unangenehm das!“

„Das wollen wir erst mal sehen, ob er Tannenholz verdauen kann!“ bemerkte Zäpfel Kern. „Aber was Sie betrifft, Herr

Knurrhahn, so sollten Sie froh sein, in den Bauch des Walfisches zu kommen, wo Sie Gelegenheit haben, sich nun in doppeltem Sinne als Bauchredner zu produzieren."

„Sie sind ein frivoler Geselle," knurrte der Knurrhahn und schoß in eine andere Straße des Walfischmaules, daß heißt, er bog um den nächsten Zahn des Ungetüms.

Zäpfel Kern aber kletterte an einem hohlen Zahn in die Höhe, der ihm hoch wie ein Kirchturm zu sein schien, und er setzte sich an den Rand dieses Kraters, denn es war ein wahrer Kraterschlund, der die Höhlung dieses Zahnes bildete.

„Zahnärzte scheint es hier auch nicht zu geben," sagte Zäpfel Kern vor sich hin, „sonst hätte sich das Seeungeheuer wohl diesen hohlen Zahn plombieren lassen."

In diesem Augenblicke ertönte aus der Tiefe des hohlen Walfischzahnes eine ihm bekannte Stimme. Es war der Leibdelphin der Fee Dschemma, der also sprach: „Es ist doch unglaublich! Statt vor Angst zu sterben, machst du faule Witze!"

„Grüß Gott!" rief Zäpfel in den Abgrund hinab. „Ich wußt es ja, daß ich hier Bekannte treffen würde. — Aber du irrst dich, wenn du meinst, daß mir vergnügt zumute ist. Weißt du, ich tu bloß so, als wäre ich lustig. Soll ich etwa weinen und heulen? Scheußlich genug ist es ja hier, und wenn ich an den Magensaft denke, in dem ich mich auflösen soll, wird mir übel, aber was ein richtiges Kasperle ist, stellt sich wenigstens fidel, wenn es auch nicht fidel ist, und dann, — siehst du: im Vergleiche zu meiner Verbannung in die Eselshaut ist es hier im Grunde ganz erträglich. — Die Hauptsache aber ist: ich bin voll Vertrauen auf die Hilfe unserer guten Frau Dschemma! Ich weiß es ganz gewiß, meine gute Mama verläßt mich nicht."

„Das ist ein gutes Wort, mein Junge!" rief der Delphin aus, „und zur Belohnung dafür will ich dir etwas Schönes sagen. Ja,

Zäpfel Kern, unsere liebe Frau Dschemma, deine gute Mama, will dich nicht verlassen, doch mußt du dich erst als einen tapferen Burschen und guten Sohn beweisen. Wisse: dies ist der Walfisch, der deinen Vater verschlungen hat, und heute, jetzt noch lebt der gute Alte im Innern dieses Ungetüms. Willst du ihn retten?"

„So wahr ich ihn und meine liebe Mama von Herzen liebe!"

„Sehr schön, mein Junge, aber bedenke wohl: es kann dir dein Leben kosten!"

„Von wem habe ich denn mein Leben, wenn nicht von meinem guten Papa, dem großen Meister Zorntiegel? Gerne setze ich es aufs Spiel für ihn."

„Sehr löblich, liebes Kasperle. Aber ich darf es dir nicht verhehlen: es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß du mit dem Leben davon kommst, wenn du dich dorthin wagst, wo jetzt dein Papa ist. Dagegen kannst du augenblicklich die Freiheit gewinnen, wenn du darauf verzichtest, ihn retten zu wollen. Du brauchst dich nur auf meinen Rücken zu setzen, und ich schwimme mit dir hinaus aus dem Rachen des Untiers ins Meer und bringe dich zur Insel Goldboden."

„Pfui! Wie kannst du mir so was anbieten! Das hat dir unsre gute und schöne Herrin gewiß nicht aufgetragen! Nein! Lieber mit meinem lieben Papa tot, als ohne ihn lebendig!"

Wie das Frau Dschemmas Leibdelphin hörte, peitschte er so vergnügt in dem hohlen Zahne des Walfisches herum, daß der ganz locker wurde; dann rief er aus: „Glück auf den Weg! Gleich wird der Augenblick kommen, wo der Walfisch das Wasser einzieht, um die Tausende von Fischen in seinen Magen zu befördern, die jetzt mit uns in seinem Maule sind. Du könntest dich retten, indem du zu mir in die Zahnhöhlung sprängest; so aber, da du ein guter Sohn und tapferer Junge bist, machst du, wenn das große Rasseln des Einatmens ertönt, einen Hechtsprung kopfüber in die

Strömung und läßt dich mit in das Innere des Ungeheuers saugen. Vielleicht ist es dir bestimmt, dort mit den Fischen zugleich zu verderben. Dann bist du als ein Held gestorben, Zäpfel Kern! Vielleicht aber gelingt es dir, ein kleines Licht zu erblicken. Auf dies schwimm mutig los! Du wirst dann ein Schiebefensterchen sehen. Dies schieb in die Höhe und krieche in die Öffnung hinein! Mehr kann ich dir nicht sagen. Behüt dich Gott, mein tapferer Bursch! Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen."

Kaum hatte der Delphin seine Rede beendet, da kündete auch schon ein furchtbares Gurgeln und Rasseln an, daß der Walfisch das Geschäft des Einatmens begann. Sofort stürzte sich Zäpfel Kern vom Rande des Zahnes in die Strömung, von der er sich augenblicklich, umdrängt von einer ungeheuren Anzahl zappelnder Fische, rasend schnell fortgezogen fühlte, einer noch dunkleren Höhlung zu, die sich immer mehr und mehr verengte, bis es so enge wurde, daß Zäpfel zu ersticken glaubte. Denn er wurde jetzt mit den ihm zunächst befindlichen Fischen zu einer Masse zusammengequetscht. Indessen, während die Fische, deren weiches Fleisch keinen Widerstand leisten konnte, dabei zugrunde gingen, gelangte Zäpfel Kern dank seiner tannenholzenen Leiblichkeit glücklich durch die Schlundenge des Walfisches in den Walfischbauch und: Hurra! sofort sah er in dessen Hintergrunde das gemeldete Lichtchen flimmern. Mit gewaltigen Stößen seiner Arme und die Beine mit der Gewandheit eines Frosches auseinanderschnellend, schwamm er drauf zu und war in weniger als fünf Minuten bei dem Fensterchen angelangt, das er sofort in die Höh schob, um dann sogleich durch die Fensteröffnung in den Raum zu kriechen, den jenes Lichtchen spärlich genug erleuchtete.

Einundvierzigstes Kapitel

Auf welche ebenso schlaue wie heldenmütige Weise Zäpfel Kern seinen guten Vater Zorntiegel und sich selbst aus dem Bauche des Walfisches rettet

Ah, wie herrlich! In diesem Raume war es trocken! Schleunigst ließ Zäpfel Kern das Schiebefenster wieder fallen und sprang auf den Boden. Merkwürdig: es war hölzerner Boden!

Aber Zäpfel Kern hatte keine Zeit, sich zu wundern. Jetzt mußte er zuerst seinem guten Papa um den Hals fallen.

Ach, wie sah der aus! Ein unendlich langer Bart wallte an ihm herab, und selbst die gelbe Nudelhaarperücke war weiß geworden.

So saß er hinter einem brennenden Lichte an einem kleinen Tische und las die Bibel. Fast wäre er vor glückseligem Entzücken gestorben, als sich sein Zäpfele an ihn hängte und dann vor ihm hinkniete und sprach: „Verzeih! Ich habe so unrecht an dir gehandelt, und meine Schuld ist es, daß deine Haare weiß geworden sind."

Aber Meister Zorntiegel beugte sich über ihn, gab ihm einen langen Kuß auf die Stirn und einen längeren auf den Mund und sprach: „Du bist da, und so ist alles gut und alles verziehen. — Ach, mein Zäpfele, wie glücklich bin ich, daß meine alten Augen dich noch einmal sehen, ehe sie sich für immer schließen. Denn nun muß bald gestorben sein."

„Nicht doch Papa! Nicht gestorben!" rief Zäpfel aus. „Ich bin gekommen, dich zu retten!"

Aber Meister Zorntiegel schüttelte den Kopf: „Nein! es ist zu spät, und fast reut mich meine Freude, dich wiedergesehen zu haben, denn nun mußt ja du mit mir sterben. Denn es ist kein Ausweg von hier, und alle Vorräte sind aufgezehrt."

„Wo man hinein kommt, kommt man auch heraus," sprach Zäpfel Kern. „Aber du sagtest Vorräte. Hat der Walfisch eine Vorratskammer im Bauch?"

„Das nicht," sagte Meister Zorntiegel, „aber ich habe in meinem Unglück ein wunderbares Glück gehabt, dem allein ich es verdanke, daß ich heute noch lebe. Denn, denke doch: ich bin ja seit einem Jahre im Bauche dieses Fisches."

„Ja richtig, wie war denn das nur möglich?!" rief Zäpfel aus und sah sich um.

„Was du hier siehst, mein Zäpfele," begann Meister Zorntiegel langsam zu erzählen, „ist nicht das Innere eines Fisches, sondern das Innere der Kajüte eines Kriegsschiffes, das unser Gastwirt, denn so möchte ich den Walfisch nennen, gleichzeitig mit mir verschlungen hat. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß bei diesem schrecklichen Verschlungenwerden mein armseliges Kähnchen im Tauwerk des großen Schiffes hängen blieb und zwar just an einer Luke, die ich sogleich verschloß. Was aus der Bemannung des Schiffes geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich alle Fenster und Türen fest verschlossen hielt und es so verhinderte, daß Wasser zu mir gelangen konnte. Dort die Türe hinter dir führt in die Vorratskammer des Schiffes, die Türe da aber, vor uns, führt zu einem Panzerturm mit einer Riesenkanone. Nun, mit der Kanone konnte ich nichts anfangen, aber die Vorratskammer war meine Rettung, denn sie war voll von Konserven, Schiffszwieback, Wein und auch versehen mit Lichtern und Zündhölzern. Und was nicht weniger als Glück zu preisen ist: auch diese Bibel fand ich dort und allerlei Handwerkszeug. So brauchte auch meine Seele nicht zu hungern, und auch meine Hände konnten sich beschäftigen. — Weißt du, was ich zuerst gemacht habe?"

„Nun, was denn?" fragte Zipfel Kern neugierig.

„Einen Anzug für dich," antwortete Meister Zorntiegel.

„Famos! Famos!" rief Zäpfel aus, „den kann ich brauchen, denn ich bin, wie du siehst, fiserfasernackt. Hurrah! Hurrah!

Gleich zieh ich einen schönen Kasperleanzug an! Schade nur, daß kein Marderschwanz am Hute ist."

„Marderschwanz? Wieso ein Marderschwanz?" fragte Meister Zorntiegel.

Und nun erzählte Zäpfel Kern, während er sich anzog, die Geschichte vom Marderschwanz und überhaupt seine ganze Geschichte.

Aufmerksam hörte der Alte zu, dann sprach er: „Wunderbar hat dich Gott durch seine Fee, die gute Frau Dschemma, geleitet, die ja auch ich kennen lernen durfte. Nun aber, lieb Zäpfele, werden wir uns wohl an den Gedanken gewöhnen müssen, daß das Ende nahe ist. Du ja könntest vielleicht aus dieser Finsternis, wo wir nicht bleiben können, weil ich alles aufgezehrt habe, wieder ans Licht gelangen, obwohl ich das nicht zu glauben wage, aber ich — ich bin zu alt und zu schwach."

„Nichts da!" rief Zäpfel aus. „Du wirst gerettet und heute noch! — Ist Pulver bei der Kanone?"

„Was meinst du?"

„Pulver! Zum Schießen!"

„Gewiß! Eine ganze Kammer voll!"

„Und auch Geschosse?"

„Freilich! Ungeheuer große Zuckerhüte aus Stahl."

„Na also. Dann schießen wir einfach ein Loch durch unseren Gastwirt. Dann nehme ich dich auf meinen Buckel und schwimm mit dir ans Land."

Meister Zorntiegel schüttelte den Kopf: „Du bist wahrhaftig mein echter Sohn, denn du hast Phantasie. Das aber, fürcht ich, wird doch nicht gehen.'

Aber es ging! Zäpfel Kern lud eine Kanone mit dem größten Stahlzuckerhut, schoß los und, pitsch! bum! krach! sauste der Zuckerhut durch den Leib des Walfisches.

Durch das dadurch entstehende Loch aber sprang Zäpfel Kern ins Meer, seinen guten Papa auf den Rücken tragend.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Zäpfel Kern zeigt, daß er kein dummes Kasperle mehr ist

Draußen waren sie nun also, aber in Sicherheit deswegen lange noch nicht, und es wäre ihnen vielleicht doch noch übel ergangen, wenn nicht wieder zur rechten Zeit der gute Delphin aufgetaucht wäre, der gerade in dem Augenblicke den Rachen des Walfisches verlassen hatte, als dieser, durch das Loch in seiner Seite wild geworden, höchst ärgerlich seinen Rachen aufriß und brüllte: „Was ist denn das für ein niederträchtiger Unfug? Hier zieht es ja!"

Hätte jetzt der Delphin unsere beiden Freunde nicht auf seinen Rücken genommen, so wären sie wahrscheinlich in dem fürchterlichen Aufruhr zugrunde gegangen, den das ungeheure wütende Tier durch seine heftigen Bewegungen im Wasser verursachte. Auf dem Rücken des Delphins aber gelangten sie, wenn auch erst nach vielen Stunden und einigen Anfällen von Seekrankheit des guten Alten, glücklich ans Land, und es versteht sich von selbst, daß sie ihrem lebendigen Wasserautomobil den herzlichsten Dank aussprachen. Zäpfel Kern gab dem Delphin sogar einen kräftigen und, wie man sich denken kann, saftigen Schmatz, obwohl das gute Schuppentier etwas tranig aus dem Schlunde roch. Dann fragte er: „Und kannst du mir auch diesmal den Weg sagen, wie damals auf der Insel Goldboden?"

„Ei natürlich!" antwortete der Delphin: „Immer der Nase nach, mein Zäpfele! Immer deiner schönen Kasperlenase nach!"

„Na also, dann adieu, Onkel Delphin! Grüß deine liebe Frau Delphinin und alle deine Herren Söhne und Fräulein Töchter recht herzlich von mir und laß dich wieder mal sehen," rief zum Abschied Zäpfel Kern, und der Delphin antwortete: „Werds ausrichten, gutes Kasperle, und wiedersehen werden wir uns gewiß —

das heißt, wenn du jetzt endlich wirklich gescheit geworden bist. Sonst siehst du mich nie wieder!"

„Wenns auf weiter nichts ankommt, als auf meine Geschicklichkeit, dann habe ich sicher noch das Vergnügen," antwortete das Kasperle, „denn gescheit bin ich jetzt kolossal."

Dann wanderten Vater und Sohn tapfer drauf los ins Land hinein, wobei unser Zäpfel unausgesetzt darauf bedacht war, dem Alten das Gehen zu erleichtern.

So mochten Sie etwa eine Stunde Weges hinter sich haben, als sie zwei elende Gestalten am Wege stehen sahen, die bettelnd die Hüte hinhielten und murmelten: „Ein Almosen, liebe Herren, bitte, bitte ein Almosen für einen alten lahmen Mann und eine alte blinde Frau."

„Euch kenne ich doch?!" sagte Zäpfel Kern. „Du bist der nichtswürdige Fuchs, der mich bestohlen hat, und du die nicht weniger nichtswürdige Katze, die ihm dabei half. Es scheint also, das Sprichwort ist wahr: ‚Unrecht Gut gedeiht nicht' und ‚Wer anderen hat einen Rock genommen, ist meist ohne Hemde umgekommen'."

„Es ist nur zu wahr," antwortete der Fuchs.

„Nur zu wahr," wiederholte die Katze.

„Und nicht nur, daß wir alles verloren haben, was wir dir und andern stahlen, ich bin auch für meine Verstellung bestraft und wirklich lahmgebissen worden von einem schrecklichen Fanghund, namens Schnapps," fügte der Fuchs hinzu.

„Daran erkenne ich meinen wertgeschätzten Freund Schnapps," sagte einfach Zäpfel Kern.

„Und ich," jammerte die Katze, „wurde vor lauter Sotun in der Tat auch wirklich blind."

„Das kommt davon," meinte Zäpfel Kern. „Leid tut mirs ja, aber ich kann weder dir das Hinken, noch dir das Blindsein weg-

kurieren. Ich habe jetzt mit meinem guten alten Papa zu tun, der mehr Anspruch auf meine Hilfe hat, als ihr zwei Schufte. Euch kann ich nichts geben, als den guten Rat: Packt euch weg und schert euch nach Hurrasien, wo man aus Räubern große Herren macht."

„Ja, solange einer Kraft hat, zu rauben. Wir aber sind von dort ausgewiesen worden, weil wir jetzt invalide sind," antworteten die zwei. „Bitte, bitte hilf uns doch! Nimm uns zu deinen Dienern an, wenn du sonst nichts für uns tun kannst. Wir wollen dir gewiß treu und ergeben sein."

Fast hätte ihnen Zäpfel Kern geglaubt, aber indem er sich alles überlegte, wie sich die beiden ihm gegenüber benommen hatten, mußte er doch zu der Ueberzeugnng kommen, daß bei ihnen Hopfen und Malz verloren war, und er sprach: „Wenn ich ein großer Herr wäre, dems nicht darauf ankommt, vorn und hinten bestohlen und betrogen zu werden, würde ich tun, was ihr von mir möchtet; schon, damit ihr seht, daß ich nicht rachsüchtig bin. Aber so: Nein! Ich kann mir den Luxus nicht leisten, Diebe als Diener zu nehmen. Fahrt ab, ihr Schufte! Zäpfel Kern ist klug geworden!"

Und die beiden drückten sich, indem sie murmelten: „Der ist wahrhaftig gescheit geworden!"

Meister Zorntiegel gab seinem Kasperle ganz recht: „Mitleid," sprach er, „ist eine Tugend, aber es kann auch eine Dummheit sein und ein Unrecht an solchen, die es wirklich bedürfen. Wenn du einen anderen im Elend siehst, und du kannst ihm helfen, so tu es, auch wenn er möglicherweise deiner Hilfe nicht würdig ist. Indessen, wenn du ganz genau weißt, er ist ein Schurke, so heb deine Hilfe lieber für andere auf, die nicht jeden Augenblick bereit sind, sich selbst durch Schurkereien zu helfen."

So gingen sie weiter und weiter, bis Meister Zorntiegel vor Müdigkeit nicht mehr gehen konnte.

„Ach, das Alter!" sprach er, „es ist ein Elend! Ich kann nicht mehr! Hunger, Durst und Müdigkeit sind für einen alten Mann schlechte Weggesellen. Geh allein, Zäpfel Kern, und laß mich am Wege warten, ob jemand kommt, der mir hilft."

Zäpfel Kern aber sprach: „Weißt du, Papa, du hast wohl recht, mich für einen Windbeutel und Leichtfuß zu halten; daß du mich aber für einen schlechten Kerl hältst, ist nicht recht von dir. — Mag kommen, was will, ich bleibe bei dir ... Übrigens sehe ich dort im Felde Rauch aufsteigen. Gewiß ist dort ein Bauernhaus. Ich spring schnell hin und schau nach."

Und wie der Wind eilte er davon.

Keine drei Minuten vergingen, und er war wieder da, mit freudestrahlendem Gesichte: „Komm," rief er schon von weitem, „es ist wirklich ein Bauernhaus, und eine Stimme hat mir geantwortet, daß wir eintreten dürfen. So findest du wenigstens einen Stuhl, dich zu setzen."

Wie sie aber an das Haus kamen, fanden sie es verschlossen, und als Zäpfel Kern klopfte, rief eine Stimme: „Ich hab mirs anders überlegt. Für Zäpfel Kern ist hier kein Eintritt."

„Kennst du mich denn?" fragte Zäpfel Kern.

„Wie sollte ich meinen Mörder nicht kennen," antwortete die Stimme.

„Erlaube mal," antwortete Zäpfel Kern, „wenn ich dein Mörder bin, wie kommst du denn dazu zu leben?"

„Das ist nicht dumm gefragt," entgegnete die Stimme, „und für gescheite Fragen habe ich ebensoviel übrig, wie für gescheite Antworten. Darum will ich dich wirklich hereinlassen, obwohl du es eigentlich nicht wert bist."

„Meinetwegen kannst du mich gleich wieder hinauswerfen," antwortete Zäpfel Kern, „wenn du nur meinen guten Papa beherbergen willst."

Die Tür ging auf, sie traten ein. Niemand war zu sehen.

„He! Wirtschaft,“ rief Zäpfel Kern. „Wohnt hier der unsichtbare Herr Luft?“

„Nein!“ kam eine Stimme von der Wand. „Hier wohnt Professor Doktor Maikäfer, ermordet an einem stürmischen Maiabende von Zäpfel Kern und zum Leben wieder aufgeweckt an einem schönen Maimorgen von Frau Dschemma.“

„Dacht ich mirs doch,“ sagte Zäpfel Kern. „Der gelehrte Maikäfer, an dem ich so häßlich gehandelt habe, hört nicht auf, mir Böses mit Gutem zu vergelten. Aber ich verstehe jetzt die Mahnung, die darin liegt, Herr Professor.“

„Das wollen wir hoffen,“ entgegnete der und stieg eine Treppe herunter, indem er einer langen Tabakspfeife dichte Dampfwolken entsaugte. Aber diese Wolken rochen nicht nach Tabak, sondern nach Ananas.

„Diesen Tabak haben Sie sicher von Frau Dschemma geschenkt bekommen,“ sagte Zäpfel Kern.

„Allerdings,“ antwortete der gelehrte Maikäfer.

„So ist also meine liebe Mama hier in der Nähe,“ sagte Zäpfel Kern.

„Diese Folgerung ist nicht ganz richtig,“ antwortete der gelehrte Maikäfer.

„Ach, sagen Sie mir doch, wo sie ist,“ bat Zäpfel Kern.

„Sie wird sich dir zeigen, wenn sie es für gut befindet,“ antwortete der gelehrte Maikäfer.

„Ach,“ meinte Zäpfel Kern, „wer weiß, ob sie mich noch mag.“

„Wer weiß,“ sagte der Maikäfer und wackelte mit seinen Fühlern. „Aber,“ fuhr er fort, „Meister Zorntiegel bedarf, wie ich sehe, der Stärkung. Es ist deine Pflicht, Zäpfel, ihm eine Labung zu verschaffen. Ich, der ich mich von Blättern und Tau nähre, habe natürlich nichts im Hause, aber nebenan, ein Viertel-

stündchen weit, wohnt ein Müller, namens Klapperrad, der hat eine Kuh, und diese Kuh gibt Milch. Lauf hin und hol einen Topf voll."

Und Zäpfel lief. Und er lief pfeilschnell, so daß er statt einer Viertelstunde nur fünf Minuten brauchte.

„n Abend, Herr Klapperrad," grüßte er den Müller, der, über und über mit Mehl bestaubt, vor seiner Mühle stand, deren großes Rad, von einem kleinen Bache getrieben, sich fleißig drehte, „n Abend, n Abend, bitte geben Sie mir einen Topf Milch."

„Gerne, mein Sohn," antwortete der Müller, „willst du einen Topf für fünf oder für zehn Pfennige?"

„Ach," antwortete Zäpfel Kern, „am liebsten einen für zwanzig Pfennige, — nur habe ich leider kein Geld."

„Hm . . ." meinte der Müller, „kein Geld . . . das ist dumm . . ., aber mir scheint, du hast einen kräftigen Rücken, nicht?"

„Oh ja! Ich glaube schon, daß er kräftig ist."

„Na, dann kann uns beiden geholfen werden," antwortete der Müller. „Ich habe noch zehn Säcke Mehl drüben abzuliefern beim Bäcker Winzigbrot, und mein Esel ist am Ende seiner Kräfte. Schlepp mir die Säcke, und du kriegst dafür einen großen Topf Milch."

„Furchtbar gerne," antwortete Zäpfel Kern.

„Na, na," antwortete der Müller, „so furchbar gerne wirst du das kaum tun, denn die Säcke sind schwer. Mein Eselchen liegt nicht umsonst im Sterben, und ein Esel hat mehr Kräfte, als ein Junge."

„Was ein Esel kann, kann ich auch," sagte Zäpfel Kern und dachte mit Schrecken an seine Eselserlebnisse.

„Wolln sehen!" meinte der Müller.

Aber Zäpfel Kern schleppte richtig alle zehn Säcke zum Bäcker, und der Müller mußte ihn loben, denn das Kasperle brach

fast zusammen unter der Last, und der Schweiß rann ihm in Strömen.

Wie er den letzten Sack abgeliefert hatte und dafür einen großen Topf Milch in Empfang nahm, hörte er ein Stöhnen aus der Ecke und vernahm die auf eselisch gesprochenen Worte: „Zäpfel Kern! Zäpfel Kern! Siehst du mich denn nicht?" Zäpfel ging der Stimme nach und erblickte ein armes krankes Eselchen, das auf einer Schütte Stroh in der Ecke lag und kaum noch zum Gruß mit dem Schwanze wedeln konnte.

„Mein Gott!" rief Zäpfel Kern und kniete an seiner Seite nieder, „du bist doch nicht . . . ? . . ."

„Ja, ich bin Spinnifax," antwortete der Esel, „ich bin der unselige Spinnifax, der nicht lernen wollte und sich dafür hat zu Tode arbeiten müssen als Esel. Ich sterbe, Zäpfel, ich sterbe! Ist das nicht ein trauriges Los? Wer mir das gesagt hätte, daß ich als Esel enden würde!?"

„Ach, du Armer," sagte Zäpfel und schlang seine Arme um den Eselskopf. „Ich fühle, wie du leidest, aber ich kann dich trösten. Du endest nur als Esel, glaube mir. Auch ich habe als Esel geendet und noch dazu als Esel mit gebrochenen Hinterbeinen im Meere, angefressen von Fischen. Dann aber bin ich wieder ich geworden! Glaube mir, so wird es auch mit dir sein. Du bist nur am Ende deiner Prüfungszeit als Esel. Ist dann das Eselhafte in dir tot, so wirst du wieder Spinnifax sein, aber nicht der alte dumme, sondern ein neuer gescheiter. Freue dich! Bald ist deine schlimme Zeit vorüber!"

„Hoffentlich," hauchte Spinnifax und legte sich schwach auf die andere Seite. Der Müller, der die Eselsprache nicht verstand, hatte mit Staunen gehört, wie Zäpfel mit dem Esel in Esellauten gesprochen hatte, und er sagte: „Was war denn das? Es scheint, du kannst nicht bloß wie ein Esel arbeiten, sondern auch wie ein Esel reden!"

„Ich bin," antwortete Zäpfel, „ein Schulkamerad dieses Esels."

„Was der Daus," rief der Müller, „du bist also mit Eseln in die Schule gegangen!? Da wirst du nicht viel gelernt haben."

„Reden wir nicht darüber!" entgegnete Zäpfel, der sich schämte. „Versprecht mir lieber, den Esel zu begraben, wie einen Menschen. Ich will dafür noch mehr Säcke tragen und überhaupt an seine Stelle treten, wenn ich dafür immer einen Topf Milch kriege."

„Abgemacht!" sagte der Müller.

Und so geschahs. Tag für Tag schleppte Zäpfel Kern Sack für Sack zum Bäcker und erhielt dafür zum Lohn für seinen guten Vater einen Topf gute Milch.

Da Meister Zorntiegel aber auch essen mußte, galt es, auch Brot und Fleisch zu kaufen, und so arbeitete Zäpfel Kern, um das Geld dazu zu verdienen, auch beim Bäckermeister Winzigbrot.

Eines Tages traf er dort einen Lehrjungen — und wer war das? — Spinnifax! „Siehst du wohl," sagte Zäpfel Kern zu ihm, „das kommt davon! Wir wollten nicht ins Gimpelnasium gehen und sind dafür Bäckerjungen geworden."

„Aber immer noch besser, als Esel," meinte Spinnifax.

„Sehr richtig!" antwortete Zäpfel. „Und überhaupt: Arbeit ist keine Schande, und ein richtiger Bäckerjunge wird ein tüchtiger Bäckergeselle, und ein tüchtiger Bäckergeselle wird mal ein tüchtiger Bäckermeister, und ein tüchtiger Bäckermeister braucht sich vor keinem König zu schämen."

„Am wenigsten vor einem König der Tagediebe," lachte Spinnifax.

„Schweigen wir davon, Herr Reichskanzler," lachte Zäpfel Kern.

*

So ging Monat auf Monat in fleißiger Arbeit lustig dahin, und eines Tages fand Zäpfel Kern, daß er genug Geld erspart

hatte, um sich das einzige zu kaufen, was ihm zu seinem Glücke noch fehlte: einen Marderschwanz auf seinen Hut, denn das muß gesagt werden: Eitel war unser Kasperle noch immer.

Und so bat er seinen guten Papa um die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen und sich diese haarige Zierde kaufen zu dürfen.

Meister Zorntiegel, der eine rechte Freude über sein fleißiges Zäpfele hatte, erlaubte es ihm, und das Kasperle machte sich munter auf den Weg.

Da hörte er es plötzlich neben, unter sich flüstern: „Zäpfel! Zäpfel! Warum so schnell?"

Und wie er auf den Boden sah, erblickte er eine Waldschnecke, die den Kopf nach ihm erhob.

„Bist dus oder bist dus nicht?" sagte er.

„Freilich bin ichs," antwortete die Schnecke, deren Stimme immer noch verschleimt war.

„Und bist du noch bei Frau Dschemma im Dienste?"

„Ach, unsere gute Frau Dschemma wird bald keine Dienerin mehr brauchen."

Zäpfel Kern erschrak furchtbar und fragte: „Sie ... sie ist doch nicht etwa krank? Sie ... sie wird doch nicht etwa sterben?"

Die Schnecke antwortete: „Ach, leider, leider geht es ihr sehr, sehr schlecht. Sie ist aus Gram über dich krank geworden, und es fehlt ihr an Geld für die Medizin."

„Da, nimm," rief Zäpfel Kern aus, „nimm, was ich habe. Gib es meiner lieben Mama und sag ihr: Morgen komme ich selbst! Denn ich muß jetzt gleich nach Hause, mit meinem Papa zu reden, was wir tun können."

„Aber, dein Marderschwanz!"

„Ach, laß doch den Unsinn! Denkst du, ich will mich schmücken, während es meiner guten Mama schlecht geht!? Mach! mach! mach doch, du — Schnecke du!" Da nahm — die Schnecke? —

nein: da nahm — Fräulein Täubele? — nein: da nahm eine schneeweiße Taube Zäpfel Kerns Börse in den Schnabel und flog davon. Zäpfel Kern schaute ihr erstaunt nach und lief nach Hause.

„Schon zurück?" fragte Meister Zorntiegel. „Und der Marderschwanz?"

„Nichts Marderschwanz, Papa! Morgen muß ich in die Stadt, unserer guten Frau Dschemma helfen."

Dreiundvierzigstes Kapitel

Wie Zäpfel Kern zu träumen glaubt und beim Erwachen nicht weiß, ob er geträumt hat — und damit Schluß

Als Zäpfel Kern am Abende dieses Tages sein Schlaflager aufsuchte, das nur aus einer Schütte Heu bestand und einem Bund Stroh als Decke darüber, da klopfte sein Herz heftiger denn je, und das Blut summte in seinen Schläfen, und das ganze Kasperle war wie im Fieber der Aufregung bei dem Gedanken: „Morgen gehe ich zu meiner Mama und helfe ihr, daß sie gesund wird!"

Aber, da er auch an diesem Tage sich müde gearbeitet hatte, schlief er schließlich doch ein. Das letzte was er sah, war die silberne Scheibe des Mondes, der durch sein Dachfenster zu ihm in seine kahle ärmliche Kammer guckte. Wie er aber die Augen geschlossen hatte, sah er mehr:

Es rollte sich vom Monde eine silberne Strickleiter herunter, und auf dieser Strickleiter stieg gravitätisch Herr Löcklich herab in der ganzen Pracht seiner Leibkutscherlivree. Und Herr Löcklich sprach: „Ich habe die Ehre, Ihre Feeliche Hoheit, Frau Dschemma, zu melden."

Und es kam ein Glanz in die Kammer, wie goldenes Morgenrot, und ein Duft wie aus Ananasgärten, und in dem Glanze schwirrten schneeweiße Tauben, die sich überall hinsetzten, daß die

ganze Kammer erfüllt war von Taubenflügeln im Morgenglanz. Mitten unter den Tauben saß Frau Dschemma.

Und Frau Dschemma sprach: „Grüß dich Gott, mein liebes Kasperle, wie gehts?"

„Gut geht mirs, schöne Frau, aber meiner lieben Mama, der du ganz gleich siehst, gehts schlecht, und daher geht es auch mir nicht gut."

„Ei, Zäpfele, was redest du da! Ich sehe nicht bloß aus, wie deine Mama, — ich bin es selbst!"

„Und bist nicht krank?"

„Dein gutes Herz hat mich wieder gesund gemacht!"

„Und hast mich lieb?"

„Wie nur eine Mama ihr Kind lieb haben kann!"

„Mich böses Kasperle?"

„Bist ja kein böses Kasperle mehr, bist ein braves, tüchtiges, gutes Kasperle und, wenn du willst, wirst du überhaupt kein Kasperle, sondern ein Menschenkind sein."

„Ich will, was du willst, Mama."

„Nein, Zäpfele, es soll ganz so sein, wie du willst. Überleg dirs recht!"

Und Zäpfel Kern warf sich im Schlafe herum, unruhig, unsicher, hin- und hergewendet von ungewissen Gefühlen.

Endlich sprach er langsam und leise: „Mir scheint, Mama, es wäre besser, ich bliebe ein Kasperle. Mir ist, es wäre besser so. Ich bin ein Bäumchen im Wald gewesen, und der Waldvater, der uralte, der auch kein Mensch ist, hat mich in die Stadt gebracht als ein Stück Wald, und mein lieber Menschenvater hat mir vom Menschlichen nur die Kunst gegeben. — Nicht wahr, Mama, so ists?"

„Ja, mein Kasperle."

„So hab ich also die Natur vom Walde, und die müßt ich doch verlieren, wenn ich ein Menschenkind würde?"

„Ja, das müßtest du."

„Und wäre auch kein Kunstding mehr, kein Werk von Menschenkunst?"

„Nein, denn ein Menschenkind ist kein Werk der Menschenkunst!"

„So verlör ich ja alles, was ich bin, Mama: meine Natur und mein Kunstwesen?"

„Freilich!"

„Ach, Mama, — dann würde ich ja was ganz anderes!? Soll ich das wirklich wollen?"

„Du sollst nur, was du willst."

„Und du bist nicht böse, wenn ich kein Menschenkind werden will?"

„Nicht im geringsten! Hör bloß auf dich! Denk nicht an mich!"

„Ich höre auf m i c h, Mama, und denke an d i c h! Und mir ist: das ist ganz das Gleiche. O, Mama, jetzt weiß ichs: Auch du bist, wie ich! Deine Natur ist zwar nicht aus dem Walde, aber sie ist aus dem Himmel, und auch du bist ein Wesen aus der Kunst der Menschen, wenn auch aus einer anderen Kunst."

„Du fühlst etwas richtiges, mein liebes Kasperle."

„Und darum bist du wirklich und wahrhaftig meine Mama und wirst mir nicht böse sein, wenn ich, ein Kasperle, d e i n K a s p e r l e bleibe!"

„Recht gesprochen, mein Kind!" sprach die Fee und küßte Zäpfel Kern auf den Mund. „Bleibe was du bist: kein Menschenkind, aber ein Bild für Menschenkinder, von dem sie lernen mögen, indem sie darüber lachen!"

In diesem Augenblick kam der weiße Falke geflogen und schlug an die silberne Scheibe des Mondes mit dem Klöppel aus dem steinernen Palaste der Fee, und der Mond wurde zu dem klingenden Schilde an Frau Dschemmas Schloß, und dieses selbst baute

sich im Himmel leuchtend auf, und der Garten mit dem hohen Gitter aus eisernen Lilien rückte heran, und die Lindenallee schob sich herbei, und die große Eiche kam und der grüne Wald. Und in der Allee fuhr die himmelblaue Karosse herbei mit den weißen Katzen, und Herr Löcklich saß auf dem Bocke, und auf dem Ebenholzbrette hinten standen seine beiden Söhne. Und jetzt saß die Fee im Wagen und neben der Fee Meister Zorntiegel und ihnen gegenüber Zäpfel Kern. Und die Dackel-Soldaten standen am Tore und präsentierten, und General Bumbautz, der Schnauzel, senkte den Degen, und Schnapps war Portier und Kastellan, und Fräulein Täubele stand neben ihm am Tore. Und, wie die Karosse vorfuhr, schrien alle hurra!

Und wie Zäpfel Kern aufwachte, war alles wirklich so, wie er geträumt hatte. Und so ist es heute noch.

Die „Studentenbeichten", deren „Erste Reihe" hier nur in Auswahl abgedruckt wurde, erschienen, ebenso wie „Don Juan Tenorio", aus welchem Buche die Erzählung „Kaktus" stammt, „Die Schlangendame" und „Das Schöne Mädchen von Pao" im Verlage von Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig, „Zäpfel Kerns Abenteuer" bei Hermann Schaffstein in Köln. Diese Geschichten wurden mit Genehmigung der Verleger in die Gesammelten Werke aufgenommen.

„Zäpfel Kern" ist eine „ganz freie, selbständig deutsche Behandlung" von Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio.

Gedruckt für Georg Müller in München
von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.
Den Einband besorgte nach Entwurf von
Paul Renner Hübel und Denck in Leipzig





